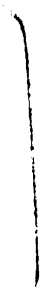


Jahrgang Heft 4 April 1924

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

1924
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
BERKELEY

Inhalt:

Der Kampf um die völkische Bewegung. Von Armin von Oefele .. Seite 193
Warum mußte ein 8. November kommen? Von Adolf Hitler .. .. „ 199
Deutschland seit der Revolution. Von General Ludendorff .. .. .. „ 209
„Oberland". Von Dr. Friedrich Weber .. .. „ 221
Die Tat Adolf Hitlers vor den Schranken des Volksgerichts. Von Justizrat W. v. Zezschwitz .. .. „ 225
Der Alldeutsche Verband als Finder und Wegbereiter des völkischen Gedankens. Von Otto Bonhard .. .. „ 228
Die Katholiken und die völkische Bewegung. Von Armin von Oefele „ 232
Werde, der du bist! Von Professor Dr. Friedrich Höhne .. .. „ 237
Das oberste Ziel: Deutschlands Befreiung. Von Dr. Erich Kühn .. .. „ 242
Bücherschau .. .. „ 251

J. F. Lehmanns Verlag / München

Deutsche Zeitung

Das führende völkische Blatt Deutschlands

Hauptgeschäftsstelle: Berlin SW 11

Deutschland will leben!

Alte und neue Heroldsrufe für die Gegenwart

Gewidmet

Den Märtyrern für Deutschlands Freiheit!

Auf annähernd 200 Druckseiten wird hier eine Sammlung mit zirka 180 vaterländischen Gedichten von zirka 80 deutschen Dichtern geboten, sämtlich auf unsere Gegenwart zugeschnitten!

Ein Kampf- und Trostbuch für jeden Deutschen,
für Männer und Frauen, Jung und Alt!
Eine Fülle von Kernworten für die Wahlen!
Unerschöpfliche Fundgrube für Vorträge bei vaterl. Veranstaltungen!

Preis fest brosch. nur M. 2.—, gebunden M. 3.—.
In Partien von 20 Stück an für Vereine, Verbände usw. je M. 1.50, bzw. M. 2.50.

Unaufhaltsam weiter geht der Siegeszug der vaterl. Gedichtsbände von

Bogislav von Selchow

Von Trotz u. Treue	Der Ruf des Tages
35. Tausend	15. Tausend

Jeder Band zirka 100 Seiten stark mit zirka 80 Gedichten.
Preis der jetzigen Bestände nur M. 1.— brosch., M. 2.— gebunden.

Aus diesen Gedichtbänden stammen u. a. die Worte, die auch **Schlageters Wahlspruch** waren und **Adolf Hitlers Leitmotiv** sind:

Ich bin geboren, deutsch zu fühlen,
Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt.
Erst kommt mein Volk,
Dann all' die andern vielen,
Erst meine Heimat, dann die Welt.

Ein jedes Volk bestimmt sich selbst sein Los
Zu Freiheit oder Sklaverei.
Und ist das Dunkel noch so groß,
Ein Weg zum Licht ist immer frei!

Jeder Wandspruch 2farbig gedruckt nur 50 Pfg., außerdem 5 verschiedene Postkarten je 10 Pfg.
Wo diese deutschen Bücher und Sprüche nicht geführt werden, bitte ich direkt auf dem Abschnitt einer Postscheck-Einzahlung zu bestellen bei

N. G. Elwert, Verlag, Marburg (Inh. G. Braun)
Postscheck Frankfurt a./M. 3899.

Ein Andenken für jeden Deutschen!

Eine Erinnerung an Deutschlands schwerste Zeit!

Dargestellt auf 3 künstlerischen Denkmünzen:

„Des deutschen Volkes Leidensweg!"

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß der Mensch eine schlechte Zeit viel schneller vergißt, als eine gute. Genau so geht es jetzt dem deutschen Volke. Um nun unseren Nachkommen für spätere Zeiten die Eindrücke der größten Not mit ihrer Teuerung, welche Deutschland in der Zeit seiner größten Inflation vom 1. November bis 1. Dezember 1923 durchzumachen hatte, festzuhalten, ist es gelungen, diese in Gestalt von 3 Münzen herauszugeben. Die Vorderseiten enthalten die Inschrift: „Des deutschen Volkes Leidensweg", versinnbildlicht durch einen deutschen Mann mit seinem Weib und Kind. Die Rückseiten der einzelnen Münzen enthalten folgende Inschrift:

Am 1. November 1923 kostete		Am 15. November 1923 kostete		Am 1. Dezember 1923 kostete	
1 Pfund Brot . .	3 Milliarden	1 Pfund Brot . .	80 Milliarden	1 Pfund Brot .	260 Milliarden
1 Pfund Fleisch .	36 Milliarden	1 Pfund Fleisch .	900 Milliarden	1 Pfund Fleisch .	3,2 Billionen
1 Glas Bier . .	4 Milliarden	1 Glas Bier . .	52 Milliarden	Eine Goldmark =	eine Billion

Versäumen Sie deshalb nicht, sich diese wunderbar künstlerisch hergestellte Münzserie sofort zu bestellen. Eine Serie (3 Münzen) in Etui 5.— Mark.

Um jedem, ob arm oder reich, die Möglichkeit zu bieten, sich diese Teuerungsmünzen anzuschaffen, gewähren wir **schon bei Mindestabnahme von 10 Serien** mit Etui, **einen Sonder-Rabatt** und bitten Sie deshalb höflichst, in Ihren dortigen Bekanntenkreisen bzw. bei Ihren Mitgliedern, Arbeitskollegen usw. eine Umfrage zu halten, damit eine Sammelbestellung getätigt werden kann. Schreiben Sie noch heute an:

Gebrüder Schulze, Mittweida i. Sa.

Abt. Weitzelstraße 10. / Fernsprecher Nr. 138.

Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig / **Deutsche Verlagsanstalt**, Stuttgart / **Duncker & Humblot**, München / **E. S. Mittler & Sohn**, Berlin / **J. C. B. Mohr** (Paul Siebeck), Tübingen / **Paul Parey**, Berlin / **B. G. Teubner**, Leipzig / **Walter de Gruyter & Co.**, Berlin / **Weidmannsche Buchhandlung**, Berlin.

Der große Krieg 1914—1918

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner

herausgegeben von **M. Schwarte**, Generalleutnant a. D.

Drei Bände.

Der Deutsche Landkrieg. Bd. 1: **Vom Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1915.** XVI, 535 S. mit 16 Textskizzen und 4 Kartenbeilagen. 1921.

Band 2: **Vom Frühjahr 1915 bis zum Winter 1916/17.** XII, 674 S. mit 3 Karten auf einer Beilage und 32 Textskizzen. 1923.

Band 3: **Die Ereignisse der Jahre 1917/18.** Erscheint im Sommer 1924.

Der Seekrieg. Der Krieg um die Kolonien. Die Kampfhandlungen in der Türkei. Der Gaskrieg. Der Luftkrieg. XIII, 668 S. mit 4 Karten und 20 Textskizzen. 1922.

Der österreichisch-ungarische Krieg. XII, 667 S. mit 2 Beilagen und 22 Textskizzen. 1922.

Die Organisationen der Kriegsführung. Drei Bände: **Die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen.** XII, 657 S. mit 1 Textskizze und 2 Kartenbeilagen. 1921.

Die Organisationen für die Versorgung des Heeres. XIV, 603 S. mit Textskizzen, Tabellen und 1 Beilage. 1922.

Die Organisationen für das geistige Leben im Heere. XXVI, 589 S. 1923.

Im Anschluß an die vorstehenden Bände ist geplant, zwei weitere Bände, enthaltend **„Deutschland und die Vorgeschichte des Weltkrieges"** und **„Die politische Geschichte des Weltkrieges"** von dem bekannten Historiker Geheimrat Prof. Dr. Oncken-Heidelberg, bearbeitet, herauszugeben.

Das jetzt dem Abschluß nahe Kriegswerk wird auf absehbare Zeit das einzige große, zusammenhängende, alle Gebiete umfassende, auf einwandfreien Akten und sonstigen Unterlagen entstandene deutsche Werk über den Weltkrieg sein.

Der Preis der bisher erschienenen 7 Bände beträgt für die Ganzleinenausgabe je GM. 18.—, Schw. Frks. 16.—, für die Halbfranzausgabe je GM. 27.—, Schw. Frks. 24.—.

Die Auslieferung an den Buchhandel erfolgt durch die Firma **Johann Ambrosius Barth**, Leipzig, Salomonstr. 18 b.

Monatshefte für Politik und Wehrmacht: . . . Die deutsche Literatur, nicht nur die militärische im engeren Sinne des Wortes — wird in diesen Darstellungen das erhalten, was man ein Standardwerk zu nennen pflegt.

Eine Goldmark = 10/42 Dollar. — Lieferung nach dem Auslande in effektiver Währung.

Jeder nationale Deutsche sei mehr als je bestrebt, die Ereignisse der Gegenwart im Rahmen der Geschichte zu sehen.

Hans Herzfeld
Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkrieg

162 Seiten, steif kartoniert, G.-M. 3.50.

Der Verfasser schildert in fesselnder Form, wie Generalstab, Kriegsministerium, Parlament, Kanzler und Kaiser nicht den Weg zu klarem, großem Handeln finden konnten, wie sachliche und persönliche Hindernisse die notwendigen Maßnahmen unmöglich machten. Sehr interessant ist die Rolle Ludendorffs, des einzigen, der in dieser Atmosphäre zu kämpfen wagt, in diesen Kämpfen um die Heeresvorlagen. (Thür. Allg. Zeitung.)

Walther Vogel
Das neue Europa

und seine historisch-geographischen Grundlagen.

336 Seiten, in Halbleinen gebunden G.-M. 8.—.

Adolf Rapp
Der deutsche Gedanke

seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert.

337 Seiten, brosch. G.-M. 3.—, gebunden G.-M. 4.50.

Das vorliegende Buch (Vogel) ist zur Einführung in das politische Verständnis der Gegenwart ebenso vorzüglich geeignet wie das schon früher erschienene Werk Rapp: Der deutsche Gedanke, zu erkenntnismäßiger Vertiefung eines starken Nationalbewußtseins. Beide aber beweisen wieder, daß für die politisch-nationale Erziehung unseres Volkes die Lehren der Geschichte, allerdings vermittelt durch echte deutsche Männer, nicht zu entbehren sind. (Eiserne Blätter.)

Fritz Hartung
Deutsche Geschichte

vom Frankfurter Frieden bis zum Vertrag von Versailles, 1871/1919.

Zweite, auf Grund der inzwischen weiter veröffentlichten Quellen neu bearbeitete und vermehrte Auflage.

370 Seiten, in Halbleinen gebunden, G.-M. 8.—.

Das von echtem deutschen Geist getragene Buch wird jedem Politiker, Historiker und Staatswissenschaftler eine willkommene Quelle sein, aber auch dem Nichtfachmann bietet es in seiner auf reiches Quellenmaterial gestützten Schilderung einen trefflichen Rückblick auf den darin behandelten Geschichtsabschnitt und damit zugleich einen Ausblick auf das Erreichbare. (Kreuzzeitung.)

Ausführliche Prospekte über Geschichtswerke versendet gern

Kurt Schroeder / Verlag / Bonn und Leipzig.

Hochverratsprozeß Hitler / Ludendorff

einige Tage nach Beendigung des Prozesses sofort abgeschlossen lieferbar.
Vorbestellungen schon jetzt erbeten an
Buchhandlung d. „Stimme v. Rhein"
Verlag Norbert Windfelder
Köln 23 u. Siegen 1.

„Das deutsche Buch"

Ein Ratgeber
für jeden Bücherfreund.
Versand kostenlos durch
Deutsche Kulturgemeinschaft
Berlin-Pankow.

Briefmarken-Auswahlen
gegen la Referenzen.
Briefmarkenhaus **Arns & Schrott**
Bad Wörishofen i. B.

Bitte beziehen Sie sich bei allen Bestellungen auf unsere Zeitschrift

Die Zionistischen Protokolle

Das politische Programm der internationalen Geheim-Regierung

Übersetzt aus dem Englischen nach dem im Britischen Museum befindlichen russischen Original

Mit einem Vor- und Nachwort
von Theodor Fritsch

2. Auflage

Preis geheftet Mark —.80

Die Kenntnis der „Zionistischen Protokolle" ist unerläßlich zum restlosen Verständnis der politischen und wirtschaftlichen Vorgänge. Erscheinungen und Zusammenhänge der letzten 20 Jahre und der Gegenwart finden hier ihre Erklärung. Wird die Echtheit der Protokolle vom Judentum natürlich auch bestritten, so ist doch für Jeden, der sie eingehend studiert, der tägliche Verlauf der Weltgeschichte der schlüssige und untrügliche Beweis für deren Echtheit. Die Protokolle sind die beste und schärfste Waffe gegen die Weltherrschaftspläne des Judentums. Sie sind aber auch gleichzeitig ein Buch der Erziehung zum politischen Denken und Handeln. Deshalb gehören die „Zionistischen Protokolle" in die Hand eines jeden Deutschvölkischen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hammer-Verlag, Leipzig 13
Postschließfach 276 :: Postscheckkonto 51252

Gegründet 1911. „Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

76 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Profeſſor Dr. M. Wundt, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 89 594 — Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 40 885) — Schweizeriſche Poſtſcheckrechnung III 4845

8. Jahrgang 1924 Heft 4 April

AP30 D56 v. 8: 4-11

Der Kampf um die völkiſche Bewegung.

Von Armin von Oefele.

> Die Vernunft und die verſtärkte gemeinſchaftliche Tätigkeit der Menſchen geht ihren unaufhaltbaren Gang fort und ſieht es als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beſte nicht zu früh reift. Herder.

Die Einſicht der Menge in das geſchichtliche Geſchehen iſt auf den Kompaß des Willens gerichtet, und darum wird die laufende Geſchichte häufig da als Irrfahrt und Irrwahn bezeichnet, wo ſie für den ſachlich Denkenden einen folgerichtigen Verlauf nimmt. Bei dem wirklichen und ſcheinbaren Auf und Ab eines Volkes in ſeiner Lebensgeſchichte muß man die Dinge nach ſeiner geiſtigen und phyſiſchen Eigenart, oder deutlicher: nach ſeiner inneren Differenzierung und Vielgeſtaltigkeit beurteilen.

Beim deutſchen Volke verlangen große beſtimmende Taten eine lange geiſtige Vorarbeit; denn ſpontane Taten, welche das ganze Volk mit ſich reißen, liegen den Deutſchen fern, weil ſie aus zu viel widerſtreitenden Temperamenten und geiſtigen Gruppen beſtehen. Die zeitraubende Klärung, die eine gemeinſchaftliche große Tat heranreifen kann, iſt ſelten und nur von einem politiſchen Genie überſprungen worden. Die Zerklüftung im deutſchen Volke tritt nicht nur in den Führerſchichten hervor, ſondern gerade die Menge iſt im Willen und der Weltanſchauung an ſich geſpalten. So ſtanden ſich Männerſtolz auf Eigenart und Freiheit und knechtiſche Duldung fremder Gewalten im inneren Kampfe des deutſchen Volkes oft ſo feindlich gegenüber, daß man ſich über den ſieghaften Kern in dieſem Volke nicht genug wundern kann.

Wenn Kriegsunglück über Deutſchland hereinbrach, ſo war es vorerſt ſtets die Aufgabe der Stolzen und Freiheitsdurſtigen, die knechtiſchen Dulder zu überwinden, um dann Front gegen den äußeren Feind machen zu können. Zu allen Zeiten gab es alſo eine ſchwierige Politik nach innen. Das ruhmreichſte Beiſpiel für dieſe Tatſache ſteht am Anfang der deutſchen Geſchichte. Arminius mußte ſeine Landsleute in faſt unglaublicher Weiſe überliſten, um gegen die Römer einen gemeinſchaftlichen, überwältigenden Schlag führen zu können. Wo eine ſolche verſchlagene Politik im entſcheidenden Augenblicke fehlte, verſagte jede Freiheitsaktion regelmäßig und gab ſogar, je nach dem Umfang ſolcher Taten, Veranlaſſung zu weiteren Triumphen fremder Mächte. Ein ſprechendes Beiſpiel, an dem heute gar viele ein Maß nehmen können, bietet die Schillſche Bewegung. Treitſchke ſagt darüber:

„Major Schill, der Held von Kolberg, wie ihn der große Hause nannte, war von dem Könige für seine wackere Haltung während des letzten Krieges dadurch belohnt worden, daß er zuerst nach dem Abzug der Franzosen in die befreite Hauptstadt einziehen durfte. Seine Soldaten hingen an ihm mit unbegrenztem Vertrauen; die Berliner Bürger trugen ihn auf den Händen, und da die Masse an Ideen erst glaubt, wenn sie in einem Manne Fleisch und Blut gewinnen, so galt der tapfere Husar bald als der leibhaftige Vertreter des alten kriegerischen Preußentums. Unzählige hofften von ihm die Wiederkehr der alten Größe; man rauchte Schillknaster, in jedem Bauernhause der Marken prangte das Bild mit dem martialischen Schnurrbart und Fouqués Versen darunter. Die Volksgunst stieg dem ehrlichen Haudegen zu Kopfe; der Bescheidene wähnte sich jetzt auserkoren zu wunderbaren Dingen, und kaum war der Krieg im Süden ausgebrochen, so führte er seine kleine Truppe von dem Berliner Exerzierplatz hinweg zum Angriff gegen das Königreich Westfalen. Die treuen Männer folgten ihm nur, weil er im Auftrage der Krone zu handeln vorgab und sich vermaß, die alte Größe Preußens wieder herzustellen."

Dieses vom edelsten Zwecke beseelte Unternehmen wurde aber vom König als „unglaubliche Tat" betrachtet und die Männer, die sie ausführten, kraft des Gesetzes, als Deserteure behandelt. Der Leiche Schills wurde von französischen Bestien der Kopf abgeschnitten. So endete ein Volksheld, der seine Tat über sein Wort stellte, der sogar seine Soldatenehre König und Vaterland zum Opfer brachte, weil er die Zeit der Reife nicht abwarten konnte und in stürmender Jugendkraft all das außer Acht ließ, was man politische Kampfbereitschaft nennen darf.

Wieviele unserer besten Männer haben damals, als sie das Schicksal Schills erfuhren, sich grollenden Herzens, Groll gegen den König und seine Regierung, Groll gegen das Volk wegen seiner Trägheit und Feigheit, zurückgezogen und an einer deutschen besseren Zukunft verzweifelt. Und dennoch war es ein Glück für Deutschland, daß Schill untergegangen ist, und daß sich das Volk nicht mitschleppen ließ, mit einem allzu überlegenen Gegner zur Unzeit anzubinden. Statt die russische Katastrophe zu erleben, hätte Napoleon einen endgültigen Triumph über Preußen davongetragen. Und wer weiß, wie heute Europa politisch gestaltet wäre! —

Der Glaube an die Wiedergeburt Deutschlands muß sich darum durchaus nicht auf den Erfolg oder Mißerfolg drängender Kräfte, einzelner Männer einstellen, die in jugendlicher Ungeduld die Ketten des Volkes sprengen wollen, ohne daran zu denken, daß „Sich befreien" wohl eine Tat, „frei zu bleiben" eine Kunst ist. Diese Männer sind nur ganz relative Gradmesser der Volkskraft, aber sie gehören zu uns, und es wäre tief bedauerlich, wenn wir sie nicht hätten. Sie gehören zum Frühling wie der Sturm. Wir müssen aber zusehen, daß uns dieser Sturm die Dächer nicht abdeckt und Spalten ins Gemäuer reißt, wo wir uns anstrengen, ein Gebäude deutschen einigenden Zukunftsglaubens zu errichten. —

Das Grübeln und Suchen nach geistigen Grundlagen verschafft beim Deutschen den idealen Bewegungen häufig eine Tiefe, die sich ins Dunkle und Unklare verliert, so daß sich der Deutung und Auslegung vielerlei Wege des Verstehens und Mißverstehens öffnen, welche wiederum der deutschen Neigung zur Zersplitterung Vorschub leisten. Diesen meist recht fühlbaren Mangel im deutschen Volke, sich hinter einer großen Idee ohne Deutelei nicht spontan zu sammeln, müssen die denkenden geistigen Führer auszugleichen suchen, indem sie sich dem deutschen Streben, auch im nationalen Glauben Spezialgebiete als gesonderte Eigendomäne zu pflegen, entgegenstellen und mit aller Macht trachten, die Einigungslinie bloß zu legen und die Spaltungsgräben zu überbrücken und gerade hier so viel wie möglich an der Einigkeit des deutschen Volkes zu arbeiten.

Die fremden Völker mögen sich hierzu stellen, wie sie wollen. Das deutsche Volk hat nicht nur eine rein völkisch-deutsche, sondern eine Kulturaufgabe im Weltbild der Menschheit zu erfüllen. Unsere deutsche völkische Bewegung, die mit Leid und Macht im deutschen Volke ringt, die auch durchaus nicht hoffen darf, einen romantisch-glänzenden Siegeszug durch Deutschland in kurzer Zeit machen zu können, ist nicht allein eine deutsche Angelegenheit, sie hat vielmehr Weltbedeutung.

Als im Mittelalter die bestehende christliche Religion des römischen Katholizismus in ihrer Führerschaft und in ihren Formalitäten einem allmählich immer mehr sichtbar werdenden Verfall entgegenging, lehnte sich der gute Kern des Deutschtums dagegen auf. Die Folge davon war zwar die für die spätere Geschichte Deutschlands so unheilvolle Spaltung in zwei konfessionelle Lager, aber das Verdienst, dem Verfall des Christentums Einhalt geboten zu haben, ist unschätzbar. Über den Vorgang selbst geht

man heute oft leicht hinweg und legt zu viel Gewicht auf das Trennende der Endergebnisse. Das Wesentliche an der Sache war, daß nach den alten Grundwahrheiten des Christentums geforscht wurde. Die Suche nach dem, was hinter aller Dogmenlehre, hinter aller jüdischen Rabulistik stand und sich mit der idealen arischen Weltanschauung deckte, brachte der neuen wie der alten christlichen Lehre einen moralischen Neuaufbau, der nicht nur für die deutsche oder germanische, sondern für die ganze Welt von ungeheurer Bedeutung war und jene humane Weltordnung einleitete, der wir bis zum Ausbruch des großen Weltkrieges eine allgemeine Rechtssicherheit in der ganzen Welt verdankten.

Das deutsche Volk darf stolz sagen: Andere Nationen können mit mir rivalisieren, wenn es sich um die Zahl der Erfindungen und ähnlicher Dinge handelt, aus denen unwidersprochen die ganze Menschheit Nutzen gezogen hat, aber das Verdienst, Ernst gemacht zu haben mit der Wiederaufrichtung der christlichen Ethik, blieb für Jahrhunderte bei mir. Wer rettet, bringt Opfer. Das deutsche Volk hat bei dieser Tat Opfer gebracht, Opfer, die es beinahe seine ganze Existenz kostete.

Aber das Volk ist wieder emporgeblüht, um in der unscheinbaren Masse ethische Kraftzentren zu hüten, die zur gegebenen Stunde gegen den moralischen Verfall der Welt auftreten werden, auch wenn ihre Sendung ein Martyrium für das ganze Volk zur Folge haben sollte. Der Weltkrieg war für jeden, der auch die nahen geschichtlichen Ereignisse in das Ganze der Weltgeschichte einpaßt, die Katastrophe, die einmal eintreten mußte, aber nicht in der Hauptsache als kriegerische Aktion, sondern als plötzlicher Zusammenbruch der christlich-ethischen Weltanschauung.

Der führende Geist in der Welt, die Dominante in der Technik des menschlichen Zusammenlebens hatte eine Änderung erfahren. Die alte moralische Hülle war wohl noch da, aber der Krieg zerrieb sie wie einen alten verbrauchten Mantel, und die Sittenmaximen wurden Moralphrasen, die in der Luft zerplatzten. Menschenwürde, Treu und Glauben wurden heimtückisch als Etiketten für böse Dinge verwendet, die wirkten wie Sprengstoff und giftiges Gas. Im Krieg selbst zeigte sich ja das auch deutlich. Nicht der christlich-moralische Endzweck des Kampfes, das Siegen um eines großen menschlichen Friedens willen leuchtete als Finale hinter den gezückten Schwertern, sondern der rein tierische Wille des Vernichtens grinst uns an.

Das Vorhandensein großer moralischer Werte im deutschen Volke zeigt sich darin, daß viele Gute an dem Zusammenbruch der Ethik in der Welt nicht glauben konnten, weil sie diese noch zu lebendig im eigenen Herzen trugen. Auf diese Leute mußte all die bittere Nachkriegserfahrung zentnerschwer herniedergehen, damit sie verstehen, daß Gaukler und Schurken mit ihrem Besten ein loses Spiel getrieben haben.

Zur Stunde ist es tatsächlich ein Irrwahn, an eine Ethik der Machthaber in der Welt zu glauben. Die heutigen Weltmächte sind völlig morallos. Aber diese Moralosigkeit, diese unsittliche Weltordnung steht nicht im Zeichen des Übermenschen, sondern im Zeichen des Tieres. Darum wird auch ihre Herrschaft von kurzer Dauer sein; denn der Mensch hat immer noch das Tier überwunden.

Aus dem deutschen Volke ringt sich nun wieder, wie vor vierhundert Jahren, der Wille zur ethischen Wiedergeburt im Volksleben durch. Schon vor der großen Entschleierung des sittlichen Weltbankrotts haben sich Stimmen und Gruppen gefunden, die vor dem Lauf der Dinge warnten, und bemüht waren, der Weltmoral neue Stützen zu geben. Dies vor allem dadurch, daß sie gegen den asiatischen Mauer- und Holzschwamm, der Fundament und Gebälke zersetzte, ankämpften.

Die Männer erkannten, daß es heute nicht mehr genügt, auf die Grundsätze der alten Evangelien zurückzugreifen, um die christlich-arische Morallehre neu zu beleben, sondern daß es notwendig ist, tiefer zu gehen und nach den unveränderlichen arischen Sittlichkeitsformeln zu forschen und auf diesen wieder aufzubauen. Diese Erkenntnis führte zu dem heute durchaus nicht allenthalben richtig verstandenen völkischen Gedanken, der als Leuchtturm einer verjüngten sittlichen Weltanschauung dienen soll. Damit ist kein für unsere Zeit undienlicher Wotanismus verbunden, sondern unmittelbar sittliche Gebote sollen den Deutschen führen und lenken. Das Volk hat auch keine Sehnsucht nach Gottesgelehrtheit, sondern nach ethischen Grundlagen für ein entgleistes Rechtsleben. Klar, kurz und bündig muß die Unterlage eines neuen sittlichen Lebens sein.

Die Überzeugung, daß die völkische Idee die Grundgedanken einer wiedergebornen Ethik enthalten muß, gründet sich auf die Tatsache, daß ein Volk sich nur dann als einheitliches Ganze im Getriebe des Völkerlebens auf lange Perioden erhält, wenn es den Lebenszweck als eine moralische Aufgabe betrachtet. Bei der schwankenden Lebens-

linie eines alten Volkes, bei seinem Auf- und Abstieg ist das nicht immer deutlich sichtbar, aber es muß verstanden sein, wenn das Volk auch mit verheerenden zersetzenden Kräften unbewußt oder bewußt kämpfen muß. Solange ein Volk noch viel jugendliche Kräfte besitzt, bekämpft es die zersetzenden Einflüsse unbewußt. Es befindet sich leider schon in einem bedenklichen Alterszustand, wenn es die dem ethischen Lebensglauben feindlichen Strömungen und Kräfte bewußt bekämpfen muß.

Es scheint, daß das deutsche Volk in diesem Zeitalter der Lebensreife angelangt ist. Jene Teile des Volkes, die man in einer Parallele zu den Kulturträgern Moralkünder nennen darf, kämpfen bewußt gegen die Einwirkungen bestimmt erkannter zersetzender Kräfte. Weil nun die Erreger der Zersetzung des christlich arischen Weltgewissens erkannt und bekannt sind, so ist Lehre und Betätigung der neu erwachten Moralkünder vornehmlich eine Abwehrhandlung, die oft so weit geht, daß jene die eigentlichen Aufbaubestrebungen vernachlässigen. Vielleicht wird diese Willensrichtung vom biologischen Wissen getragen. Wir stehen heute nicht mehr auf dem sicherlich irrigen Standpunkt Schopenhauers, der Infektionskrankheiten mit der Willenskraft heilen wollte. Wir wissen, daß uns der Wille zum Leben an sich nicht von Bazillen befreit. Es ist also durchaus wichtig, den zersetzenden Fremdeinflüssen, wie sie sich uns im Judentum als einem Hauptträger der Auflösungskeime darbieten, entgegenzutreten, weil eben gerade dieses Volk im Deutschtum geistige Giftstoffe bildet, welche die moralische Zwecklehre im völkischen Rassenideal vergiftet. Aus dem Judentum ist erstens der materialistisch-kapitalistische Internationalismus hervorgegangen, der Volksinteressen auflöst, weil er den Besitz seiner Idee, ein Kraftbehältnis einer völkischen Gemeinschaft zu sein, völlig entkleidet und jeden einzelnen Menschen zum Beutestück des anderen macht, wobei aber gerade wieder das Judentum sich im Stillen zusammenschließt und in mächtigen Verbänden, denen allerdings nicht alle Juden angehören, die völkisch und rassisch zerbröckelten Weltbürger im großen Stile ausbeutet. Für seine Zwecke hatte das kapitalistische Judentum glückliche Gegenspieler in den marxistischen sozialen Lehrmeistern, die den gelockerten nationalen, völkischen Sinn der Masse in ihrer Weise völlig zerstörten, so daß eine moralische Wiedergeburt im völkisch-sozialen Sinn bei der Masse des deutschen Volkes eine sehr fragliche Sache geworden war.

Technisch geht also die jüdische Auflösung der festgefügten Nationalstaaten in doppelter Weise vor sich: Erstens dadurch, daß der Reiche real-materialistisch, selbstisch verführt wird und durch die internationale Sicherstellung seines Besitzes zum mindesten national gleichgültig werden soll. Meistens wird der Großbesitzer mehr als gleichgültig, weil ein kräftiger Nationalstaat dem Besitz Verpflichtungen auferlegt, die oft als sehr lästig empfunden werden, wenn die ethischen Grundlagen fehlen. Zweitens dadurch, daß man den Besitzlosen auch vom nationalen Zwangsverhältnis zu lösen vorgibt, und zwar durch die Vorspiegelung des marxistischen Sozialismus, der sich stets ideologisch-materialistisch-selbstisch und staatsgegnerisch einstellte. Kurz und gut: Den Armen fing man mit Schwindel, den Reichen mit Geld. In Deutschland war im allgemeinen diesen Verführungen gegenüber die Oberschicht widerstandsfähiger als die Masse, in anderen Ländern war es umgekehrt.

Es ist augenblicklich schwer zu sagen, wie weit die großen Staaten alle mehr oder weniger innerlich aufgelöst sind. Der absolute Mangel eines Weltgewissens läßt den Schluß zu, daß dieser Auflösungsprozeß viel weiter vorgeschritten ist, als es den Anschein hat. Sicher ist, daß die materiellen Auswirkungen dieser Entwicklung sich in dem besiegten deutschen Volke am deutlichsten fühlbar machen. Das erleichtert nun jenen Moralkündern, die dem Volke neue ethische Kräfte verleihen wollen, die Arbeit. Es wäre auch für die völkischen Lehrer und Meister im deutschen Volke nicht gar so mühselig, der großen Menge wieder einen hohen Zukunftsglauben zu geben, wenn in unserem nationalen Tempel der fremde Satan nicht gar so viele Kapellen besäße. Und darum wird in deutschen Landen die Sieghaftigkeit der jungalten kommenden Weltethik erst im harten Streite erprobt werden.

Ohne geistigen und physischen Kampf wird sich die sittliche Reinigung in Deutschland nicht vollziehen, ja kaum denken lassen; denn viele Glieder der demoralisierten Schichten unserer Bevölkerung werden sich freiwillig nicht zur Moral, zur herben, völkisch sozialen Moral erziehen lassen.

Der erste große Kampf, deren noch viele im Laufe der völkischen Erneuerung folgen werden, liegt hinter uns. Sieg und Niederlage treten nicht klar hervor. Die stürmenden Reformatoren haben wohl eine physische Niederlage, aber leider nicht den ganzen moralischen Sieg davongetragen, weil sie über die Rettung von Namen zeit-

weise die große Sache aus den Augen verloren haben, die über jeder menschlichen Schwächeanwandlung steht.

Die Männer, die in der energischesten Weise den völkischen Gedanken vertraten und ihm rasch zum Siege in den deutschen Landen verhelfen wollten, haben sich als Umstürzler vor dem Richter zu verantworten gehabt. Das ist aber eine ganz unwesentliche äußerliche Sache; denn der militärische Erfolg ist bei einer Idee etwas ganz anderes als bei einem Feldherrn.

Reformatoren, die man nirgends verfolgte, die nie für ihre Überzeugung gelitten haben, die nie Erniedrigungen über sich ergehen lassen mußten, verdienen diesen Titel kaum. Sie verschwinden auch in jenes Dunkel der Geschichte, das man Vergessen nennt. Zum deutschen Volke sprach am lautesten und eindringlichsten der schweigend in der Festung eingekerkerte Hitler.

Den volksbeglückenden Ideen haftet aber das Grausame an, daß sie ihren Künders den Sporn ins blutende Herz stoßen.

Für die Werbekraft des völkisch-reformatorischen Gedankens war der vom politischen und militärischen Standpunkt aus unmögliche Hitlerputsch günstig. Er kann segensreich sein, wenn die in alle Himmelsgegenden ausgestreute Saat nicht von törichten Sämännern beschädigt wird. Über junge Saatfelder sollte man niemals Triumphzüge veranstalten wollen. Wehe der Reinheit einer Lehre, dessen Künder sich als Triumphator gebärden will!

Die anfängliche Verwirrung der Lage beginnt sich nun allmählich zu klären. Man kann im völkischen Lager nicht von zwei Richtungen sprechen. Es gibt nur eine Richtung, und die geht der Sonne der Freiheit entgegen. Allein Methoden und Wachstum zeigen wesentliche Unterschiede. Es gibt nur Zweige an einem Baum. Diejenigen Männer, die ihre Ziele in rein geistiger Durchdringung mit dem völkisch ethischen Gedanken anstreben, wohnen allerdings dem Hauptstamme näher als die jüngeren stürmenden Vertreter. Der Pulsschlag der Jugend will mit Taten den Zielen rasch zustreben. Der wildaufschießende Sproß ist aber durchaus nicht immer das, was den Baum kräftigt. Statt Rosen zu tragen, wird er meist vom Winde geknickt. Wenn das Schicksal den Gärtner mit der Schere macht, so ist dem Baume geradezu Heil widerfahren.

Beide Zweige über ihre Lebenswichtigkeit aufzuklären, das ist die Aufgabe derer, die die völkische Bewegung nicht als politische Sekte betrachten, sondern von ihr auf breitester Grundlage eine Wiedergesundung des deutschen Volkes erwarten. Man muß mit Macht darauf hinweisen, daß unterschiedliche Methoden Gleichgesinnter nicht zu dauernder Trennung führen dürfen. Wenn da Vorwürfe bis zu Anfeindungen gehen, verlieren beide Teile den Boden, worauf die Grundgesetze des völkischen Glaubens ruhen, und ihr Bekenntnis wird eine Phrase. Was wahrhaftig deutsch-völkisch fühlt, unterscheidet sich nicht im Glauben an die völkische Idee. Die einen überantworteten aber diese Idee der Arbeit, die anderen dem Glück. Das Glück war trügerisch, aber es ist geradezu töricht, deswegen die Arbeit anzufeinden. Wir verzagen darum nicht und hoffen, daß sich die Wogen der Leidenschaft glätten werden und die Zeit bald kommen wird, in der man den Hitlerprozeß als kleines Ereignis in der großen völkischen Bewegung betrachtet.

Verlag und Schriftleitung von „Deutschlands Erneuerung" haben sich von jeher die Aufgabe gestellt, die Warte zu sein, von der aus die Gedanken in die Welt hinausgesprochen werden, die eine Wiedergeburt deutscher Macht auf idealer deutscher Grundlage fördern können. „Deutschlands Erneuerung" hat es sich stets angelegen sein lassen, die Gedanken und Meinungen innerhalb dieser großen Richtung zur freien Äußerung anzuspornen, ohne an ihnen zu biegen und zu drehen; und das in der Erkenntnis, daß es nötig sei, sich im Rate zu einigen, wenn man vermeiden will, bei der Tat aufeinanderzuprallen.

Das Einhalten dieser Linie hat nun Verlag und Schriftleitung bewogen, sich nicht mit allgemeinen Betrachtungen des Hitlerprozesses zu begnügen, sondern in erster Linie den Hauptpersonen in diesem Prozeß persönlich das Wort zu geben, um all die, welche sich völkisch, deutsch und national nennen, zu überzeugen, daß trotz verschiedener Gegensätze die Männer ein gemeinschaftliches Band umschlingt. Die Männer ergreifen auch nicht das Wort zu einer Rechtfertigung gegen eine Anklage, die für jeden Patrioten unwesentlich ist, sondern zu einer Glaubensäußerung, die an alle gerichtet ist.

Adolf Hitler.

Warum mußte ein 8. November kommen?

Von Adolf Hitler.

Mit dem 2. August 1914 begann für Deutschland ein Kampf, dessen Ausgang entscheidend werden mußte über Sein oder Nichtsein der deutschen Nation, womöglich auf Jahrhunderte hinaus, vielleicht für immer. Wenn auch menschlicher Neid und Habgier seinen wesentlichen, wahrscheinlich größten Anteil an dem Hereinbruch dieser Weltkatastrophe besaß, so aber nicht minder eine innen- und außenpolitische Betätigung des Deutschen Reiches, die zwangsläufig zu diesem Ende führen mußte.

Seit dem Weggange des Fürsten Bismarck besaß Deutschland ein klares politisches Leitmotiv nicht mehr, man wäre denn geneigt, die Phrase der „Erhaltung des Weltfriedens" als solches anzusehen. Wenigstens in Kanzlerreden sowie dem gewöhnlichen Reichstagsgeschwätz war kein Gedanke mehr zu finden, daß oberstes Ziel, ja auch nur Aufgabe einer politischen Leitung und Vertretung einer Nation niemals die Erhaltung des Friedens an sich, sondern ewig nur die Erhaltung und Mehrung eines Volkes an sich sein könne und dürfe. Da die anderen Nationen, besonders aber deren Staatsleitungen, für die Friedensschalmeien unserer Weltpazifisten in Volk und Regierung innerlich nicht das geringste Gehör besaßen, mußte Deutschland schon dadurch nach und nach zum allgemeinen „Spielverderber" werden und seine Bündnisfähigkeit verlieren, denn man verbündet sich nicht zur Aufrechterhaltung negativer Ziele, sondern doch immer nur zur Durchführung positiver Absichten.

Ein Mensch, der immer nur für friedliche Ideale schwärmt, wird unter Menschen meistens einsam sein; eine Nation jedoch, die zudem noch diese Gesinnung idealer Friedenserhaltung zum Gemeingut aller machen will, darf sich nicht wundern, wenn ihr Weltpazifismus bald mehr als Weltpolizismus empfunden wird und nun als verdienten Lohn den Haß aller erhält. Ich sage „verdienten" Lohn, da der tiefste Urgrund einer solchen Gesinnung nur zu häufig in einer allgemeinen politischen Feigheit, also Unsittlichkeit, sowie besonders wirtschaftlicher Verderbtheit zu suchen ist.

Dieses Streben nach „Aufrechterhaltung des Friedens" oder gar „Weltfriedens" verhindert jede klare eindeutige politische Stellungnahme oder auch nur Richtung und führt statt dessen zu lauter halben Entschlüssen, unsicheren Maßnahmen, um endlich zwischen lauter Stühlen am Boden seine Beendigung zu finden.

Ein fürchterliches Beispiel hiefür bietet die Geschichte der außenpolitischen Leitung Deutschlands in den letzten 25 Jahren vor dem Kriege.

Die rapide, im Interesse unseres Volkes glückliche Zunahme der deutschen Volkszahl zwang bei gleichbleibender Grundfläche des Nährbodens entweder zur politischen Ausdehnung, um neuen Boden für den jährlichen Bevölkerungsüberschuß zu erwerben, oder zur hemmungslosen Industrialisierung.

Außenpolitisch hatte dabei Deutschland zu wählen: entweder man entschloß sich unter Verzicht auf Seehandel und Kolonien, unter Verzicht auf Überindustrialisierung usw., Bauerland zu gewinnen; dann mußten die deutschen Regierungen erkennen, daß dies nur im Bunde mit England gegen Rußland zu erreichen war; oder man wollte Seemacht und Welthandel, dann konnte aber auch nur ein Bündnis mit Rußland gegen England in Frage kommen, selbst um den Preis eines rücksichtslosen Aufgebens des gänzlich unmöglichen Habsburgerreiches. Dynastische, religiöse oder sonstige Gefühlsmomente vor diese Entschlüsse zu stellen, war ein Verbrechen am deutschen Volk.

Man tat keines von beiden. Man hatte dies nach Meinung der Regierungen sowohl als des Reichstages gar nicht nötig. Leben mußte man ja allerdings; aber warum nicht grundsätzlich friedlich? Warum sich in Bündnisse verstricken, die nur in militärischen Eroberungen enden konnten? Warum die Welt nicht friedlich erobern? „Wirtschaftsfriedliche Eroberung der Welt" hieß das politische „Ideal" des neuen Deutschland. Daß dies nun ein Irrwahn ersten Ranges war, ging allerdings in die Köpfe unserer Reichsvertreter nicht hinein.

Daß zum „wirtschaftsfriedlichen" Erobern der Welt zwei gehören, nämlich Einer, der erobert und eine Welt, die sich erobern lassen will, daß also diese fragliche „Eroberung" am Ende ja doch auch mit dem Schwerte ausgetragen werden müsse, erkannte man nicht. Es entsprang dies nur der gedankenlosen professoralen Geschichtsauffassung, die in ganz Deutschland besonders über den Werdegang des britischen Weltreiches herrschte. Das papageienhafte Nachplappern von Schlagwörtern wie: „Englische

Krämerseele" oder „britischer Händlergeist" usw. erzeugte allmählich jene irrige Meinung, in England ein Vorbild für die Möglichkeit der „wirtschaftlichen Eroberung" der Welt zu haben. Tatsächlich hat jedoch kein Volk und keine Regierung diese Auffassung mehr Lügen gestraft als gerade das englische und seine Staatsleitung. Niemals in der Weltgeschichte hat ein Volk seine wirtschaftlichen Eroberungen mehr mit dem Schwerte verbreitet, als dies in der dreihundertjährigen Entwicklung Englands zum heutigen Weltreich der Fall war; und noch niemals wurde aus jener wirtschaftlichen Erschließung eines Volkes genialer neue politische Macht geholt.

Die im Vorkriegsdeutschland herrschende Theorie der „wirtschaftsfriedlichen Eroberung der Welt", also des bewußten Verzichtes auf machtpolitische Betätigung oder gar „Expansion" mit allen ihr eigenen politischen Voraussetzungen (Bündnisprobleme), lag aber nur zu tiefst begründet in einer Krankheitserscheinung, an der Deutschland endlich zugrunde gehen mußte und auch zugrunde ging.

Der Glaube, mit Wirtschaft an sich die Nation, den Staat erhalten zu können, hatte als Voraussetzung eine Auffassung, nach der der Staat als solcher eine in erster Linie aus wirtschaftlichen Gründen bestehende Institution wäre, mithin von diesen Gesichtspunkten aus zu betrachten und demgemäß natürlich auch zu regieren sei. Also eine Art Aktiengesellschaft, ähnlich einer solchen zusammengehalten aus gemeinsamen, ebenfalls wirtschaftlichen Gründen, wobei eben Jeder einen bestimmten Anteil sein Eigen nennt, der Eine mehr, der Andere weniger, und die Majorität der Stimmen entscheidet. Demnach die „Wirtschaft" als Staatengründerin! Damit konnte man auch den nun einmal nicht wegzuleugnenden geschichtlichen Mangel an „Staatsmännern" auf leichteste Art und Weise beheben: denn in eben dem Maße, in dem die angewandte „Staatskunst" von professoralen Schwätzern zur retrospektiven „Staatswissenschaft" herabgewürdigt wurde und der Staat selber vom völkisch-politischen Organismus zur wirtschaftlichen Organisation niedersank, mußte die Zahl seiner möglichen Leiter, also „Staatsmänner", allerdings ins Unendliche steigen.

Jeder Studienprofessor, der im Staatsrecht bewandert, und jeder Fabrikdirektor, der im Wirtschaftsleben die nötige Erfahrung besitzt, kann nun regieren; ein tüchtiger und würdevoller Verwaltungsbeamter jedoch wird wohl in den meisten Fällen eine Art Bismarck II ergeben; wenigstens nach eigener Meinung.

Daß Staatskunst eben Kunst ist, die nicht gelernt werden kann, sondern demnach angeboren sein muß, welcher Fall um so öfter in Fleisch und Blut in Erscheinung tritt, je politisch unwirtschaftlicher eine Nation denkt und handelt, und um so seltener, je wirtschaftspolitischer ein Volk ist, wird man dann allerdings nicht gerne hören oder gar gelten lassen.

Tatsächlich vermag nun Wirtschaft nicht nur nicht Staaten „aufzubauen", sondern nicht einmal zu erhalten. Im Gegenteil: Wirtschaft ohne politische Macht und machtpolitisches Denken und Handeln war noch immer die lockende Ursache zur Unterdrückung von Völkern und Staaten.

Es ist klar, daß ein Staat, dessen Keimzelle, Preußen, ein großartiges Beispiel und Vorbild machtpolitischer Entwicklung darstellte, der endlich selber Gründung und Dasein der ausschließlich politischen Genialität und Staatskunst eines Bismarck verdankte, nicht ohne innere Ursache einer solchen Erkrankung des politischen Denkens anheimfallen konnte. Auch die übermäßige Industrialisierung in verhältnismäßig kurzer Zeit würde zur Erklärung dessen schwerlich genügen.

Der einzige und wahre Grund der allmählichen Vergiftung des politischen Instinktes unseres Volkes (und auch anderer) lag in dem Eindringen einer Lehre in unser Volk, die in ihren Schlußwirkungen zur Ursache auch unseres jetzigen namenlosen Elends geworden ist,

des Marxismus.

Der wesentlichste Grundzug dieser von einigen Juden erfundenen, den schlechteren Eigenschaften der Menschen entgegenkommenden Lehre ist die Leugnung des Wertes der Persönlichkeit. An Stelle des nun einmal aristokratischen Prinzips der Natur setzt der Marxismus die Masse, ihre „Fabrikware", wie Schopenhauer die Majoritäten heißt. An Stelle der Person tritt die Zahl. Da nun aber die gesamte menschliche Kultur ausschließlich Produkt der „Persönlichkeit" und eben nicht der Zahl ist, die Persönlichkeit jedoch nur die Fleischwerdung des Wesens eines Volkstums darstellt und dieses wieder im allgemeinen auf rassenmäßigen Grundlagen beruht, leugnet der Marxismus mit der Ablehnung der Person nicht nur Volkstum und Rasse, sondern zerstört damit auch die

urewigen Voraussetzungen menschlicher Kultur überhaupt. Seine Verneinung des Privateigentums ist nur die logische Folge seines elementarsten Grundsatzes, insofern als das Privateigentum ja nur der wirtschaftliche Ausdruck des schöpferischen Prinzips der Persönlichkeit ist.

Beides, Leugnung des Persönlichkeitsgedankens an sich und seiner wirtschaftlichen Auswirkung im Privateigentum, muß zur geistigen Absonderung einer Bewegung, die solches verkündet, führen, da weder der politisch Denkende noch der wirtschaftlich Erfahrene einem solchen kulturzerstörenden Wahnsinn seine Mitarbeit gewähren kann, es wäre denn unter Verzicht auf Ehrlichkeit und besseres Wissen.

Daher ist auch die marxistische Lehre als solche schon zur Klassenspaltung verdammt, indem nur geistig weniger Begabte sowie in Wirtschaftsdingen schlecht Erfahrene sich zu ihren Trägern eignen. Sie wird zur „Handarbeiterbewegung", deren nötiges Intelligenzgerippe nicht dem eigenen Volke entstammt, sondern vom internationalen Weltjudentum gestellt wird. — Indem diese „Handarbeiterpartei" die politischen und wirtschaftlichen Grundlagen einer im Volkstum begründeten Kultur zerstört, überliefert sie Volkstum, Wirtschaft und Boden einer überstaatlich organisierten Finanzmacht, mit deren Trägern ihre eigene führende Leitung rassemäßig ohnehin eins ist.

Dieser Vorgang ist im allgemeinen die tiefste und letzte sich ewig wiederholende Ursache des Zugrundegehens menschlicher Kulturperioden; denn nicht in den Folgen äußerer Niederlagen ist der Keim des Unterganges der Völker zu suchen, sondern in der Zerstörung der inneren Voraussetzung zum Bestehen von Völkern, Staaten und menschlicher Kultur, des Wertes der Person und der Rasse. Es ist auch das Charakteristische dieses Prozesses, daß sein Verlauf nur selten akut, sondern meist chronisch erst in Jahrhunderten zum Völkertode führt.

In diesem inneren Todeskampfe befindet sich heute Deutschland. Das internationale Judentum, die Rassentuberkulose der Völker zerstört mit Hilfe der marxistischen Lehre langsam aber unbeirrt sicher die Grundpfeiler unseres Volkes, seiner Rasse und Kultur. In den verschiedensten Spielarten, als Sozialdemokratie, U.S.P.D. und K.P.D. bis weit hinein in die Reihe des sogenannten „Bürgertums", herrscht in Politik, Kultur und Wirtschaft die marxistische Lehre.

In bitteren Ahnungen versuchte der Gründer und letzte Staatsmann des neuen Reiches, Bismarck, der ihm unheimlich erscheinenden Macht Herr zu werden.

Seine „Sozialistengesetzgebung" mußte jedoch scheitern aus zwei Gründen.

Erstens kann eine von Millionen gierig aufgesogene Idee nicht mit Gewalt gebrochen werden, wenn nicht das Schwert gleichzeitig Träger eines neuen zündenden Gedankens ist,

und zweitens: Indem Bismarck den Kampf gegen den Marxismus dem Wollen sogenannten politischen und wirtschaftlichen Bürgertums sowie der Entscheidung des Reichstags anheimstellte, machte er den Bock zum Gärtner; da die Demokratie der bürgerlichen Welt sowie die parlamentarische Einrichtung des Mehrheitsprinzips, Reichstag genannt, selber bereits Ergebnisse marxistischer Denkart waren.

Bismarck mußte noch selbst den Zusammenbruch seiner Sozialistengesetzgebung in Form und Erfolg erleben, das Ende des Reiches stieg nur in trüben Ahnungen vor seinen Augen auf.

Mit dem Siege der marxistischen Ideenwelt begann jene Materialisierung auch des politischen Denkens und Handelns, das in der Folgezeit Deutschlands Zukunft nur mehr in seiner rein wirtschaftlich-mammonistischen Entwicklung sah. Das Ergebnis dieses Verzichts auf machtpolitische Sicherung von Rasse und Staat war endlich der August 1914.

Der Kampf, den besonders Moltke vorausgeahnt, war damit angebrochen, nur daß Moltke dieses Ringen kommen sah als einen letzten Widerstand gegen die auf den Schlachtfeldern von Wörth bis Sedan erfochtene deutsche Einheit als solche, während es sich in diesem Ringen tatsächlich um den Bestand der deutschen Nation, besser der germanischen Rasse handelte. Daher der höllische Haß, mit dem dieser Kampf vom Anfang an gegen Deutschland geführt wurde, ein Haß, wie er ähnlich eben nur Religionskriegen oder Rassekämpfen zu eigen ist. Die Schlachtparole lautet nicht Sieg, sondern Ausrottung und Vernichtung.

In diesem furchtbaren Entscheidungskampf um Sein oder Nichtsein trat Deutschland äußerlich wohl scheinbar gerüstet an Waffen des toten Materials, innerlich jedoch schwach und krank, arm vor allem an jener Kraft, die auf dieser Welt auf die Dauer nur allein den Sieg im Kampf ums Dasein zu sichern vermag, arm am Willen zum

Sieg! Die marxistische Lehre hatte Deutschland schon längst das Rückgrat gebrochen, die Nation in Klassenkampf und Standesdünkel zerrissen, die Vaterlandsliebe lächerlich, den Opfermut unvernünftig gemacht, das Streben nach Erhaltung des eigenen Volkes zum Verbrechen gestempelt.

Wenn dennoch in diesen Augusttagen unser Volk noch einmal zur Besinnung zu kommen schien und im letzten Aufbäumen von Marxismus zurück zum Vaterlande schrie, dann wurde dieser Heilungsprozeß jäh unterbrochen in dem Augenblick, da der Kaiser in gottverblendeter Unvernunft den verbrecherischen Führern dieses Menschheitsbetruges die Hand hinstreckte und im Burgfrieden den Vaterlandsfeinden nicht nur Rettung gab, nein, sondern sie sogar noch befähigte, nach kurzer Erholung ihr Werk der Zerstörung weiter fortzusetzen.

Im Augenblick, da Wilhelm II. die bewußten Vaterlandsfeinde als „Parteien" nicht mehr kennen wollte, besiegelte er selbst seinen Sturz und des Vaterlandes Untergang. Der Marxismus hatte so die Bahn frei und konnte denn auch sein ewig unverändertes Ziel erreichen. Da die Not am höchsten gestiegen war, holte er endlich zum Stoße aus und warf Deutschland, Volk und Staat, von ihrer stolzesten Höhe in die tiefste Erniedrigung aller Zeiten.

Millionen Deutsche waren umsonst den Tod fürs Vaterland gefallen, Millionen und Millionen hatten qualvolle Stunden in der Hölle des Trommelfeuers ausgeharrt, umsonst, umsonst gehungert und gelitten; umsonst all der Jammer und all die Entbehrungen der Heimat; alles für nichts durch ein einziges, ewig fluchbeladenes Verbrechen!

Richter und Staatsanwälte mögen diese Revolution als legalisiert ansehen, — allein aus den Millionen Gräbern der Gefallenen werden einst Ankläger und Richter auferstehn und die „Legalität" dieses Verbrechens in tausend Scherben schlagen.

Mag die heutige Mitwelt diese Revolution des Novembers 1918 anerkennen, die Geschichte wird dereinst entscheiden, ob es eine Legalisierung des Verrats am Vaterlande überhaupt gibt und geben kann.

Die Folgen der Novemberrevolution waren und sind entsetzlich. Politisch ein Zusammenbruch, moralisch und wirtschaftlich! Aus all dem Sumpf einer beispiellosen Korruption in Politik, Verwaltung und Wirtschaft müssen einige Merkmale besonders ins Auge fallen.

Politisch: Die unerhörte Korrumpierung des Beamtenkörpers, hervorgerufen durch eine parlamentarische Protektionswirtschaft der jeweiligen Mehrheiten; der redliche, pflichttreue Beamte hat schwersten Stand gegenüber dem jungen Parteifreund, der ihn mit spielender Leichtigkeit trotz minderem Könnens (vom Charakter ganz abgesehen) überholt, wenn nicht ganz verdrängt.

Wirtschaftlich: Die dadurch bedingte Überflutung der gesamten Verwaltung mit überflüssigem, minder tauglichem Personal.

Die Zerstörung aller möglichen betriebstechnischen Voraussetzungen zu einer erträgnisfähigeren Arbeit in Staats- und Privatbetrieb. Folge davon: eine allgemeine Defizitwirtschaft, aus der sich der Staat durch betrügerische Ausgabe wertloser, weil ungedeckten, Papiergeldes zu retten, besser zu schwindeln versucht, mit dem Ergebnis einer völligen Zerstörung der Währung. Fünf Jahre dieser Lotterwirtschaft haben genügt, um die Spargroschen fünfzigjährigen emsigen Fleißes zu verlumpen und zahllose Familien unschuldig an den Bettelstab zu bringen, vor allem den kleineren Mittelstand zu vernichten.

Moralisch: die geschichtlich in diesem Sinne noch kaum dagewesene Selbstbeschmutzung und Herabwürdigung des eigenen Ichs. Die Lüge der Schuld am Kriege, die bei Geburt und Taufe der neuen Revolution Pate stehen mußte, war eine Infamie, für die die Nachwelt keine „Legalisierung" kennen wird.

Da die Revolution ihre moralische Begründung aus der Kriegsschuldlüge ableitete, mithin die heutige Republik diesem Gaunerstück ihre Entstehung zuzuschreiben hat, wird sie auch niemals gegen den Friedensvertrag oder seine Folgen (Reparationen) ernstlich Stellung nehmen können, da Versailles ja eben auf Grund unseres erlogenen eigenen Schuldbekenntnisses überhaupt zustande kam. Daher ist auch der ganze Kampf gegen die Friedensverträge nichts weiter als Spiegelfechterei, ohne ehrliches Wollen und wirkliche Absicht. Wie sollte endlich auch eine Regierung ernsthaft an eine Beendigung dieses Sklavendienstes denken können, der die primitivsten Grundlagen jeder Autorität fehlen!

Oder glaubt man wirklich, Frankreich durch „freiwillige Armut" besiegen oder entwaffnen zu können? Doch nicht! Nein und nochmals nein!

Um das deutsche Schicksal zu ändern, braucht man Macht und wieder Macht. Sie liegt nicht in 7 Reichswehrdivisionen, läge auch nicht in 20 oder 30, sondern liegt ausschließlich letzten Endes im

Willen zur Macht.

Nicht in der Waffenlosigkeit, die uns Versailles brachte, liegt unser Unglück, wie das liebe bürgerliche Federvieh herumgackert, sondern in der Willenlosigkeit, die uns ja eben bis Versailles brachte. Wir hatten einst Waffen genug, aber zu wenig Willen, sie zu bewahren. Der Wille nun wird ewig nicht das Ergebnis der Majorität der Zahl sein, sondern als Voraussetzung letzter menschlicher Größe seltenes Wiegengeschenk Einzelner bleiben. Da aber alles Große auf dieser Welt — und die Freiheit einer Nation ist wohl mit das größte — begründet und geschaffen, erkämpft und erworben wird vom Willensmenschen als Persönlichkeit, das marxistische parlamentarische Majoritätsprinzip jedoch nur Masse kennt statt Kraft, Zahl statt Energie und Willensstärke, wird die Freiheit auf solchem Wege nimmermehr errungen werden. Im innersten Wesen des marxistisch-demokratischen Prinzips liegt zwangsläufig die Beibehaltung unseres Sklavenloses. Der Werdegang Preußens war nicht das Ergebnis parlamentarischer Abstimmungen, die Gründung des Reiches nicht Beschluß einer „Koalition", nur Deutschlands Zusammenbruch ist „parlamentarische Arbeit". Es ist nun gedankenloser Unsinn, zu glauben, daß eine Institution, die nicht einmal fähig war, Deutschland in seiner bestehenden Macht zu erhalten, nun auf einmal befähigt sein würde, das vernichtete Reich wieder zu erheben.

Und wie verhält sich denn nun auch die Wirklichkeit der Tatsachen seit fünf Jahren zu einem solchen Wunder marxistischer, parlamentarischer „Staatsrettung"? Elender und jammervoller wurde noch kein Volk zu Tode regiert als das deutsche in dieser Zeit.

Mißerfolg reiht sich an Mißerfolg, Katastrophe an Katastrophe. Von Spaa bis an die Ruhr: eine einzige Folge von außenpolitischen Niederlagen, oder besser schamlosen Verzichtens. Mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit eilt Frankreich seinem ewig gleichen Ziel einer Auflösung Deutschlands entgegen. Jedes Jahr konnte dieser Staat als neuen Erfolg für seine Zukunft buchen, dank einer beispiellosen Unfähigkeit der Novemberusurpatoren, oder richtiger dank der niederträchtigen Schurkenhaftigkeit dieser marxistisch-demokratischen Weltheilande.

Da nach gründlicher, besonders psychologischer Vorbereitung des Volkes Frankreich sich entschloß, aus der Defensive zur Offensive überzugehen, gestützt auf außerordentlich wirksame Bündnisse einen neuen Waffengang mit Deutschland zu wagen, mußte es jedermann klar sein, daß es sich hiebei doch nicht etwa um untergeordnete rein wirtschaftliche Fragen handeln konnte, sondern um die Erreichung des immer gleichen Schlußziels französischer Außenpolitik, nämlich: Erringung der europäischen Hegemonie durch Ausschaltung, also Vernichtung Deutschlands. Seit der Niederzwingung der einzelnen französischen Feudalstaaten durch das stark zentralistische Königstum war dieser Gedanke zum beherrschenden der französischen Außenpolitik geworden, gleichviel ob nun Bourbonen, Jakobiner, Napoleoniden oder bürgerliche Demokraten die Schicksale des Landes bestimmten. Nicht, als ob nun etwa die Vernichtung Deutschlands Endzweck oder gar Schlußziel des politischen Denkens Frankreichs wäre, nein im Gegenteil, um sich größeren weltpolitischen Plänen zuwenden zu können, glaubte man einer in der Ausschaltung Deutschlands gelegenen kontinentalpolitischen Sicherung nicht entbehren zu können. Also Mittel zum Zweck!

Hier tritt aber ein ewiger Antagonismus der politischen Hilfsmittel Englands und Frankreichs zutage.

England wünscht die Rückendeckung seitens des europäischen Kontinents für seine Weltkolonialpolitik durch Aufrechterhaltung des „europäischen Gleichgewichts": d. h. durch europäische Staaten, die in etwa gleicher Größe und machtpolitischer Stärke sich als gegenseitige Rivalen so sehr behindern, daß hiedurch eine allgemeine Paralysierung der Kräfte eintritt. Daher auch das sorgfältige Wachen Englands darüber, ob nicht etwa durch das übermäßige Emporkommen einer Einzelmacht dieses System gegenseitiger Bindung Schaden leiden könnte.

In diesem Grundsatze englischer Kontinentalpolitik liegt keine Gefahr für die kontinentalen Staaten an sich, solange nicht eben eine Macht dieses Gleichgewicht

durchbricht und nun zu einer Gefahr für die britische Welthegemonie zu werden droht. In solchem Falle pflegt dann allerdings England aus seiner vorsichtig beobachtenden Haltung herauszutreten, um mit Hilfe der anderen Festlandsmächte, die jeder übermäßigen Entwicklung eines Einzelstaates genau so feindlich, weil eifersüchtig, gegenüberstehen, diesen zu bekämpfen. In oft jahrzehntelangem Ringen, wenn möglich mit dem Blute anderer Völker, wenn nötig jedoch auch unter rücksichtslosem Einsatz des eigenen, wird dann der Emporkömmling wieder niedergebrochen; jedoch unter sorgfältigster Vermeidung seiner vollständigen Vernichtung, da dies ja keineswegs im britischen Interesse der Aufrechterhaltung der europäischen Vielstaatelei liegen würde.

So war England einst Feind Spaniens, dann Hollands, dann endlich Frankreichs, nun Deutschlands, und wird in Zukunft wieder Feind sein der Macht, die es etwa neuerdings unternimmt, nach der verbotenen Hegemonie in Europa zu streben.

Für Frankreich nun führt jedoch der Weg zur weltpolitischen Macht nur über die europäische Hegemonie.

So wie also England zur Erhaltung seiner Stellung in der Welt die Balkanisierung Europas braucht, so braucht Frankreich zur Durchführung seiner Pläne die Balkanisierung der Macht, die am natürlichsten seiner Beherrschung des Festlands einen Wall entgegensetzt; das ist Deutschland. Daher wird Frankreichs Ziel immer die Auflösung Deutschlands in ein System etwa gleich großer, sich gegenseitig eifersüchtig bekämpfender Kleinstaaten sein. So wie England grundsätzlich jede Vormacht in Europa bekämpft — so Frankreich jede Vormacht in Deutschland, die etwa zum Kristallisationspunkt eines gemeinsamen Reiches werden könnte.

Wenn im Jahre 1914 England und Frankreich gemeinsam gegen Deutschland kämpften, dann tat es England, um die drohende deutsche Hegemonie in Europa und damit drohende Weltmacht zu vernichten, Frankreich jedoch, um durch Zerstörung der deutschen Einheit selber Vormacht, in Europa zu werden. Also zwei nicht ganz gleiche Kriegsziele.

Daß Frankreich das seine fast ganz erreichte, England jedoch statt dem deutschen Rivalen nun den französischen Macht- und Militärstaat napoleonischer Tendenzen erhielt, ist wahrlich weniger Schuld Englands als die der ganz unberechenbaren Jämmerlichkeit und beispiellosen Feigheit jener Kräfte, die dem Deutschen Reiche die Waffe aus der Faust schlugen, um Völkerrechte ab jetzt statt mit dem Schwerte mit Palmwedel zu vertreten.

Wenn also England nach Beendigung des $4^1/_2$jährigen Ringens weniger britischen Interessen dienen, als französischen Plänen nachgeben mußte, so lag dies, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, die Mentalität einer, (um vor dem Untergange zu retten) bis zur Siedehitze in Haß entflammten Nation, um plötzlich abzubiegen, den bisherigen Freund als Feind und umgekehrt den verhaßten Feind nun plötzlich als Freund erscheinen zu lassen, in der schwierigen militärischen Lage des Inselstaates. England war erschöpft und konnte Frankreich um so weniger Widerstand entgegensetzen, als ja die Macht, um die es sich letzten Endes handelte, in wahrer Schafsgutmütigkeit Ohrfeige um Ohrfeige einsteckte, sich selbst erniedrigte, ja geradezu nach der „gerechten" Strafe rief.

Wenn Frankreich damals doch nicht mit den letzten Schlußzielen offen herausrückte, so war dieses ausschließlich drei Gründen zuzuschreiben. Erstens glaubte man die Welt von den Bergpredigten des Herrn Wilson noch zu imprägniert, um ihr schon jetzt die wahren Absichten Clemenceaus zu zeigen; zweitens war der Respekt vor dem deutschen Heldenheer der tausend Schlachten und Gefechte noch zu tief, um im kritischen Falle der Hilfe der Verbündeten entbehren zu können, und drittens hatte man vom Grade der inneren Zersetzung Deutschlands sowie der Verworfenheit seiner Führer noch keine richtige Vorstellung.

Im Herbst des Jahres 1922 konnten endlich diese drei Gründe als nicht mehr hinderlich empfunden werden.

Wilson war vergessen; an Stelle seiner 14 Punkte regierten die 440 Artikel des Vertrages von Versailles Europa; das deutsche Volks- und Heldenheer hatte einer polizeilich empfundenen Söldlingstruppe Platz gemacht; die bedrückende Jämmerlichkeit der deutschen Reichsleitungen war so augenscheinlich geworden, daß ein Lloyd George sich zum bitteren Hohn versteigen konnte: „Die Deutschen verstanden nicht, Männer von Geist an ihre Spitze zu bringen."

Und diesen „Männern ohne Geist" entsprach denn auch die Leitung des ihnen anvertrauten Reiches sowie die innere Brüchigkeit des durch sie vertretenen Volkes.

Als sich Frankreich in Erkenntnis all dessen entschloß, nach glücklich beendeter Loslösung Oberschlesiens nun dem Ruhrland das gleiche Schicksal zuzufügen, konnte nur

im Gehirn Berliner Regierungskreise die Meinung aufblitzen, es handle sich hier um den Versuch, durch solches Vorgehen erhöhte Kohlenlieferungen und erneute Reparationen herauszuschinden.

Also eine „wirtschaftliche" Maßnahme Frankreichs! Was war nun selbstverständlicher als der Entschluß, diesem aus wirtschaftlichen Gründen erfolgten Vorstoß einen wirtschaftlich begründeten Widerstand entgegenzusetzen? — Passive Resistenz! —

Es ging allerdings über das Begriffsvermögen dieser von Gott und jeder klaren Vernunft verlassenen Regierungslämmer hinaus, daß nämlich die Mentalität der französischen Nation und ihrer Regierung, entgegengesetzt der deutschen, ausschließlich auf machtpolitischer Grundlage beruht.

Nicht um Kohlenzüge handelte es sich, sondern um einen weiteren und geradezu verheerenden Schritt in der Vernichtung Deutschlands. Aus höchsten machtpolitischen Gesichtspunkten heraus handelte Frankreich, und mit wahrhaft jammervollen „wirtschaftlichen" Maßnahmen suchte die Berliner Regierungskunst Widerstand zu leisten. Da konnte für ein eben nicht gerade in demokratischen Stumpfsinn vernageltes Gehirn allerdings der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Wenn die Wirtschaft als solche versucht, gegen politisch-militärische Entschlossenheit zu kämpfen, ist der Abschluß noch immer das Ende Karthagos gewesen. Ein Generalstreik gegen eine okkupierende Armee ist ein Unsinn an sich. Wenn aber gar durch bezahltes Nichtstun Völker zu retten wären, dann müßte allerdings den Berliner Regierungskünstlern sowie ihrem heutigen Volke schon längst die ganze Welt zu Füßen liegen. So wenig man Feinde totbeten kann, so kann man sie noch weniger totfaulenzen; auf dieser Welt, da ein Wesen von dem andern lebt, wird der Feind ewig nur totgeschlagen werden können.

Als Cuno mit unerhörten Milliarden den passiven Widerstand „organisierte", zerstörte er aber nicht nur die deutsche Währung restlos, sondern vernichtete die gesamte Moral des Widerstandes, indem er ihn zum besoldeten Nichtstun herabwürdigte und legte endlich die Keimzellen zu jenen, nun von den Franzosen finanzierten Verbrecherbanden, die einst durch Staatsgelder monatelang zum Faulenzen an- und ausgehalten worden waren, um nun als „Separatisten" zur Gottesgeißel des unglücklichen Landes zu werden. Dies ist der letzte Fluch des unmoralischen „passiven" Widerstandes.

So mußte das Ruhrgebiet, die letzte große Kohlenquelle der Nation, verloren gehen, und so ging es auch verloren.

Die tiefere Ursache des „passiven" Widerstandes lag aber in folgendem:

Im Jahre 1918 brach Deutschlands Verzweiflungskampf zusammen infolge der durch marxistische Wühlereien zerstörten Widerstandskraft von Heer und Heimat. Den letzten Dolchstoß versetzte dem strauchelnden Siegfried endlich die Schurkentat der heute „legalisierten" Revolution des November 1918. Träger dessen war die marxistisch-demokratische Bewegung und die von ihr sonst noch angesteckten Organisationen. Immerhin standen dem aber noch mächtige Gebilde entgegengesetzter Weltauffassung und Anschauung gegenüber; eine vielleicht manchmal zopfige, jedoch in ihren einzelnen Trägern, den Staatsbeamten, unkäuflich und unbestechlich ehrenhafte Verwaltung, ein unvergleichliches Heer und auf beides gestützt die in langen Traditionen tief verankerte Staatsform der Monarchie.

Im Jahre 1923 jedoch war die Macht der marxistisch-demokratischen Organisation größer denn je; die Armee zerschlagen, die Verwaltung „republikanisiert", d. h. auf deutsch verludert und verseucht durch Parteischützlinge schlimmster Sorte, die geschichtliche Staatsform zerbrochen; mit dieser Nation konnte man allerdings keinen Widerstand mehr leisten, soferne eben nicht vorher die inneren Voraussetzungen hiezu geschaffen wurden.

Wollte man im Frühjahr 1923 mit einiger Aussicht auf Erfolg in den Ruhrkampf eintreten, dann konnte dies nur geschehen unter vorheriger Aufrollung der innerdeutschen Frage: national oder international! Jeder Kampf ohne diese grundsätzliche vorherige Klarstellung mußte endlich am gleichen Dolchstoß scheitern wie Deutschlands Heldenringen fünf Jahre vordem.

Ähnlich 1914 war der Augenblick günstig, wie selten wohl noch einer. Große Arbeitermassen enttäuscht, überdrüssig und unwillig der eigenen Führer; die Gewerkschaften am Ende ihres Kapitals; die Hoffnungen betrogen, Not und Entbehrung als sichtbarste „Errungenschaft der Revolution"! Und genau so, wie man sich 1914, von der plötzlich „national" schillernden Sozialdemokratie gerührt, bewegen ließ, statt sie zu vernichten, im Burgfrieden mit ihr zu paktieren, so jetzt neuerdings das gleiche! Da die Herren der Internationale den Braten zur rechten Zeit rochen, zogen sie die vorher beiseite gelegte nationale Tarnkappe über die Ohren und fanden auch denn glücklich ihr Unterkommen in der für alle politischen Rindsköpfe Deutschlands, ziviler und mili-

tärischer Art besonders genial und erhebend erscheinenden „Einheitsfront" Cunos. Sie erhielten damit gleich zwei Vorteile auf einen Schlag. Einmal konnten sie nun dafür sorgen, daß die nationalistischen Bäume nicht in den Himmel wüchsen, d. h. ein nationaler Erfolg vermieden würde, dann aber war die Not der Gewerkschaftskassen groß, und die nun von Staats und privater Wohltätigkeit wegen überwiesenen Gelder kamen gerade als Hilfe in zwölfter Stunde. So konnte denn auch der nationale „Rausch" natürlich nicht ewig dauern; es war also sicher, daß die Massen unterdes wieder den Weg vom ja doch vergeblichen Widerstand zur stillen Ergebung finden würden.

Und die rote Rechnung stimmte haargenau. Während Cuno als bestaunter Bismarck II im Lande herumgondelte und unter verständnisvollem Lächeln seiner Einheitsfrontler den verzückt zuhorchenden Deutschnationalen klirrende Reden hielt, oder vom „im Notkampf geeinten Volke" faselte, ließ Herr Severing hinter den jungen Helden, die tatsächlich den Kampf an der Ruhr führten, Steckbrief um Steckbrief los, hetzte Kriminalbeamte und Polizisten auf die armen Dummköpfe, die ihrem Vaterlande helfen wollten, und fing sie gemeinsam mit den Franzosen in die Gefängnisse. So wie vor 100 Jahren einst ein Johannes Palm durch die Dienstbeflissenheit eines Augsburger Polizeidirektors Frankreich denunziert und ausgeliefert wurde, um in meiner Vaterstadt den Tod für sein Deutschland der tiefsten Erniedrigung zu erleiden, so diesesmal ein Leo Schlageter durch Herrn Severings „Steckbrief"!

Im Augenblick, da Herr Cuno den deutschen Widerstand auf solche Schultern lud, blieb allerdings als Form nur der bezahlte Generalstreik übrig. Der Erfolg aber fiel so niemals Deutschland zu, eher noch Frankreich allein, am wahrscheinlichsten jedoch der kommunistischen Partei. Denn je größer durch diesen „passiven Widerstand" die Not in Deutschland wurde, je aussichtsloser der ganze Kampf (mit solchen Massen geführt) war, um so mehr mußte die enttäuschte, neuerlich betrogene Masse dorthin drängen, wo durch eine Radikalkur allem menschlichen Unglück ein jähes Ende zu bereiten feierlichst versprochen wird. — Moskau! —

In diesen Tagen des Januar 1923 kam ich mit Exzellenz v. Lossow näher in Berührung. Ich erklärte schon am ersten Tage, daß das Ruhrgebiet verloren gehen werde, falls man nicht durch Aufrollung der inneren Frage die marxistische Fessel abstreife und zum schärferen Widerstand übergehe, wenn nötig auf das ganze Gebiet zunächst verzichte, jedoch den Friedensvertrag annulliere und zur Bildung einer Armee schreite; erst im Besitze einer 50—60 Divisionen starken Armee und eines durch rücksichtslose Propaganda zum höchsten Fanatismus gebrachten Volkes möge man dann verhandeln, passiver Widerstand jedoch wäre ein Unsinn, wenn sich hinter ihm nicht eine aktive Front aufbaue; eine Einheitsfront so heterogener Elemente wie Nationalismus und Internationaler Marxismus ergebe eine Mißgeburt, in der die Eigenschaften des schlechteren Teiles überwiegen würden; dies bedeute jedoch die dauernde Lähmung des einzig möglichen aktiven Widerstandes und seiner Vorbereitung. — Ich habe dieses Gleiche in zahlreichen öffentlichen Kundgebungen vertreten, vor Volksversammlungen und ausgewählten Kreisen. Und die geschichtliche Entwicklung hat mir Recht gegeben, trotz allem Gefasel von so und so, und wenn und aber. Das Ruhrgebiet ging verloren, verloren durch die gleiche Macht, die Deutschland den Weltkrieg verlieren ließ, die marxistisch-internationale Volksvergiftung.

Allerdings redete man damals auch große Töne von Dingen, die in Vorbereitung wären, von Volkserhebung usw., allein man „redete" eben nur, wie immer. Noch immer hatten die Berliner Machthaber bei solchen Anlässen ein verwegenes „Nein" in die Welt hinausgeschmettert, um schließlich mit einem verschämten „Ja" zu parieren. Die andere Welt hatte mithin gar keinen Grund, vor Herrn Cuno etwa zu erschrecken, dies um so weniger, da dieses neue Deutschland ja nicht einmal die Kraft besaß, seines Todfeindes im Innern Herr zu werden; wie viel weniger also hatte da wohl Frankreich zu fürchten.

Man mag ja nun allerdings sich auch heute noch vertrösten, kann vom „endlichen Sieg des Rechtes" reden und ähnlichem billigen Unsinn mehr; allein, wer die außerordentliche Beharrlichkeit des französischen Eroberungstriebes kennt, der wird die bittere Überzeugung nicht verlieren können, daß Rhein und Ruhr verloren sind, und falls nicht der Todfeind, der Internationalismus, in unserem Volke niedergezwungen wird, verloren bleiben werden. Aber auch damit ist Frankreichs Ziel noch nicht erschöpft, denn auch die Ruhrbesetzung ist nur Mittel zum Zweck; militärisch, um Deutschland die technische Grundlage eines etwa kommenden Krieges zu entziehen; politisch, um eine weitere Steigerung der allgemeinen Not des verhaßten Rivalen herbeizuführen, solange, bis

endlich unter dem Elend und Hunger einerseits und lockenden Aussichten andererseits das Gefüge des Reiches nachgibt und Deutschland auseinanderbrechend das große Kriegsziel Frankreichs erfüllt. Dies ist jedoch wahrhaftig nicht „Schwarzseherei". Man bedenke, daß in kaum fünf Jahren marxistisch-demokratischer Republik an deutschem Land und deutschem Volk dem Reiche mehr verloren ging, als in mehr denn 150 Jahren vor dem erworben und gesichert werden konnte.

Lächerlich jedoch sind die Mittel, die man anwenden will, um Deutschland vom fressenden Gifte seines internationalen Todfeindes zu bewahren; kindlich unbeholfen die Methoden eines Generals v. Seeckt, durch „Verbote" der marxistischen Bewegung Herr zu werden; irrsinnig überhaupt jeder Versuch, durch staatliche Machtmittel eine Seuche zu bekämpfen, die nur durch ein stärkstes Extrem zu vernichten ist.

Der marxistische Internationalismus wird nur gebrochen werden durch einen fanatisch extremen Nationalismus von höchster sozialer Ethik und Moral.

Man kann den falschen Götzen des Marxismus nicht dem Volke nehmen, ohne ihm einen besseren Gott zu geben. Daher konnte die Sozialistengesetzgebung eines Bismarck nur mißlingen, wenn es nicht gelang, das Vakuum auszufüllen, das nach Brechung des Marxismus für Millionen eintreten mußte. Denn zu hoffen, daß die vom Marxismus erlöste, also vom proletarischen Klassenstandpunkt befreite Arbeiterschaft nun nichts anderes zut tun haben würde, als eilends in die Reihen bürgerlicher Parteien, also anderer Klassen oder Standesorganisationen einzutreten, ist wahrhaftiger Gott nur ein politisches Kind imstande.

Dieses am klarsten erkannt und am folgerichtigsten durchgeführt zu haben, ist das weltbedeutende Verdienst Benito Mussolinis, der an Stelle des auszurottenden internationalen Marxismus den national fanatischen Faszismus setzte, mit dem Erfolg einer fast vollständigen Auflösung der gesamten marxistischen Organisationen Italiens. Nur die Verbohrtheit besonders unserer staatlichen Organe kann über diesen Prozeß spöttelnd lachen, während ihr eigenes Volk am internationalen Leichengift zugrunde geht.

Die nationalsozialistisch-völkische Bewegung kennt daher nur einen Feind; es ist dies allerdings der Todfeind der heutigen Menschheit insgesamt: den Marxismus!

Sie hat den Kampf dagegen nicht aufgenommen, um ihm etwa einige Mandate abzujagen, nein: sie sieht ihre Aufgabe erfüllt nur dann, wenn Deutschland gerettet erscheint.

Diese Rettung des Vaterlandes jedoch ist begründet erst in der Stunde, da der letzte Marxist entweder bekehrt oder vernichtet ist.

Erst nach diesem inneren Siege wird Deutschland die eiserne Fessel seines äußeren Feindes zerbrechen.

Denn ein Volk, das charakterlos seine eigene Geschichte mißachtet, seine Helden verhöhnt, seine Größe so verleugnet, daß es um Gnade winselt, wo es Rechte zu fordern hat, verdient nicht das Los einer großen Nation, die

Freiheit!

So ist die Frage „national" oder „international", Marxismus oder Antimarxismus, von grundlegender Bedeutung für die Wiederauferstehung unseres deutschen Volkes und Vaterlandes. Ihre Lösung wird niemals mehr durch parlamentarische Majoritäten zu erreichen sein, sondern nur durch ein letztes Aufbäumen all jener gesunden Kräfte, die bereit sind für ihr Volk nicht nur in Worten, sondern auch mit ihrer Person einzutreten.

Die innere Wiederauferstehung der deutschen Nation als Voraussetzung aller äußeren Befreiung ist ein Siegespreis, der nur im Kampf errungen werden kann. Das Recht zu diesem Kampf liegt nicht begründet in irgendeiner Majorität, sondern begründet im Willen und in der Kraft, diesen Kampf zu führen. Ja, wenn Wille und Kraft hierzu vorhanden, ist dieser Streit sogar die höchste Pflicht. —

Ein Völkerschicksal von 70 Millionen liegt auf der Wagschale des ewigen Weltgerichtes, und was vielleicht nur an Stunden versäumt wird, vermögen Jahrhunderte nicht mehr gut zu machen.

In dieser Überzeugung hielten wir am 9. November 1923 die Stunde für gekommen. Ob wir recht gehandelt haben, wird letzten Endes kein Staatsanwalt und kein Gerichtshof des Augenblickes entscheiden, sondern dereinst die deutsche Geschichte.

Erich Ludendorff,
General der Infanterie.

Deutschland seit der Revolution.[1]

Von General Ludendorff.

Ich bin ein alter Mann geworden unter der ungeheuren Last, die 4 Jahre und lange Zeit davor auf mir gelegen hat, unter der schweren Arbeit für die Wehrhaftigkeit des Volkes in der Vorkriegszeit, in dem Ringen mit dem Volke während all dieser Zeit. *Aber mein Herz ist jung und schlägt in heißer Sehnsucht für die Freiheit unseres Landes und des ganzen Volkes.*

Ich sehe den Niedergang unseres Vaterlandes, den Zusammenbruch unseres Volkes, das unglückliche Schicksal meines Kaiserhauses, des erhabenen Wittelsbacher Königshauses nicht als einen Akt äußerer Gewalten, sondern als Schuld innerer Verhältnisse.

Über meine Stellung gegenüber der *marxistischen Gedankenwelt* können Zweifel nicht bestehen. Ich erinnere an das Wort Scheidemanns vor dem Kriege in Paris, der dem französischen Arbeiter versicherte, wir würden nicht auf ihn schießen, sie wären Freunde und Bundesgenossen, sie hätten dieselben gemeinsamen Feinde, und die stünden anderwärts. Dann kam jenes Wort, daß ein deutscher Sieg nicht im Interesse der sozialdemokratischen Partei läge, daß die deutschen Siege den Frieden verhinderten, es kamen die Munitionsstreiks, es kam endlich jenes furchtbare Wort vom 20. Oktober 1918, jenem Tag, an dem unser Zusammenbruch begann: „Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie diesmal siegreich heimgebracht zu haben." Ich kann Vertreter dieser Richtung mit ihrem geschichtslosen Denken nicht für fähig halten, das deutsche Volk zur Freiheit zu führen. Es handelt sich aber um die Freiheit des Volkes, und darum bin ich ein Gegner des Marxismus.

Eng mit der marxistischen Gedankenwelt zusammenhängend steht *das jüdische Volk in Deutschland*. Ich habe die Judenfrage im Kriege kennen gelernt. Ich habe im Kriege und in der Nachkriegszeit mich ernst und gewissenhaft mit dem jüdischen Weltproblem beschäftigt. Für mich ist die Judenfrage eine Rassenfrage, die jüdische Rasse ist der unsrigen entgegengesetzt, sie verdirbt die unsrige physisch, blutmäßig und moralisch. Die Juden sind Fremdkörper im deutschen Volke. Sie können nicht deutsche Belange verstehen und das deutsche Volk zur Freiheit führen, sie haben ebensowenig in Deutschland zu herrschen wie etwa der Franzose und Engländer. Darum bin ich Gegner der Juden.

Nun muß ich mich mit schwerem Herzen noch einer dritten Frage zuwenden. Ich berühre sie sehr ungern, ich bitte, mir das zu glauben; es ist mir bitter ernst mit dem Wohl des Volkes, und darum muß es geschehen. Es handelt sich dabei um große geschichtliche Zusammenhänge, die berührt werden müssen, die wir aber unter dem ungeheuren Geschehen des Weltkrieges vergessen haben. Es wird uns heute gelehrt, daß die Wirtschaft unser Schicksal sei, aber mag sie noch so einflußreich sein, letzten Endes werden nur geistige Mächte und Ideen die Geschicke der Welt bestimmen. Sie erstreben Macht, werden damit zur Politik und ergreifen die Wirtschaft, um sich zu festigen. *Ich wende mich der ultramontanen Politik zu.*

Nun höre ich schon in der ganzen Presse: Jetzt predigt Ludendorff den Kulturkampf! Nein, ich schätze die Segnungen der katholischen Religion ebenso wie die der protestantischen. Ich beneide sie um die Zucht ihrer Kirche. Ich kann Sie versichern, meine Herren: Ich bewundere die Tapferkeit der katholischen Frontsoldaten ebenso wie die der protestantischen. Aber ich bin fest überzeugt: Die vielen katholischen Frontsoldaten, die für ihr Vaterland gefallen sind, wollten ebenso nur ein starkes Deutschland wie die vielen protestantischen.

Die Vorgänge hier in Bayern nach Gründung des Reiches im Jahre 1871 sind bekannt. Ich stelle fest, daß nicht alles so glatt ging, wie so oft angenommen wird.

---

[1]) Wir bringen hier den Hauptteil der Rede, die General Ludendorff am 29. Februar vor dem Münchener Volksgericht hielt, soweit sie *allgemein* politisch gehalten ist. Die Schriftleitung.

Starke Widersprüche regten sich und waren zu überwinden. Auf Einzelheiten versage ich mir einzugehen. Auch in Preußen waren ultramontane Kräfte tätig, die seinen Aufstieg als ein Unrecht empfanden. Ich habe in Posen, Thorn, Straßburg gestanden und habe gefunden, wie sehr die Zentrumspolitik dem Deutschen Reiche hinderlich war. Oberschlesien wurde durch diese Zentrumspolitik polnisch und ging uns teilweise verloren.

Bismarck sprach es aus, daß die Politik des Zentrums eingestellt ist auf die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines Deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum, und meinte weiter: „Reichsfeinde theoretisch und absolut sind die Herren nicht, aber das Reich, wie wir es haben, paßt ihnen nicht." Und dann: „Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche ist."

Die Macht des Kaisergedankens jedoch festigte das Reich. Sie war so stark, daß die Gefahren scheinbar an Bedeutung verloren. Das Reich Bismarcks schien für die Ewigkeit geschaffen und sich im Volkstum immer tiefer zu verankern. Es schien ein deutsches Volk sich heranzubilden. Da kam der Weltkrieg. Die Kräfte wirkten sich aus, die in der Vorkriegszeit gegen das Reich gestanden hatten. Es brach zusammen, das protestantische Kaiserhaus fiel. Im Volke blieb das Reich verankert, so wie es Bismarck geschaffen hatte. Was aber würden des Volkes Führer tun?

Nach der Revolution war ich in Schweden. Dort hörte ich vom Wunsche nach einem Sonderfrieden in Bayern. Der „Bayerische Kurier" schreibt am 26. November 1918 in Nr. 329 unter — wohlgemerkt — der Spitzmarke „Nutze die Stunde!": „Warum Herr Präsident Eisner, lassen Sie das alte von Preußen beherrschte Reich nicht verschwinden wie die deutsche Kokarde?" Ferner: „Sagt euch endlich los von einem Deutschland, in dem Preußen und Berlin, das herrschsüchtige, immer noch den Ton angeben wollen. Sagen Sie, Herr Minister, nochmals: Bayern will den Sonderfrieden! Alles, was nicht-preußisch ist, wird sich uns (Bayern) anschließen." Und weiter: „Ebenso sicher kommt schließlich der Deutsche Staatenbund ohne das Berlinertum und sein spezifisches Preußen .... Herr Minister, ich glaube, Sie denken selbst so — ich sage: Los von Preußen! schaffen Sie den verfassungsmäßigen Volksstaat Bayern, erbitten Sie den Sonderfrieden — wir werden den Frieden haben, nur die Preußen nicht, die der slawische Einschlag verdorben hat."

Das ergriff mich. Schärfer und unschöner kann der Separatismus nicht gepredigt werden. Herr Eisner — der Verbündete des „Bayerischen Kuriers"!

Ich möchte ausdrücklich bemerken, daß ich hier nicht als Ankläger stehe. Ich reihe hier Tatsachen an Tatsachen, um zu zeigen, wie gewisse Anschauungen in mir entstanden sind und entstehen mußten, als ein Mann, der dartun will, wie er veranlaßt wurde, in dieses Unternehmen vom 21. Oktober einzutreten.

Ein weiteres, sehr ernstes Symptom der soeben gekennzeichneten Wirkung jener geistigen Mächte, und zwar diesmal im Gewande der Wirtschaft, war der Aufsatz des Herrn Dr. Georg Heim im „Bayer. Kurier" vom 30. November und 1. Dezember 1918. Leider kann ich aus diesem Aufsatz nur einiges bringen, obschon kein Wort daraus verloren gehen sollte. Als Hintergrund möchte ich geben, daß damals in Deutschland Verhältnisse bestanden, die wirklich nicht verlockend waren, sie waren aber in München jedenfalls nicht besser als in Berlin, vielleicht noch schlechter, es war kein Recht dazu da, die Verhältnisse im Norden trüber anzusehen als die in Bayern unter Herrn Eisner. Es war noch kein Zustand eingetreten, nach dem die Deutschen Bayern mit Recht oder Unrecht als Ordnungszelle ansehen konnten.

Herr Dr. Heim schreibt nun in seinem zweiten Aufsatz über „Die künftige Gestaltung Deutschlands":

„Herrn Eisners Ideal ist der sozialdemokratische deutsche Einheitsstaat ohne innere Grenzen. ....

Ich stamme aus einer großdeutschen Familie und hatte in meiner früheren Jugend Gelegenheit, oft und oft aus dem Munde meines Vaters von jenen traurigen Zeiten zu hören, wo noch Zollschranken im Reich die äußeren Zeichen jener traurigsten Kleinstaaterei gewesen sind. Aber als Realpolitiker komme ich zu folgenden Erwägungen, indem ich die unabänderlichen Tatsachen nehme, wie sie sind:

Es ist fraglos und nicht zu diskutieren, daß nach der neuen Gestaltung der Dinge in Österreich die Entente unter gar keiner Bedingung die Angliederung der 10 Millionen Deutsch-Österreicher selbst an das durch Abtrennung von Elsaß-Lothringen und der polnischen Ostprovinzen verkleinerte Altdeutschland gestattet. Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt. Meine Informationen bestätigen dies. Es ergibt sich nun die Frage, was aus den Deutsch-Österreichern wird.

Es gäbe zwei Möglichkeiten:

Erste Möglichkeit: Das restige Altdeutschland bleibt Staatenbund wie bisher"

— ich bemerke, daß wir nach meiner Auffassung kein Staatenbund, sondern ein Bundesstaat waren —

„und Deutsch-Österreich ein Torsostaat für sich.

Zweitens: Deutsch-Österreich oder Teile von Deutsch-Österreich vereinigen sich mit Teilen des bisherigen Deutschlands. Vom bayerischen Standpunkt aus betrachtet wäre das letztere entschieden vorzuziehen."

Was mit dem übrigen Deutschland geschehen soll, ist hier nicht gesagt. Wien und Niederösterreich sollen ausgeschlossen sein. Dr. Heim fährt fort:

„Auch wir vom bayerischen Standpunkt aus müssen den engsten Zusammenschluß von Bayern, Vorarlberg, Tirol, Steiermark, Oberösterreich wünschen. Abgesehen von der Stammeszugehörigkeit, dem gleichen Volkscharakter, dem gleichen Empfinden, ist diese Gruppierung vom wirtschaftlichen Standpunkt aus für Bayern außerordentlich wertvoll ....

Wenn feststeht, daß die Alliierten niemals zugeben werden, daß das alte Deutschland durch Österreich vergrößert wird, dann hat Bayern nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder es bleibt im Gefüge des alten Reiches, dann muß es auf diese glänzende Perspektive verzichten, oder Bayern vollzieht und erstrebt diesen Anschluß."

— das heißt doch mit klaren Worten: Bayern geht aus dem alten Reich! —

„Meiner Ansicht nach" — fährt Dr. Heim fort — „kann nur das Letztere in Betracht kommen. Aber die Bedenken, die hiergegen sprechen könnten, sind folgende: Das neue Wirtschaftsgebiet hat keinen Zugang zum Meer, kein genügendes Erz- und Kohlenvorkommen .... Hierfür gäbe es aber eine Lösung, kurz bezeichnet, mit dem erweiterten alten Rheinbund, Hannover, Westdeutschland bis zur Elbe und Süddeutschland mit Österreich. Hierfür sprechen aber auch noch andere Gründe. Wenn die Österreicher sagen, wir wollen warten, bis Wien wieder den Wienern gehört, und sich vom internationalen Bolschewismus und der Versumpfung freigemacht hat, so gilt das gleiche gegenüber Berlin und den norddeutschen Industriegebieten."

— Aber das norddeutsche Industriegebiet ist doch das Gebiet, das Dr. Heim für den Rheinbund beansprucht —

„Wer die Entwicklung der Dinge in Berlin kennt, der muß mit mir der Meinung sein, daß eine solche Gruppierung in Deutschland allein die Rettung aus dem Sumpf bedeutet .... Wir wollen die ohnmächtigen Versuche, den Marxismus, das theoretische Produkt jüdisch zersetzenden Geistes in die Praxis zu übersetzen, den Norden machen lassen, bis er zur Besinnung kommt .... Es wird ein Auflösungsprozeß werden, gefördert durch Korruption, wie sie in den schlimmsten kapitalistischen Zeiten nicht erlebt wurde. Damit ist die große Gefahr der Verarmung verbunden und die noch größere Gefahr, daß das Ausland in den Besitz unserer Reichtumsquellen und unserer wirtschaftlichen Kräfte kommt. Bayern muß sich schon aus diesem Grunde mit der Hoffnung späterer Wiedervereinigung unbedingt abtrennen.

Ähnliche Erwägungen haben bereits in den übrigen deutschen Bundesstaaten Boden gewonnen, selbst bis in die Reihen der Sozialdemokraten hinein. Ich erinnere an die sehr deutlichen Bekundungen von Hessen, Baden, Württemberg, und erinnere ferner an die Bewegung in der Rheinprovinz und in Hannover."

Das war 1918. Im Frühjahr 1919 war die bekannte Zusammenkunft Dr. Heims mit französischen Offizieren in Wiesbaden, über die Woodrow Wilson in seinen „Memoiren und Dokumenten" schreibt:

„Ja, Frankreich wollte nicht einmal von der Einbeziehung Österreichs in eine süddeutsche Staatenkonföderation etwas wissen. Wir erfahren von einer Zu-

sammenkunft Dr. Heims aus Bayern mit rheinischen Verschwörern und verschiedenen Vertretern in Wiesbaden, worüber Foch am 19. Mai 1919 dem Rate berichtet:

„Heim sprach zuversichtlich von der Loslösung sämtlicher anderer bedeutenden deutschen Staaten von Preußen und über die Bildung einer neuen Konföderation mit Einschluß Deutsch-Österreichs unter einem »Protektorat« der Entente, hauptsächlich in wirtschaftlicher Beziehung. Er betonte, daß ein derartiger, katholischer und konservativer »Block« eine wirksamere Barriere gegen den Bolschewismus bilden würde, als es ein verpreußtes Deutschland je vermöchte.“

Mir sind die Erklärungen Dr. Heims darüber bekannt, aber auch die des damaligen Reichskanzlers Scheidemann, er habe erst jetzt aus der Presse ersehen, was für Pläne Dr. Heim damals verfolgt habe. Jedenfalls hat bei mir, der ich mich mit der Frage ernstlich beschäftigt hatte, die Erklärung das Gefühl gestärkt, daß die von Herrn Dr. Heim in Wiesbaden vertretenen Ansichten für Deutschland verderblich seien. Sie bewegen sich vollständig in der Richtung seines Aufsatzes.

Dr. Heim wendet sich besonders gegen den Ausdruck „katholisch-konservativer Block“, der nur für einen Eventualfall habe vorsorgen wollen. Um diesen Eventualfall ging meines Erachtens die ganze Zusammenkunft, und dieser Eventualfall liegt heute noch in seiner Zielrichtung vor.

Aus dem Jahre 1920 liegt mir nun ein sehr eingehender Schriftwechsel zwischen Herrn Geheimrat Dr. Heim und Herrn Graf v. Bothmer vor, dessen Beziehungen zu französischen Kreisen ja hinreichend bekannt sein dürften. Das Bild verschiebt sich hier etwas. Das föderalistische Deutschland tritt in den Vordergrund. Ich möchte hier ausführlicher werden, um zu zeigen, welche Gedankengänge vorlagen, um meine Sorgen verständlich zu machen.

Am 25. März 1920, nach dem Unternehmen Kapps, das bekanntlich Bayern die Regierung Kahr brachte, schreibt Graf v. Bothmer an Geheimrat Held:

„In Köln war man nahe daran, eine eigene Staatsregierung zu bilden .... sich dabei auf englische Hoffnungen verlassend. Dadurch, daß ich die Gruppe der Rheinischen Volksvereinigung geschlossen gegen eine solche voreilige Staatsbildung Stellung nehmen lassen konnte, und dadurch, daß der engere Anschluß der föderalistischen Organisationen des Rheinlandes an Bayern einen Schritt vorwärts gekommen ist, besteht die Möglichkeit, daß eine kluge Staatsführung von Bayern aus auf die politische Gestaltung der Dinge in West- und Süddeutschland den für uns nützlichen und notwendigen Einfluß ausüben kann. Dabei habe ich die Beobachtung gemacht, daß Sie, verehrter Herr Geheimrat, überall der Mann des Vertrauens und der Erwartung sind .... Über gewisse Unterredungen, die ich führe, will ich Ihnen nur mündlich Mitteilung machen. Wieder einmal habe ich genauen Einblick in die Tätigkeit Dr. Dortens genommen, und wiederum bin ich fortgegangen mit der Überzeugung, daß es der klugen und überlegenen Arbeit dieses Mannes zu danken ist, wenn der Rhein ein deutscher Strom bleibt. Es ist der unauffälligen und intensiven Arbeit Dr. Dortens geglückt, die großrheinische Bewegung in ihre Bestandteile aufzulösen. Heute haben wir das Bestreben, das ganze hessische Gebiet einschließlich Marburg und Gießen mit der Rheinischen Republik zu vereinigen, und diese somit rechtsrheinisch zu verankern und außerdem mit einem starken Prozentsatz evangelischer Bevölkerung zu durchsetzen, so daß diesem Staate nicht das Odium, Werkzeug kirchlicher Machtpolitik zu sein, angehängt werden kann. Um diesen Dingen bestimmte Form zu geben, habe ich mich noch einige Tage in Darmstadt aufgehalten, um dort eingehend mit Brentano und dem eigentlichen Träger der hessischen Staatspolitik, dem Prinzen Leopold von Isenburg, zu beraten. Brentano ist ein schlauer Personalienwahrer und Parteipraktiker, aber durchaus subaltern als politischer Intellekt. Wir müssen aber seinen Eitelkeiten und Ambitionen Rechnung tragen, dann wird er manches Nützliche leisten.“

Dann schreibt Graf Bothmer in einem Briefe vom 21. April 1920:

„Nun darf ich wohl noch ein Wort über die Verbindung Prof. Försters sagen. (General Ludendorff bemerkt hier: Das ist dieser Förster, den wir als Landesverräter kennen!) Ich glaube, daß wir auch hier vollständig einig gehen, Professor Förster wird für uns eine wichtige Figur, weniger in der aktiven diplomatischen Arbeit, als zu dem Zwecke, einerseits das Mißtrauen der Franzosen gegenüber uns in bezug auf den

Revanchegedanken zu beseitigen, und anderseits, um dafür zu sorgen, daß er seine guten Beziehungen zu den sozialdemokratischen Gruppen ausnützt, um diese aus dem unitarischen Lager in das föderalistische herüberzuziehen. Wenn es uns gelingt, Förster gerade bei den Sozialdemokraten des Rheinlandes und der süddeutschen Staaten einzusetzen, dann wird er hier sehr viel Nützliches schaffen können."

In seinem Brief vom 4. Mai 1920 zählt Graf v. Bothmer verschiedene Einzelheiten auf, die er unternommen hat, um den Wirkungskreis der bayerischen Politik im Rheinland zu erweitern. Was würde Bayern sagen, wenn Preußen z. B. in Franken ähnlich handeln würde? Ich habe diese Handlungen als einen Treubruch an ungeschriebenen Gesetzen angesehen, um Deutschland ins Unglück zu stürzen.

Nun noch zum Schluß folgende Stelle:

„Als weitere Beilage gebe ich Ihnen einen Brief des Prinzen Isenburg in Darmstadt und die Abschrift eines Memorandums, das dieser mit der Abschrift Ihres Briefes an mich nach Mainz weitergegeben hat. — Sie können, verehrter Herr Geheimrat, daraus ersehen, wie ruhig, sachlich und nach einem einheitlichen Prinzip arbeitend schon meine Mittelsmänner gedrillt sind."

Ich war erschüttert, als ich das las. Es ist nicht ein Brief an Herrn Fuchs oder Machhaus, sondern an den wohl hervorragendsten Führer der Bayerischen Volkspartei, der seine Briefe an Graf Bothmer unterzeichnet:

„Mit herzlichen Grüßen Ihr Dr. Heim."

Wie Dr. Heim die Politik einschätzt, die er mit den Franzosen zu machen hat, zeigt folgende Stelle (Brief Bothmers vom 21. April 1920):

„Ich habe verhindert, daß Herr X. zu Herrn v. Kahr geht. Denn erstens ist Herr X. *nicht die geeignete Mittelsperson zwischen den französischen Regierungsvertretern und der augenblicklichen bayerischen Staatsregierung*, und zweitens muß unter allen Umständen daran festgehalten werden, daß jeglicher außenpolitischer Verkehr mit der bayerischen Regierung durch Ihre Hände geht, damit nicht in Ihrer Abwesenheit unbeholfene und schlecht unterrichtete Regierungsstellen eine offizielle Haltung einnehmen, die Sie dann unter Umständen desavouieren müssen."

In einem Briefe des Grafen Bothmer wird Dr. Heim als der eigentliche Staatsmann Bayerns und darüber hinaus als die Persönlichkeit bezeichnet, um die sich alle Kräfte zur Veränderung der deutschen Staatsform zu gruppieren haben.

Dr. Heim nimmt nun in einem Briefe an Graf Bothmer von Anfang April 1920 wie folgt Stellung:

Frankreich solle erklären:

„Mit einem föderalistischen Deutschland, das das Schwergewicht in die Einzelstaaten verlegt, sind wir gerne bereit, uns zu verständigen."
und fügt noch hinzu:

„Wie glänzend könnte heute Frankreich seine Stellung in Westeuropa gestalten, und diesen welthistorischen Moment versäumt Frankreich. Es präpariert sich das Verderben."

Wie sich Dr. Heim die Lösung denkt, geht aus einem Brief vom 7. Juli 1920 an Graf Bothmer hervor, nachdem er erst am 3. einen Brief an diesen geschrieben hatte. Bemerkenswert ist, daß Geheimrat Dr. Heim von einer in Mainz stattgefundenen Unterredung spricht — vielleicht einer zweiten Unterredung mit französischen Unterhändlern.

Es war damals die Zeit des Höhepunktes der militärischen Machtentfaltung des Bolschewismus, der seinen Zug in Rußland begonnen hatte. In diesem Zusammenhang wendet sich Geheimrat Heim gegen die Abtretung der ostelbischen Provinzen Preußens, da diese dann an den Busen Rußlands gedrückt würden — weil dem bolschewistischen Rußland alsbald ein militärisches folgen würde, *was auch dem altpreußischen Militarismus wieder auf die Beine helfen würde*. Das war die ganze deutsche Begründung des Herrn Dr. Heim. Es war der Haß gegen das Werkzeug, durch das die Hohenzollern das Deutsche Reich gegründet haben und das allein Bismarck die Grundlage für seine Politik gab.

Es hat mich heute gefreut, von Herrn Oberstleutnant Kriebel zu hören, daß dieser „verfluchte preußische Militarismus" nach 1866 auch das bayerische Militär befruchtet hat!

Geheimrat Heim schreibt wörtlich, er habe dann ausgeführt:

„Es gibt einen herrlichen Weg, den auch viele akzeptieren können, und das ist die Brechung der Vormachtstellung Preußens und Berlins durch ein streng föderalistisch gegliedertes Deutschland mit zentralisierter Außenpolitik, gemeinschaftlicher Wirtschaftspolitik, Rechtspflege, Heer und Milizsystem, aber mit Kommandogewalt bei den Ländern und in allen übrigen, besonders in den Beamten-, Personal- und Kulturfragen weitgehende Selbständigkeit und Selbstverwaltung."

„Das ist das Programm, das ein Deutscher vertreten kann, und Frankreich würde damit

a) die Vormachtstellung Preußens für alle Zeiten brechen,

b) sich gegenüber einem durchaus friedlichen Deutschland sehen.

„Ich habe auch ausgeführt, daß bei uns in Bayern wohl die weit überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung jedem Revanchegedanken abhold ist, ich habe öffentlich ebenso gesprochen. Ich erinnere an meine Rede, die ich im April auf dem Kreisparteitag in Regensburg gehalten habe. Sie enthält dieselben Gedankengänge. Die gleichen Gedankengänge habe ich wiederholt in meiner Partei vorgetragen, und ich habe immer mehr Verständnis dafür gefunden."

Und dann z. B. in einem weiteren Briefe:

„Die Hannoveraner aber sind ein Kapitel für sich, und da sind Sie wohl nicht genau unterrichtet, weder über Personen noch über Verhältnisse. Die Sache liegt nicht so einfach. Sie können von mir einmal mündlich darüber hören, wie bei den Hannoveranern die Dinge liegen. Wegen der Hannoveraner uns sofort Landespartei zu nennen, bestand keine Veranlassung. Ich hoffe, daß wir auch mit den Hannoveranern auf einen Boden kommen. Da muß aber noch einiges gereinigt werden."

Geheimrat Heim unterstreicht dann seine Bekanntschaft mit Herrn v. Dannenberg, dem bekannten Führer der Loslösungsbestrebungen Hannovers aus dem preußischen Staatsverband.

Zur ganzen Charakterisierung möchte ich noch folgende Stelle verlesen:

„Eben lese ich Ihren Brief an Geheimrat Grauert .... Auf eines muß ich kurz zurückkommen. Ich entnehme Ihrem Briefe, daß Sie der Münchner Journalist G. als Protestant überschrieben hat und Sie dadurch offenbar verdächtig zu machen versuchte. Das ist allerdings unerhört .... die Partei kann für eine solche Taktlosigkeit nicht haftbar gemacht werden. Es ist mehr wie eine Taktlosigkeit ...."

Inzwischen waren in der neuen Reichsverfassung die Bestrebungen auf die Umgestaltung des Reiches verankert worden. Der § 18 läßt die Schaffung neuer Staaten innerhalb des Reiches zu. Die Bayerische Volkspartei zog im Herbst 1920 in den Bamberger Beschlüssen die Folgerung. Ob die Beschlüsse, wie behauptet wird, Herrn Dard vorgelegen haben, möchte ich natürlich bezweifeln. Solche Gerüchte sind aber Symptome.

In Punkt 2 der Beschlüsse wird die beschleunigte Ermöglichung der Bildung von Einzelstaaten auf verfassungsmäßigem Wege gefordert — die Weimarer Verfassung hatte zwei Jahre für die Möglichkeit solcher Gebietsveränderungen vorgesehen, das dauerte der Bayerischen Volkspartei zu lange. Ich glaube nicht, daß die Bayerische Volkspartei darangedacht hat, aus Franken einen eigenen Staat zu machen: es handelte sich um die Zerschlagung Preußens.

Die 6. Forderung verlangte für die einzelnen deutschen Staaten das Recht, in Angelegenheiten ihrer eigenen, durch die Reichsverfassung gegebenen Zuständigkeit mit anderen Staaten Verträge abzuschließen und Vertreter bei auswärtigen Staaten zu bestellen.

Das war alles letzten Endes die gleiche Politik, wie sie im „Bayerischen Kurier" seit dem Zusammenbruch propagiert worden war. Diese Politik war auch die Politik des Herrn Dr. v. Kahr. Auch in dem Pamphlet „Ludendorff in Bayern", das die mir heiligen weiß-blauen Farben entweiht, steht, daß Kahr einen Staatenbund haben will. Immer wieder hörte ich das Wort von starken Staaten in einem starken Reich. Ich hätte gesprochen von gesunden Staaten in einem starken Reich!

Als ich im August 1920 hierherzog — nicht aus politischen, sondern allein aus privaten Gründen — kam ich auch in Beziehungen zu Herrn v. Kahr. Als im Herbst

1920 der Kampf des Herrn Sanitätsrats Dr. Pittinger gegen Herrn Forstrat Escherich begann, schien es erwünscht, eine Hilfstruppe gegen Herrn Forstrat Escherich zu haben. Meine Beziehungen zu Herrn v. Kahr wurden enger, und ich konnte einen Einblick in sein Denken gewinnen. Auch hier der Gedanke des länderweisen Anschlusses der deutsch-österreichischen Gebiete ohne Niederösterreich mit Wien, während — nicht von Herrn v. Kahr aber ganz öffentlich — die vorübergehende Trennung Bayerns vom Reich erörtert wurde, die mir tieferschrecklich war.

Der Gedanke, Wien und Niederösterreich sozusagen ihrem Schicksal zu überlassen, erschien mir durch und durch undeutsch. Ich meinte, ganz Österreich solle sich ans Reich anschließen. Wollten dann einige Länder sich an Bayern anschließen, so in Gottes Namen, das wäre dann lediglich Angelegenheit Bayerns und dieser Länder. Aber zuerst gehört ganz Österreich an Deutschland.

Über die Arbeit von Bayern aus nach Österreich hinein könnten wohl andere bessere Auskunft geben als ich. Sie bewegt sich ganz in den von mir beanstandeten Gedankengängen. Ein besonderes Schlaglicht warfen mir die Verhandlungen des Grafen v. Soden mit ungarischen Herren aus dem Januar 1922.

Den Gedanken der vorübergehenden Trennung sehe ich als Hochverrat an. Ich habe es begrüßt, daß die D.V.P. in Bayern in ihrem Aufruf vom 31. Mai 1923 es — reichlich spät — ausspricht:

„Den Gedanken einer auch nur vorübergehenden Trennung Bayerns vom Reich lehnen wir mit Abscheu als Hochverrat ab."

Das ist das, was ich seit Jahren sage.

Ich erinnere noch an die Vorgänge im August 1922. Sie haben für mich nur insoweit Interesse, nicht weil sie das bayerische Verfassungsleben berühren, sondern begründeten Anlaß geben, anzunehmen, daß damit die entscheidende Lostrennung Bayerns aus dem Reiche verbunden war. Herr Sanitätsrat Pittinger könnte darüber wohl Aufschluß geben.

Dazu traten immer wieder die separatistischen Bestrebungen unverhüllt auf. So schreibt die italienische Zeitschrift „Politica" im März 1923 (vgl. „Eiserne Blätter" S. 770):

„Das Ziel Frankreichs und seiner Agenten war ein katholisches monarchistisches Alpenreich unter dem Kronprinzen Rupprecht, bestehend aus Bayern, einem Teile Württembergs, der Pfalz und dem Rheinland. Damit wären etwa 18 Millionen Deutsche von Preußen getrennt worden."

Daß diese Angabe nicht so sinnlos war, geht schon aus dem bisherigen hervor. Scharf wurde sie beleuchtet durch den Leoprechting-Prozeß im Mai 1922 und vor allem durch den Landesverrat Fuchs-Machhaus-Kühles. Ich hatte im Februar 1923 verschiedenes unklar gehört, ich konnte nichts damit anfangen. Ich sah erst klar, als sich Kühles am 6. März erschoß, der gesagt hat, ein Franzose von hinten sei ihm lieber als ein Preuße von vorn. Für mich war es tief erschütternd, mit welchen Ehren dieser Landesverräter beigesetzt wurde. Ich sagte zu meiner Frau damals sarkastisch: Wenn ich hier einmal beerdigt werden sollte, so bekomme ich kein solches Begräbnis. Die katholische Geistlichkeit, die sonst gegen jeden Selbstmörder ihr Herz verschließt, begleitete diesen Mann — „zur ewigen Ruhe" kann man nicht sagen.

Das und die ganze Behandlung des ungeheuerlichen Landesverrats in der öffentlichen Meinung ließen in mir die Gewißheit entstehen, daß hinter den Landesverrätern andere Kräfte standen. Ich habe auch nie geglaubt, daß der gerissenste französische Agent, Richert, mit Fuchs und Machhaus als Privatleuten verhandelt hat. Richert wollte den Aufruhr in Thüringen erregen zu der Zeit, als wir den Kampf an der Ruhr hatten.

In dem Angebot, das Herr Richert gemacht hatte, kam wieder der teilweise Anschluß Österreichs an Bayern und diesmal durch Schaffung eines europäischen Völkerbundes unter dem Protektorate Frankreichs, das an der Ruhr stand und nun Bayern mit einbeziehen wollte. Bayern sollte Anlaß zum Einmarsch nach Mitteldeutschland gegeben werden, wo Frankreich einen bolschewistischen Aufstand erregen wollte. Man zeigte damit Bayern, wohin es sich vergrößern könnte.

Anfang Mai erschien in der Presse folgende Äußerung eines bayerischen Ministerialrates:

„Die Minister von Knilling, Schweyer und Matt wären für einen Zusammenschluß Bayern und Österreichs. Nur die Frage sei noch offen, ob ein bayerischer oder österreichischer Fürst den Thron besteigen solle. Minister Schweyer habe bei seiner Pfalzreise darüber mit dem französischen General de Metz verhandelt und die Zustimmung der Franzosen erhalten. Hinter diesem Plan stünden auch Kardinal Faulhaber und der Papst. Über das Verhalten und die Gesinnung der gesamten Minister seien selbst die Ministerialreferenten ungehalten und damit durchaus nicht einverstanden."

Der „Bayerische Kurier" plädierte für eine gerichtliche Klarstellung. Der „Völkische Beobachter" sprach die Erwartung aus, daß dieser Weg nie beschritten werde, und so traf es auch ein.

Die Schaffung eines machtlosen Deutschland, später ausgesprochen unter Zerschlagung Preußens, war zugleich der Ausfluß ultramontaner Politik, wie man sie seit der Reichsgründung im Jahre 1871 verfolgen kann. Während des Weltkrieges trat sie klar in die Erscheinung und fand im Abgeordneten Erzberger ihren Vertreter, an dessen Namen die Friedensresolution am 19. Juli 1917 zusammen mit dem Graf Czernin, der Waffenstillstand, Versailles und Weimar für immer geknüpft ist. Der Artikel 18 der Weimarer Verfassung, der die Abstimmung der preußischen Landesteile zuläßt, war für mich der Grabstein Deutschlands, wohl durchdacht von Deutschlands Feinden in die Verfassung hineingebracht. Wenn nun jetzt von einer Zentrumsschwenkung gesprochen wird, so verstehe ich das nicht. Man braucht nur die Reden des Abgeordneten Trimborn im Verfassungsausschuß nachzulesen, die schon damals auf mich einen sehr ernsten Eindruck machten.

In dem Kampfe Deutschlands um seine Freiheit und um sein Dasein war der Vatikan nicht neutral, sondern deutschfeindlich. Frankreich wurde begünstigt und geehrt.

Am 6. April 1919 wurde in Rom vor dem besonders feierlich versammelten Episkopat die Jungfrau von Orleans heilig gesprochen. Im Hinblick auf „das Wunder an der Marne" betonte nach der Rede des Bischofs Touchet von Orleans Seine Heiligkeit Papst Benedikt XV. in seiner französischen Antwort: Er bedaure es, Franzose nur von Herzen zu sein. Dann fuhr er fort: „In diesem Wunsche und in diesem Gelöbnis ist der Franzose dem Herzen nach mit dem Franzosen von Geburt einig, um Frankreich die Vermehrung seines Ruhmes und seines Glückes zu wünschen."

Die Wirkung auf die deutschen Katholiken war niederschmetternd. Die „Augsburger Postzeitung" Nr. 193 vom 4. Mai 1919 schreibt:

„Was wir von jenen, die Franzosen dem Herzen nach sind, zu erwarten haben, wissen wir. Es ist eine furchtbar bittere Feststellung, die wir hier machen mußten, eine Feststellung, gegen die sich unser ganzes Gefühl sträubt, aber der es ins Auge zu sehen gilt. Es ist heute noch etwas in uns eingestürzt, was uns lieb und teuer war, um die Katastrophe zu vollenden. Wir fürchten, daß der Preis, um den man Frankreichs Umkehr kaufen will, ein höherer sein wird, als man es in Rom gedacht hat, da man jenes Bekenntnis in die Wagschale warf."

So gibt das führende Blatt des bayerischen Katholizismus den Eindruck wieder. Ich fürchte, daß vieles wieder vergessen sein wird. Es war für mich, der ich, wie ich nochmals hervorhebe, die Segnungen und die Zucht der katholischen Kirche hoch einschätze, schmerzlich, zu sehen, wie im vergangenen Sommer seine Heiligkeit der Papst sich gegen die Sabotage im Kampf um Rhein und Ruhr wandte, wie Marschall Foch bei seiner Reise in den Vereinigten Staaten Nordamerikas einen Ehrensäbel der dortigen Jesuiten erhielt, gleichsam als hätte er im Dienste der Gesellschaft Jesu gearbeitet. Ich erinnere auch an die unheilvollen Einflüsse, denen Kaiser Karl unterworfen war, als er durch das Sonderfriedensangebot im Frühjahr 1917 Deutschland verriet, gerade als der Sieg sich auf Deutschlands Seite neigte.

Nicht minder schmerzlich waren für mich die deutschabträglichen Aussprüche des Kardinals Faulhaber, der während des Fuchs-Machhaus-Prozesses in Amerika war, und dort über deutsche Belange sprach, wobei er die Versenkung der „Lusitania", die der feindliche Admiral Sims als zu Recht erfolgt bestätigte, seinerseits

als völkerrechtswidrig bezeichnete und auch über die Schuld am Kriege nicht so sprach, wie es wohl die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes als Wahrheit ansieht.[1])

Auch hier wieder ein diskretes Schweigen des größten Teiles der hiesigen Presse, die damit ihr wahres Gesicht in der deutschen Frage zeigte.

Besonders auffallend war die steigende Inschutznahme der Juden durch den hohen Klerus, der sich später besonders gegen den 8. November immer deutlicher offenbarte. Ich sehe es auch nicht als Zufall an, daß am Rhein der Jude Louis Hagen und andere Juden die Rheinlandpolitik des Herrn Geheimrats Dr. Heim und des Kölner Oberbürgermeisters Dr. Adenauer vertreten, wobei sich der Zentrumsreichskanzler Marx zum Vollstrecker dieser Bestrebungen macht.

Beunruhigend für die Machtstellung des Reiches waren die Loslösungsbestrebungen in Hannover und der Rheinprovinz und die Umtriebe in Hessen. Hier tritt neben die Namen Brentano und Isenburg der Name Strecker. Heute ist es aller Welt klar, tritt doch die „Kölnische Volkszeitung" offen für eine Lostrennung der Rheinlande von Preußen, nicht vom Reiche ein. Heute sprechen die volksparteilichen Zeitungen von landesverräterischen Bestrebungen, während die „Kölnische Volkszeitung" eine solche Ansicht vertritt.

Das Wort Bismarcks schien sich mir zu bewahrheiten: „Ich kann mich mitunter in schlaflosen Nächten des Gedankens nicht erwehren, daß vielleicht unsere Söhne nochmals wieder um den mir wohlbekannten runden Tisch des Frankfurter Bundestages sitzen könnten."

Schwer zu vereinigen war für mich die von mir vermutete, jetzt klar erkannte Verbindung des Herrn v. Kahr mit Herrn Justizrat Claß, dem Führer des Alldeutschen Verbandes, der mächtigsten politischen Organisation Deutschlands, die ihre Mitglieder in vielen leitenden Stellungen hat. Aus den Veröffentlichungen der alldeutschen Presse um den 21. Oktober geht klar hervor, daß Herr Claß geneigt war, den Wünschen des Herrn v. Kahr auf Lockerung des Verhältnisses Bayerns vom Reich weitgehendst zu entsprechen.[2])

Aber anderseits will Herr Claß den Deutschen Einheitsstaat schaffen unter Auflösung der Staaten.

Ich konnte in dieser Idee auch nicht das Glück des Volkes sehen, denn das Volk lehnte solche Lösung ab. Es kam hinzu, daß dieser Gedanke verbunden war mit anderen

---

[1]) Ein Freund unseres Blattes versichert uns, zu wissen, Kardinal Faulhaber habe die Erlaubnis zur Amerika-Reise nur unter der Bedingung vom Papste erhalten, daß er spräche, wie er eben gesprochen hat. Die Schriftleitung.

[2]) Daß Justizrat Claß mit Herrn v. Kahr als dem Führer des Staates, der die völkische Bewegung schützte, Fühlung suchte, war wohl selbstverständlich. Auch Hitler suchte ja „Verbindung" mit Herrn v. Kahr, — allerdings auf eine etwas gewaltsame Weise. Was den Aufsatz in der „Deutschen Zeitung" vom 22. Oktober 1923 anbetrifft, so hat General Ludendorff Dinge in ihn hineingelegt, die durchaus nicht in der Absicht des Herrn Claß liegen.

Hier läuft Exzellenz Ludendorff wohl ein Irrtum unter, der unmöglich wäre, wenn er die „Deutsche Zeitung" dauernd verfolgt hätte. Zunächst hat dies Blatt längst und wiederholt festgestellt, daß der Aufsatz, auf den Exzellenz Ludendorff sich bezieht, gar nicht von Justizrat Claß verfaßt war, und daß er inhaltlich gar nicht für ein neues „Wittelsbachisches Kaisertum" eingetreten ist; der Aufsatz, als dessen Verfasser der Leiter der „Deutschen Zeitung", Dr. Maurenbrecher, sich längst öffentlich bekannt hat, behandelt die Staatspersönlichkeit Bayerns und war gegen das Vorgehen von General v. Seeckt gerichtet. Er hatte nur den Zweck, Bayern als dem damaligen alleinigen Hort der nationalen völkischen Bewegung gegenüber dem Preußen Severings das Rückgrat zu stärken. Wer die Politik des Alldeutschen Verbandes und seines Führers Claß wirklich kennt, weiß, daß beide entschiedenste Vorkämpfer der preußischen Vormachtsstellung sind und als erste nach dem Umsturz sich für das Hohenzollernsche Kaisertum vor der breitesten Öffentlichkeit erklärt haben; von beiden wurde auch immer die Auffassung vertreten, daß Rettung und Wiederaufrichtung nicht vom Süden zu erwarten sei, sondern im Norden durchgesetzt werden müsse. — Die Schriftleitung.

Absichten und Bestrebungen, die ich für den Frieden Deutschlands als verderblich ansehen mußte. Doch ist das erst nachträglich für mich in Erscheinung getreten.

Ich habe das bestimmte Gefühl erhalten, daß maßgebende bayerische Kreise, auch wenn immer wieder „im Sinne Bismarckscher Verfassung" gesprochen wurde, das Deutschland Bismarcks zerstören oder ihm eine Form geben wollten, die mit Bismarckschen Gedankengängen nichts gemein hatte.

Der Name „Bismarck" wurde mißbraucht; dem Worte „Föderalismus" eine Auslegung gegeben, wie sie von Bismarck immer bekämpft wurde. Ich bin ein Deutscher, der ein starkes Deutschland haben will, ein Deutschland auf Bismarckscher Grundlage!

Die Ereignisse am 8./9. November haben vielen die Augen geöffnet, nicht weniger die Denkschrift des bayerischen Gesamtministeriums über die Verfassung, die jetzt zusammen mit den Bestrebungen im Rheinland und in Hannover, wie auch Hessen-Darmstadt das Ziel unverhüllt zeigt. Ebenso bilden die Abmachungen zwischen dem Reichskanzler und dem bayerischen Ministerpräsidenten über Vereidigung der Reichswehr ein ernstes Mahnzeichen.

Selbstverständlich beschäftigte und bedrückte mich der Niedergang Deutschlands durch unsere unglückselige Politik der Schwäche nach innen und außen, die unser Volk verderben und sterben ließ. Ich will nicht weiter darauf eingehen. Ich darf meine Ansichten wohl als bekannt voraussetzen.

In demselben Maße wie ich Einblick in die hier kurz skizzierten Vorgänge gewann, war es mir Pflicht, auf Abhilfe zu sinnen. Die Erscheinungen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit hatten mir gezeigt, welche volksfremden Elemente unseren Niedergang herbeigeführt hatten. Ich hatte die internationalen Kreise, ihr starkes politisches Wollen kennen lernen und ihr volkszersetzendes Gebaren verfolgen können. Ich hatte die Ansicht gewonnen, daß das Volk widerstandsfähig gegen die internationalen Einflüsse gemacht werden müsse.

Das Mittel hierzu erkannte ich in der völkischen Freiheitsbewegung. Ich hatte die heilige Überzeugung gewonnen, daß sie allein uns über die Spaltungen hinweghelfen kann, die uns schwächen. Sie entriß Arbeiter der marxistischen Irrlehre und stellte sie auf den nationalen Boden. Sie erschloß aber auch das Herz der Arbeitgeber den sozialen Bedürfnissen des Arbeitnehmers. Sie glättete die Klassengegensätze, ebenso — und hierauf legte ich entscheidenden Wert — die konfessionellen und Stammesgegensätze, wie es praktische Politik verlangt. Sie schuf Deutsche, die alles Undeutsche, woher es auch kommen möge, ablehnen. Sie wollte ein starkes wehrhaftes Deutschland. Der „preußische Militarismus" war für sie das Heil für die Freiheit.

Diese Bewegung schien mir nun auch berufen, allen Gefahren, die ich erkannt hatte, entgegenzuarbeiten.

Herz und Verstand ließen mich die völkische Bewegung durch meine Autorität fördern. Zunächst trat ich dem Bunde Oberland näher, dessen verdienstvolles Wirken in Oberschlesien ich schätzen gelernt hatte. Ich habe dann den Bund wegen seiner deutschen schwarz-weiß-roten Gesinnung hier verfolgt werden und leiden sehen und habe gesehen, wie er sich trotzdem festigte, und wie er in allen Kreisen und namentlich in der Arbeiterschaft — das war für mich stets die Grundlage der Gesundung! — Boden faßte und nicht nur Jugend, sondern auch im reifen Mannesalter Stehende an sich heranzog. Der Vorsitzende des Bundes, Dr. Weber, besitzt meine warme Freundschaft.

Ich lernte dann Herrn Hitler kennen, wie er noch nicht der bekannte Mann war. Ich beobachtete in stillen Aussprachen sein Wachsen. Er verstand es, der völkischen Bewegung den Inhalt zu geben, daß das Volk es instinktiv begriff: Hier ist etwas Sittlich-Hohes, von dem Rettung kommen kann. Seitdem habe ich Herrn Hittler die Treue gehalten und werde sie ihm halten, wie er sie mir gehalten hat.

Die von ihm geleitete völkische Bewegung, die das Ideal wurde der aktiven Jugend, aber auch des Alters mit heißem Herzen für das Volk, betrachtet sich nicht als Selbstzweck. Sie hatte und hat keinerlei Bindung, sondern betrachtet sich nur als Mittel zum Zweck, zu dem Zweck: Den deutschen Menschen, das deutsche Vaterland und das ganze deutsche Volk stark und frei zu machen!

Diese Bewegung war politisch großdeutsch, sah beide Konfessionen als vollständig gleichberechtigt an, lehnte aber eine politische Betätigung der Kirchen ab. Sie war

scharf national und wehrhaft, zudem rassisch eingestellt, daher judenfeindlich. Sie wurde von der Bayerischen Volkspartei bekämpft, ebenso von maßgebenden hohen Würdenträgern der katholischen Kirche.

Leider gesellten sich auch noch andere aus persönlichen Gründen als Gegner hinzu. Diesen konnte das großdeutsche völkische Programm deshalb nicht liegen, weil sie Sonderziele verfolgten, die nach Ansicht der Völkischgesinnten zurzeit noch nicht spruchreife Fragen waren. Ich nenne hier vor allem die monarchische Frage. Ich bin Monarchist aus innerster Überzeugung, auch wenn es in Zweifel gezogen wird. Ich halte diese Frage aber zurzeit nicht für lösbar und habe immer den Standpunkt vertreten, daß die Dynastien nicht Selbstzweck, sondern für das Volk da sind. Ist das Volk da, so wird es auch diese Frage lösen. Eine zu frühzeitige Lösung der Frage, besonders eine einseitige Lösung in einem einzelnen Bundesstaat, halte ich für ein weiteres Unglück für die Gesamtentwicklung des Vaterlandes.

Ich stand dem Kampfbund und der völkischen Bewegung nahe und habe nie von ihnen etwas beansprucht. Sie betrachteten mich als Führer nicht auf Grund irgendwelcher Abmachungen, sondern wohl wegen der Hingabe an die Sache. Ich freute mich dieses Vertrauens und beanspruchte nichts weiter. Ich sah in ihnen die Möglichkeit, für große vaterländische Ziele in ideeller Richtung zu wirken und dabei die vorher geschilderten Gefahren für Deutschland auszuschließen.

. . . . . .

Wir wollen nicht einen Rheinbund von Frankreichs Gnaden, nicht einen Staat unter dem Einflusse marxistisch-jüdischer oder ultramontaner Gewalten, sondern ein Deutschland, das nur den Deutschen gehört, und darin nichts herrscht als deutscher Wille, deutsche Ehre und deutsche Kraft! Einen Hort des Friedens — so wie zu Bismarcks Zeiten.

Dr. Friedrich Weber.

„Oberland."

Von Dr. Friedrich Weber.

Als es im April 1919 nötig wurde, München aus den Händen der Räteherrschaft zu befreien, und zu diesem Zweck überall in Bayern kleine Freikorps entstanden, befand sich unter ihnen auch das in Südfranken aus Alt- und Nordbayern sich zusammenschließende Freikorps Oberland. Es nahm an den Befreiungskämpfen Münchens teil, ebenso im nächsten Jahr an der Niederwerfung der kommunistischen Unruhen im Ruhrgebiet. Als im Frühjahr 1921 Oberschlesien von polnischen Banden ernstlich bedroht und überflutet wurde, die Reichsregierung aber aus Furcht vor dem Versailler Vertrag keinen ernsthaften Widerstand zu leisten wagte, wurde aus Gruppen des früheren Freikorps Oberland der feste Kern des oberschlesischen Selbstschutzes gebildet, der unter dem Namen „Oberland" erst den Annaberg stürmte und dann, soweit es bei den schwachen Kräften und dem völligen Fehlen der Unterstützung von seiten der Reichsregierung möglich war, wenigstens einen Teil Oberschlesiens den Polen entriß und durch diesen Vorstoß die Besetzung ganz Oberschlesiens, ja die Bedrohung Breslaus durch Korfanty's Scharen verhinderte. Im August 1921 mußten die sämtlichen, noch in Deutschland vorhandenen Freikorps auf Befehl der Entente zusammen mit der bayerischen Einwohnerwehr aufgelöst werden. Der damaligen Führung, die mit den in Oberland zusammengeschlossenen Kreisen ein politisches Ziel hegte, ist es zu danken, daß „Oberland" nicht unterging, sondern als politischer vaterländischer Verband, der sich auch die innere Erneuerung des deutschen Volkes zur Aufgabe gesetzt hatte, weiterbestehen sollte. Oberland faßte damals seine Forderungen in folgende drei Punkte zusammen: Mitarbeit an der Brechung des Versailler Vertrages; Mitarbeit an der Überbrückung der Klassengegensätze in unserem Volke; Mitarbeit an der Schaffung eines Großdeutschland.

Durch die ganzen Verbände und Kreise, die sich die Wehrhafterhaltung und Wehrhaftmachung unseres Volkes als Aufgabe gesetzt haben, geht ein tiefer Spalt; der eine Teil glaubt, daß diese Bestrebungen losgelöst von jeder politischen Einstellung und Zielsetzung betätigt werden müßten; daß es dadurch allein möglich sei, die weitesten Kreise des Volkes wieder für den Gedanken der Wehrhaftigkeit zu gewinnen; daß nur durch bedingungslose Anlehnung an den gegenwärtigen Staat diese Aufgabe gelöst werden könnte. Der zweite Teil jedoch geht von ganz anderen Voraussetzungen aus. In der Überzeugung, daß das, was wir heute in Deutschland als Staat ansprechen, nur noch eine Fiktion bildet, eine leere, ausgebrannte, fremde Form ohne Leben und Inhalt, ohne jeden Willen zur Selbstbehauptung nach außen, ist er der Überzeugung, daß es gerade Pflicht derer, die ein wehrhaftes Volk wollen, ist, auch den Zweck und das Ziel, wohin uns die Wehrhaftmachung führen soll, aufzuzeigen; daß es gilt, das deutsche Volk wieder außenpolitisch einzustellen, ihm einzuhämmern, daß es überhaupt nur dann wieder eine Nation werden und sich als Volk erhalten kann, wenn es ihm gelingt, seine äußere Freiheit zurückzugewinnen und, was an Deutschen in Mitteleuropa noch lebt, in einem einheitlich geschlossenen Reich zusammenzufassen. Die Entwicklung, die das Schicksal Deutschlands in und nach dem Krieg genommen hat, legt aber auch nahe, daß dieser Befreiungskampf vom deutschen Volk nur dann mit Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden kann, wenn es im Innern wieder eine lückenlos geschlossene Front des gesamten Volkes schafft, wenn es verhütet, daß noch einmal, wie im Jahre 1918, das kämpfende Heer vom Rücken her niedergezwungen wird. Deshalb die Forderung, daß erst in Deutschland *selbst* die Voraussetzungen zu einem nationalen Staat geschaffen werden, der die Kräfte des gesamten Volkes zur Errichtung eines starken, einheitlich geschlossenen Reiches zusammenfassen kann; daß erst eine Regierung entsteht, die wieder wahre Obrigkeit ist, die unabhängig von der Beeinflussung durch Parteien, durch Wirtschaftsgruppen und Klassengegensätze den Dienst am Volk als obersten Grundsatz nicht nur im Munde führt, sondern gestützt auf eine Macht auch tatsächlich auszuüben vermag!

Dieser Staat kann aber nur dann sich auf die weitesten Kreise des ganzen Volkes stützen und von Dauer sein, wenn er Verständnis hat für die schweren sozialen Schäden des ganzen Volkslebens; wenn er nicht nur, was ja selbstverständlich für einen wahren Staat ist, gegen Wucher und Volksausbeutung rücksichtslos einschreitet, sondern auch alle Hebel in Bewegung setzt, um das Elend und die Not weiter Schichten von Grund aus zu beheben dadurch, daß er eine neue Wirtschaftsordnung auf der Grundlage einer

Dr. Friedrich Weber.

„Oberland.“

Von Dr. Friedrich Weber.

Als es im April 1919 nötig wurde, München aus den Händen der Räteherrschaft zu befreien, und zu diesem Zweck überall in Bayern kleine Freikorps entstanden, befand sich unter ihnen auch das in Südfranken aus Alt- und Nordbayern sich zusammenschließende Freikorps Oberland. Es nahm an den Befreiungskämpfen Münchens teil, ebenso im nächsten Jahr an der Niederwerfung der kommunistischen Unruhen im Ruhrgebiet. Als im Frühjahr 1921 Oberschlesien von polnischen Banden ernstlich bedroht und überflutet wurde, die Reichsregierung aber aus Furcht vor dem Versailler Vertrag keinen ernsthaften Widerstand zu leisten wagte, wurde aus Gruppen des früheren Freikorps Oberland der festk Kern des oberschlesischen Selbstschutzes gebildet, der unter dem Namen „Oberland“ erst den Annaberg stürmte und dann, soweit es bei den schwachen Kräften und dem völligen Fehlen der Unterstützung von seiten der Reichsregierung möglich war, wenigstens einen Teil Oberschlesiens den Polen entriß und durch diesen Vorstoß die Besetzung ganz Oberschlesiens, ja die Bedrohung Breslaus durch Korfanty's Scharen verhinderte. Im August 1921 mußten die sämtlichen, noch in Deutschland vorhandenen Freikorps auf Befehl der Entente zusammen mit der bayerischen Einwohnerwehr aufgelöst werden. Der damaligen Führung, die mit den in Oberland zusammengeschlossenen Kreisen ein politisches Ziel hegte, ist es zu danken, daß „Oberland“ nicht unterging, sondern als politischer vaterländischer Verband, der sich auch die innere Erneuerung des deutschen Volkes zur Aufgabe gesetzt hatte, weiterbestehen sollte. Oberland faßte damals seine Forderungen in folgende drei Punkte zusammen: Mitarbeit an der Brechung des Versailler Vertrages; Mitarbeit an der Überbrückung der Klassengegensätze in unserem Volke; Mitarbeit an der Schaffung eines Großdeutschland.

Durch die ganzen Verbände und Kreise, die sich die Wehrhafterhaltung und Wehrhaftmachung unseres Volkes als Aufgabe gesetzt haben, geht ein tiefer Spalt; der eine Teil glaubt, daß diese Bestrebungen losgelöst von jeder politischen Einstellung und Zielsetzung betätigt werden müßten; daß es dadurch allein möglich sei, die weitesten Kreise des Volkes wieder für den Gedanken der Wehrhaftigkeit zu gewinnen; daß nur durch bedingungslose Anlehnung an den gegenwärtigen Staat diese Aufgabe gelöst werden könnte. Der zweite Teil jedoch geht von ganz anderen Voraussetzungen aus. In der Überzeugung, daß das, was wir heute in Deutschland als Staat ansprechen, nur noch eine Fiktion bildet, eine leere, ausgebrannte, fremde Form ohne Leben und Inhalt, ohne jeden Willen zur Selbstbehauptung nach außen, ist er der Überzeugung, daß es gerade Pflicht derer, die ein wehrhaftes Volk wollen, ist, auch den Zweck und das Ziel, wohin uns die Wehrhaftmachung führen soll, aufzuzeigen; daß es gilt, das deutsche Volk wieder außenpolitisch einzustellen, ihm einzuhämmern, daß es überhaupt nur dann wieder eine Nation werden und sich als Volk erhalten kann, wenn es ihm gelingt, seine äußere Freiheit zurückzugewinnen und, was an Deutschen in Mitteleuropa noch lebt, in einem einheitlich geschlossenen Reich zusammenzufassen. Die Entwicklung, die das Schicksal Deutschlands in und nach dem Krieg genommen hat, legt aber auch nahe, daß dieser Befreiungskampf vom deutschen Volk nur dann mit Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden kann, wenn es im Innern wieder eine lückenlos geschlossene Front des gesamten Volkes schafft, wenn es verhütet, daß noch einmal, wie im Jahre 1918, das kämpfende Heer vom Rücken her niedergezwungen wird. Deshalb die Forderung, daß erst in Deutschland *selbst* die Voraussetzungen zu einem nationalen Staat geschaffen werden, der die Kräfte des gesamten Volkes zur Errichtung eines starken, einheitlich geschlossenen Reiches zusammenfassen kann; daß erst eine Regierung entsteht, die wieder wahre Obrigkeit ist, die unabhängig von der Beeinflussung durch Parteien, durch Wirtschaftsgruppen und Klassengegensätze den Dienst am Volk als obersten Grundsatz nicht nur im Munde führt, sondern gestützt auf eine Macht auch tatsächlich auszuüben vermag!

Dieser Staat kann aber nur dann sich auf die weitesten Kreise des ganzen Volkes stützen und von Dauer sein, wenn er Verständnis hat für die schweren sozialen Schäden des ganzen Volkslebens; wenn er nicht nur, was ja selbstverständlich für einen wahren Staat ist, gegen Wucher und Volksausbeutung rücksichtslos einschreitet, sondern auch alle Hebel in Bewegung setzt, um das Elend und die Not weiter Schichten von Grund aus zu beheben dadurch, daß er eine neue Wirtschaftsordnung auf der Grundlage einer

deutschen Wirtschaftsethik schafft; dadurch, daß er großzügig vor allem eine Wohnungsreform der Arbeiterbevölkerung in die Hand nimmt, Siedlungsmöglichkeiten im weitesten Umfange schafft, um den aller inneren und äußeren Bindung beraubten Großstadtbewohner wieder an die Scholle, an ein Stück Heimaterde zu knüpfen; dadurch, daß er auch dem letzten und ärmsten seiner Bewohner ein Stück Heimat gibt, so daß der Kampf fürs Vaterland nicht ein leeres Wort, sondern lebendiger Inhalt für ihn ist.

Hiezu tritt noch eine dritte Forderung: Weite vaterländische Kreise glauben, daß Deutschland gerettet wäre, wenn wir zurückkehren würden zum 1. August 1914 und all das, was seit dem 9. November 1918 Wirklichkeit geworden ist, auslöschen und vergessen könnten. Groß und alt geworden in dem Bismarckschen deutschen Kaiserreich, sehen sie nur die Lichtseiten der damaligen Zeit, doppelt stark und erstrebenswert im Vergleich mit dem elenden, traurigen Sklavenverhältnis, in dem Deutschland heute sich befindet; hoffend, daß ein festgefügtes, intaktes Heer, eine unbestechliche, saubere Verwaltungsbürokratie, die ihre Spitze in einer von Parteieinflüssen unabhängigen Monarchie hat, Deutschland zu seiner alten Größe zurückführen würde. Und doch liegt hier ein großer Irrtum vor. Es ist nicht möglich, das Rad der Geschichte einfach zurückzudrehen, eine abgerissene Überlieferung an irgend einem beliebigen Punkte wieder anzuknüpfen. Es ist ebenso falsch, nicht sehen zu wollen, daß das alte Bismarcksche Reich 1914 nicht mehr gesund und frisch gewesen ist. Wäre es nicht angekränkelt gewesen, wäre es noch von der Anteilnahme des ganzen Volkes bewußt und lebendig getragen worden, so hätte der furchtbare Zusammenbruch im Herbst 1918 niemals eintreten können. Wären nicht bereits wertvolle, weite Kreise des deutschen Volkes außerhalb des damaligen Staates gestanden, ihn im Herzen ablehnend, ja ihm feindselig gesinnt, so hätte der alte Bau niemals wie ein schwaches Kartenhaus so vollständig zusammenbrechen können. Nicht „Restauration" zu betreiben, ist heute notwendig, sondern all die zahlreichen wertvollen Kräfte, die durch die Revolution im ganzen Volk frei geworden sind, die, noch zarten jungen Pflanzen gleich, keinen eigenen Halt besitzen, gilt es zusammenzufassen, dienstbar zu machen dem Staatsgedanken und dem Gesamtvolkswohl. Nicht in fruchtloser Resignation zurückzuschauen, sondern das Neue, Gute und Wertvolle zu heben, zur gedeihlichen Entwicklung zu führen, ist die Aufgabe des jungen Deutschlands. Fragen der Staatsform, ob Monarchie oder Republik, sind für uns im Augenblick völlig belanglos. Wir sind überzeugt, daß die deutsche Kaiserkrone nicht in Berlin oder München, sondern nur auf den Schlachtfeldern jenseits des Rheines erstritten werden kann, dann, wenn das siegreiche deutsche Heer sie einmütig begehrt.

Alle diese Forderungen sind aber letzten Endes doch nur rein äußerer Art, können niemals allein das neue Deutschland schaffen, das uns nötig ist, wenn unsere Nachkommen in einem nach außen und innen freien, machtvollen und gesunden Reich leben sollen. Entscheidend, ja Voraussetzung dafür ist es, daß wir ernst machen mit einer Reihe von selbstverständlichen Forderungen an uns selbst. Wir müssen, jeder Einzelne und damit das gesamte Volk, erst selbst wieder wehrhaft, treu und frei werden. Wehrhaft sein, heißt nicht nur ein Gewehr tragen und jederzeit, wenn das Vaterland es verlangt, jauchzend in den Tod gehen können — das ist selbstverständlich —, sondern heißt: sein Leben einsetzen für das, was der Seele teuer ist. Man nimmt nur das für wirklich ernst, für das man zu sterben bereit ist. Die Wehrhaftigkeit ist das Gegenteil einer romantischen Innerlichkeit, die glaubt, mit seelischen Erlebnissen und schönen Gefühlen, ohne Einsetzen des Lebens die Welt gestalten zu können. Wehrhaft sein heißt uns, mit dem ganzen Menschen dabei sein. Wenn wir von „Wehrhaftigkeit" reden, so geht es uns um Dienst und Opfer. Der unersättliche Lebensanspruch des Einzelnen, die natürliche, ungebrochene Selbstsucht steht hart gegen alles Große und Edle, das in der Welt geschehen soll. Nichts, das Wert und Bestand hat vor der Geschichte, wird geschaffen, ohne daß Menschen im Kampfe mit ihrer Bequemlichkeit und Selbstsucht dienstbar werden und Opfer bringen. Eine Sache ist so viel wert, als Opfer für sie gebracht werden. Wer sich zum Befreiungskampf vorbereitet und kann nicht auf seine täglichen Liebhabereien verzichten, ist uns nicht wehrhaft. Wehrhaftigkeit ist uns eine Frage des Opfers. Wenn wir von Wehrhaftigkeit reden, so geht es uns um Zucht. Wo ungebändigte Kräfte sich austoben statt sich freiwillig unter die Fron der Ordnung zu stellen, da wird nichts für Leben und Freiheit des Volkes geleistet. Es gibt keine Weltgestaltung ohne Disziplin. Wehrhaftigkeit ist uns eine Frage der Zucht. Wenn wir von Wehrhaftigkeit reden, so geht es uns um die Gemeinschaft unseres Volkes. Es geht uns darum, daß Niemand, kein Verband und kein Einzelner sich in

selbstsüchtigem Genießen dem Dienst am Ganzen entzieht. So wie der wehrhafte Soldat eben ganz und gar Soldat ist und jeden persönlichen Lebensanspruch und alles wünschenswerte Schöne des Lebens den Notwendigkeiten des Kampfes unterordnet, so heißt es jetzt für uns alle, der Stunde zu gehorchen und nach bestem Wissen und Gewissen das zu tun, was wir zum Heil unseres Volkes der Verantwortung bewußt, nur irgendwie tun können. Wehrhaftigkeit bedeutet uns Not, Dienst, Pflicht, Hilfe. Wenn wir wehrhaft sein wollen, dann wehren wir uns zugleich gegen all die krampfhafte Verzerrung des wehrhaften Geistes, gegen Haß und Hetze, gegen Großsprecherei und Abenteuertum, dann kämpfen wir für eine unverbrüchliche Ordnung, die uns zwingt, wehrhaft zu sein, und für Leben, Freiheit und Ehre unseres Volkes, die uns anvertraut sind.

Treu sein heißt uns, im Alltagsleben ganz den Platz auszufüllen, auf den wir durch unseren Beruf gestellt sind, heißt uns, in unserem Beruf auch all die tägliche Kleinarbeit getreulich zu erfüllen. Treu sein bedeutet uns, den Freund ebensowenig verlassen wie die Aufgabe, das Ziel, das wir uns gesetzt haben. Treue kann sich uns erst dann bewähren und erproben, wenn es gilt dafür zu kämpfen, Opfer zu bringen und sich selbst einzusetzen. Treu sein heißt für uns, nur unserem Volk, unserem Vaterlande zu dienen, nicht bloß dann, wenn es gilt, die Waffe in die Hand zu nehmen und gegen einen äußeren Feind zu kämpfen und das Leben einzusetzen, — das ist leicht — sondern ihm täglich und stündlich durch den ganzen Einsatz unserer Person zu dienen, ihm all unsere Kraft, unser ganzes Sein zu schenken, nicht um ein Beispiel zu geben, sondern weil wir innerlich nicht anders können. Treu sein bedeutet uns verwurzelt sein in deutschem Wesen und deutscher Art der Lebensführung, des Fühlens und Denkens. Treu sein heißt uns eins fühlen mit unserer Rasse, mit jedem, in dessen Adern deutsches Blut rollt.

Frei sein bedeutet uns nicht Ungebundenheit und Zügellosigkeit, sondern durch Kampf Befreiung von allen äußeren und inneren Hemmungen und Verlockungen, die uns hindern wollen, restlos dem zu dienen, dem wir uns geweiht haben, woran wir gebunden sind durch die Stimme in der eigenen Brust. Frei sein bedeutet uns, aus Freiheit heraus all das auf uns zu nehmen, um der Idee willen, was uns schwer fällt, was Opfer von uns verlangt. Frei sein bedeutet, uns frei machen von all dem, was uns als Gliedern unseres Volkes schaden würde an Leib und Seele. Freiheit im höchsten Sinne ist uns tiefst innerliche Bindung an Volk und Sitte, an den Gott, dessen Stimme wir im Herzen vernehmen, dem allein wir verantwortlich sind. Nur aus dieser inneren Freiheit heraus können wir als Volk, als Nation uns die Freiheit nach außen und die Freiheit im Innern wieder erringen, auf der das neue Deutschland aufgebaut werden muß. Nur unter diesen Voraussetzungen kann die Zeit erstehen, in der wieder freie deutsche Männer auf freiem deutschen Boden frei und d. h. zu tiefst gebunden von ihrem Gott leben.

Dies ist Oberlands Überzeugung und Glaubensbekenntnis. Das ist uns völkisch und deutsches Soldaten-, deutsches Frontkämpfertum. Darum wissen wir, daß Oberlands Geist weiterleben wird, auch wenn man seine Form zerschlägt, weil er der Geist der deutschen Jugend ist, der Jugend, die auf den Schlachtfeldern ganz Europas gekämpft und geblutet und in diesem Kampf sich diesen Glauben errungen und zu eigen gemacht hat. Darum glauben wir, daß dieser Geist unser ganzes Volk ergreifen und befähigen wird, einen Entscheidungskampf um sein Bestehen und Weiterleben siegreich durchzufechten. Darum hoffen wir, daß es auch uns noch vergönnt sein möge, diesen Kampf mitzukämpfen, aus dem das neue Deutschland herauswachsen wird, das Deutschland, das heute schon Wirklichkeit geworden ist, weil es in den Herzen der gläubigen deutschen Jugend lebt und Gestalt gewonnen hat.

Wehrhaft, treu und frei zu sein, das fordert Oberland von jedem Einzelnen, nicht seinet-, sondern Deutschlands wegen.[1])

---

[1]) Wir bringen diesen Aufsatz um so lieber, als er völlig dem entspricht, was in dieser Zeitschrift seit jeher gefordert ist. Wir hoffen dabei, daß die Gesinnung und der Geist, die aus ihm sprechen, Gemeingut der ganzen deutschen Jugend werden möchten. Die Schriftleitung.

Ernſt Poebner,
Rat am Oberſten Landesgericht.

Oberstlandesgerichtsrat Poehner.

Die schwere Erkrankung, die bei Herrn Oberstlandesgerichtsrat Poehner während der Haft zum Ausbruch kam, hat sich zu unserem Bedauern so verschlimmert, daß er die von ihm in Aussicht gestellte Arbeit leider noch nicht vollenden konnte. Wir hoffen, sie im Maiheft bringen zu können. Die Schriftleitung.

Die Tat Adolf Hitler's vor den Schranken des Volksgerichts.

Von Justizrat W. v. Jezschwitz.

Seit 26. Februar 1924 stand Adolf Hitler mit seinen deutschen Freunden vor dem Volksgericht, um sich zu verantworten. Er bezeichnete sich selbst als den, der die Saat ausgestreut für die deutsche Zukunft, und als den, der am 8. November 1923 die Stunde gekommen sah, die Ernte einzuleiten. Wie auch das Urteil ausfallen mag, die endgültige Entscheidung über sein Recht, jene Stunde zu erfassen, erwartet Adolf Hitler von dem Spruch der deutschen Geschichte.

Wie kam es?

Seit seiner Heimkehr vom Felde sah Adolf Hitler keinen anderen Grund für das Unglück des deutschen Volkes als die verheerende Wirkung des Marxismus unter der Führung des internationalen Judentums. Diesen zu bekämpfen, das deutsche Volk darüber aufzuklären, dem Feinde die Waffen aus der Hand zu ringen und seine Front zu durchbrechen, war Hitlers unausgesetztes Streben. Er hatte erkannt, daß der Erfüllungspolitik der Männer, welche seit den unseligen Tagen des November 1918 die Geschicke des deutschen Volkes weiterhin in der Hand behalten hatten, nur noch aus dem Volke selbst heraus Halt! geboten werden könne, und daß sich die führenden Männer auch im Freistaat Bayern nicht zur entscheidenden Tat aufringen würden. Wohl war er sich klar darüber, daß die Tat nur dann zum Erfolg führen würde, wenn es ihm gelänge, im Verein mit den im Freistaat Bayern vorhandenen und mit den sonst im Reich zu Gebot stehenden Machtmitteln die entscheidende Bewegung einzuleiten. Das Aufgeben selbst des passiven Widerstandes im Ruhrgebiet trieb ihn zur Entfaltung höchster Propaganda. Da wurde am 26. September in Bayern der Ausnahmezustand erklärt und Dr. von Kahr zum Generalstaatskommissar ernannt. Die erste Maßnahme, welche Dr. von Kahr traf, war das Verbot der von Hitler angesagten vierzehn Massenversammlungen. Daß aber die Unterbindung solcher Propaganda nicht Zweck des Ausnahmezustandes in Bayern war, ergab sich daraus, daß von Seite des Generalstaatskommissariats Adolf Hitler und seiner Bewegung gegenüber sonst keinerlei Schritte erfolgten, aus welchen zu erkennen gewesen wäre, daß die Hitlersche Bewegung als solche unterdrückt werden sollte. Im Gegenteil: Dr. von Kahr zeigte sich bemüht, zusammen mit den übrigen vaterländischen Verbänden, auch mit Hitler und dem seit 1. September 1923 gegründeten Kampfbund eine geschlossene Front gegen die unter marxistischem Einfluß stehende Berliner Regierung zu bilden. Dies hatte Berlin auch zweifellos erkannt; denn alsbald nach Anordnung des Ausnahmezustandes in Bayern ordnete auch die Berliner Regierung den Ausnahmezustand für das Reich an. Die sich hieraus ergebenden Reibungen zwischen Berlin und München führten schließlich zu dem allgemein bekannten Konflikt Seeckt-Lossow. General v. Lossow weigerte sich, dem Befehl des Reichswehrministers Geßler Folge zu leisten, mit den ihm unterstellten Machtmitteln des Reiches gegen den Völkischen Beobachter vorzugehen, bezeichnete dies als eine politische Angelegenheit und stellte sich hinter die bayerische Regierung. Hier sah nun Adolf Hitler die Gelegenheit, mit General v. Lossow Fühlung zu nehmen und diesen für seine Pläne zu gewinnen. Die nun beginnenden Verhandlungen zwischen General v. Lossow und Adolf Hitler führten zu einer Reihe von Besprechungen, deren Ergebnis in den Augen Adolf Hitlers so aufzufassen war, daß man annehmen mußte, General Lossow werde im Verein mit der Führung der Landespolizei in Bayern und mit dem brauchbaren Teile der Vaterländischen Vereine in Bayern unter Mitwirkung und Leitung von Dr. v. Kahr auf irgendwelche Weise für den Kampf gegen die regierenden Männer in Berlin Entscheidendes unternehmen, müsse aber den letzten Antrieb zur Tat durch Hitler und den Kampfbund und ähnliche Formationen noch erhalten. Gleichzeitig schwebende Verhandlungen Dr. v. Kahrs, General v. Lossows und Oberst v. Seissers mit Berliner Wirtschaftlern, die ebenfalls den Kampf gegen den Marxismus zu führen vorgaben,

Ernſt Poebner,
Rat am Oberſten Landesgericht.

Oberstlandesgerichtsrat Poehner.

Die schwere Erkrankung, die bei Herrn Oberstlandesgerichtsrat Poehner während der Haft zum Ausbruch kam, hat sich zu unserem Bedauern so verschlimmert, daß er die von ihm in Aussicht gestellte Arbeit leider noch nicht vollenden konnte. Wir hoffen, sie im Maiheft bringen zu können. Die Schriftleitung.

Die Tat Adolf Hitler's vor den Schranken des Volksgerichts.

Von Justizrat W. v. Jezschwitz.

Seit 26. Februar 1924 stand Adolf Hitler mit seinen deutschen Freunden vor dem Volksgericht, um sich zu verantworten. Er bezeichnete sich selbst als den, der die Saat ausgestreut für die deutsche Zukunft, und als den, der am 8. November 1923 die Stunde gekommen sah, die Ernte einzuleiten. Wie auch das Urteil ausfallen mag, die endgültige Entscheidung über sein Recht, jene Stunde zu erfassen, erwartet Adolf Hitler von dem Spruch der deutschen Geschichte.

Wie kam es?

Seit seiner Heimkehr vom Felde sah Adolf Hitler keinen anderen Grund für das Unglück des deutschen Volkes als die verheerende Wirkung des Marxismus unter der Führung des internationalen Judentums. Diesen zu bekämpfen, das deutsche Volk darüber aufzuklären, dem Feinde die Waffen aus der Hand zu ringen und seine Front zu durchbrechen, war Hitlers unausgesetztes Streben. Er hatte erkannt, daß der Erfüllungspolitik der Männer, welche seit den unseligen Tagen des November 1918 die Geschicke des deutschen Volkes weiterhin in der Hand behalten hatten, nur noch aus dem Volke selbst heraus Halt! geboten werden könne, und daß sich die führenden Männer auch im Freistaat Bayern nicht zur entscheidenden Tat aufringen würden. Wohl war er sich klar darüber, daß die Tat nur dann zum Erfolg führen würde, wenn es ihm gelänge, im Verein mit den im Freistaat Bayern vorhandenen und mit den sonst im Reich zu Gebot stehenden Machtmitteln die entscheidende Bewegung einzuleiten. Das Aufgeben selbst des passiven Widerstandes im Ruhrgebiet trieb ihn zur Entfaltung höchster Propaganda. Da wurde am 26. September in Bayern der Ausnahmezustand erklärt und Dr. von Kahr zum Generalstaatskommissar ernannt. Die erste Maßnahme, welche Dr. von Kahr traf, war das Verbot der von Hitler angesagten vierzehn Massenversammlungen. Daß aber die Unterbindung solcher Propaganda nicht Zweck des Ausnahmezustandes in Bayern war, ergab sich daraus, daß von Seite des Generalstaatskommissariats Adolf Hitler und seiner Bewegung gegenüber sonst keinerlei Schritte erfolgten, aus welchen zu erkennen gewesen wäre, daß die Hitlersche Bewegung als solche unterdrückt werden sollte. Im Gegenteil: Dr. von Kahr zeigte sich bemüht, zusammen mit den übrigen vaterländischen Verbänden, auch mit Hitler und dem seit 1. September 1923 gegründeten Kampfbund eine geschlossene Front gegen die unter marxistischem Einfluß stehende Berliner Regierung zu bilden. Dies hatte Berlin auch zweifellos erkannt; denn alsbald nach Anordnung des Ausnahmezustandes in Bayern ordnete auch die Berliner Regierung den Ausnahmezustand für das Reich an. Die sich hieraus ergebenden Reibungen zwischen Berlin und München führten schließlich zu dem allgemein bekannten Konflikt Seeckt-Lossow. General v. Lossow weigerte sich, dem Befehl des Reichswehrministers Geßler Folge zu leisten, mit den ihm unterstellten Machtmitteln des Reiches gegen den Völkischen Beobachter vorzugehen, bezeichnete dies als eine politische Angelegenheit und stellte sich hinter die bayerische Regierung. Hier sah nun Adolf Hitler die Gelegenheit, mit General v. Lossow Fühlung zu nehmen und diesen für seine Pläne zu gewinnen. Die nun beginnenden Verhandlungen zwischen General v. Lossow und Adolf Hitler führten zu einer Reihe von Besprechungen, deren Ergebnis in den Augen Adolf Hitlers so aufzufassen war, daß man annehmen mußte, General Lossow werde im Verein mit der Führung der Landespolizei in Bayern und mit dem brauchbaren Teile der Vaterländischen Vereine in Bayern unter Mitwirkung und Leitung von Dr. v. Kahr auf irgendwelche Weise für den Kampf gegen die regierenden Männer in Berlin Entscheidendes unternehmen, müsse aber den letzten Antrieb zur Tat durch Hitler und den Kampfbund und ähnliche Formationen noch erhalten. Gleichzeitig schwebende Verhandlungen Dr. v. Kahrs, General v. Lossows und Oberst v. Seissers mit Berliner Wirtschaftlern, die ebenfalls den Kampf gegen den Marxismus zu führen vorgaben,

mußten nicht von vorneherein mit den Plänen Hitlers im Widerspruch stehen; es bestanden nur wesentliche Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Auswahl von Persönlichkeiten des künftigen Reichsdirektoriums. Da aus dem Verlauf der verschiedenen deutschen Tagungen in Nordbayern für die regierenden Männer in Bayern klar geworden war, daß sich General Ludendorff der Hitlerschen Bewegung und dem Kampfbund eng angeschlossen habe, und auch bekannt geworden war, daß Adolf Hitler in General Ludendorff den Führer der künftigen nationalen Armee erblicke, suchte General v. Lossow auch Fühlung zu General Ludendorff zu nehmen. Zwischen beiden Herren wurden auch über die Wahl der zuzuziehenden Berliner Herren Meinungen ausgetauscht. Vor General Ludendorff sowie vor Adolf Hitler und dem Kampfbund wurde es aber geheim gehalten, daß neben den vorerwähnten Verhandlungen auch noch mit einer anderen Berliner Gruppe Verhandlungen in Gang gekommen waren, und zwar mit Herren, die — wie es für die Verteidigung den Anschein gewann — der Meinung waren, daß das Mitwirken von General Ludendorff überhaupt auszuschließen und Adolf Hitler lediglich als Mittel für ihre Zwecke (Trommler) beizuziehen sei, daß ihm aber ein maßgebender Einfluß für die weitere Entwicklung nicht eingeräumt werden dürfe. Diese besonderen Verhandlungen und alles, was mit diesen besonderen Verhandlungen zusammenhing, wurde Hitler und seinen Leuten erst im Verlaufe dieses Hochverratsprozesses bekannt[1]). Die Einleitung dieser besonderen, Hitler gegenüber geheimgehaltenen Verhandlungen war aber der Grund, daß Dr. v. Kahr, v. Lossow und v. Seisser auf dem bis Anfang November vor den Augen Hitlers eingeschlagenen Weg ins Stocken gekommen waren. Da aber im übrigen die Vorbereitungen für das beabsichtigte Vorgehen ungehindert weiter fortschritten, und das Anwachsen der wirtschaftlichen Not in Deutschland die Tat dringend zu fordern schien, drängte es in Hitler und den Führern des Kampfbundes zum Handeln.

Am 6. November wurde bekannt, daß Dr. v. Kahr als Generalstaatskommissar am Jahrestage der Novemberrevolution des Jahres 1918 vor einer größeren Versammlung eine programmatische Rede halten werde. Dieses Vorhaben Dr. v. Kahrs erschien nun in den Augen Adolf Hitlers bei dem Fortgange der bekannten Vorbereitungen und der explosiven Stimmung im ganzen Reiche als die Gelegenheit, bei welcher sich Dr. v. Kahr, General v. Lossow und Oberst v. Seisser zum Absprung drängen lassen würden.

Dr. v. Kahr hatte ja in den Märztagen des Jahres 1920 beim Sturze des Ministeriums Hoffmann, dann im Sommer 1921 in der Entwaffnungsfrage der Einwohnerwehr in Bayern und im Sommer 1922 bei Erlaß des Reichsgesetzes zum Schutze der Republik klar und deutlich gezeigt, daß er zwar große Worte rede, diesen aber nicht die unbedingt erforderlichen Taten folgen lasse.

Andrerseits besaß Dr. v. Kahr vor dem 8. November 1923 nicht nur in Bayern, sondern auch im übrigen Reiche weitgehendes Vertrauen. Man mußte daher die einsetzende Bewegung auch mit seinem Namen verknüpfen.

So kam es zu der entscheidenden Besprechung Adolf Hitlers im engsten Kreise am Abend des 7. November. Der kleine Kreis, Hitler mit Dr. Friedrich Weber als dem Führer des Bundes Oberland, und Oberstleutnant Kriebel als dem militärischen Führer des Kampfbundes — dieser Offizier stand unter dem Befehle der in den Händen Adolf Hitlers ruhenden politischen Leitung des Kampfbundes —, bereitete in aller Stille für den folgenden Abend alles vor. Darüber waren sich diese drei Herren einig, daß, abgesehen von vorsichtig vorbereitenden Anordnungen und Befehlen vor der entscheidenden Stunde sonst niemand etwas erfahren solle und dürfe, und daß insbesondere General Ludendorff, auf dessen Mitwirken in der Stunde der Erhebung alle rechnen konnten, frei von der Belastung mit dem Risiko der Vorbereitung bleiben müsse.

---

[1]) Wenn sich diese Ausführungen auf den Alldeutschen Verband beziehen sollten, so gehen sie ganz entschieden fehl. Dies sei ausdrücklich mit Rücksicht auf die offenen und versteckten Angriffe festgestellt, die während des Prozesses gegen die Leitung des Verbandes erhoben wurden. Es steht fest, daß zwischen dem 14. Oktober und dem 11. November 1923 keine maßgebende Persönlichkeit des Alldeutschen Verbandes mit Herrn v. Kahr zusammengekommen ist, auch nicht mit einem Beauftragten von ihm; ebensowenig hat schriftlicher oder sonstiger Verkehr stattgefunden. Das Gleiche gilt hinsichtlich der Herren v. Lossow und v. Seisser. Dagegen sind in jener Zeit bis unmittelbar vor dem Hitlerputsch verschiedene Vertreter des sogen. Direktoriumkreises in München gewesen, und es liegt nahe, daß diese Sendboten aus dem Norden, nach denen Kahr auch am 8. November mehrfach frug, mit solchen des Alldeutschen Verbandes verwechselt werden. Der Alldeutsche Verband vertritt den Diktatur-Gedanken, also etwas, das dem Direktoriums-Gedanken entgegengesetzt ist. — Die Schriftleitung.

So kam die Entscheidungsstunde heran, und man durfte nach dem, was die Herren Kahr, Lossow und Seisser vorher unter den Augen des Ministeriums Knilling an geheimen Plänen preisgegeben hatten, insbesondere nach dem Wesen Kahrs, aber auch trotz ihrer Warnrufe am 6. November, die doch aus dem Gesichtspunkte der Politik der offen gelassenen Hintertüre aufzufassen waren, auf einen sicheren Erfolg der Überraschung und des Ansetzens des Sprungbrettes rechnen.

Die Ereignisse im Saale des Bürgerbräukellers in der Nacht vom 8. auf 9. November und nach Anbrechen des 9. November selbst, der fürchterliche Vorgang zwischen Feldherrnhalle und Residenz um die Mittagsstunde und die weiteren Folgen sind durch die Tageszeitungen unmittelbar darnach und während des Prozeßverfahrens allgemein bekannt geworden.

Nach Erhebung eines mit Bienenfleiß durch Lossow, Seisser und Kahr und ihre Hilfsarbeiter zusammengetragenen, aber zugleich ungeheuerlich zu bereiteten Beweismaterials, das selbstverständlich den laut werdenden Forderungen gewisser Machtfaktoren der noch maßgebenden politischen Partei in Bayern Rechnung trug und vor allem Adolf Hitler und General Ludendorff stark belasten sollte, kam es am 8. Januar 1924 zur Erhebung der Anklage vor dem Volksgericht München I, in welchem Schriftstücke die Namen Adolf Hitler und General Ludendorff an die Spitze gestellt wurden. Dann folgten: der gedacht gewesene bayerische Ministerpräsident Ernst Poehner, mit seinem in Aussicht genommenen Polizeipräsidenten Dr. Frick; dann der Führer von Bund Oberland Dr. Friedrich Weber, Hauptmann Ernst Röhm von der Reichskriegsflagge, Oberleutnant d. Ref. a. D. Wilhelm Brückner, der Befehlshaber des nationalsozialistischen Regiments München, Leutnant Robert Wagner, welcher die Offiziere der Reichsinfanterieschule unter dem Oberbefehl von Hauptmann Roßbach zugeführt hatte, und schließlich erstreckte sich die Anklage späterhin auch noch auf den sich freiwillig in Haft begebenden Oberstleutnant Kriebel, den Führer des Kampfbundes, und Herrn Oberleutnant a. D. Heinz Pernet, den Stiefsohn General Ludendorffs, welcher angeblich in Kenntnis der Dinge mitgeholfen hatte, die Infanterieschule heranzuziehen. Die Regeln für die Durchführung des Verfahrens ermöglichten nun der Verteidigung, einen umfangreichen Entlastungsbeweis zu führen. Bei Bildung der Verteidigerbank war es selbstverständlich, daß man nur solche Herren wählte, welche der völkischen Bewegung und insbesondere auch dem Kampfbund nahe standen. In geradezu aufreibender, monatelanger Arbeit vor Beginn der Hauptverhandlung und treuer, eifriger und unausgesetzter Arbeit während der Hauptverhandlung wurde so viel Licht in die Vorgeschichte des 8. November (und in die bis zum 8. November Hitler und Ludendorff gegenüber geheim gehaltenen Beziehungen Kahrs zu jener anderen Berliner Gruppe)[1]) gebracht, daß sich im Laufe der öffentlichen und nichtöffentlichen Sitzungen des Volksgerichts eine Bilderfolge entwickelte, die dazu führte, daß schließlich die Rollen von Anklägern und Angeklagten vertauscht schienen. Man glaube nicht, daß das beschämende Gefühl, welches die guten Deutschen ursprünglich beim Anblick des ersten Auftretens von General Ludendorff im Sitzungssaale haben mußten, lange anhielt. Die Art, wie sich diese kerndeutschen, prächtigen Männer vor dem Volksgericht verantworteten, die Höhepunkte der Stimmung im Saale während der Stunden, in welchen General Ludendorff, Hitler, Poehner, Kriebel und wie sie alle heißen, zu den Anklagepunkten sich äußerten, bestärkten alle Anwesenden in dem Gefühl, daß in dem Saal an der Blutenburgstraße in München ein weihevoller, Geschichte werdender Akt vor sich gehe, von welchem aus die völkische Bewegung in einer für die Drahtzieher der Anklage ungeahnten Stärke neuen Antrieb nehmen mußte.

Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß neben solchen Höhepunkten auch sehr beschämende Niederungen für das engere Bayern wie für das gesamte deutsche Volk zu überwinden waren; welche Rolle dabei die Herren Dr. v. Kahr, v. Lossow und v. Seisser sowie eine Reihe von Zeugen gespielt haben, ist in diesem Augenblick besser zu verhüllen.

In rechtlicher Beziehung hatte das schon mehrerwähnte Streben von Kahr und Gen., Hitler und Ludendorff bezüglich ihrer Verhandlungen mit jener weiteren Berliner Gruppe uneingeweiht zu lassen, der Verteidigung die Möglichkeit gegeben, die auch für den Tatbestand des Hochverratsparagraphen zulässige Prüfung der subjektiven Seite stark zu betonen. Dazu kam auch noch die Verwertung der weiteren Entwicklung der Spruchpraxis des Staatsgerichtshofs in der Zeit nach dem Urteil im Kapp-Putschprozeß und die Theorie, daß ein Hochverrat gegen Hochverrat und Landesverrat (November 1918) doch nicht unter allen Umständen begrifflich haltbar erscheint.

[1]) Siehe die Anmerkung auf voriger Seite! Die Schriftleitung.

Der Alldeutsche Verband als Finder und Wegbereiter des völkischen Gedankens.

Von Otto Bonhard.

„Viel Feind, viel Ehr." Wenn dieses Wort auf jemanden zutraf, so sicherlich auf den „Alldeutschen Verband" bis vor einigen Jahren. Sein Wirken vor und in dem Weltkriege hatte ihm den Haß und die Feindschaft aller Halblauen und Ganzundeutschen in einem Maße zugezogen, daß es kaum mehr zu überbieten war. Selbst der hehre Name „Alldeutsch", einst von Ernst Moritz Arndt als Inbegriff all seiner umfassenden Liebe zum Gesamtdeutschtum geprägt, und vom Verbande gewählt als Wahrzeichen seines Eintretens für alles, was deutscher Junge und deutschen Stammes war, mußte es sich gefallen lassen, von den Volks- und Staatsverderbern in gehässiger Weise auf Bestrebungen angewandt zu werden, die dem Alldeutschen Verbande durchaus ferne lagen. Aber trotz allem — die Feindschaft der Pazifisten und Sozialisten, der Juden und der Erzbergerleute konnte in den Augen aller Gutgesinnten das Ansehen des Verbandes nur ehren.

Auch heute besitzt der Alldeutsche Verband die gleichen Feinde wie früher: ihr Haß ist deshalb nicht geringer geworden, weil er sich nicht mehr so laut äußert, nachdem ihnen ihr Werk, die Zerschlagung des stolzen deutschen Kaisertums, gelungen. Aber leider muß festgestellt werden, daß zu den alten, gewissermaßen geborenen Feinden dem Verbande neue Gegnerschaft in nicht geringem Maße aus Kreisen zugewachsen ist, von denen man das Gegenteil erwarten sollte, Gegnerschaft aus dem völkischen Lager. Dem Kampfe aller gegen alle im nationalen Lager ist auch diese Bereicherung nicht erspart geblieben. Wie so oft in seiner langen Leidensgeschichte zerfleischen sich wieder in unserem Volke im Bruderzwist diejenigen, die in gemeinsamer Kampfesfront unbezwinglich wären. Der Sieg, fast greifbar, droht der völkischen Sache wieder zu entschwinden, weil infolge unbegründeter Annahmen an manchen Stellen sich Vorurteile einnisteten, die eine Zusammenarbeit verhinderten, anstatt daß die gesamten Kräfte, zu wuchtigem Stoße geballt, die Undeutschen und Halbdeutschen zu Paaren trieben und dann die Befreiung vom fremden Joche erreichten.

Da diese Blätter es sich zur Aufgabe gestellt haben, zum Ausgleich im nationalen Lager aufzurufen und beizutragen, damit die tiefen Klüfte, die zwischen den einzelnen Gruppen aufgerissen sind, ausgefüllt werden, so ist es nicht ohne Wert, hier an Hand der Geschichte den Anteil des „Alldeutschen Verbandes" das Entstehen und Durcharbeiten des völkischen Gedankens ins richtige Licht zu setzen. Vielleicht wird solche Aufklärung mancher falschen Meinung den Boden entziehen und so zur Entspannung beitragen. Ursprünglich ist der „Alldeutsche Verband" zu dem Zwecke gegründet worden, die außenpolitischen Belange des Deutschen Reiches besser zu wahren, als dies in dem berüchtigten Sansibar-Helgoland-Vertrag geschehen war. Die „Förderung einer tatkräftigen deutschen Machtpolitik in Europa und über See" bildete die Richtlinie des politischen Wirkens des Verbandes im ersten Jahrzehnt seines Bestehens. Immerhin wurde daneben schon die satzungsmäßige Forderung erhoben, „der Belebung des vaterländischen Bewußtseins in der Heimat und Bekämpfung aller der nationalen Entwicklung entgegengesetzten Richtungen" und der „Pflege und Unterhaltung deutschnationaler Bestrebungen in allen Ländern, wo Angehörige unseres Volkes um die Behauptung ihrer Eigenart zu kämpfen hatten", (— also doch wohl auch in Deutschland selbst —) „und Zusammenfassung aller deutschen Elemente auf der Erde für diese Ziele". Wenn in diesen Punkten der Satzung auch noch nicht der völkische Gedanke, wie wir ihn heute kennen und auffassen, in seiner reifsten Ausprägung sich gibt, so liegen doch schon recht verheißungsvolle Keime für die künftige Entwicklung vor. Von ihnen legt ja auch das bereits bei der Gründung gewählte Leitwort des Verbandes: „Bedenke, daß du ein Deutscher bist!" in gewissem Sinne Zeugnis ab. Dies ist um so bedeutungsvoller, als gerade in jedem Jahrzehnt die sog. antisemitische Bewegung nach starken Anfangserfolgen aus verschiedenen Gründen verebbte, vor allem aber, weil ihren Trägern die weitausschauende Leitung ebenso fehlte wie die politische Selbstzucht fehlte und unlautere Elemente, mehr als erträglich, sich ihr anhefteten und die ganze Bewegung in Mißkredit brachten. Es ist von großem Werte, sich an die Gründe des damaligen Mißerfolges in heutiger Zeit zu erinnern, da es

manchmal scheinen will, als ob auch die jetzige Bewegung von den gleichen Spaltpilzen zersetzt werden sollte. Einkehr und Selbstprüfung tut dringend not.

Für den „Alldeutschen Verband" und sein Wirken waren die völkischen Keime seiner Satzungen nicht umsonst gelegt. Denn schon in seinem ersten Jahrzehnt mußte er sich verschiedentlich für rein völkische Belange einsetzen, allerdings mehr aus dem starken und sicheren Gefühle für das Deutschtum veranlaßt als aus bewußter Pflege des völkischen Gedankens. Hierher gehören vor allem die Bestrebungen, durch ein zulängliches Staatszugehörigkeitsgesetz den nationalen Verlust wertvollen deutschen Blutes zu verhindern, den Zustrom weniger erwünschter und minderwertiger Volksteile (Juden und Slaven) dagegen einzudämmen, ein Kampf, der mit zäher Ausdauer gegen starke Widerstände im Innern und formale Bedenken unserer Außenpolitiker geführt, nach 20 Jahren endlich zum Erfolg führte. Auch das nackensteife Eintreten für das Deutschtum in den bedrohten Grenzmarken Deutschlands und Österreichs liegt im gleichen Felde. Vor allem sollte das Verdienst um die Wiederbelebung einer tatkräftigen Polenpolitik nicht gering geschätzt werden: die tatsächlichen Erfolge auf jenem Gebiete, wo der Verband als Bahnbrecher und Anreger wirkte, lassen die noch mangelnde völkische Durchdenkung der Fragen als unerheblich erscheinen.

Im zweiten Jahrzehnt seines Wirkens entwuchs der Alldeutsche Verband dem engen Rahmen seiner bisherigen Betätigung: er wurde zum Träger „der nationalen Opposition". Es war ein Entschluß von einschneidendster Bedeutung, als der Verband bewußt darauf verzichtete, seine Segel vom günstigen Winde der Regierung schwellen zu lassen, und damit auf schnelle Augenblickserfolge verzichtete, wie sie beispielsweise dem Flottenverein damals in so reichem Maße zuteil wurden. Nach außen hin gab sich die entschiedene Umstellung der alldeutschen Politik auf dem Verbandstage in Plauen im Jahre 1903 kund, wo Heinrich Claß in erschütternden Feststellungen die „Bilanz des neuen Kurses" zog und diesem einen unerbittlichen Kampf ansagte. Damit trat zum ersten Male der Mann vor eine weitere politische Öffentlichkeit, der sich seitdem in zwanzigjähriger, unermüdlicher Tätigkeit als einer der unentwegtesten und folgerichtigsten Wegebereiter des völkischen Gedankens bewährt hat, ein Politiker von staatsmännischem Zuschnitt, mit einem Worte, der Mann, der bis jetzt der Bewegung gefehlt hatte.

Die „Bilanz des neuen Kurses" war allerdings nur mittelbar eine Tat in rein völkischem Sinne. Sie darf aber auch nicht losgelöst von all dem andern betrachtet werden, was damals in der alldeutschen Gesinnungswelt zum Durchbruch kam und die alldeutschen Herzen bewegte. Außenpolitisch war es das Schicksal des stammverwandten Burenvolkes, das, ganz abgesehen von der rein menschlichen Auflehnung gegen die niederträchtig-rohe Vernichtungspolitik der Engländer, im Verbande Stimmungen auslöste, die der gemeinsamen Blutsabstammung mit den vergewaltigten Niederdeutschen entsprangen. Und so sehr mancher, heute von der Froschperspektive eines Bethmann-Riezler, denen die Politik nur ein Rechenexempel war, die damalige Burenbegeisterung verurteilt, da sie uns England entfremdet habe (was nicht einmal zutrifft), so wenig greifbar die Erfolge unseres Eintretens für deutsches Blut auf ferner Erde waren, so nachhaltig sollte die einmal wachgewordene Stimme des Blutes sich von nun an äußern und immer weitere Kreise ergreifen.

Eine noch weit tiefere Wirkung sollte jedoch das Aufkommen der sog. „Rassenlehren" in diesen Jahren hervorrufen. Kurz vor der Jahrhundertwende waren in rascher Folge die Lehren Gobineaus und Chamberlains „Grundlagen" ans Licht der deutschen Öffentlichkeit getreten und hatten der völkischen Erkenntnis, die auf dem Boden der Parteizwistigkeiten verkümmerte, reichste Ströme der Befruchtung zugeführt. Und da ist es das unvergängliche Verdienst des Alldeutschen Verbandes, wie dies der besten und berufensten Einer, Prof. Schemann, bezeugt hat, daß er die Schätze nationaler Wiedergeburt, die in den Rasselehren lagen, rechtzeitig erkannte und aufs sorgsamste hegte und weiterbildete. Das äußere Zeichen dafür ist die Tatsache, daß die hervorragendsten Vertreter nicht nur des Rassegedankens, sondern auch der wissenschaftlichen Erforschung unserer Vorzeit, aus deren Erkenntnissen uns die stolze Gewißheit der frühen Kulturhöhe und der ursprünglichen Begabung unseres Volkes erwuchs, samt und sonders dem Alldeutschen Verbande angehörten oder wenigstens nahestanden: Ammon gehörte lange Jahre dem Geschäftsführenden Ausschusse, Schemann, Gobineaus und Lagardes treuer Eckardt, Wilser, der Herold unserer nordischen Herkunft, Kossinna, der Künder altgermanischer Kulturhöhe, Schmidt-Gibichenfels, der Hüter des Erbes des früh dahin-

geschiedenen Woltmann: sie alle gehörten oder gehören noch zum Gesamtvorstand des Verbandes. Chamberlain selbst steht in nahen Beziehungen zu Heinrich Claß, und Lagardes Witwe, die bewußte, hingebende Wahrerin des geistigen Besitzes jenes großen, wahrhaft deutschen Denkers, bezeichnete sich selbst als Claß' „mütterliche Freundin" und wurde mit Stolz als Mitglied des Verbandes geführt[1]).

Noch war die Zeit nicht reif, daß das kostbare Gut der Arbeit sovieler Geistesheroen Allgemeingut unseres Volkes wurde. Die Spannung der politischen Lage drängte immer mehr zur Entscheidung, und solche Zeiten sind der ruhigen Ausbildung geistiger Werte nicht günstig. Wo schwerste Not an die Türe klopft, fordert zunächst der Tag sein Recht. Vielleicht war dies ein Glück für den völkischen Gedanken. So wurde nämlich verhindert, daß er vorzeitig ins Volk geworfen wurde, ehe die Frucht zur Reife gediehen war. Aber die Zeit der Vorbereitung blieb nicht ungenützt. Gerade in den Jahren, wo man im Alldeutschen Verbande nach einer Klärung der zum Teil noch gärenden Anschauungen in zahlreichen Vorträgen und Besprechungen rang, wurden dem deutschen Volke zwei Werke geschenkt, die jedes in seiner Weise seine Seele für die Aufnahme der völkischen Heilsbotschaft empfänglich machten: Einharts „Deutsche Geschichte" und Frymanns „Wenn ich der Kaiser wäre". Beide Bücher entstammen, wie heute feststeht, der Feder von Heinrich Claß, der inzwischen nach dem Tode seines verdienten Vorgängers, Professor Hasse, die Leitung des Alldeutschen Verbandes auch äußerlich in die Hand genommen hatte, die er tatsächlich schon seit einigen Jahren bestimmend beeinflußt hatte. Die „Deutsche Geschichte", ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes und in fast 150 000 Stücken verbreitet, hat den Boden dafür bereitet, daß wir unsere eigene Geschichte nur mit deutschen Augen betrachten und daß wir mit deutschem Sinnen und Trachten daraus lernen sollen. Frymanns Kaiserbuch deckte dagegen die furchtbaren Schäden des Wilhelminischen Regiments kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges schonungslos auf; vor allem rollte es die Judenfrage in ihrem ganzen Umfange auf, überall die mehr negative Kritik mit positiven Vorschlägen, wie es anders werden soll, befruchtend, Vorschlägen, die heute Allgemeingut aller völkischen Kreise geworden sind. Man kann sich heute nur schwer die Wirkung vorstellen, die das Kaiserbuch hervorbrachte. Alle Nachfolger haben von seinem Gedankengut gezehrt, und bis heute ist keiner darüber hinausgekommen.

In dieser Zeit kam auch das Wort „völkisch" zuerst in alldeutschen Kreisen (auf eine Anregung v. Pfister-Schweighusens) auf und setzte sich allmählich dann allgemein durch.

Auch die Judenfrage als ein besonders wichtiger Abschnitt aus der völkischen Gesamtarbeit war inzwischen im Alldeutschen Verband lebhaft in Angriff genommen worden. Es waren hier, wie erklärlich, nicht unwesentliche Widerstände der älteren Generation zu überwinden, was schon bei der Gründungsversammlung des Verbandes zutage getreten war, als dort bereits die Judenreinheit des Verbandes gefordert wurde. Leider trat durch den Weltkrieg in der Weiterförderung dieser so wichtigen Frage insofern ein Stillstand ein, als ein fauler und unwahrer Burgfriede eine öffentliche und planvolle Behandlung der Judenfrage verhinderte. So kam der entscheidende Entschluß, die Absage an das Judentum, erst im letzten Kriegsmonat zustande. Erschwert war die Arbeit des Verbandes auf diesem Gebiete auch noch dadurch geworden, daß die parteimäßigen Gegner des Judentums in den letzten Jahren vor dem Kriege zur völligen politischen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt waren: in ihren besten Vertretern finden wir übrigens diese Antisemiten alle ebenfalls als Angehörige des Verbandes, wo sie für die Durchsetzung der Judenpolitik des jüngeren Flügels eine erwünschte Stärkung bedeuteten. Schönerer, Theod. Fritsch, Liebermann v. Sonnenberg, Graf L. Reventlow gehörten ebenfalls alle dem Gesamtvorstande des Verbandes an.

Der Kriegsausgang stellte uns alle vor neue Aufgaben, vor allem vor die Aufgabe, die künftige völkische Behausung der Deutschen so vorzubereiten, daß, wenn

---

[1]) Auf wie fruchtbaren Boden heute die Alldeutsche Saat fällt, beweist die Deutsche Rassenkunde von Dr. H. Günther, die innerhalb eines Jahres fünf starke Auflagen erlebte und die gesamte Nation befruchtete. Dies Werk ist in der Rüstkammer aller völkisch gesinnten Männer, es bildet eines der wertvollsten Hilfsmittel zur Verbreitung rassengemäßen Lebens und Wirkens. — Die Schriftleitung.

die Stunde gekommen sei, alles zum Bau bereit sei. Rasch und entschlossen wandte sich der Alldeutsche Verband, *der sich bereits im Frühjahr 1919 ein festes völkisches Programm gegeben hatte*, den neuen Aufgaben zu: zeitlich von keinem überholt, an Tiefe der Erkenntnis, und Folgerichtigkeit des Wollens von keinem erreicht. Dieses sog. „Bamberger Programm" umfaßt das ganze weite Gebiet völkischen Lebens in sittlicher, geistiger, kultureller, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Als treuer wirtschaftlicher Berater des Alldeutschen Verbandes ist hier Oberfinanzrat *Dr. Bang* zu nennen, dessen Geistesarbeit den Lesern von „Deutschlands Erneuerung" aus zahlreichen Aufsätzen ja seit langem vertraut ist. Keine der anderen völkischen Gruppen kann heute einen Wirtschaftler von ähnlicher Bedeutung herausstellen. Und Dr. Bang ist nur einer unter den vielen Mitarbeitern. Wie sich schon früher im Schoße des Alldeutschen Verbandes die geistigen Führer zum Widerstand gegen das nahende Unglück gesammelt hatten, so vereinte er jetzt den Hauptstrom der geistigen Kräfte, die den Wiederaufstieg vorbereiten sollten. Mit ihnen ist der Alldeutsche Verband nun seit Jahren in stiller, ernstester Gedankenarbeit dabei, die programmatischen Forderungen der „Bamberger Erklärung" für die einzelnen Gebiete zu „ausführbaren" Plänen zu gestalten. Diese Bedeutung des Alldeutschen Verbandes in geistiger Hinsicht ist selbst von heutigen Gegnern aus dem verwandten Lager zugestanden worden, da man dort noch kurz vor dem Ausbruche des Zwistes bereit war, den Alldeutschen Verband und seine Führer als geistigen Generalstab anzuerkennen. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, woran dieser Plan scheiterte, damit nicht bestehende Gegensätze noch weiter vertieft werden. Es konnte aber an diesem unanfechtbaren Anerkenntnis der reinvölkischen Einstellung des Alldeutschen Verbandes und seiner Führer von seiten heutiger Gegner im Interesse der geschichtlichen Gerechtigkeit nicht ganz vorbeigegangen werden.

Das hohe Selbstgefühl des Alldeutschen Verbandes ist also wohl begründet, wenn er sich als *Finder und Wegbereiter des völkischen Gedankens* betrachtet. Dieses stolze Bewußtsein braucht nicht zu hindern, daß er andern neidlos ihren Anteil an der Lösung der vielen und mannigfachen Aufgaben zugesteht. Es genügt ja nicht, das *Gold* zu schürfen und auszumünzen: für den Alltag bedarf es der *Scheidemünze*. So können schließlich auch die tiefen und hehren Gedanken des völkischen Deutschtums den großen Massen nur in einer Form dargebracht werden, die dem Verständnis des Durchschnittswählers entspricht. Bei diesem Wechsel geht natürlich ein Teil des ursprünglichen Gutes verloren: manches mag auch in starker Abwandlung erst bis in die äußersten Verästelungen des Volkes dringen, so daß hie und da die Schlacken das reine Metall verdecken mögen. Trotzdem sind beide Teile notwendig: die schöpfenden und leitenden Geister und die das Gedankengut übermittelnden und dafür wirkenden Männer. Voraussetzung ist nur, daß solche notwendige Mitarbeit nicht die Grenzen eigenen Könnens vergißt, daß sie nicht, um leichter die Massen für ihre Gedanken zu gewinnen, unerfüllbare Versprechungen bietet und den Masseninstinkten schmeichelt, mit einem Worte in das ausartet, was Goethe als „Volksschranzentum" bezeichnet. Diese Gefahr liegt bei jeder das Volk in seinen Tiefen aufwühlenden Bewegung nahe: das Zeitalter der Reformation und der Sozialdemokratie beweisen das. Auch deshalb ist engste Fühlungnahme zwischen den beiden Arbeitskreisen geboten, damit die Ausführung nicht vom Ziele abirrt, das strenge Geistesarbeit gesteckt hat. Deshalb ist ein Ausgleich der Gegensätze unbedingt erwünscht zum Nutzen und Frommen dessen, was beiden Teilen am Herzen liegt, *der völkischen Wiedergeburt*, damit dem genüge geschehe, was der Alldeutsche Verband als erster programmatisch verkündet hat:

Deutschland den Deutschen!

Die Katholiken und die völkische Bewegung.

Von Armin von Oefele.

Es ist die ganze Kirchengeschichte ein Mischmasch
von Irrtum und von Gewalt. Goethe.

Mit Recht wird der völkischen Bewegung nachgesagt, daß sie gegen viele Fronten zugleich kämpfe, zu Unrecht wird sie aber dessen beschuldigt — zu Unrecht, weil es ihr Wille und ihr ganzes Bestreben ist, auf völkischer Grundlage eine Wiedergeburt der nationalen Ethik zu erzielen und auf dieser die nationale Macht wieder herzustellen. Die völkische Bewegung wird dadurch der natürliche Gegner aller jener Machtströmungen, die ihre Kraftzentren nicht im Lande, im Volke, sondern außerhalb von diesen haben.

Von diesen Machtströmungen ist eine sehr deutlich im Sammelbecken unseres Volkes abgezeichnet und verfolgbar. Es ist diejenige, welche wir unter der Bezeichnung Ultramontanismus kennen, der im allgemeinen den politischen Katholizismus in sich begreift.

Es hieße eine deutsche Geschichte schreiben, wenn ich hier breit und erschöpfend die Entwicklung der Dinge schildern wollte, die zu dem heutigen Widerstreit der völkischen Bewegung zu der katholischen Politik führte, aber mit dem Ausspruch J. X. Kraus': „Ultramontan ist, wer den Papst und die Kirche verwechselt", kann man auch nicht viel anfangen, und einige grundlegende Erklärungen sind hier doch notwendig.

Das Machtstreben der katholischen Kirche entspringt einmal jener rein natürlichen Ursache, die jedem herrschenden Glauben innewohnt. Es ist dies die psychophysische Parallele, ohne die auch die reinste Morallehre nicht vorstellbar ist. Nur die Erkenntnis der Tatsache, daß der Mensch aus Leib und Seele besteht, läßt einer Religion die Möglichkeit, jenes große Haus zu errichten, in dem viele Wohnungen sein sollen. Diese Erkenntnis führt auch dahin, einzusehen, daß die zeitlichen Dinge von eminenter Wichtigkeit, weil sie eben die Grundlagen zu jeglicher Ewigkeitsspekulation bilden. — Das häufig bekrittelte Einmischen der Seelsorge in die weltlichen Angelegenheiten entspringt darum nicht notwendig dem subjektiven Egoismus des einzelnen Vertreters, sondern ist nur die logische Folge seiner Stellung im menschlichen Zusammenleben, und hier unterscheidet sich der katholische Priester wohl kaum von dem protestantischen. Aber damit ist nun leider nur ein Teil erklärt und einleuchtend gemacht. Die römisch-katholische Kirche ist nicht allein die Verkünderin der arisch-christlichen Weltanschauung, sondern in ihr leben noch andere Willensrichtungen. Sie hat nämlich in Rom selbst ein recht zweifelhaftes Erbe übernommen. Das alte römische Kaiserreich ersetzte seine allmählich immer größer werdenden moralischen Verluste mit asiatischen Surrogaten, so daß die späteren Kaiser in der Form nur mehr asiatisch-despotischen Theokraten glichen. Diese theokratische Despotie wurde unter dem Schutt, den die Völkerwanderung über die alten Machtbegriffe warf, von dem Papsttum wieder hervorgeholt. Die päpstliche Kirche hat mit diesem asiatischen Despotiegedanken jenen absoluten Herrschaftswillen in die europäische Staatenpolitik getragen, der eine der Hauptursachen war, daß die europäische Geschichte vornehmlich eine Kriegsgeschichte ist. Der universale Machtgedanke des Papsttums traf stets auf territoriale oder nationale Machtwiderstände, die auf alle mögliche Weise geschwächt wurden, und das, was man Politik nennt, zu einer Kunst erhob, wie man sie vordem nicht kannte. Da aber, wo sich konfessionelle Widerstände zeigten, schürte man zum unmittelbaren Krieg. Kein denkender, aufrichtiger Katholik wird es wagen, die römisch-katholische Kirche als friedliebend hinstellen zu wollen, oder gar zu behaupten, das vom italienischen Nationalcharakter durchdrängte Papsttum wäre in seiner Politik mit Vorliebe gerade Wege gegangen. Es konnte schließlich auch nicht anders; denn der Papst hatte nur geringe reale Macht und mußte also schon Kriege von ihm mehr oder weniger willfährigen Mächten führen lassen. Es ist unnötig aufzuzählen, wieviele Kriege Frankreich, Spanien, Habsburg für die Kirche auf sich genommen haben. Wichtiger ist zu wissen, daß die Kampfesfront der Kirche längs der Grenzen der romanischen Staaten und Österreichs, aber mitten durch Deutschland lief und heute mit einigen Änderungen noch läuft.

Das hat dazu geführt, daß man in Deutschland einesteils die Wesenheit der streitenden Kirche leidlich erfaßt hat, andernteils den Kampf mit allen möglichen Mitteln führt. In Deutschland steht denn auch tatsächlich der Pegel des Papsttums, woran abzulesen ist, ob die Macht steigt oder fällt. Obwohl ich als Katholik in dieser Frage nicht gerne Protestanten zitiere, da sie in diesem Zusammenhang nur sehr selten ein

billiges Urteil fällen können, so stelle ich die Kritik eines Herders hoch über die zweifelhafter ehemaliger Mönche.

Der alte Herder schreibt:

„Roms Herrschaft beruhte auf Glauben, auf einem Glauben, der zeitlich und ewig das Wohl menschlicher Seelen befördern sollte. Zu diesem System gehört alles, was menschliche Seelen leiten kann; und dies alles brachte Rom in seine Hände. Vom Mutterleibe an bis ins Grab, ja bis jenseits desselben im Fegefeuer war der Mensch in der Gewalt der Kirche, der er sich nicht entziehen konnte, ohne rettungslos unglücklich zu werden; sie formte seinen Kopf, sie beunruhigte und beruhigte sein Herz; durch die Beichte hatte sie den Schlüssel zu seinen Geheimnissen, zu seinem Gewissen, zu allem, was er um und an sich trägt, in Händen. Lebenslang blieb der Gläubige unter ihrer Zucht unmündig, und im Artikel des Todes band sie ihn mit siebenfachen Banden, um den Reuigen und Freigebigen desto freigebiger zu lösen. Das geschah Königen und Bettlern, Rittern und Mönchen, Männern und Weibern; weder seines Verstandes, noch seines Gewissens mächtig, mußte jedermann geleitet werden, und an Leitern konnte es ihm nie fehlen. Da nun der Mensch ein träges Geschöpf ist, und wenn er einmal an eine christliche Seelenpflege gewöhnt ward, derselben schwerlich wieder entbehren mag, vielmehr seinen Nachkommen dies sanfte Joch als das Polster eines Kranken anempfiehlt, so war die Herrschaft der Kirche damit im Innersten der Menschen gegründet. Mit dem Verstande und dem Gewissen des Gläubigen hatte sie alles in ihrer Gewalt; es war eine Kleinigkeit, daß wenn sie ihm sein Geistliches säte, sie etwa sein Leibliches ernte; hingegeben wie er war, hatte sie ihn bei Leibesleben im Innersten längst gerbt....

Und wer war in Rom, an der Spitze seines heiligen Kollegium, dieser Eine? Nie ein wimmerndes Kind, dem man etwa an seiner Wiege den Eid der Treue schwur, und damit allen Phantasien seines Lebens Huldigung gelobte; nie ein spielender Knabe, bei dem man sich durch Begünstigung seiner Jugendtorheiten einschmeichelte, um nachher der verzärtelnde Liebling seiner Laune zu werden; ein Mann oder Greis ward erwählt, der meistens in Geschäften der Kirche schon geübt, das Feld kannte, auf welchem er Arbeiter bestellen sollte. Oder er war mit den Fürsten seiner Zeit nahe verwandt, und ward in kritischen Zeiten gerade nur zu der Verlegenheit gewählt, die er abtun sollte. Nur wenige Jahre hatte er zu leben, und für keine Nachkommenschaft rechtmäßig etwas zu erbeuten; wenn er aber auch dieses tat, so wars im großen ganzen des christlichen Pontifikats selten wert der Rede. Das Interesse des römischen Stuhls war fortgehend; der erfahrene Greis ward nur eingeschoben, damit er zu dem, was geschehen war, auch seinen Namen dazutun könnte. Manche Päpste erlagen der Bürde; andere rechtserfahrene, staatskluge, kühne und standhafte Männer verrichteten in wenigen Jahren mehr, als schwache Regierungen in einem halben Jahrhundert tun konnten. Eine lange Reihe von Namen müßte hier stehen, wenn auch nur die vornehmsten, würdigen und großen Päpste genannt werden sollten, bei deren vielen man es bedauert, daß sie zu keinem anderen Zwecke arbeiten konnten. Der wollüstigen Weichlinge sind auf dem römischen Stuhl weit weniger, als auf den Thronen weltlicher Regenten; und bei manchen derselben sind ihre Fehler nur auffallend, weil sie Fehler der Päpste waren."

Die Wahrnehmung, daß in romanischen Ländern der Katholizismus sich recht gut mit dem Nationalstaat verträgt, hat dazu beigetragen, anzunehmen, daß der deutsche Staat an sich aus besonderen Gründen von der Kirche angefeindet wird. Dies kann nicht bewiesen werden; denn mit den romanisch-katholischen Nationalstaaten hat es seine eigene Bewandtnis. Die Harmonie ist da auch mehr Wunsch als Tatsache. Äußerlich scheint das nur in Frankreich und Spanien zu stimmen; in Italien trifft es in seinem vollen Umfang nicht zu. Der Friede zwischen den Faschisten und der Kirchenpartei gleicht dem zwischen Tiger und Dompteur. Selbst in Frankreich finden unitaristische Fehden statt. Also auch da, wo im wesentlichen die Kampffronten der katholischen Kirche außerhalb der Landesgrenze liegen, ist im Innern nicht unbedingter Friede. Das wird durch die sog. Staatslehre der katholischen Kirche verursacht. Während die nichtkatholisch-christlichen Bekenntnisse sich jeweilig eng an eine bestimmte Staatsverfassung anschmiegen, geht die katholische Kirche ihre eigenen Wege. Sie lehrt, daß der Staat eine göttliche Einrichtung ist. „Daß die Menschen in staatlicher Gemeinschaft leben, ist eine Forderung der Natur, oder richtiger des Urhebers der Natur, Gottes" (Enzyklika Diuturnum).

Gott ist immer die Quelle jeglicher Staatsgewalt. Damit ist aber nur die Staatsgewalt an sich gemeint. Die Organe der Ausübung dieser Staatsgewalt unterliegen in bezug auf ihre Wahl und Herkunft rein menschlichen Vereinbarungen. Darum beschäftigt

sich die katholische Kirche mit der Art der Verfassung nicht. Es liegt vollkommen im Belieben und der Neigung eines Volkes, ob es Monarchie oder Republik wählt.

Die Staatslehre der kath. Kirche unterscheidet streng zwischen Staat und Familie. Sie weist dem Staat bestimmte Grenzen zu, die in die seelische Freiheit des Menschen nicht hinübergreifen dürfen. „Da der Mensch die notwendige Kultur und deren Einrichtungen, ebenso seine geistige und persönliche Vollendung in der Vereinzelung nicht erreichen kann, hat Gott es angeordnet, daß der Mensch von Geburt aus angelegt ist auf Vereinigung und Vergesellschaftung, sowohl in der Familie als auch im Staate, die allein das bieten können, was zur Selbstvollendung genügt." (Enzyklika Immortale.)

Dem Staat als vereinigendem Prinzip wird die Familie gegenübergestellt. Im Sittenleben der Allgemeinheit dominiert wohl der Staat, im Sittenleben der Familie, und was damit zusammenhängt, herrscht der Priester. Es ist verständlich, daß die Herrschaft in diesen sehr willkürlich getrennten Domänen Reibungen zwischen Kirche und Staat hervorrufen, denn es ist ebenso klar, daß vom Einfluß auf die Familie gerne hinübergegriffen wurde auf den Staat. Schon aus rein materiellen Gründen muß jede klerikale Hierarchie nach Einflüssen im Staate streben. Aber die kath. Kirche ging hier oft weit über eine erträgliche Form hinaus. Die Familie bleibt die Grundlage der modernen Staaten und ist auch mit ihm verbunden, schon weil mit der Familie die Regelung des Privatbesitzes, der den größten Teil des Nationalbesitzes ausmacht, zusammenhängt. Wird aber die Familie als ein sittlicher Komplex für sich betrachtet, der an sich nur mit der Kirche, wenig mit dem Staate zu tun hat, so wird an dieser Stelle am ehesten in einem paritätischen Staate eine Reibung zu erwarten sein, weil da Mischehen vorkommen, die zum wenigsten ein Kompromiß erfordern. Wie starr aber die kath. Kirche an ihrer Domäne der Familie hielt und noch hält, beweist uns die Geschichte des Kulturkampfes.

Aus diesem Kampfe um die Familie in Deutschland ist wohl der Staat als äußerer Sieger hervorgegangen, aber dafür hat der Klerus ein politisches Gefechtsinstrument in Deutschland aufgestellt, das die Staatsregierung lehrte, daß man mit einem Sieg noch lange nicht einen Kampf beendet.

Es ist überhaupt eine wohl zu erwägende Tatsache, daß die klerikale Macht nach Niederlagen mit kräftiger Konzentration wieder in Erscheinung trat. Nach der Säkularisation lag die kirchliche Macht derartig darnieder, daß man sich an den Höfen Europas mit dem Gedanken trug, nach dem Ableben des Papstes Pius VII. eine neue Papstwahl zu verhindern, und vor allem in Deutschland zum so und so vielsten Male beabsichtigte, eine nationale kath. Kirche zu gründen. Von den säkularisierten Gütern bekam die Kirche trotz der Jammertöne des Kardinal Consalvi auf dem Wiener Kongreß nichts zurück. Die Besitzherrlichkeit der deutschen Kirchenfürsten war für immer dahin, nicht aber der Einfluß Roms. Im Gegenteil, es währte nicht lange, so konnte die Wahrnehmung gemacht werden, daß mit dem Erlöschen des aristokratischen Prinzips in der deutschen katholischen Hierarchie die nationalen Strömungen immer schwächer wurden. Der nachwachsende Klerus wurde nicht mehr durch einen deutschen Landesvater in Gestalt eines Krummstabfürsten bestimmt, dem sein Territorialbesitz nationale Hemmungen auferlegte, sondern war plebejisch einseitig orientiert und auf das große Machtzentrum in Rom gerichtet. Der deutsche Klerus ist zweifellos im letzten Jahrhundert päpstlicher geworden, als er jemals zuvor gewesen war.

Rein theoretisch wäre die Lage eines nationalen deutschen Katholiken häufig keine beneidenswerte gewesen, wenn sich praktisch nicht eine weitgehende Toleranz der Kirche bemerkbar gemacht hätte. Letzteres wird von den konfessionellen Gegnern meist gerne übersehen. Ich will zugeben, daß am Zwecke dieser Toleranz herumgedeutet werden kann, aber die kath. Kirche zeigt sie gerade da in weitem Maße, wo andere Konfessionen engherzig sind.

Bei Protestanten, die es, wenn sie Kritik üben, oft gut meinen, herrscht mitunter eine Unkenntnis in bezug auf die kath. Kirche und ihre Gesetze, daß man darüber ebenso stark staunen muß wie über die oft maßlose Wut, mit der alles Katholische angegriffen wird. Ein Beispiel dafür, welches Unheil die Guten anrichten können, gab Friedrich Wilhelm III., der liberal anordnete, daß die Regimenter, die aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt waren, jeden Sonntag einen paritätischen christlichen Gottesdienst anhören sollten, deren Inhalt eine kurze Predigt sein müsse, die beiden Konfessionen gerecht würde. Der König hatte sich viel mehr als andere Herrscher mit kirchlichen Dingen beschäftigt und wußte doch nicht, daß der Pflichtgottesdienst für den Katholiken einzig im Anhören der Messe bestand und ein Versäumnis der Messe gegen die Kirchengebote verstößt, also eine Sünde ist.

Es ist darum sehr empfehlenswert, diese Dinge nicht in irgendeinem konfessionellen oder freimaurerischen Hohlspiegel zu betrachten, sondern sie im Lichte der reinen Wahrheitsforschung zu untersuchen und dann zu urteilen.

Der Frage eines national völkischen Wiederaufbaus Deutschlands stehen drei Eigentümlichkeiten der kath. Kirche als Hindernisse und Hemmungen entgegen. Diese sind:

1. Der despotische theokratische Machtwille des Papsttums.
2. Die Indifferenz in bezug auf jegliche Staatsverfassung.
3. Die sittliche Loslösung der Familie vom Staate.

Ein nationaler Staat, der die höchsten sittlichen Anforderungen stellt, bei dem Gemeinnutz über Eigennutz geht, muß den despotischen Machtwillen der römischen Kirche als gegnerisch empfinden, weil jeder Katholik in einem fühlbaren Maße sittlich und politisch von ihr beeinflußt wird. Man kann also den gläubigen und den politischen Katholiken nicht gar so leicht voneinander trennen, als es häufig in wohlwollender Absicht zu geschehen pflegt. Es ist durchaus nicht klug, sich an der Wahrheit vorbeizudrücken, daß sich jeder strenggläubige Katholik im völkischen Staate in einem Dilemma in bezug auf den Gehorsam gegenüber zwei verschiedenen Machtwillen befindet. Der völkische Staatswille verlangt eine reine Scheidung von all den Gewalten, die von außen her die staatliche Organisation zu bestimmen trachten. Der völkische Staatswille gestattet kein Kompromiß, das einem Individuum ermöglicht, einmal ihm, ein andermal einem anderen Herrn zu dienen, er verlangt die Person voll und ganz. Also ist ein Bekenntnis zum völkischen Staat zugleich eine bedingte Ablehnung der päpstlichen Herrschaft. Da sich aber die meisten Menschen keiner absoluten Klarheit in bezug auf die Erkenntnis ihrer Abhängigkeit erfreuen, so wird vielen auch dieser innere Widerspruch ihrer Stellung nicht auffallen, und sie werden der Meinung sein, daß sie gut völkisch und gut katholisch sein können.

Für die einzelne Person wird jedoch der Widerspruch deutlich fühlbar, wenn er die Sittenregeln, welche das Familienleben beherrschen sollen, als Katholik und als Völkischer betrachtet.

Geschlechtsleben, Fortpflanzung und Erziehung der nachwachsenden Generation hat die kath. Kirche so reglementiert, daß der Endzweck alles Lebens als eine geistige Isolierung des Einzelnen, die moralische Reinigung einer Seele zum höhern Lobe Gottes erscheint. Dabei wird das Los der Gesamtheit völlig ausgeschaltet. Die Verneinung des Fleisches, des Sinnenlebens ist da die Grundbedingung alles moralischen Aufstieges.

Die völkische Staatsidee hat hier eine ganz andere Willensrichtung. Sie will sich eingehender wie die alten Nationalstaaten mit der Familienmoral befassen. Sie stellt rassische Forderungen und will geradezu aus der Familie heraus den Staat vervollkommnen. Rein dogmatisch hat die kath. Kirche ihre Sittengesetze für Familie und Einzelwesen nur zum höheren Lobe Gottes gegeben und dem Staate mit seinen rein menschlichen Organisationen als hier nicht kompetent Grenzen zu ziehen versucht, aber sie selbst achtet wenig auf diese Grenzen. Ihre Erkenntnis, daß die Familie das irdische Quellgebiet des Staates ist, und daß derjenige, welcher die Quellgebiete in der Hand hat, dem Strom seine Färbung geben kann, hat die Kirche praktisch ausgenützt, wo sie konnte.

Die völkische Staatsidee will sich nun auch energisch an jene Brunnen setzen, aus deren Tiefe all das kommt, was letzten Endes den Staat ausmacht, sie dringt also in das Gebiet der Kirche ein, wie es bei den bisherigen Nationalstaaten, die das Einzelwesen als eine zufällige Gabe der Familie in Empfang nahmen, nicht der Brauch war. Die völkische Staatsidee greift eben breiter hinunter und trifft da notwendig auf Reibeflächen mit der kath. Kirche. Die Gegnerschaft zwischen der kath. Kirche und der völkischen Bewegung ist also nicht eine oberflächliche, zufällige, die sich an die Namen einiger nach Besitz und Ehren lüsterner Politiker knüpft, sondern tatsächlich eine prinzipielle. Der Instinkt der Völkischen erkannte das, aber bei der Begründung ihrer Gegnerschaft blieben sie immer an einigen unsauberen ultramontanen Aushängeschildern kleben.

Die Indifferenz der Kirche in bezug auf die Staatsverfassung rechtfertigt beim Katholiken jede Revolution, wenn sie gelingt. (Darum waren verschiedene Aussprüche des Kardinal Faulhabers auf Grund der kirchlichen Staatslehre eine Entgleisung.) Hier treffen wir auch auf einen Widerspruch mit der völkischen Staatsidee, die lehrt, daß es zum Besten der Nation nur eine organisch aus der Überlieferung und Entwicklung eines Volkes herausgewachsene Staatseinrichtung gäbe, und alles, was sich gegen diese auflehne, mit oder ohne Erfolg, bleibt gleichgültig, als Rebell und Revolutionär behandelt werden muß.

Die kirchliche Toleranz hat bis heute vermieden, die Konsequenzen aus diesen offen zutage liegenden Widersprüchen zwischen völkischer und katholischer Weltanschauung zu

ziehen. Da die völkische Bewegung hauptsächlich von Heißspornen geleitet wird, so überlassen die klugen Fechter der Kirche erst einmal die Offensive der völkischen Bewegung, die politisch durchaus nicht einsichtig geführt wird.

Man macht es der Kirche geradezu leicht, wenn man ihr jene unmögliche, phantastische Politik unterschiebt, die auf die Ablösung des protestantischen Mittel- und Norddeutschlands von dem übrigen kath. Deutschland abzielt. Gerade als ob die kath. Kirche jemals ein Land, in dem zusehends ihr Einfluß wächst, vor die Tür gesetzt hätte! Die kath. Kirche hat mitunter auch einmal eine falsche Politik, ja sogar auch Gefühlspolitik getrieben, aber niemals solch eine phantastische, wie sie in den lauten völkischen Kreisen ausposaunt wird.

Was die kath. Kirche will, ist, ihre Macht, ihr Ansehen in Deutschland vergrößern. Der Verfall jeglicher Staatsautorität ist bis zu einem gewissen Grade hiefür günstig. Den Staat auf dieser Verfallsgrenze solange festzuhalten, bis die eigene Macht das absolute Übergewicht hat, dürfte ungefähr das politische Programm Roms sein.

Damit ist aber die Gegnerschaft mit der völkischen Bewegung an sich schon eine unbedingte. Sie wird sich auch immer mehr offen und deutlich zeigen. Es wäre nicht unmöglich, wenn eines Tages die kath. Kirche den Anhängern der völkischen Bewegung mit der Exkommunikation drohen würde. In diesem Falle wären die deutschvölkischen Katholiken vor eine schwere Frage gestellt, und Bayern wäre wieder das Hauptkampfgebiet. Sollte nun für die deutschen Katholiken diese Schicksalsstunde schlagen, so zweifeln wir nicht daran, daß die deutschen Katholiken an dem Gelöbnis festhalten:

Deutschland, Deutschland über alles!

Die Verfassung von Weimar.

„Weimar" ist der Kernpunkt, um den sich das nachrevolutionäre Deutschland dreht. Die Verfassung von Weimar, erzeugt von dem jüdischen Demokraten Preuß, ist das Palladium der Reichszertrümmerer. Gegen „Weimar" richtet sich die völkische Bewegung, und „Weimar" ist ja letzten Endes auch der Hintergrund des Ludendorff-Hitler-Prozesses gewesen.

Da ist es zweifelsohne ein großes Verdienst, daß der Staatsrechtslehrer Freiherr v. Freytagh-Loringhoven — unsern Lesern rühmlichst bekannt! — die viel umfehdete Verfassung zum Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung gemacht hat. Sein Buch[1]) kam gerade noch zur rechten Zeit, um auch dem Ludendorff-Hitler-Prozeß in gewisser Beziehung Richtlinien zu geben, wie man sich ja während der Plaidoyers mehrfach darauf bezogen hat.

Abgesehen von der Wichtigkeit, die eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Weimarer Verfassung für *jeden* deutschen Staatsbürger hat, ist der eminente Wert dieses Buches darin zu sehen, daß der Verfasser mit dem verhängnisvollen Standpunkt gebrochen hat, die Wissenschaft sei nicht dazu da, festzustellen, was sein soll. Er sagt dazu erfreulicherweise in dem Vorwort: „Die Auffassung, daß es überhaupt nicht Aufgabe der Wissenschaft, insbesondere der Staatsrechtswissenschaft, sei, ein Werturteil abzugeben, daß sie sich damit begnügen müsse, festzustellen, was ist, und darüber zu schweigen habe, was sein soll, muß mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden. Die Wissenschaft, gleichviel auf welchem Gebiet, ist sich nicht Selbstzweck und darf es nicht sein. Wie jede andere Form menschlicher Betätigung hat sie dem großen Ganzen, dem Vaterlande und dem eigenen Volk zu dienen. Das kann sie nur, wenn sie den Gegenstand ihrer Forschung gerade unter dem Gesichtspunkt prüft, ob er diesem großen Ganzen nützlich oder schädlich ist." — Ein prachtvoller Standpunkt, der jedem völkisch Gesinnten wohl tut! Um so mehr, als der Standpunkt, von dem aus der Verfasser seine Prüfung und Forschung vornimmt, eben selbst der *völkische* ist.

Es hieße die Wirkung des Buches abschwächen, wollte man sich in Einzelheiten verlieren. Es ist eine völkische Tat und soll als solche gewertet, aber auch im einzelnen durch gründliches Studium und eingehende Vertiefung von jedem Leser belohnt werden. Und es sind ihm unendlich viele völkische Leser zu wünschen. *In diesem Blatt wird man noch oft darauf zurückkommen.* Dr. E. Kühn.

[1]) Axel Freiherr v. Freytagh-Loringhoven: Die Weimarer Verfassung in Lehre und Wirklichkeit. J. F. Lehmanns Verlag, München. Mk. 7.80 brosch., Mk. 9.— geb.

❖

Werde, der du bist!

Von Professor Dr. Friedrich Höhne.

Was wird aus Deutschland und den Deutschen werden? Jedes neue Jahr ruft uns diese Frage immer dringlicher zu. Wird am Ende des Jahres das Reich von 1918 noch bestehen? Werden noch weitere, große Stücke abgerissen werden? Wird es gar wehrlos vielleicht zum Schauplatz eines neuen Weltkrieges werden? Wird Deutschland den Weg Österreichs gehen und eine Arbeitskolonie zu Nutzen und unter der Kontrolle der kapitalistischen Siegervölker werden, zufrieden ein dürftiges Dasein zu fristen und sich mit schönen Redensarten und leeren Trostgründen über die Not und Schmach eines elenden Lebens hinwegzuhelfen? Werden Hunger und Verzweiflung, Trotz und letzte aufflackernde Hoffnung noch einmal betrogene Massen, opferbereite Jünglinge und unnachgiebige Männer zusammen- und auftreiben, während Philister und Versklaver drinnen und draußen gleichmütig oder schadenfroh zusehen in Erwartung des Zusammenbruches so unzeitgemäßer Unternehmungen? Die größte Gefahr aber für unseres Volkes Leben als Volk, als Nation ist die Kirchhofsruhe des verzweifelten Verzichtes, die vermeintlich gottgegebene, staatstreue, geduldige Hinnahme elender, unwürdiger Zustände in gesinnungs- und tatenloser Hoffnung auf Besserung von irgendwoher, die beschränkte Zufriedenheit, wenn nur ein Auskommen und etwas Klassengeist oder ein wenig Standeshochmut gerettet ist, der nicht lernen und nicht vergessen will. Von den Elenden, die bei der allgemeinen Not immer noch erst recht gedeihen wollen, reden wir erst nicht. Man möchte den Deutschen immer wieder zurufen: Eine Republik habt ihr, aber wo sind eure Republikaner, Leute mit klarem Kopf und heißem Herzen, die mit Scham, Sorge und Liebe Volk und Vaterland verbunden sind? Und doch gibt es in Deutschland im einzelnen so viel Fleiß, Tüchtigkeit, auch Unverdorbenheit und gutes Streben. Aber zu Kopf und Herz der einzelnen vorzudringen und sie dann zu Verständnis, Wille und Tat zu einen, eine Führerschaft wenigstens, das ist so schwer! Und dann erst die vielen, vielen mitzureißen, die zähe, träge Masse, zusammengeballt durch Gewohnheit und Vorurteil, Eigennutz und Feigheit!

Das deutsche Volk muß im buchstäblichen, natürlichen Sinn zunächst am Leben erhalten bleiben, — eine heute schon gewaltig schwere Aufgabe — und eine Führerschicht und eine Führung muß da sein, der es sich anvertraut. Aber welcher? Erneuerungs- und Besserungsbestrebungen verschiedenster und gegensätzlichster Art, religiöse, sittliche, rechtliche, wirtschaftliche, soziale, theoretische und praktische laufen neben- und durch- und gegeneinander. Diejenigen, die es am nötigsten haben, erfahren davon wenig oder nichts oder wollen nichts davon wissen; zumal, wenn sie in Amt und Würden sind. Die gleichstrebenden Männer und Kreise zersplittern sich leicht, am meisten und gefährlichsten, wenn es zur Tat kommen soll. Und doch muß *eine* Bewegung sich aus dem Wirrsal führend emporringen und einigend wirken, wenn unser Volk anders als vegetierend weiterleben will. Wenn wir nicht mit müdem Verzicht annehmen wollen, daß unser Volk schon jetzt zu nichts anderem mehr fähig ist als zum Völkerbrei, so kann die führende Bewegung, die sich an Kopf und Herz des Volkes heranarbeiten muß, keine andere sein als die, das Volk wieder zu sich selber zu führen, es die Lebenssäfte in sich verspüren und kräftigen zu lassen, denen es sein Geschichts- und Kulturleben verdankt. „Werde, der du bist", das muß das Leitwort für das Volk und den einzelnen sein.

Im Innern des Volkes und des einzelnen Deutschen herrscht kein Universum und kein Kosmos, sondern ein Chaos, hervorgerufen durch Rassen- und Kulturmischung, durch Verbildung und Verfremdung der Volksteile untereinander. Wenn nach jüdischer Weise gewirtschaftet, nach römischer und westlerisch-ausländischer regiert, nach griechischer oder orientalischer gedacht, nach allen möglichen Kunst gemacht wird, kann man eben nicht nach deutscher Art leben und selig werden. Da gibt es nichts als Torheit und Häßlichkeit, Verdummung und Versklavung und Ausnutzung. Es fehlt das gemeinsame Leben aus dem Ur- und Mutterboden unseres Volkstums und zumeist auch das Bedürfnis darnach, das Gefühl für diesen Mangel und Notstand, weil das unruhige und ängstliche Suchen der Zeit zu vielfach irregeleitet wird. Einsicht in die Mängel und Antrieb zur Besserung werden erschwert durch die Einstellung der meisten Deutschen zum Staat und zur Bildung. Man erwartet zu viel, ja alles vom Staat; man bedenkt zu wenig, daß wir selbst der Staat sind, daß es uns zukommt, ihn so zu formen und umzuschaffen, bis wir ihn „unseren" Staat nennen können. Unsere sogenannte allgemeine Bildung war bisher zu einseitig eingestellt auf Sprachen und Literaturen, Kunst und Philosophie und allgemeine Theorie der Naturwissenschaften. Die Grundtatsachen des natürlichen Lebens und Zusammenlebens der Menschen und Völker und die Zusammenhänge des natürlichen und geistigen Lebens, des Wirtschaftlichen, Sozialen, Rechtlichen, Staatlichen, Künstlerischen, Religiösen und Wissenschaftlichen in- und miteinander wurden wenig erfaßt und gewürdigt. Welcher Gebildete wußte Gründliches von Rasse und Gesundheitslehre, Volkswirtschaft und Recht und ihrer Bedeutung bis in die feinsten Verzweigungen der Kultur? Daher die große Hilflosigkeit der meisten Gebildeten gegenüber den Nöten in Staat und Wirtschaft. Volkswirtschaft und Recht vor allem haben wir zu sehr den Spezialisten überlassen. Mit dem Erfolg, den wir sehen: Recht mußte erst Unrecht werden und Wirtschaft Unwirtschaftlichkeit, ehe ernsthaft an Umkehr gedacht wurde. Sammlung der Geister zur Deutschheit und Volkheit tut not und zwar in doppeltem Sinne. Das Volk als ganzes muß sich sammeln, aber jeder einzelne muß bei sich selber anfangen. Es genügt nicht, daß jeder wohlmeinend und eifrig irgendein Gebiet deutscher Erneuerung herausgreift, darin arbeitet, aber nicht darüber hinaussieht und hinausgreift auf das Ganze. Mag der eine auf religiöse Erneuerung in deutschem Sinne arbeiten, der andere für deutsches Recht, wieder andere für Siedlungswesen oder sonstige nützliche Dinge, darüber hinaus muß jeder Deutsche, dem eine deutsche Erneuerung am Herzen liegt, sich selber in sich sammeln. Es gilt wenigstens in großen Zügen ein Gesamtbild deutschen Lebens und Wesens auf geschichtlicher und rassebiologischer Grundlage zu gewinnen, in Herz und Gemüt aufzunehmen, sich dafür zu erwärmen und für die Verwirklichung zu werben und zu streben, wobei dann natürlich jeder aus dem Ganzen heraus und in seinem Zusammenhange sich in einem Gebiet nach Neigung und Befähigung besonders betätigen wird.

Es handelt sich darum, wieder vorzudringen zu den Grundvorstellungen und Grundkräften, die einheitlich im rassehaft beherrschten deutschen Wesen liegen, dort Anknüpfung und neue Antriebe zu suchen für die verschiedenen Seiten des Zusammenlebens. Die verlorene Einheit und Lebenskraft heißt es wiederzugewinnen, aus der sich Weltanschauung, Recht, Staat, Wirtschaft gestalten, und zwar so, daß die Weltanschauung sich im Recht spiegelt als sichtbar gewordene Volkssittlichkeit, und daß solches Recht wiederum Wirtschaft und Staat leitet und lenkt.

Das ist eine schwere Aufgabe, denn seit seinem Eintritt in die Geschichte hat unser Volk seine reiche und eigenartige Begabung nicht ungestört entwickeln können; fremde, in manchen Hinsichten gewiß auch wertvolle Anregungen aus alten und neuen Kulturen und Zivilisationen haben zu Entstellungen geführt, so daß unser Deutschtum von Fremdem vielfach überwuchert, stellenweise fast erstickt ist. So haben wir als Menschen und als Volk nicht genügend festen Kern und Halt in uns. Heute ist es bedenklicher als je. Die Persönlichkeit und der Volksgeist ist zerfahren und schweift in die Irre, und gerade diejenigen Geister leben in bitterster Einsamkeit, die am eifrigsten danach ringen, ein Ganzes in sich aufzunehmen und sich ihm hinzugeben und zu opfern. Der einzelne erlebt nicht in sich sein Volk, er löst sich nicht schauend und wissend von ihm ab, um sich wieder fühlend und wollend mit ihm zu vereinigen. So fehlt dem Leben des Volkes und dem Leben des Volksgenossen die volle Wirklichkeit, Wahrheit, Kraft, der Rhythmus, der zwischen dem Ganzen und dem einzelnen schwingt, vom reicheren Ich zum reicheren Du. Daher die Verworrenheit, Oberflächlichkeit, Selbstsucht der Zeit. Aus, an und in unserem Volke erwächst uns Teilnahme am Weltgeschehen; wem aber sein Volk nicht Gefäß, Werkzeug und Gestaltung göttlicher Dinge ist, des Selbst wird klein, in Nichtigkeiten wird es aufgehen und leeren Traumgespinsten nachjagen, ob es sich auch edel dünkt, und Menschen wird es verführen, statt zu erlösen. Wo aber eine Urkraft, ein Urbild alle und das Ganze durchwaltet, da wird ein schönes und starkes Gebilde sich gestalten, und sich im Wandel erneuernd erfüllen und erhalten.

Haben wir aber nicht eine zu hohe, poetische Meinung vom rassebestimmten Deutschtum? Liegt in ihm solche Keimkraft? Liegt im deutschen Recht eine solche Mittlerschaft zwischen Weltanschauung und Lebensordnung? Übertreiben wir nicht zugunsten des Deutschtums auf Kosten des Christentums? Das Christentum hat bändigend und mildernd auf das urkräftige und jugendliche Wesen der Germanen gewirkt, es hat durch Vermittlung antiker Wissenschaft den Verstand in Schulung, durch christliche Moral den Willen in stärkere Zucht genommen. Es ist eine christlich-germanische Kultur entstanden. Will man jedem der beiden Schöpfer und Teilhaber dieser Kultur gerecht werden, so sehe man, welche verschiedene Form das Christentum bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten angenommen hat, und wie es sich je nachdem auswirkt. In einem Lande ist es gefühlvoll und duldend und läßt das Volk in Unbildung und Trägheit, in einem anderen treibt es zur Tätigkeit und verträgt sich mit Herrschsucht und Gewinnstreben, hier treibt es den Mönch zur Ekstase auf eine einsame Säule, dort zur Arbeit in die Wildnis oder zum Kampf als Ordensritter. Das sinkende Römerreich hat es nicht halten, den slawischen Osten aus eigener Kraft nicht in die Höhe bringen können. Bei solcher Betrachtung wird man dem germanischen Teil der mittelalterlichen und neueren Kultur gerecht werden. *Wenn das Christentum das Beste aus der germanischen Seele herausgeholt hat, so mußte eben dieses Beste schon in der germanischen Seele liegen.*

Christentum und Germanentum sind allerdings günstig aufeinander eingestellt, dessen wird man immer mehr inne, wenn man nicht starr am Zeitgewand des alten Christentums haftet und an allem, was Menschenwitz und Weisheit an seinem Lehrgebäude ist. Die Fragestellung des Germanen gegenüber Welt, Leben und Mitmenschen ist im großen Umriß dieselbe wie die des Christentums, und die Antworten lassen sich aneinander angleichen. Das germanische und das christliche Denken kreisen um die Fragen: Ich und Welt,

Ich und Gott, Ich und Mitmenschen! Für beide hat das Ich Weltbedeutung; es hat sich als Persönlichkeit zu bewahren und teilzunehmen an einer großen Entscheidung des Weltenschicksals. Das Leben vollendet sich in Selbstbehauptung und Hingabe, in gröberer oder edlerer Form, vom trotzigen Helden, der sein Schicksal überwindet, indem er es frei auf sich nimmt, bis zum Gott, der sich selbst an die Weltesche hängt, wie es von Odin berichtet wird. Weltschicksal vollendet sich in der Brust des Menschen, das Göttliche steigt zum Menschlichen herab und das Menschliche zum Göttlichen hinauf. Eine Wechselbeziehung von Selbstbehauptung und Selbsthingabe erfüllt auch das Verhältnis des Einzelnen zum persönlich empfundenen Gott und zum Kreise naheſtehender Menschen. Ist Freiheit die Weltwürde des Menschen, so bindet er sich durch Treue und Liebe in allen persönlichen Beziehungen, die sein Leben erhalten, in denen er gibt und nimmt.

Sinn für Recht und Gerechtigkeit liegt tief im germanischen Gemüt. Der Weltplan und Weltlauf ist der, alle Dinge einmal ins Rechte zu bringen. Die Gerechtigkeit ist die Achse der Welt, ihre Richtlinie, ihr Gesetz. Sie liegt in der Seele des Menschen. Selbstbehauptung und Selbstaufopferung sind ihre Pole. Liebe und Treue sind die Kräfte, die sie miteinander in Verbindung halten und so die Gerechtigkeit erfüllen. So ist germanisches Wesen in sich gegründet und beschlossen und zieht sicher seine Weltbahn. Diesen Zusammenhang, diesen Ausgleich, diese Sicherheit empfinden wir als deutsche Freiheit.

Die germanischen Gedankenmächte haben sich auch in der deutsch-mittelalterlichen christlichen Welt durchgesetzt, ihnen verdankt sie ihre eigenartigsten und kräftigsten Betätigungen. Das christliche Leben ist auch ein tätiges, ein Ringen nach persönlicher Vergöttlichung, die persönliche Freiheit, den persönlichen Zugang zu Gott, zum großen ganzen geheimnisvollen Einen der Welt läßt der deutsche Geist sich nicht nehmen. Aus der verengenden Verstandesklarheit der Scholastik drängt es den deutschen Geist in die Mystik; in der Unendlichkeit und Alleinheit Gottes verliert er sich und findet er sich und Gott in sich. Über alle Bindungen und Beschränkungen hinweg erkämpft er sich die Freiheit des Christenmenschen, der Herr und Knecht aller Dinge ist.

Fern bleibt auch deutsche Art von römischem Untertanengehorsam, von unbedingter Unterwerfung; auch dem himmlischen Herrn gegenüber gibt es Treue um Treue, Hingabe und Vertrauen. Den Mitchristen, vor allem den Mitgliedern des gleichen Lebenskreises gegenüber gilt nicht rücksichtsloses Sichdurchsetzen auf Kosten des Gleichstrebenden als Regel, nicht niedertretender Konkurrenzkampf, sondern brüderlicher, genossenschaftlicher Geist, Wettkampf mit ehrlichen Mitteln des Fleißes und der Tüchtigkeit. Der christlich-germanische Geist betrachtet das irdische Leben im Hinblick auf die Ewigkeit, darin lagen für die Zeit Engen und Schranken, aber auch eine Stärke. Er wollte göttlich-sittliche Weltordnung verwirklichen und hat ein in der Idee und im Wurf, in den allgemeinen Umrissen und in vielen Einzelheiten großartiges Staatswesen geschaffen, das vom Recht getragen und durchdrungen war. Dieses Recht setzt in allen Beziehungen eine Wechselseitigkeit von Recht und Pflicht voraus, schafft Gleichheit und Brüderlichkeit und ist gleicherweise im alten Sippen- und Markgenossenschaftsgeist, wie im Brudergeist des Evangeliums verwurzelt. Solches Recht sichert die Volksgemeinschaft, und diese trägt eine vielseitige und doch einheitliche Kultur, die einzige Volkskultur, die wir seit der geschichtlichen Zeit gehabt haben.

Viel Unfertigkeit, Unvollkommenheit und Schwäche haftete diesem Staat und dieser Kultur an; wir wissen es genug. Aber ein Gefühl kann er doch erwecken, eine Einsicht vertiefen. Das Gefühl für die verlorene Volksgemeinschaft und die Einsicht, daß das Recht, das Eigenrecht, die bewußt gewordene Sittlichkeit des Volkes, die Grundlage der Staaten ist, die selbst auf Glaube und Weltanschauung ruht und Staat und Wirtschaftsleben trägt. Als die innige Verschmelzung germanisch-christlichen Geistes sich seit Ende des Mittelalters immer mehr lockerte, fremde Einflüsse in Recht, Wirtschaft, Staat, Bildung immer mächtiger und übermächtig wurden, ist das Leben des einzelnen und die Volksgemeinschaft immer mehr zerrissen und zerborsten. Aus einer neuen Verschmelzung germanischen und christlichen Geistes und Wesens können wir wieder ein Volk werden. Das Christentum aber darf sich selbst nicht fesseln und schwächen durch die alten Schläuche, in die es seinen Most füllt, und zum Deutschtum und Germanentum zu kommen ist eine Aufgabe, die emsiges, reines Wahrheitsstreben, Wissenschaft und Charakter, Mut und Begeisterung erfordert, dazu Zähigkeit und Ausdauer. Den einsamen Arbeiter wird der Gedanke stärken, daß er Gesinnungs- und Werkgenossen hat, und noch mehr das Glück, daß er sie auf seinem Wege findet.

Die Hindernisse, die sich der Herstellung einer Volksgemeinschaft entgegenstellen, liegen zum Teil in den Wohlgesinnten selbst, ohne daß sie es wissen. National heißt bei den Massen oft soviel wie „reaktionär". Die Nationalisten gelten als Sturmtrupp kapitalistischer Reaktion, der Nationalsozialismus als absichtliche Irreführung zur Schwächung und Spaltung der Arbeiterschaft. Das ist verlogene Parteitaktik. Tatsache ist aber, daß viele national und völkisch gesinnte Leute noch zu wenig Einsicht und Gefühl dafür haben, welche Umstellungen unseres Rechtsbewußtseins und unseres Wirtschaftswesens nötig sind, um den Grundsatz seiner Verwirklichung näher zu führen: zwar nicht jedem das Gleiche, aber jedem das Seine; Schutz vor Ausbeutung, Möglichkeit des Vorwärtskommens, keine Hemmung der Wirtschaft aus selbstsüchtig kapitalistischen Interessen. Freiheit nach außen werden wir nur haben bei Gerechtigkeit nach innen. Wenn Staat und Wirtschaft klassenbegünstigend wirken, hat der einzelne Bevorzugte kein Empfinden für das volksschädigende seines Verhaltens, kein Gefühl für das kleine Unrecht, das er dem Ganzen tut, sei es durch arbeitsloses Einkommen, durch persönlich unerrungene Bildungs- und Beförderungsvorteile; um so erschreckter und gegenseitig erbitterter ist man dann, wenn das millionenhafte kleine und große Unrecht sich zusammenballt zu den furchtbaren Gewitterwolken des Klassenkampfes, der das Volk in Haß und Mißverstehen auseinanderreißt und darüber Krieg und Sieg, Ehre und Macht, Wohlstand und Leben verloren gehen.

Alle großen Revolutions- und Reformbestrebungen haben umfassende Ziele verfolgt, sie sind weltanschaulich-religiös, politisch, sozial, wirtschaftlich eingestellt gewesen, und ihre Erfolge verdanken sie zumeist einem verletzten Rechtsgefühl, das sie zu befriedigen versprachen. So auch die Sozialdemokratie. Diese ist im großen erfolglos geblieben, weil sie nicht von der Klasse zum Volk kommen konnte, vom Fordern nicht zum Ausgleich von Recht und Pflicht.

Diesen Ausgleich herzustellen ist auch eine Hauptaufgabe der völkischen Bewegung.

Das oberste Ziel: Deutschlands Befreiung!

Betrachtungen zum Ludendorff-Hitler-Prozeß.

Von Dr. Erich Kühn, München.

1.

Am 8. November 1923 ist in München eine Tat geschehen. Das soll man in unserer rede- und schreibwütigen Zeit, die gern Worte für Taten nimmt, nicht vergessen.

Zu einer Tat gehört Wagemut, und Wagemut ist ein Zeichen von Mannhaftigkeit. Mannhaftigkeit ist in unseren Tagen der Nur-Taktiker, der Leute des Verhandelns, der „mittleren Linie", in den Tagen, in denen sich Mannsbilder bemühen, äußerlich wie Weiber auszusehen, ein seltenes, köstliches Gut, an dem sich verzagte Herzen aufrichten und stärken sollen.

Die Tat vom 8. November 1923 hat die Männer, die sie planten bzw. durchführten, die Hitler, Ludendorff, Pöhner, Weber, Kriebel und wie sie alle heißen, auf die Anklagebank geführt, denn das formale Recht war gegen sie. Sie sind völkischen Herzen darum nicht weniger teuer — im Gegenteil! Und eines wird ihnen auch der Feind zubilligen müssen: gerade auf der Anklagebank haben sie sich zu ihrer Tat bekannt! Das ist abermals etwas, woran wir uns aufrichten dürfen.

Lassen wir die Frage nach den letzten Beweggründen und die nach den politischen Folgen beiseite! — Der Major von Schill ist gewiß mit seinem „Vorprellen", wie man heute sagen würde, gescheitert, und seine Gefolgschaft mußte Elend und Tod erleiden — aber sein kühnes Unternehmen war doch das erste Aufleuchten einer neuen, besseren Zeit, einer neuen, edleren Gesinnung in einem geknechteten Volk, das in Gefahr stand, knechtselig zu werden, und ihn und seine Getreuen wird man noch in Jahrhunderten preisen, wenn nicht die Deutschen von vaterländischem Ehrgefühl aussterben.

Warum sollen wir uns — wo jetzt so vieles geklärt ist —, zu der Tat vom 8. November 1923 anders einstellen? Wir werden gut daran tun, auch in ihr den erwachenden Befreiungswillen des deutschen Volkes zu erkennen und zu begrüßen. Millionen von Deutschen hätten es aus tiefstem Herzen bejubelt, wenn die Tat geglückt, eine einheitliche Front aller vaterländisch und völkisch Denkenden dabei zusammengeschmiedet und die Vorbedingung für den Freiheitskampf des schamlos betrogenen und vergewaltigten Volkes auch im Innern geschaffen wäre.

Die Tat ist nicht geglückt. — Um es gleich offen zu sagen: sie konnte so nicht glücken.

Warum? —

Wenn man diese Frage beantworten will, wird man zuerst das allgemeine politische Klima untersuchen müssen, in dem sie reifte. Es ist besonderer Art. Ferner wird man die Charaktere der einzelnen Personen in Betracht zu ziehen haben, die handelnd oder hemmend dabei auftraten und mitwirkten. Im engsten Zusammenhang damit steht die Gedankenwelt, die bestimmend auf sie Einfluß gehabt hat, und die politische Strömung, die sie zu leiten, oder der sie zu dienen glaubten. Auch die Gesamtlage Deutschlands ist in Betracht zu ziehen. — Eines wird man dann erkennen: was sich abgespielt hat an jenem schicksalsschweren Tag und in der Folgezeit, ist ein ungeheures deutsches Trauerspiel, das in die tiefsten Tiefen der deutschen Seele hinabgreift. „Der Handelnde hat immer Unrecht, nur der Betrachtende hat Recht" sagt Goethe. In diesem Sinne wissen die Mitspieler dieses Trauerspiels wohl auch heute noch nicht genau, was und wie sie gespielt haben. Wirkung verschieden gerichteter Seelenkräfte aufeinander und nach außen erzeugte auch hier das Drama. Ob man dabei rein politische Hintergründe erkennt oder nicht — das rein Menschliche spielt eine ausschlaggebende Rolle; das Menschliche; ja: auch das Allzumenschliche. —

2.

Wer das heutige Bayern, insbesondere das nachrevolutionäre München seit Jahren beobachtet hat, weiß, daß es ein ungewöhnlich heißer Boden ist. Der Kapp-Putsch war in München geglückt. Danach begann in Bayern die Sammlung der nationalen Kräfte. Die Propaganda der nationalen Idee hatte auch während des

Krieges hier nie aufgehört, und zwar waren es in erster Linie die Kreise des Alldeutschen Verbandes, die sie unbeirrt betrieben, unbekümmert um Revolution und Republik. Während des Weltkrieges versuchte der damalige bayerische Oberzensor Falkner von Sonnenburg — er erklärte mir: „die Politik wird letzten Endes in Rom gemacht" — vergeblich, sie zu hindern[1]). Gerade in den Münchner Kreisen des Alldeutschen Verbandes und in dieser Zeitschrift ist dann auch der völkische Gedanke herausgearbeitet und wissenschaftlich und ethisch begründet worden. Er sprang über auf die nationalsozialistische Bewegung, die sich dann im Großen rein völkisch einstellte.

Im Verhalten der bayerischen Regierungskreise zu dieser Bewegung spiegeln sich nun deutlich die Strömungen wieder, die in Bayern zu spüren und doch nie recht zu greifen sind. Auf dem Münchener Boden kämpften und kämpfen auch heute noch ultramontane, separatistische, großbayerische, großdeutsche Richtungen verschiedener Schattierungen. Und diese Schattierungen spielten sogar in das doch vermutlich ganz großdeutsche Hitler-Lager hinüber. Oberstleunant Kriebel z. B., der militärische Berater des Kampfbundes hat vor Gericht bekannt: „Der Anschluß Deutsch-Österreichs an Bayern war für mich sehr verführerisch, denn das bayerische Volk hat ein Recht, sein altes Kolonialland wieder mit sich zu vereinigen, nachdem die dynastischen Schwierigkeiten beseitigt sind. Aber selbstverständlich war für mich der Anschluß niemals eine conditio sine qua non." — Dies nur als kleines Streiflicht! —

Kennzeichnend nun für die Richtung Kahr und die Männer, die eng mit ihm zusammen gearbeitet haben, ist die Tatsache, daß man von ihnen über die letzten Ziele selbst in den vertraulichsten Besprechungen nie ein eindeutiges Wort gehört hat. Das mag Staatsklugheit gewesen sein, aber psychologisch hat diese Zurückhaltung auf die Dauer eine Atmosphäre des Mißtrauens geschaffen, die letzten Endes wesentlich mit schuld ist an dem Unglück, das über die nationale Bewegung hereingebrochen ist. Mißtrauen war es auch, das sich in dem Verhalten der bayerischen Regierung gegenüber einzelnen Gruppen der nationalen Bewegung ausprägte. Um es ganz kraß zu sagen: man setzte sich gemeinsam an einen Beratungstisch durchaus nicht immer, weil man Vertrauen zueinander hatte; sondern im Gegenteil: weil man einander mißtraute, bzw. weil der eine Teil nicht so volles Vertrauen entgegenbringen wollte oder konnte wie der andere. Ein merkwürdiges Überwachungssystem, ein Abkommandieren in andere Lager setzte ein, das ganz gewiß nicht dazu angetan war, die Mißtrauensatmosphäre zu reinigen. Inwieweit hieran der Einfluß jesuitisch-jüdischer Methoden schuld ist, oder die Tatsache, daß sich auf dem Münchner Boden aus allen Gegenden Deutschlands Elemente sammelten, deren Gebaren nicht von vorneherein übersichtlich und klar war, bleibe dahingestellt. Vergessen darf man jedenfalls auch nicht, daß die „Mentalität" hier im Süden des Reiches infolge der Nähe der romanischen Welt schon ganz anderen Einflüssen ausgesetzt ist als der Norden Deutschlands. Das wird im Norden gar zu leicht außer Acht gelassen, wie auch die Tatsache, daß hier im Süden manchmal Stimmungen ein größeres Gewicht haben als Vernunftgründe. Wenn das auch noch nicht so stark hervortritt wie z. B. in Wien — eine gewisse Neigung dazu ist auch hier vorhanden. Rassische Zusammensetzungen sind hierbei stark mitbestimmend.

Auch bei den Verhandlungen vor Gericht hat es sich gezeigt: die Angeklagten konnten oder mußten von sich aus annehmen, daß Kahr, Lossow, Seisser mit ihnen an einem Strange zögen, und Worte wie „Staatsstreich", „anormaler Weg" sind ja auch aus diesem Zeugenkreise zugegeben, aber diese Hauptzeugen wollten es schließlich nicht wahr haben, daß sie ganz Gleiches mit ganz gleichen Mitteln erstrebten wie die Angeklagten. Heute werden diese Kreise, wenn es ihnen nicht geradezu auf eine Zerschlagung der national-völkischen Front angekommen ist, sich sagen müssen, daß diese Unklarheit, selbst wenn sie noch so gut mit Gründen der Staatsklugheit gedeckt wäre, verhängnisvoll gewesen ist.

Die Einstellung zur Hitler-Bewegung im ganzen ist, wie schon betont, nach allem, was man erfahren hat, ebenso schwankend und unklar gewesen. Der nachrevolutionäre Staat war ja zunächst nicht so gefestigt, daß er allein über sichere Machtmittel gebot. Ganz von selbst mußte angesichts der Gefahren von innen und außen der Gedanke des Selbstschutzes auftauchen und reifen. Als Gegengewicht gegen die marxistisch-terroristischen Gruppen bildeten sich die nationalen, die völkischen Formationen. Da hatte man nun seit langem das Gefühl: die begeisterten Scharen wurden unter schwarz-weiß-roter

[1]) Über seine zum mindesten passive Beihilfe bei der Vorbereitung der Revolution müßte ein besonderes Buch geschrieben werden. Der Verfasser.

Flagge, unter der Losung eines zu befreienden Großdeutschland gesammelt, aber was die bayerische Regierung eigentlich mit ihnen vorhatte, blieb wieder mehr oder weniger im Dunkeln. Und auch in diesen Verbänden zeigten sich, sei es in der Führung oder an anderen Stellen, Gestalten, von denen man nie genau wußte: wollten sie wirklich das geeinte Großdeutschland, oder waren sie etwa nur in der Bewegung, um im Auftrag irgendwelcher verborgenen Mächte heimlich einem Flaggen- und Frontwechsel vorzuarbeiten, oder gar zu sabotieren. Besuchern aus Norddeutschland fiel es immer wieder stark auf, daß in München das Bild der Gruppierungen rasch kaleidoskopartig wechselte. Als ich z. B. ein halbes Jahr in Österreich gewesen war und nach Bayern zurückkehrte, konnte ich meinen, in ein fremdes Land zurückzukommen, so sehr hatte sich inzwischen das Bild zwischen Freund und Feind verändert. Gewiß kein gesundes Zeichen, sondern eine Zersetzungserscheinung! Und die bayerische Regierung fand nicht die Kraft und den Mut zu einer klaren Stellung gegenüber der Hitler-Bewegung. Bald hätschelte sie sie, bald stieß sie sie zurück und ging mit Unterdrückungsmaßnahmen vor, so daß auch hier auf die Dauer der Eindruck entstand: die bayerische Regierung möchte die Bewegung gleich den anderen Verbänden irgendwie benutzen, aber keiner weiß, wozu. Kein Wunder, daß die Befürchtungen wuchsen, die ganze völkische Bewegung werde eines Tages zwischen bolschewistischen und ultramontan-separatistischen Gegenbewegungen, womöglich gar unter französischer Hilfe — man denke an den Briefwechsel Heim-Bothmer; an den Fuchs-Machhaus-Prozeß; an den Leoprechting-Prozeß! — zerrieben werden. Denn eines stellte sich als ganz sicher heraus und wurde auch ganz offen zugestanden: die völkische Einheits- und Freiheitsbewegung, die Hoffnung eines jeden Deutschen, der Volk und Vaterland über alles stellt, ist der gefährlichste Feind der jüdisch-marxistischen und der ultramontanen Ziele, die sich, wenigstens zeitweise, mit denen der Entente deckten und in einer Zerschlagung Deutschlands, einer Trennung in einen bolschewisierten Norden und einen katholischen Süden, sei es unter habsburgischer oder wittelsbachischer Führung, gipfelten. Daß eine solche Entwicklung ganz gewiß nicht das Ziel der deutschen Katholiken ist, braucht kaum noch gesagt zu werden, denn die Behauptung, daß, wer den Ultramontanismus angreife, auch die katholische Religion bekämpfe, verfängt ebensowenig mehr wie die Behauptung, daß man die jüdische Religion herabsetze, wenn man über die Ziele der jüdischen Rasse aufkläre. Doch ist es Zufall, daß der römische Sendling Erzberger das protestantische Kaisertum zerschlug? Ist es Zufall, daß ein Katholik Fehrenbach betonte, ihm werde bei dem Wort „völkisch" übel? Ist es Zufall, daß gerade ein katholischer Kanzler Marx erst unlängst die völlig unwahre Behauptung aussprach, die völkische Bewegung bedeute die Zerfleischung des Volkes? Ist es Zufall, daß die gesamte jüdische Presse der Welt die völkische Bewegung mit allen Mitteln der Verleumdung und Verdächtigung bekämpft? — Ganz gewiß nicht! Das jüdisch-jesuitische Bündnis ist zu oft und zu offen zutage getreten. Und jüdisch-jesuitischer Geist ist zu wesensverwandt, und sein stärkster Gegner ist der freie, schöpferische deutsche Geist. Die Zeit ist reif, daß diese Dinge offen behandelt werden. Das hat General Ludendorff unzweifelhaft richtig erkannt. Die ultramontane Schuld am Niederbruch Deutschlands liegt offen zutage. Der Triumph über die Niederlage „Luthers" setzte zu laut ein. Genau so, wie Juda erkannt ist, ist auch Rom erkannt. Das Unglück will es nur, daß die Deutschen in ganz verschiedenem Geist erzogen sind: teils in norddeutsch-protestantischem, teils in romanischem — womöglich in Feldkirch! —, so daß sie mit diesen Dingen nicht fertig werden und sich wie zwei feindliche Welten gegenüberstehen. Es ergibt sich daraus — nebenbei bemerkt — die ganz selbstverständliche Forderung, daß in Zukunft Deutsche, ganz gleich, ob Katholiken oder Protestanten, nur noch in deutschem Geist erzogen werden dürfen, damit diese schreckliche Kluft sich endlich schließt. —

3.

In diesem Durcheinander von geistigen und politischen Strömungen, in diesem überhitzten politischen Klima, auf diesem von Intrigen aller Art unterwühlten Boden, auf dem das Spitzelwesen, das Abkommandiertentum üppig gedeiht, finden sich nun Männer und Kreise zusammen, für die die Revolution vom November 1918 einwandfrei das größte Verbrechen bedeutet, das je an einem Volk in der Weltgeschichte begangen ist. Selbst der Kardinal Faulhaber hat sie ja — bedauerlicherweise nur sehr spät — in dieser Weise beurteilt. Für diese Männer ist alles, was sich aus dieser Revolution entwickelt hat, die Frucht von Verrat, Meineid und Treubruch. Sie setzen sie mit dem Hereinbruch der unsittlichen Weltordnung über Deutschland gleich. Und sie haben völlig Recht damit: eine Verschwörung der Minderwertigen, der Charakterlosen, der Korrum-

pierten, der Disziplinlosen wütet seit jener Zeit ungehemmt offen oder heimlich gegen den wahren deutschen Geist und gegen alles, was diesem Geist jemals hoch, teuer und edel war. Das ist in dieser Zeitschrift oft genug vorausgesagt und festgestellt worden. Die Weimarer Verfassung ist keine wahre deutsche Verfassung; die deutsche Wirtschaft ist vom jüdischen Geist beherrscht; das Parlament ist keine Volks-, sondern eine Interessenvertretung. An die Stelle von nationaler Ehre und Würde sind Schacher- und Händlergeist getreten. Ein widerlicher Opportunismus, eine schamlose Stellen-, Ämter- und Geldjagd, ein Partei-Kulitum machen sich vielfach dort breit, wo sachlicher, stiller Dienst am Vaterland gefordert werden muß. Bestechungsskandale beschmutzen unaufhörlich den letzten Rest deutschen Ansehens. Wer wagt es zu leugnen, daß diese Entwicklung sich fesselos seit der Revolution austobt? — Kein Wunder, wenn die Männer, von denen die Rede ist, allmählich zu der Anschauung, ja Überzeugung kamen: dieser auf Schuldlüge, Treubruch, Verrat und Meineid aufgebaute Staat, diese Regierung, die zu feige ist, zur nationalen Einigung aufzurufen, die mit den Früchten des deutschen Fleißes den Feind mästet, den deutschen Beamten und Arbeiter aber verrecken läßt; die den deutschen Sparer, den opferwilligen deutschen Bürger um sein Eigentum betrügt, den Schieber und Wucherer, den östlichen Schmarotzer aber üppig gedeihen läßt auf Kosten des ganzen Volkes — dieser Staat, diese Regierung haben es verwirkt, daß man ihm gegenüber die Treue hält und Verpflichtungen anerkennt, denn er seinerseits erkennt sie gegenüber dem Bürger ja auch nicht an. Er verlangt „Opfer" über „Opfer" — um sie dem Feinde zuzuschanzen. Er vermag nicht, den einzelnen zu schützen, weder vor dem Feinde draußen, noch vor dem Feinde drinnen. Dieser November-Staat ist ein Spukgebilde, ein höhnisches Phantom, eine groteske Kulisse, hinter der ungehemmt alle Feinde des Deutschtums zynisch ihr Unwesen treiben. Dieser „Staat" ist es nur wert, daß man ihn zerschlägt, je eher, desto besser! Er lebt sozusagen von der deutschen Schande. —

In dieser, durch die Tatsachen völlig gerechtfertigten Anschauungswelt finden sich nun auf dem gefährlichen Münchner Boden die Männer zusammen, die sich zur Tat entschließen. Ihnen allen frißt die Schmach des Vaterlandes am Herzen. Das Schicksal eines jeden deutschen Bruders leiden sie gewissermaßen in der eigenen Seele mit. Die Hauptfeinde des deutschen Wiederaufstiegs glauben sie restlos erkannt zu haben. Täglich sehen sie fortschreitenden Verfall, Teuerung, Hunger, Elend in wachsendem Ausmaß im Volk.

Da ist der große Feldherr Ludendorff. Immer wieder hat man Beweise dafür erlebt, daß er im Innern ungeheuer leidet; daß ihn die Sorge um das Vaterland nicht zur Ruhe kommen läßt; daß die unfreiwillige Untätigkeit unerträglich auf ihn drückt; daß er fieberhaft den Tag ersehnt, an dem er zum Befreiungskampf aufrufen darf.

Da ist Adolf Hitler, der den völkischen Gedanken zündend in die Massen geworfen hat; in dem die Vorstellung unausrottbar lebt, daß er berufen ist, das Volk zur Befreiung aufzuwecken, das Volk, das ihm zujubelt, und auf dessen Seele er so meisterhaft zu spielen weiß.

Da ist der Oberstlandesgerichtsrat Pöhner, ein Mann, mit äußerster Energie erfüllt; der mit Stolz und Mannhaftigkeit bekennt: „Wenn das, was ich treibe, Hochverrat ist, so treibe ich ihn seit fünf Jahren!" — Oh nein, Herr Pöhner, Sie treiben ganz gewiß nicht Hochverrat, sondern Dienst am Volk. Würde ihn nur jeder Deutsche so treiben, wie Sie!

Da ist Dr. Weber, der ehemalige Wander-Vogel-Führer aus den besten Zeiten des Wander-Vogels — ein Idealist, der seine Liebe zum Deutschtum vier Jahre an der Front und in Oberschlesien sowie im Ruhrgebiet deutlich genug betätigt hat!

Da sind die Soldatengestalten der Kriebel, Röhm, Brückner, Wagner, Männer wie Frick, bei denen sich tatsächlich alles auf die Formel zurückführen läßt: der aus der Revolution geborene „Staat" ist kein deutscher Staat! Für einen solchen müssen erst wieder die Vorbedingungen geschaffen werden!

4.

Diese Männer mit großem Ziel und großem Wollen stoßen nun mit ihrer sich steigernden patriotischen Ungeduld auf die Kahr, Lossow, Seisser!

Kahr ist zweifelsohne ein nationaler Mann. Das wird von allen bestätigt, die ihn näher gekannt haben. Als ich vor einiger Zeit schrieb: „er hat kein Format", hat man sich im Kreise seiner Verehrer heftig dagegen gewehrt. Nun ruft alles: „er hat kein Format!" Selbst in der Schar seiner engsten Mitarbeiter will man nun auf ein-

mal zugeben, daß er nur ein ewiger Zauderer war, der nie zu einem Entschluß kam. Seine eifrigsten Lobsänger, die Pittinger-Bauer, die von dem Glanz des Generalstaatskommissars lebten und zehrten, haben vor Gericht aus ihrem Herzen plötzlich keine Mördergrube gemacht. Pöhner konnte Pittinger unwidersprochen daran erinnern, er hätte ihm gegenüber die Befürchtung ausgesprochen, Kahr werde durch seine Passivität, durch seine Unfähigkeit, zu einem klaren Entschluß zu kommen, sogar noch zum Totengräber der Monarchie werden. — Billig ist es allerdings, zuzugeben, daß Kahr in Bayern nicht Dinge in Ordnung bringen konnte, die vom Reich gar zu sehr mitbeeinflußt wurden, und daß infolgedessen seine Lage schwierig war. Aber *etwas* tun, war in diesem Falle besser, selbst wenn es nicht restlos glückte, als schwankend und zaudernd die Zeit verstreichen lassen. Daß Kahr die ganze vaterländische und auch die völkische Bewegung hinter sich bringen wollte, war entschieden richtig. Denn nur mit der Autorität und den Machtmitteln des Staates konnte etwas mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden. Aber die große patriotische Welle, vor allem die Hitler-Leute konnte Kahr nur durch Taten zu sich hinüberzwingen. Auf der anderen Seite war es m. E. Pflicht Hitlers, da auch er sich klar sein mußte, man könne nur *mit* dem Staat etwas erreichen, seinen ganzen Einfluß bei Kahr in die Wagschale zu werfen, und das konnte er nicht mit grollendem Ausweichen und Beiseitestehen, sondern nur mit einem sehr festen Bündnis, das Kahr nicht mehr losließ, gerade weil er „kein Bismarck" war. In dieser Richtung hat ja z. B. auch Theodor Fritsch aus Leipzig, einer der Väter der völkischen Bewegung, seine Person eingesetzt. Andere wollten es ebenfalls, doch an Hitler kam leider niemand heran. Kapitänleutnant Hoffmann hat mir ausdrücklich versichert, daß *er* es nicht wäre, der andere Männer aus der völkischen Bewegung von Hitler fernhielt. *Wer war es denn!* — Es ist nicht gut anzunehmen, daß Hitler nicht das Ganze, sondern nur seine Bewegung wollte, und doch konnte man es in seiner Umgebung hören: er kann sich ja nicht mit Kahr verbünden, denn dann würden ein paar hundert oder tausend Arbeiter, die gerade zu ihm wollten, nicht zu ihm übergehen! Wäre das tatsächlich der Grund gewesen, sich von Kahr fernzuhalten, wäre Hitler der Vorwurf verhängnisvoller Kurzsichtigkeit, enger Parteitaktik nicht zu ersparen, wie sie ja leider unverkennbar die Wulle-Leute befolgen. Sei dem aber, wie es wolle: tatsächlich blieb Hitler Kahr fern, und niemand, auch nicht die Herren Pittinger und Bauer, zwangen Kahr zum Handeln. — So wuchs die Spannung, die Schwüle, die zu entladenden Taten drängte. Und der Mangel an entscheidenden Maßnahmen von seiten Kahrs gab immer wieder den Gerüchten Nahrung, er sei nicht national; er wolle nur hemmen; er stände unter fremdem Einfluß.

Zugestanden muß aber Kahr werden, daß er von sich aus die Dinge anders sah als Hitler. Er gehört einer anderen Generation an als der stürmisch vorwärtsdrängende Massenbeweger. Und unverkennbar spielt bei dem ganzen Trauerspiel der Kampf der Generationen eine Rolle, wie ja in der völkischen Bewegung im ganzen. Die junge Generation, die durch den Krieg gegangen ist, will von älteren Jahrgängen nichts wissen oder annehmen, es sei denn, daß die Älteren sich den Jüngeren unterordneten. Ein gesteigertes, empfindliches Selbstgefühl, dem noch nicht überall das Verantwortungsbewußtsein entspricht, prägt sich, aus ihrer Entwicklung begreifbar, bei dieser jungen Generation aus. Nicht immer weiß sie, daß ich zwar, wenn ich für mich allein stehe, alles in die Schanze schlagen kann, daß ich aber, wenn ich für das Schicksal vieler anderer mitbestimmend und verantwortlich bin, nicht sorgsam genug meine eigenen Beweggründe — Ehrgeiz, Eitelkeit oder Sachlichkeit? — und alle Umstände prüfen und erwägen muß. Dies Verantwortungsgefühl darf man m. E. Kahr nicht absprechen. Als ruhiger, älterer Beamter kam er zu anderen Ergebnissen als Hitler und seine Umgebung. Als Mann an der Spitze eines Staates war es seine Pflicht, mehr Bedenken zu haben als andere, die nicht für den Staat verantwortlich waren. Dies muß ihm Gerechtigkeit zubilligen. Daß er und Hitler nicht zusammenfanden, aber doch aufeinander angewiesen waren, barg sicherlich auch einen Keim des Unglücks in sich. Hier setzt das rein Menschliche ein. Die Rollen, die das Schicksal bestimmte, waren hier an Männer verteilt, die nach Alter, Lebenslauf, Temperament zu wenig zueinander stimmten. Was Kahr an Bedenken, Selbstkritik, Verantwortungsgefühl zu viel hatte, hatte Hitler wohl zu wenig. Nach manchen Zeugenaussagen will es so scheinen, als hätte die Hauptkunst Kahrs etwa nur darin bestanden, in jedem den Eindruck zu erwecken, er stimme mit ihm überein. Aber es wäre traurig um einen Staat wie Bayern bestellt, wenn ein solcher Mann zu einer so hohen und einflußgewaltigen Stellung gelangt wäre wie Kahr. Und es wäre gewissenlos gewesen von allen, die ihn kennen mußten, ihn dann

soweit kommen zu lassen — es sei denn, daß man ihn für eigene Pläne zu mißbrauchen gedachte. Daher kann ich das vorläufig nicht gut annehmen.

Auf der anderen Seite sei es an dieser Stelle offen bekannt: wenn gewisse nationale, ja völkische Kreise sich lange bemühten, Kahr zu halten, so geschah das letzten Endes seines Amtes wegen, das zunächst von der Person nicht zu trennen war. Denn das Generalstaatskommissariat stellte die erste Instanz nach der Revolution dar, die wieder über den Interessen und Parteien stand und sachlich arbeiten konnte. Es war der erste Ansatz zur Entwicklung wirklich verfassungsmäßiger Zustände. Und diese Instanz konnte als einzige in Deutschland die nationale, die völkische Bewegung schützen. Wie wäre es ohne diese Instanz geworden?

Die Herren von Lossow und Seisser gehören ebenfalls der älteren Generation an. Daß auch sie das Ziel hatten, die Staatsautorität gegenüber allen Verbänden und Sturmtrupps zu wahren und sie unter ihr zu sammeln, war völlig berechtigt und lag auch im Interesse der Bewegung selbst, die ja, wie betont, gegen die Machtmittel des Staates, gegen Reichswehr und Polizei, niemals etwas erreichen wollte. Auch ihnen wird man, bis der Gegenbeweis völlig erbracht ist, zubilligen dürfen, daß sie Gutes wollten, auch wenn sie im Tempo und Temperament von Hitler wesentlich verschieden waren. Aber auch bei ihnen wie bei Kahr ist jene Unklarheit und Zurückhaltung, ja jenes Mißtrauen festzustellen, das eingangs geschildert wurde, und das sich so verhängnisvoll auswirkte. Gerade mit ihren Aussagen im Prozeß haben sie jedes klare Erkennen unmöglich gemacht, ob, wie und wann sie etwas wollten. Das mag gerade auch vor Gericht Gebot der Staatsklugheit gewesen sein, — gewiß! Aber ihre nächsten Mitspieler mußten schließlich einmal eindeutig Bescheid wissen. Denn mit Mißtrauen im Herzen kann niemand eine Befreiungsbewegung ins Rollen bringen. Und mit ihrem ganzen Gebaren, sei es nun von Verantwortung diktiert gewesen oder von ganz anderen Dingen, haben sie es soweit gebracht, daß radikale Kreise ihnen nachsagen, sie wollten die völkische Bewegung und ihre Führer zur Strecke bringen. Ludendorff sprach offen von einem „Mordanschlag" an der Feldhernhalle.

So ungefähr waren die Hauptspieler des Trauerspiels vom 8. November 1923 beschaffen.

5.

Warum am 8. November losgeschlagen wurde, ist mir bis heute noch nicht klar geworden. War die Überzeugung zum Durchbruch gekommen, daß man anders nicht weiter käme, weil Berlin und München versagten, und daß man losschlagen müßte? Wollte man anderen Dingen zuvorkommen? Es gewinnt fast den Anschein. Oder war die Bewegung nicht mehr aufzuhalten? Was den letzten Punkt anbetrifft, hat ja Hitler gesagt: Ein General könnte an- und wegtreten lassen nach Belieben; mit freiwilligen Verbänden könnte man nicht so umspringen! — Da liegt wohl ein Hinweis. Jedenfalls habe ich aus den öffentlichen Verhandlungen keinen stichhaltigen Grund dafür entnehmen können, daß die Tat gerade am 8. November, um so und soviel Uhr geschehen mußte. Es scheint da etwas Zwangsläufiges vorzuliegen, was noch nicht aufgehellt ist. Aus Hitlers wie aus Kriebels Worten klang es aber deutlich heraus: wir haben spontan gehandelt! Ja — und das war auch der Grund, warum es so nicht glücken konnte.

Über eines kommt man da nicht hinweg: die Tatsache, daß auf die Kahr, Lossow, Seisser mit äußeren Gewaltmitteln ein Druck ausgeübt ist! Der Umstand, daß das Bürgerbräu militärisch umstellt war und daß sich die Verhandlungen innerhalb dieses militärisch umschlossenen Ringes abspielten, läßt sich nicht aus der Welt schaffen, wenn es auch, wie es feststeht, ursprünglich nicht im Plan lag, Zwang anzuwenden. Und das wurde den Angeklagten verhängnisvoll, denn sie haben die psychologischen Wirkungen eines solchen Vorgehens auf die Kahr, Lossow, Seisser unrichtig beurteilt. Das macht man auch dadurch nicht wett, daß man sagt: Ja, wären die anderen nicht umgefallen, wäre alles geglückt! — Die anderen wollten augenscheinlich diesen Weg nicht gehen, weil dabei Kahrs Partei nicht mitgemacht hätte, und waren nicht groß genug, nicht erfüllt genug von der Sache, um ein solches Vorgehen ohne weiteres zu vergessen. Und das mußten die Angeklagten wissen. Sie haben mit dieser Gewaltanwendung, welche die Kahr, Lossow, Seisser als „Wortbruch" bezeichnen, diesen eine Handhabe gegeben, sich von dem Unternehmen zurückzuziehn und damit auch ihr ganzes, späteres Verhalten zu rechtfertigen. Psychologisch haben die Kahr, Lossow, Seisser sich bei den Verhandlungen einmütig auf den „Wortbruch" eingestellt und folgerichtig daraus alles weitere

abgeleitet, ohne sich allzuviel auf politische Gründe einzulassen. Nur ein Gott kann entscheiden, ob das nachträgliche Konstruktion war oder nicht — es sei denn, daß die geheimen Verhandlungen Licht darüber verbreitet haben. Wenn Ludendorff, wie er zu allgemeiner Überraschung bei der letzten Vernehmung andeutete, auch nur, gleich Kahr, ein Direktorium und einen Druck auf Berlin wollte, nicht einen Marsch nach Berlin, so wird es immer unerklärlicher, warum man eigentlich losschlug. Dann hätte sich doch Ludendorff sehr gut mit Kahr verständigen können. Es „menschelt" aber, wenn die Kahrgruppe andeutet, sie wäre, wenn sie mitgemacht hätte, an die Wand gedrückt worden. —

Aus allem erhellt ganz deutlich: Nur eine restlos durchgeführte Gesinnungsgemeinschaft mit restlosem Vertrauen zueinander und restloser Klarheit über die gegenseitigen Ziele verbürgt den Erfolg bei Taten von großem politischem Ausmaß. Aber auch nur unter dieser Voraussetzung ist es erlaubt und hat es Sinn, sich gegenseitig zu gemeinsamem Ziel ehrenwörtlich zu binden. Nach allem Gesagten war diese Vorbedingung nicht gegeben und — konnte nach Lage der Dinge nicht gegeben sein.

So ging das Unglück seinen Gang, und aus dem Umfall der Kahr, Lossow, Seisser entwickelte sich das Blutvergießen an der Feldherrnhalle. Wie gesagt, stellen sich die drei Hauptzeugen auf den Standpunkt: „Ein Versprechen ist nicht gehalten worden! Die Staatsautorität muß gewahrt werden. Wir haben immer betont, daß wir sie zu wahren wissen werden. Also lehnen wir alle Folgen ab!"

Die Angeklagten sagen: „Wir mußten glauben, daß die andere Seite mit uns gehen werde. Wie konnten wir ahnen, daß man auf uns schießen würde?" — Mußten sie noch am 9. November glauben? —

6.

Nach formalem Recht kam es zum Prozeß, während Ebert und Scheidemann noch „regieren" dürfen.

Es handelte und handelt sich dabei um Dinge, die nicht hoch genug gestellt werden können: um die Befreiung von Volk und Vaterland! War es nicht möglich, daß die Angeklagten sich hinstellten und sagten: „Wir bekennen uns zur Tat. Wir wissen, warum wir sie wagten. Urteilt — aber nicht ein Wort kommt über unsere Lippen, denn das Schauspiel wollen wir den Feinden des deutschen Volkes nicht bieten, daß wir lebenswichtige Pläne und Vorbereitungen enthüllen."? — Hätten sie so gesprochen — ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß dann das gesamte Volk vor den Angeklagten vor Ehrfurcht auf den Knien gelegen hätte! — Auch den Zeugen wäre dadurch sicherlich das Wort abgeschnitten worden, wenn sie nicht ganz von Gott verlassen gewesen wären.

Leider ist es nicht so gekommen.

Leider! — Je länger der Prozeß dauerte, desto menschlicher ging es zu. Die Rücksicht auf das große Ziel, die Schweigen gebot, wurde durchaus nicht immer voll gewahrt. Es handelte sich doch nicht darum, daß an Kahr, Lossow, Seisser Vergeltung geübt wurde für ihren vermeintlichen oder tatsächlichen Umfall, sondern darum, daß die äußeren und inneren Feinde nicht gar zu sehr ins Bild gesetzt würden über das, was sich an Vorbereitungen zum Befreiungskampf anspann. Dies oberste völkische Ziel hat wohl nicht allen Anwälten zu jeder Zeit vorangeleuchtet. Zum Glück wurde der Standpunkt „wenn wir unterliegen, sollen auch andere daran glauben", nicht in den Vordergrund geschoben. Er wäre ganz und gar unvölkisch. Denn es geht doch nicht um den Sieg von Personen, sondern um den Sieg der Sache. Und für die Sache ist leider schon viel zu viel ausgesagt worden. Wenn Kahr, wie es ihm oft genug nahe gelegt worden ist, nicht die Kraft und die Überwindung aufbrachte, den Prozeß niederzuschlagen, hätte man von anderer Seite schweigen sollen.

7.

Allerdings — und nun muß ich den Finger mit aller Liebe und Schonung auf eine Wunde legen —: wenn man geschwiegen hätte, wäre eine so wunderschöne Propaganda-Gelegenheit unter den Tisch gefallen. Hier spreche ich, wie ich ausdrücklich betone, nicht von den Führern, sondern von meist kleineren Geistern, die es, wie überall, so auch in der völkischen Bewegung gibt. Sie machen aus einer großen, weltbedeutenden Bewegung eine enge, kleine Parteisache, weil sie es nicht besser verstehen. Ihnen sollte

man aber mehr auf die Finger sehen. Ihre Eitelkeit, ihre Geschäftigkeit, ja, ihr Geschäftsgeist wirkt unheilvoll. Sie verwechseln tatsächlich Person und Sache und wirken so zersetzend und trennend statt einigend. Sie vertragen es nicht, wenn außer ihnen irgend jemand etwas tut. Sie freuen sich nicht an der Leistung anderer. Sie machen alles, auch berühmte Namen, zum Schlagwort. Sie schäumen auf bei jeder, noch so berechtigten sachlichen Kritik und krebsen dann mit dem stimmungmachenden Argument: „Wie könnt ihr euch mit Leuten einlassen, die den und den mit Schmutz beworfen!" (So taufen sie demagogisch jede sachliche Kritik!) „Wir sind die einzigen Unentwegten! Hinein in unsere Partei!" Diese kleinen Geister sind es, welche, nur auf das Gedeihen ihrer Popularität bedacht, jedes Darüberstehen gleich als „Verrat" begeifern. Sie sind es, welche aus sehr durchsichtigen Beweggründen die Losung ausgeben: Die völkische Bewegung will von den Gebildeten nichts mehr wissen! Welch verhängnisvoller Unsinn! Auf diese Weise beschwört man nicht National-Sozialismus, sondern National-Marxismus herauf! Sie bringen es soweit, daß verdiente Personen, die, wie z. B. Frau Ellendt, selbstlos in tausend Versammlungen den Boden für die völkische Bewegung erst reif gemacht haben, neuerdings in schändlicher Weise behandelt werden. Es ist eine Schmach, wenn so etwas geschieht, aber diese kleinen Geister, diese Konjunkturpolitiker, die sich der völkischen Bewegung erst anschlossen, als sie Parlamentssitze zu vergeben hatte, und die, wie z. B. der Typus Schmalix, oft genug ihre Flagge gewechselt haben, sind schuld an dieser Schmach. Werden die Führer endlich diesem Unfug steuern, — oder ist es auch ihnen nur um „Zulauf" zu tun? Das kann ich mir nicht denken, denn sie müssen wissen, daß Konjunkturpolitiker gegen jeden treulos sind.

8.

Eine Bewegung, die nur in die Breite geht, nicht in die Tiefe, hat keine Zukunft.

Und gerade die völkische Bewegung, die Hoffnung des ganzen Volkes, welche den Anstoß zu einer neuen Weltanschauung und Weltgestaltung gibt, darf niemals zur flachen Parteisache werden. Wer wahrhaft völkisch denkt, darf sich nur freuen, wenn völkischer Geist nun mit einem Schlage in jedes Lager, in jede Gruppe einziehen will. Daraus darf aber nie und nimmer ein widriger Kampf entbrennen, wer denn nun den einzig wahren völkischen Geist besitzt. — Die Pflicht der Führer ist es unbedingt, hier die Stimme der gebietenden und Richtung gebenden Vernunft weithin tönen zu lassen, damit die kleinen Geister mit ihrer Eitelkeit, ihrem persönlichen Ehrgeiz, ihrem Konjunkturgelüst sich wieder dahin verziehen, wohin sie gehören, nämlich unter die Oberfläche. Nochmals: Nicht ist die Hauptsache, daß die oder die Person zuerst siegt, sondern daß die Sache siegt und das ganze Volk zum Befreiungskampf reif wird. Und über der Treue zur Person, die irren kann, steht die Treue zur Sache!

Von diesem Gesichtspunkt aus werden auch die führenden Angeklagten zugeben, daß sie zu früh „vorgeprellt" sind. Die Hitlersche Lawinentheorie, die da annimmt, man brauche nur irgendwo einen Anstoß zu geben, und ganz Deutschland werde sich erheben, hat auf einen Boden getroffen, der noch nicht genug vorbereitet war. Die Behauptung: „Wären die anderen nicht umgefallen, wäre es geglückt", mag zwar agitatorisch ganz wirksam sein, aber man soll sich nicht an Tatsachen vorbeidrücken. Man tut es wenigstens niemals ungestraft. Auch die Angeklagten werden einsehen, daß nicht die ihre und der Sache besten Freunde sind, die sie in ihren vorgefaßten Meinungen bestärken, sondern die, die auch das Rückgrat haben, ein abweichendes Urteil abzugeben. Das gilt natürlich nicht nur von den Angeklagten. In Norddeutschland war der Boden tatsächlich noch nicht reif genug. Und die Bedenken, die die Kahr, Lossow, Seisser vielleicht nicht in den Vorbesprechungen, wohl aber in der Gerichtsverhandlung vorgebracht haben gegen die Pläne der Angeklagten — Pläne, von denen ja Ludendorff abgerückt ist —, sind nicht von der Hand zu weisen. Nebenbei: öffentlich, vor den Ohren der Welt, durfte man darüber auch nichts anderes sagen!

Die Urteilsverkündung war auf den Geburtstag des Fürsten Bismarck gelegt. War es Zufall oder Hohn, gleich jenem, mit dem dem Reichskanzler ein elender Reichstag aus kleinster Gehässigkeit den Glückwunsch versagte? — Gesetz braucht nicht Recht zu sein, wenn es dem allgemeinen Rechtsempfinden ins Gesicht schlägt. Und der Urteilsspruch, der gefällt wurde, mag zwar dem formalen Gesetz irgendwie entsprechen, das auf dem Boden des Verrates vom November 1918 gewachsen ist, — dem deutschen Rechtsempfinden entspricht es nicht. Dem kann nur durch eine unmittelbar folgende

Ammestierung Genüge getan werden. Geschieht das nicht, wird der 1. April 1924 als schwarzer Tag in der deutschen Geschichte fortleben — bis das Urteil seine Sühne gefunden hat. —

Geschehenes ist zunächst nicht ungeschehen zu machen. Die Hauptsache ist nur, was man daraus gestaltet, was man daraus lernt.

Da gilt es abermals: Freuen wir uns, daß Männer den Mut zur Tat fanden! Lassen wir das Forschen nach den letzten Beweggründen beiseite! Überliefern wir die Kahr, Lossow, Seisser der wohlverdienten Vergessenheit, indem wir über sie endlich zur Tagesordnung übergehen! Die völkische Bewegung geht weiter. Sorgen wir dafür, daß sie nicht zur Sache einzelner Parteien, Grüppchen und Führer herabgemindert wird, sondern tatsächlich eine Volksbewegung wird. Sprechen wir nicht gar zu laut von ihr! Äußere und innere Feinde dürfen nicht wissen, wie stark sie ist. Lassen wir alle lärmende Reklame, alle auffallenden Paraden und Riesenaufzüge, selbst wenn sie einem Stammescharakter noch so sehr liegen, klug beiseite! Und bilde sich niemand ein, daß er der einzig Berufene sei, wenn es ihm auch seine Umgebung gerne einreden möchte! Arbeiten wir alle brüderlich Hand in Hand! Nur das ist wahrhaft völkisch, und nur dann werden wir erreichen, was wir wollen: Deutschlands Befreiung!

Wichtiges Propagandamaterial für die Reichstagswahlen.

Die in diesem Heft erschienenen Aufsätze von Hitler, Ludendorff, Poehner und Weber erschienen als Flugschriften. Zur Massenverbreitung gewähren wir folgende Preise:

Hitler und Ludendorff	(einzeln je Mk.	—.30)
	10 St. „	2.—
	100 „ „	15.—
	1000 „ „	120.—
Weber-Oberland	(einzeln je Mk.	—.20)
	10 St. „	1.50
	100 „ „	10.—
	1000 „ „	80.—

Die im vorliegenden Heft gebrauchten Bilder von Hitler, Ludendorff, Poehner und Weber sind verkleinert als Künstlerpostkarten erhältlich.

Einzelpreis	Mk.	—.10
10 St.	„	—.70
100	„ „	5.—
1000	„ „	40.—

Bücherschau.

Th. Bieder: Geschichte der Germanenforschung. Zweiter Teil, 1806—70. Mit einer Runentafel. Leipzig 1922, Th. Weicher.

Dem ersten, Anfang 1921 erschienenen, von mir in der Politisch-anthropologischen Monatsschrift, XX 9, eingehend besprochenen Bande seines verdienstvollen Werkes hat der Verfasser Ende 1922 den zweiten folgen lassen, der wieder eine Menge wertvollen, unter den jetzigen Verhältnissen oft nicht leicht zu erreichenden Stoffes enthält. Der Darstellung liegt zum größten Teil Bieders „eigene Bücherei" zugrunde, der nicht gerne über Werke berichtet, die er nicht selbst „sehen und lesen" konnte. Außer einer kurzen Einleitung (1.) gliedert sich der vorliegende Teil der auf drei Bände angelegten Arbeit in sechs Abschnitte. Im ersten, „Die Mythologie und das germanische Europa, die europäische Heimat der Germanen" überschrieben, werden die Ansichten von Steffens, Radlof, Barth, Ritter, Mannert, Stuhr, Mone, Schulz, Lindenschmit, Latham, Grimm, Schleicher, Pictet u. A. erörtert, mit dem Endergebnis, daß sich, wenn auch einige gewichtige Stimmen sich für unsern eigenen Weltteil erhoben hatten, doch „die vergleichende Sprachforschung, die anfänglich neben den bedeutenden Werken über germanische Mythologie, Stammeskunst und Vorgeschichte ein Sonderdasein führte, allmählich zur Führerin auf dem Gebiete der Urgeschichte sich aufschwang, z. daß die europäische Heimat der Germanen ... fürs erste aus der Erörterung ausgeschaltet", ja „nicht selten der Lächerlichkeit" verfallen war.

Aus dem reichen Inhalt des dritten Abschnitts über „Die Rassenfrage und das germanische Europa des Mittelalters" sei zunächst der schöne Ausspruch des aus Norwegen stammenden, in Berlin gestorbenen Steffens, hervorgehoben: „Die Goten gehörten zu den herrlichsten germanischen Völkern. Schön gebildet, männlich, fest, redlich, fähig, das Höchste zu begreifen, stehen sie in reiner, kraftvoller Herrlichkeit neben den versunkenen Römern und Griechen, deren ganze frühere Größe, durch ihre Kraft belebt, wieder blühen zu wollen schien." Was für die Goten gilt, trifft selbstverständlich, wenn auch vielleicht nicht in gleich hohem Maße, für die übrigen germanischen Völker zu, und daß die „Wiedergeburt" im wesentlichen auf Italien beschränkt blieb, erklärt sich daraus, daß die Balkanhalbinsel keine germanische Einwanderung erfahren hat. „Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel Großes zur See geleistet haben", schrieb Wackernagel im 9. Band der Zeitschrift für deutsches Altertum, „sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft .... und nur als Zöglinge der Germanen". Es ist eine ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte, daß Amerika, worauf zuerst v. d. Hagen 1836 aufmerksam macht, einen deutschen Namen trägt von Amorig, d. h. Emerich, Vespucci. „Romanen und Germanen", urteilte Gaugg 1844, „sind Halbgeschwister (Consanguinei) vom Vater her, beide von germanischem Vater, aber die Germanen auch von germanischer, die Romanen von römischer Mutter". In seiner „Vergleichenden Völkergeschichte" 1843, glaubt Arndt nicht zu irren, wenn er behauptet, „daß der kräftige, lebens- und kraftvolle Wildling, Germane genannt, der echte Stock war, dem der göttliche Keim für die edelste Frucht eingeimpft werden konnte". Um die Mitte des 19. Jahrhunderts „traten Clemm und Gobineau auf den Plan, von denen, namentlich der letztere — allerdings erst seit der Übersetzung seines Rassenwerks ins Deutsche — sich eines solchen Einflusses erfreute, daß er bis vor wenigen Jahren als Begründer der Rassenlehre angesehen wurde". Der französische Graf hat allerdings den großen Unterschied der Menschenrassen und die hervorragende Bedeutung der Hellfarbigen richtig erkannt, den Ursprung der letzteren aber zeitlebens fälschlich in Asien gesucht. Auch ich habe schon öfter den Ausspruch v. Wietersheims (Zur Vorgeschichte deutscher Nation, 1852) angeführt, daß er den „germanischen Stamm sowohl durch Uranlage als durch geschichtliche Erziehung zur Weltherrschaft für prädestiniert" halte; eine genügende naturwissenschaftliche Erklärung dieser Überlegenheit konnte allerdings damals noch nicht gegeben werden. Ganz richtig hatte aber Ecker, der Begründer des Archivs für Anthropologie, schon 1865 (Crania Germaniae) den Zusammenhang der nordischen Menschenart mit den germanischen Wanderscharen erkannt: „Die Franken sind ein Bestandteil des großen, von Norden kommenden Völkerstammes, der mit gewaltigem Stoß das mächtige römische Reich zertrümmerte" ... und dazu stimmt, „daß ihre (wie der Alemannen) Schädelform, der noch heute im skandinavischen Zweig des deutschen Stammes erhaltene Alichocephale ist."

Die im 5. Abschnitt behandelte „Deutsche Vorgeschichte" hatte schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts bedeutende Vertreter, von denen Büsching, Schröter, Danniel und Lisch genannt sein mögen, welch letzterer seit 1837, ungefähr gleichzeitig mit dem Dänen Thomsen, das „Dreigründersystem", Stein, Bronze, Eisen, herausgearbeitet hat. Zuerst für die europäische Urheimat (Rätsel der Vorwelt 1846) sind die Brüder Lindenschmit eingetreten, von denen der jüngere und überlebende Ludwig, in seinen bekannten „Altertümern unserer heidnischen Vorzeit", leider in einseitiger Weise ein europäisches Erzalter und die sehr beachtenswerten Ansichten Wibels bekämpfte.

Die Vertreter der im 6. Abschnitt besprochenen „Deutschen Stammeskunde" mußten zunächst gegen die übertriebene Wertschätzung des Keltentums, die „Keltomanie", ankämpfen, verfielen dabei aber zum Teil, wie z. B. Prinzinger, in den entgegengesetzten Fehler. Hervorgehoben sind die Arbeiten von Zeuß und Quitzmann über „Die Herkunft der Baiern", die aber beide nicht das Rechte getroffen haben. Daß ich die Bastarner den Kelten zugesprochen, findet Bieder „merkwürdig"; ich muß aber wegen der überlieferten Königsnamen Cotus, Teutogenus u. a. dabei bleiben, eine große Ähnlichkeit der letzten keltischen und der ersten germanischen Volkswellen gerne zugebend. Auch bezüglich der Stammeseinteilung muß ich nach allem, was darüber geschrieben worden, auf der Fünfzahl bestehen: Kimber, Franken, Schwaben, Goten und Sachsen. Daß die Goten, denen ein besonderer Anhang gewidmet ist, eins sein sollen mit den thrakischen Goten, gehört zu den heute nicht mehr verkannten Irrtümern Grimms. „Daß sie ihre erste europäische Heimat in Skandinavien gehabt haben", kann nach Jordanes und Anderer Angaben „nicht mehr bezweifelt" werden, schrieb schon 1871 Roßmann, denn es hatte auch, wie wir jetzt wissen, vorher keine Einwanderung dorthin stattgefunden.

Der 7. Abschnitt, „Skandinavien und die Germanenforschung", geht aus von der 1811 erfolgten Gründung des gotischen Bundes," dem u. A. Tegner und Geijer angehörten, und der auch auf Deutschland großen Einfluß hatte. „Wollen die Deutschen," schrieb Stuhr 1817, „den Geist ihrer ältesten Geschichte entscheiden, so müssen sie nach Skandinavien wandern und Früchte genießen, die unter dem nordischen Himmel gereift sind." Durch die Gründung der großen nordischen Museen in Kopenhagen und Stockholm, sowie der Gesellschaften von Altertumsforschern mit ihren Zeitschriften erhielt die skandinavische Altertumsforschung eine mächtige Förderung, die ihren Ausdruck fand in Thomsens 1836/7 dänisch und deutsch herausgegebenen „Leitfaden zur nordischen Altertumskunde." Im Vorwort desselben ist die Hoffnung ausgesprochen, daß sich vom Norden aus die Urgeschichte Europas werde aufklären lassen. Von weitreichender Wirkung waren die Werke von Nilsson, Strinnholm, Worsaae, Kayser u. A. Ihre Verfasser traten meist für eine nordische Abkunft aller Germanen ein, hatten aber den Glauben an eine vorhergehende Einwanderung aus Asien noch nicht abgeschworen. Einer der ersten, die daran irre wurden, war der Norweger Munch (Det norske folks historie, 1853), aber auch er wagte im Westen nicht weiter als bis nach Südrußland vorzudringen. Nicht vergessen werden darf der ältere Retzius, der „Vater der Schädelmessung", der seit 1842 die Langköpfigkeit (Dolichocephalie) der hellfarbigen nord-europäischen Völker feststellte. Mit der nordischen Altertumsforschung aufs engste verbunden ist die Runenfrage. Die verschiedenen Arbeiten auf diesem hochwichtigen Gebiete fanden ihren vorläufigen Abschluß in Wimmers 1874 veröffentlichten „Runeskriften oprindelse", die 1887 in erweiterter deutscher Ausgabe, von Holthausen, herauskam. Auf dieser Grundlage, aber mit ganz anderem Ergebnis, habe ich 1888 meine neue, seitdem immer fester begründete Lehre vom Ursprung der Buchstabenschrift im Schoße des indogermanischen Stammvolkes aufgestellt. Auf einer beigelegten Tafel gibt der Verfasser die Entwicklung der Runenschrift im Norden, Goldhorn aus dem ersten, Deckstein von Biesdorf bei Schleswig aus dem achten, und Taufbecken in Buseryd in Schweden aus dem dreizehnten Jahrhundert. In ihrem Ursprungslande hat sich die Runenschrift auch am längsten erhalten; die letzte nachweisbare Runen-Urkunde stammt aus Darlekaolien und dem Jahr 1795. „Die skandinavische Vorgeschichtsforschung zeigt ein Bild innerer Geschlossenheit und Stetigkeit, wie es die deutsche Wissenschaft nicht aufweisen konnte, aber ohne deren Mitarbeit würde das Bild des vorgeschichtlichen Europa nicht die Abrundung erfahren, nicht die Schärfe erreicht haben, die wir heute an ihm bewundern."

Dem die neueste Zeit behandelnden dritten Bande dürfen wir noch den beiden ersten mit hochgespannter Erwartung entgegensehen. Ludwig Wilser.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Dr. Ehringhaus, 1871—1920. 3. Aufl. Halle a. S. 1923, Herm. Gesenius. 92 S.

Diese kurzgefaßte Weltgeschichte der neuesten Zeit berücksichtigt bereits die großen Veröffentlichungen des Auswärtigen Amtes („Die große Politik der europäischen Kabinette") und ist deshalb gut geeignet, die Kenntnis ihres wichtigsten Inhalts weiteren Kreisen zu vermitteln.

Dr. Richard Wolff: Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch. Berlin 1919, Reim. Hobbing. 96 S. — **Graf Max Montgelas: Leitfaden zur Kriegsschuldfrage.** Berlin 1923, Walter de Gruyter & Co. 208 S.

Wolff ist bestrebt, den Tatbestand, der den „deutschen Dokumenten zum Kriegsausbruch" zu entnehmen ist, klar und gut verständlich darzustellen. Beim Erscheinen des Buches war wichtiges Material noch nicht bekannt, und der Verfasser hat sich deshalb bei der Abfassung der Schrift oft Zurückhaltung im Urteil auferlegen müssen. Das Buch von Montgelas zeigt den Fortschritt der Kenntnisse über den Kriegsausbruch und seine Vorgeschichte, die eine eingehende Darstellung erfahren. Die Schlußthesen fassen die entschiedene Ablehnung der angeblichen Schuld Deutschlands zusammen.

Sidney Osborne: Die oberschlesische Frage und das deutsche Kohlenproblem. Berlin 1921, G. Stilke. 304 S.

Das Buch enthält wertvolle Untersuchungen und Urteile eines Amerikaners, der, obwohl durchaus nicht „pro-deutsch" eingestellt, den deutschen Anspruch als vollkommen berechtigt erklärt. Es tut auch heute nach dem schmerzlichen Verlust als Aufklärungsmittel gute Dienste.

Bieberstein (Rhön). H. Zeiß.

Dr. Fr. Siebert: Der völkische Gehalt der Rassenhygiene. München 1917, J. F. Lehmann.

Dr. Sieberts Büchlein ist gewiß auch eines der wenigen vorhandenen Kampfmittel für den Rassenkampf. Es ist deshalb wertvoll, weil es nicht nur die Begründung und Zusammenstellung der rassenhygienischen Forderungen bringt, die nun schon jahrzehntelang vor anscheinend tauben Ohren gepredigt werden, sondern auch eine reiche Fülle kleiner Züge, eine An-

Deutscher Glaube

von

Dr. Maria Grunewald.

10 Aufsätze. 40 Seiten. Größe 8°. Originaleinband Preis 1.— Mk.

Die kleine Schrift kommt aus tiefstem Herzensgrund. Deshalb geht sie zu Herzen. Eine Kampfnatur eigener Art ringt um das Heiligtum unseres deutschen Glaubens, kämpft mutig für das große Ziel, die religiös haltlos gewordene Gegenwart mit der Vergangenheit unserer heidnischen Vorwelt zu verknüpfen. **Dr. Otto Dickel, Augsburg.**

Jetzt brauchen wir Deutschen reinere Lehren und höhere Gottesanschauung, um wieder zu erstarken. Das vorliegende Buch von Dr. Maria Grunewald bringt Bausteine, und zwar sehr feste und brauchbare für eine solche. Liebe zu unserem Volk führt ihr die Feder, und dadurch ist Maria Grunewald eine Erweckerin zur deutschen Erneuerung geworden. **Dr. Ferdinand Khull-Kholwald.**

Verlag Deutsche Gemeinschaft Bad Berka bei Weimar.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder unmittelbar vom Verlag zuzüglich —.20 Mk.

Henry Ford

bekannt als Amerikas größter Industrieller und als Pazifist, gilt Vielen als das Vorbild eines sozialdenkenden und erfolgreichen Unternehmers und eines umsichtigen Wirtschafts-Politikers. Henry Ford ist aber ebensosehr

politischer Führer

durch sein weltbekanntes Buch

Der internationale Jude.

Wie ein Scheinwerfer in die dunkle Nacht wirft dieses Buch ein grelles Licht in das Dunkel der Ereignisse und Zustände der letzten zehn Jahre. Der „Sinn der Weltgeschichte" der „geheimen, sehr subtilen Ziele" der dreihundert geheimen Weltregenten finden hier restlose Aufdeckung und Erklärung.

Das Werk erschien soeben in 17. und 18. Auflage (55 bis 62 Tausend.) Der Preis für beide Bände beträgt geheftet je M. 2—, gebunden je M. 3.—. Jeder Band kann auch einzeln bezogen werden. / Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung. Bei Zustellung unmittelbar vom Verlag 20 Pf. Versandkosten.

Hammer-Verlag Leipzig 13.

Postscheck-Konto Nr. 51252.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

zahl überraschender, sonnenklarer Deutungen aus dem ganzen großen Gebiet des völkischen Lebens. So ist es durchaus geeignet, den Fuchsen- und Burschenabenden der studentischen Korporationen, völkischen Arbeitsgemeinschaften, Wandervogelhorsten, allen völkisch Lebendigen überhaupt als stoffliche Ergänzung des Wissens von Rasse und Volkstum zu dienen, gerade weil es so viele Lebensgebiete berührt und das völkische Verantwortungsgefühl zu wecken imstande ist.

Ernst Fuhrmann: Versuch einer Geschichte der Germanen. 2 Bände, Quiriga Verlag, Gotha. Preis jedes Bandes 6.— Mk.

Die Bände haben zusammen 527 Seiten mit einem Druckspiegel von 16,7 : 20,3 cm, sind auf gutes Papier mit großen Lettern gedruckt, dem Großherzog von Hessen gewidmet und enthalten — ich unterdrücke nur aus vielleicht zu weitgehender Höflichkeit in mir aufstehende starke Wörter — sie enthalten 527 Seiten so irren und wirren Zeuges, daß man sein Hirn durch Anblick vernünftiger Dinge erst wieder beruhigen muß. Im Ernst: die Empörung faßt einen bei diesen und bei anderen „Büchern" Fuhrmanns, wie jemand es wagen kann, so das Papier zu mißbrauchen Was soll denn der Großherzog von Hessen und was sollen wir mit dem so mißbrauchten Papier anfangen? — Ich halte wieder an mich.

Dr. H. F. K. Günther.

Dietrich Eckart. Wie wir erfahren, wird in den nächsten Tagen im Hoheneichen-Verlag, München, Hildegardstr. 9, das nachgelassene Werk des verstorbenen deutschen Dichters und völkischen Vorkämpfers Dietrich Eckart „Der Bolschewismus von Moses bis Lenin, Zwiegespräche zwischen Adolf Hitler und mir" erscheinen. Das Werk darf in umso höherem Maße des allgemeinen Interesses gewiß sein, als dem nimmermüden, getreuen Eckart deutschen Volkstums die über ihn ohne jeden berechtigten Grund verhängte Schutzhaft die Feder aus der Hand nahm und der Tod unmittelbar nach seiner Entlassung daraus ihm den Mund, der dem deutschen Volke noch so vieles von bleibendem Wert zu sagen gehabt hätte, für immer schloß Aus diesem Grunde hat das Werk Anspruch darauf, als Vermächtnis und letzte

Franz Müller

Mit Hakenkreuz und Stahlhelm

Sturmtrupplieder und völkische Dichtungen.

1. Ausgabe. 2. vermehrte Auflage. Geh. 0.60, schön geb. 0.90 Mk.

Mit glühender Begeisterung und Vaterlandsliebe sind diese Lieder geschrieben und passen wie vielleicht kein anderes Gedichtbändchen in die jetzige Zeit.

Rache für Versailles

Völkische Lieder und Balladen.

Dieses neue Buch des bekannten völkischen Dichters bedarf wohl keiner besonderen Empfehlung. Deutscher Geist, der flammende Ruf nach Freiheit aus unserer geknechteten Zeit werden ihm die Herzen aller Deutschen erobern.

Preis geh. 1.—, geb. 1.50 GM.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag Jos. Weixler, Kirchheim-Teck (Württemberg).

Das am meisten gelesene nationale Buch der Gegenwart:

Die große deutsche Gemeinschaft

86.—100. Auflage

60 Seiten. Preis 30 Pfg. portofrei.

Jeder deutschbewußte Mensch muß dieses vielsagende Buch lesen und verbreiten. Der Inhalt ist wertvoll und Aufsehen erweckend. Der Preis, der eigentlich 2 Mk. betragen müßte, ist infolge Massenherstellung und Verdienstverzicht erstaunlich niedrig. Das Buch gehört in jedes deutsche Haus!

Verlag „Nationale Gemeinschaft", Rudolstadt

(Postscheckkonto: Erfurt 409.)

Soeben ist erschienen:

Wittenberg im Kampfe gegen Rom und Jerusalem

Von Woldemar Bartmuß

Roms Staatsauffassung / Judas Staatsfeindschaft Luther / Preußen / Bismarck / Der neue Staatsgedanke.

Preis 1.— Mk.

Verlag Rudolf Schönherr, Halberstadt

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Mahnung eines Mannes, der dem deutschen Volke Führer und Rufer war, gewertet zu werden.

„Merkblatt zur Kriegsschuldfrage". Der Arbeitsausschuß deutscher Verbände, die Zusammenfassung von über 700 Organisationen aller politischen Richtungen, hat unter diesem Titel eine kurze (16 Seiten umfassende) Schrift herausgegeben, die in gedrängter und übersichtlicher Form einen Ueberblick über die Vorgeschichte und den Ausbruch des Weltkrieges gibt. Die Veröffentlichung zeichnet sich durch volkstümliche Sprache und Hervorhebung der wesentlichsten Momente aus. Besonderes Interesse verdient die durch statistische Unterlagen bekräftigte Feststellung, daß eine kriegerische Verwicklung mit den in der Entente zusammengeschlossenen Mächten schon auf Grund der allmählich immer mehr in Erscheinung tretenden militärischen, wie politischen Unterlegenheit Deutschlands niemals in dessen Interesse hätte liegen können. Die Schrift verdient weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Sie ist durch die Geschäftsstelle des Arbeitsausschusses deutscher Verbände, Berlin NW 6, Luisenstr. 31a zum Preise von —.20 *M* zu beziehen.

Langbehn: Rembrandt als Erzieher. Leipzig 1923, Hirschfeld. 60. Auflage.

Sein langjähriger Freund, ein Predigermönch, und wohl gleich ihm Konvertit, hat die Neuausgabe besorgt. Man merkt bei aller vornehmen Milde doch die Abwendung vom einst heißverehrten Luther. Sein Katholizismus ist aber ganz echt deutsch als Anhänger der großen Mystiker Tauler und Eckhard. Er hat auch das Wort der Sozialaristokratie geprägt und haßt den Pöbel, dieser edle, hungernde, selbstlose Gelehrte und Kunstdenker! Daher ist selbst in dieser etwas nachgebesserten Form, die freilich übersichtlicher ist, das Vermächtnis des Rembrandtdeutschen nur allzu zeitgemäß.

D. v. Str.

Holland, Spitzweg, Huppert: Der Kölner Dom. 2 Hefte der Kunst dem Volke. München, Allg. Vereinigung für christl. Kunst.

Der sinnige Biedermeiermaler und Deutschland stolzestes Münster als Gegenstand fachmännischer Würdigung in Wort und Bild Ein Kunstschatz, der keiner Empfehlung bedarf und uns unsere

Jeder Deutsche sollte den Sinn und die Herkunft seines Familiennamens kennen. **Deutsche Sippennamen** deutet gegen Vergütung **Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Tröltschstraße 4.**

Sind Sie ein Germane ein Deutscher hell od. dunkel ? !

dann lesen Sie bitte folgende 2 Bücher

Der Aufstieg der deutschen Kultur.
Erläutert an 17 illustr.
Charakterbildern
der Kaiser, Könige, Fürsten usw. aus dem Weltkriege
Kaiser Wilh., Kronprinz usw.
v. Barelhako. Preis 1.—.

Rangordnung der hellen u. dunklen Germanen.
Erklärt an 24 Abbildungen der bekannt. Heerführer u. Helden des Weltkrieges
v. Hindenburg, Ludendorff usw.
v. Barelhako. Preis 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen od. direkt vom
Verlag Menschenkunde, Hellerau-Dresden 6
— Unser Bücheranzeiger: Deutsches Volkstum frei —

(Fortsetzung der Bücherschau.)

stolze Vergangenheit zum Wiederaufstieg wieder lebendig werden läßt. W. v. Str.

Weismantel: Musikanten und Wallfahrer. Freiburg i. B. 1923, Herder.

Rhönerzählungen voll tiefer christkatholischer Innigkeit, ohne bekenntnismäßig einseitig zu sein. Die Schilderungen von Land und Leuten sind bildhaft, wie ich aus eigener Anschauung nur bestätigen kann. Ich kenne dieses alpine Mittelgebirge schon seit 1889, wo es noch völlig unberührt vom Fremdenstrom war und hatte die Ehre als junger Assessor den armen Bauern und Webern landrätlich zu helfen, auch ihre Kalischätze zu entdecken, deren Förderung ihnen lohnende Arbeit bringt. W. v. Str.

Schäfer: Der Gang in die Stadt. Freiburg 1923, Herder.

Mystische Geschichten und Seelenerlebnisse voll Herbheit, aber auch Lebenswahrheit, die versöhnend ausklingen. W v Str.

Köster: Das antike Seewesen. Berlin 1923, Schretz & Parrhysius.

Ein hervorragender Altertumskenner von der Wasserkante vom echten Schifferblut läßt uns die Schiffahrt des Mittelmeerbeckens, der damaligen Welt, bildhaft und mit trefflichen Abbildungen wiedererstehen. Selbst den Alten lag die Zukunft auf dem Wasser, die auch uns nicht verloren bleibt. Der Raub der Kriegs- und Kauffahrteiflotte, dank sozialistischem Volksverrat, wird schon bald seine Sühne finden. Navigere necesse est.

W. v. Str.

Alle hier besprochenen Werke wie jedes andere Buch liefert schnell: **Buchhandlung der „Stimme vom Rhein“**, Verlag Norbert Windfelder, Köln 23 und Siegen 1.

:: Das neue ::
Verlagsverzeichnis
:: ist erschienen ::
Kostenfrei auf Verlangen
:: Sis-Verlag-Zeitz ::

Soeben ist erschienen:

Wie ich zu meinem Kaiser stand

Persönliche Erinnerungen an Kaiser Wilhelm II.

von

C. A. Graf Kospoth

Königlich Preußischem Wirklichen Geheimen Rat

Preis 1.20 Mk. und ortsüblicher Teuerungszuschlag

Der Verfasser, der gelegentlich der Jagdaufenthalte des Kaisers in Schlesien dem Kaiser persönlich näher trat und während der Jahre 1897 bis 907 Kurator der Liegnitzer Ritterakademie war, hat sich zur Herausgabe seiner persönlichen Erinnerungen an den Kaiser entschlossen, um, veranlaßt durch das irreführende Urteil des Grafen Zedlitz in seinem Buche „12 Jahre am deutschen Kaiserhofe“, eine Lanze für seinen kaiserlichen Herrn zu brechen und das dort gezeichnete Bild an Hand eigener Erlebnisse richtig zu stellen.

Die mit feiner Ironie und viel Humor erzählten Erlebnisse des jetzt 87jährigen ritterlichen Verfassers werden mit lebhaftem Interesse und berechtigter Genugtuung gelesen werden.

Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl. Korn in Breslau.

Deutschvölkische Bank e.G.m.b.H.

Berlin W. 57 - Bülowstr. 101

Telephon Nollendorf 3780-81 und Nollendorf 7616

Reichsbank-Giro-Konto / Postscheck-Konto Berlin 86830

Ausführung sämtlicher bankmäßiger Geschäfte

Verlag von Theodor Weicher in Leipzig, Inselstraße 10

Geistiges Rüstzeug zum völkischen Kampfe!

Finhart, Deutsche Geschichte. 12. Aufl. 112.—118. Tausend. Preis halbl. geb. Mk. 11.—.
derselbe in Geschenkband Ganzleinen mit Goldschnitt „ Mk. 15.—.
Wolf, Prof. Dr. Heinr., Angewandte Geschichte. 10. Aufl. halbl. „ Mk. 6.—.
Derselbe **Angewandte Kirchengeschichte.** 2. Aufl. halbl. „ Mk. 6.—.
Derselbe **Angewandte Kulturgeschichte.** (Neu) „ „ Mk. 6.—.
Derselbe **Weltgeschichte der Lüge.** „ „ Mk. 6.—.
Lernholdt, Vom Ghetto zur Macht. 4. bis 6. Aufl. „ „ Mk. 7.—.
Derselbe **Deutschlands Schuld und Sühne.** „ „ Mk. 6.—.
Wilser, Dr. L., Die Germanen I/II. 3. Aufl., jeder Band „ „ Mk. 6.—.
Bildemeister, Judas Werdegang in 4 Jahrtausenden. Pappe „ Mk. 2.50.
Marcion, Das alte Testament eine heilige Schrift? Geh. Mk. 1.40.
Hoor, von, Der numerus clausus a. d. ungarischen Universitäten. „ Mk. 1.—.

Unterhaltungsbücher:

Halbach, Fritz, „Genosse Levi". Ein „Hitler"-Roman. Preis halbl. geb. Mk. 2.50.
Lebens, Jutta, „Der Feind im Hause". Rasse-Roman. „ „ Mk. 3.—.

Alle aufgeführten Bücher sind glänzend empfohlen.
Ausführliche Rundschreiben stehen zur Verfügung.

Ein nationales Hausbuch, wie kein anderes Volk es besitzt

Gustav Freytag

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Erste Illustrierte Ausgabe in fünf Quartbänden
mit rund 2000 schwarzen und farbigen Bildern und Beilagen, sowie
Einleitungen hervorragender Gelehrter, wie Geheimrat v. Below u. a.

Die soeben erscheinende illustrierte Ausgabe ist eine Tat, jahrelange mühsame Arbeit erforderte es, um dies umfangreiche Bildmaterial aus 2 Jahrtausenden Deutschen Lebens zusammen zu tragen. Alte Flugblätter, Flugschriften, Griffelkunstblätter, Handschriften und Urkunden vermitteln besser wie viele Worte, Bedeutung, Inhalt und Sinn alter Bräuche und Gewohnheiten, die wir längst vergessen haben. Die vorliegende Ausgabe ersetzt einen

Bilderatlas zur deutschen Kulturgeschichte

Handliches Quartformat, anheimelndes Papier, nach dem Ton der alten Urkunde.

Jeder Band Ganzleinen Mk. 12.50. Auf Wunsch gegen 2 Halbmonatsraten von GM. 7.—. Die beiden ersten Bände zusammen in 4 Halbmonatsraten von GM. 6.60. Lieferung portofrei.

Verlangen Sie ausführliche Prospekte und Lagerverzeichnisse „Osterbücher". Günstige Bedingungen.

Deutsche Wanderbuchhandlung G. m. b. H., Leipzig, Roßstraße 22

Voranzeige der ersten kritischen Gesamtausgabe der Briefe J. G. Fichtes.

Um die Mitte des Jahres 1924 erscheint:

Fichtes Briefwechsel

Gesammelt und herausgegeben von

Hans Schulz

Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts.

Drei Bände, mit Registern (etwa 150 Druckbogen).

Jeder Band in solidem Halbleineneinband etwa Gm. 15.— (Schw. Fr. 20.—), broschiert etwa Gm. 12.— (Schw. Fr. 15.—). Bei verbindlicher Bestellung auf das gesamte Werk bis 15. April 1924 ermäßigen sich die Preise um 10 Prozent.

Fichtes Sohn hat vor fast 100 Jahren seines Vaters „Leben und literarischen Briefwechsel" herausgegeben, seitdem sind viele andere Briefe des Philosophen Joh. Gottlieb Fichte bekanntgeworden, eine Gesamtausgabe gibt es aber bisher noch nicht. Dagegen hat sich herausgestellt, daß auch die Ausgabe des Sohnes wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt. Seit langer Zeit ist daher das Bedürfnis nach einer vollständigen und auf die Handschriften zurückgehenden Ausgabe von Fichtes Briefwechsel betont, und ein Italiener, Adolfo Ravà, hat sich sogar im „Logos" von 1914 zu dem Ausspruch hinreißen lassen: „Die Veranstaltung einer guten Ausgabe der Fichtebriefe ist eine Ehrenpflicht der Deutschen gegen das Andenken dieses Großen. Es ist schon merkwürdig, daß ein Ausländer daran erinnern muß; sie werden hoffentlich nicht warten, bis Ausländer auch deren Erfüllung übernehmen!" Von verschiedenen Seiten war die Aufgabe bereits in Angriff genommen, 1918 erschien ein Vorläufer der jetzt erscheinenden Ausgabe als Ergänzungsheft der Kantstudien. Das Forschen nach den Handschriften war von manch schönem Erfolge begleitet, wenn auch von einigen schon früher gedruckten Briefen die Originale noch nicht wieder aufgetaucht sind. Von großer Wichtigkeit war es, daß das Fichtesche Familienarchiv sich öffnete, getreu dem Ausspruch in der Sohnesbiographie: „Fichtes Leben bedarf keiner Verschleierung oder Beschönigung, je getreuer das Bild, je tiefer die Kenntnis, desto mehr wird man ihn ehren und lieben." Man will diesen starken Geist nicht in Übermalung, sondern in seiner wahren Gestalt sehen, drum muß man auf die Handschriften zurückgreifen. Bibliotheken und Archive und nicht zuletzt Autographen-Sammler haben beträchtliche Schätze beigesteuert — hoffentlich kommt noch mehr zutage —, so daß nicht nur größere Genauigkeit der Texte, sondern auch die Kenntnis von bisher Unbekanntem, vielfach Überraschendem, geboten werden kann. Fichtes Briefwechsel tritt dem Kants würdig an die Seite, er ist aber besonders durch die Familienbriefe menschlich unendlich viel reicher.

*

Als Vorläufer der großen Ausgabe der Briefe erschien:

Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen

Gesammelt und herausgegeben von Hans Schulz

Broschiert Gm. 4.—, Halbleinen Gm. 5.—.

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG

Verantwortlich für d: ...tung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: A. F. Bedmann. München.

8. Jahrgang Heft 5 Mai 1924

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Moderne Methoden der Eroberung. Von Dr. Pröbster .. .. Seite 257
Reformen und Erhebung 1806/13. Von Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven .. .. „ 266
Staatendämmerung? Von Dr. Schmidt-Gibichenfels .. .. „ 276
Der schwarze Militarismus. Von Georg Widenbauer .. .. „ 281
Erfüllungswahnsinn. Von Oberfinanzrat Dr. Bang .. .. „ 289
Notwendigkeit und Bedeutung der Kolonien. Von General E. v. Liebert „ 301
Recht und Staat. Von D. Traub .. .. „ 308
Deutschösterreich. Von Herbert Werner .. .. „ 311
Bild der Lage. Von Dr. Erich Kühn .. .. „ 315
Bücherschau .. .. „ 321

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis vierteljährlich Mk. 3.—, Einzelheft Mk. 1.10 (postfrei).

Die Zionistischen Protokolle

Das politische Programm der internationalen Geheim-Regierung

Übersetzt aus dem Englischen nach dem im Britischen Museum befindlichen russischen Original

Mit einem Vor- und Nachwort von Theodor Fritsch

2. Auflage

Preis geheftet Mark —.80

Die Kenntnis der „Zionistischen Protokolle" ist unerläßlich zum restlosen Verständnis der politischen und wirtschaftlichen Vorgänge. Erscheinungen und Zusammenhänge der letzten 20 Jahre und der Gegenwart finden hier ihre Erklärung. Wird die Echtheit der Protokolle vom Judentum natürlich auch bestritten, so ist doch für Jeden, der sie eingehend studiert, der tägliche Verlauf der Weltgeschichte der schlüssige und untrügliche Beweis für deren Echtheit. Die Protokolle sind die beste und schärfste Waffe gegen die Weltherrschaftspläne des Judentums. Sie sind aber auch gleichzeitig ein Buch der Erziehung zum politischen Denken und Handeln. Deshalb gehören die „Zionistischen Protokolle" in die Hand eines jeden Deutschvölkischen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hammer-Verlag, Leipzig 13

Postschließfach 276 :: Postscheckkonto 51252

Die Buchhandlung

der „Stimme vom Rhein" Verlag Norbert Windfelder **Köln 28 u. Siegen 1** empfiehlt sich zur schnellen und billigen Ausführung jeder Buchbestellung.

(1922 gegründet zur Stärkung und Ausbreitung des deutschen Schrifttums im bedrohten Rheinland).

Bei größ. Bestellungen Zahlungserleichterung und Monatskonto.

Woher?

Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 5. A. 31.—44. Tausend. Geb. GM. 5.—, postfrei 5.50.

„Ein wirkliches Geschenk an das deutsche Volk." (Rud. Herzog.)

Ferd. Dümmlers Verlag Berlin SW 68 (Postscheck 145).

„Das deutsche Buch"

Ein Ratgeber für jeden Bücherfreund. Versand kostenlos durch

Deutsche Kulturgemeinschaft

Berlin-Pankow.

Briefmarken-Auswahlen

gegen la Referenzen.

Briefmarkenhaus Arns & Schrott

Bad Wörishofen i. B.

Bitte beziehen Sie sich bei allen Bestellungen auf unsere Zeitschrift

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

76 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Profeſſor Dr. M. Wundt, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 59 594 — Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 46 585) — Schweizeriſche Poſtſcheckrechnung III 4345

8. Jahrgang 1924 Heft 5 Mai

Moderne Methoden der Eroberung.

Von Dr. Pröbſter, Neuſtadt (Orla).

„Mit Cavour, Bismarck und Ito iſt die Staatskunſt im höchſten und beſten Sinn dieſes viel mißbrauchten Worts anſcheinend ausgeſtorben. Jedenfalls iſt ihre Begabung keinem der unſtäten Miniſter zuteil geworden, die von den politiſch-ſozialen Zuckungen der letzten 10 Jahre in den Vordergrund der Gegenwartsgeſchichte getragen wurden. Die Welt hat ſich daher mit gutmeinenden Perſonen zu behelfen, die ſich als parlamentariſche Taktiker auszeichnen, mit Führern, die groß im Kleinen und klein im Großen ſind, mit bezaubernden Rednern und Diplomatikern in Hemdärmeln. Und die Ergebniſſe dieſer Führerſchaft ſind: Rüſtungsfieber, Zwietracht, Kriege, Ruin, Anarchie. Von echter Staatskunſt iſt an den derzeitigen Rohbildnern der Geſchicke der Welt weder in Waſhington noch in Europa eine Spur zu ſehen. Keiner von ihnen zeigt, daß er ſich der Größe der Aufgaben bewußt iſt, die der ziviliſierten Menſchheit harren, keiner ſcheint fähig, das Rätſel der Sphinx des 20. Jahrhunderts zu löſen und noch weniger die Rolle des Moſes für die Völker zu ſpielen, die ziellos ohne Richtlinie hier- und dorthin laufen.“

Die Sehnſucht nach einem überragenden Führer beſchränkt ſich alſo nicht auf Deutſchland allein. Leider hat Dr. E. J. Dillon, deſſen Einleitung zu „President Obregon on Washington“[1]) jene Ausführungen entnommen ſind, unterlaſſen, die Gründe anzugeben, die dieſen auffälligen Mangel an überragenden politiſchen Führern bei den weſtmächtlichen Beherrſchern der Welt erklären. Die Erſcheinung iſt um ſo merkwürdiger, als die Weſtmächte doch noch bis heute eine große Anzahl ganz ausgezeichneter politiſcher Schauſpieler und Regiſſeure hervorgebracht haben. Sie erklärt ſich dadurch, daß die viel-

[1]) English Review Januar 1922.

gepriesenen Demokratien des Westens ebenso wie die westmächtliche Zivilisation überhaupt altersschwach geworden sind.

Sie sind es nicht erst seit gestern. Wenn blinde Verehrer in Deutschland und anderswo dies auch heute nicht wahr haben wollen, so lassen sie sich — wenn wir von der „finanziellen Anregung ihrer Begeisterung“ [1]) absehen, die auch gelegentlich vorkommen soll — eben durch die Schönheitsmittel täuschen, die die alternde westmächtliche Kokette aufgelegt hat, und ziehen aus deren zur Schau getragener augenfälliger Frömmelei nicht den naheliegenden Schluß. Die ungehemmte Betätigung der Grundsätze Fortschritt, freier Wettbewerb, Auswahl der Geschicktesten, hat bei den Westmächten noch mehr als bei uns die Grundlagen der politischen und sozialen Einrichtungen untergraben und den Kitt, der den sozialen Organismus zusammenhält, zerbröckelt. Die spezifische Leistung des westmächtlichen Regierungssystems bestand nun nicht darin, daß es eine neue Grundlage schuf, sondern darin, daß es der Welt den Glauben beibrachte, als ob es dazu fähig sei. Die demokratische Methode, die es anwandte, trug der Mentalität des Menschen im Zeitalter der industriellen Großbetriebe und des allgemeinen Wahlrechts Rechnung. Es hatte Erfolg. Daß es diesen Erfolg überspannte, hat die innere Unwahrheit des Systems auch dem Laien gezeigt. Dillon charakterisiert die britischen Zustände treffend, wenn er in seinem sehr lesenswerten Buche „Mexico on the Verge“ [2]) sagt: „In unserm Zeitalter unechter Tugenden und vom Gesetzgeber geschaffener Laster ist die vorherrschende, nicht zusammenstimmende Mischung von Selbstsucht und Uneigennützigkeit bisweilen irreführend. Es besteht eine ausgesprochene Tendenz, Nationen wie Einzelpersonen durch Gesetzesparagraphen anständig und rechtschaffen zu machen. Sie droht sich jetzt auch in die internationalen Beziehungen einzuschleichen. Tatsächlich beginnt sie bereits als Kraft wirksam zu werden. Auf der einen Seite ist der Staat bemüht, gewisse Funktionen der Kirche selbst auszuüben, und auf der anderen Seite wird den führenden Völkern von ihren ehrgeizigen Politikern eingeredet, sie seien von der Vorsehung bestimmt, als Vormünder für ihre halbzivilisierten Nachbarn zu handeln und in diesen ihre „natürlichen Pflegebefohlenen“ zu sehen. Es ist eine neue und schädlichere Form der Lehre vom göttlichen Recht und vom Gottesgnadentum. Die Hauptneuerung besteht darin, daß sie auf privilegierte Völker, anstatt auf privilegierte Einzelpersonen angewandt wird. So ist die Moralität von einer weithin scheinenden Art eine Gewinn bringende Politik geworden und wird dementsprechend gepflegt. Die angelsächsische Politik hat mit dem ihr eigenen politischen Instinkt einige von den Maximen, die bisher ausschließlich zur religiösen Domäne gehörten, zum Gebrauch für ihre Pfleglinge entlehnt und sie unauffällig für ihre Zwecke angestrichen. Ganze Völker werden — fast wie im Mittelalter — vom Laster durch die weltliche Gewalt erlöst. Man mag die neue Einstellung der Weltpolitik gutheißen oder verwünschen: kein Staatsmann der nicht privilegierten Völker kann es sich leisten, sie zu ignorieren. Denn man hat damit Proben auf dem alten Kontinent gemacht, und sie ist im Begriff, auch in der neuen Welt als politisches Dogma oder regionale Doktrin verkündet zu werden.“

[1]) Worte Bismarcks im Reichstag am 13. Januar 1887.

[2]) „Mexico am Rande des Abgrunds“ S. 69; vgl. meine Besprechung in den preußischen Jahrbüchern 1924.

Aus der Verquickung von selbstsüchtiger Interessenpolitik mit „jener weithin schimmernden Art äußerlicher Moralität" ist eine außenpolitische Methode entstanden, die heute mit virtuoser Technik gehandhabt wird. Sie befand sich noch in ihren Anfangsstadien, als der britische Außenminister George Canning am 12. Dezember 1826 anläßlich der damals von Spanien begünstigten Separatistenbewegung in Portugal erklärte: „Es wäre nur ein klägliches Spiel mit Worten, wenn man sagen wollte, hier liege keine Intervention Spaniens vor, weil die Truppen, die gegen Portugals rechtmäßige Regierung aufgestanden seien, portugiesische wären; es sind portugiesische Truppen; aber die Waffen hat ihnen Spanien gegeben. Wir wollen die Verfassung, die sich Portugal gegeben, nicht mit Gewalt und nicht gegen den Willen des Landes aufrecht erhalten; aber wir wollen sie auch nicht durch andere und gegen den Willen des Landes umstoßen lassen. Unsere Stellung ist nicht nur Neutralität zwischen kämpfenden Nationen, sondern auch zwischen streitenden Grundsätzen und Meinungen. Noch immer fürchte ich, daß der nächste Krieg in Europa, sobald er über die engen Grenzen von Portugal und Spanien hinausgeht, ein Krieg der schrecklichsten Art, weil ein Krieg der Meinungen sein wird. In einem solchen Kriege würde es England nicht hindern können, daß sich unter seiner Fahne alle Unzufriedenen jedes Landes, mit dem sich England in Feindschaft befindet, sammeln würden."

Die Begünstigung ausländischer Unzufriedener hatte nicht den Kriegsfall zur Voraussetzung. Der erhabene Beruf, die Völkerfreiheit zu schützen, duldete keine solche Einschränkung. Fürst Metternich sagte von Canning, man könne ihm zwar nicht beweisen, daß er ein Brandstifter sei; aber wenn es brenne, dann finde man ihn immer zwischen dem Feuer und den Spritzen. Unter Lord Palmerston (1830—1865) wurde London geradezu der Hort revolutionärer Propaganda für die Festlandsstaaten. „Fremde Staaten mit Hülfe der Revolution zu bedrohen" — schrieb Bismarck am 30. Mai 1857 an Gerlach[1]) — „ist heutzutage seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands." Wenn diese Maulwurfstätigkeit in Mitteleuropa in der Folge nicht mehr so augenfällig in die Erscheinung trat wie früher, so lag das wohl daran, daß Fürst Bismarcks Schöpfungen: das Deutsche Reich und seine Bündnispolitik auf der Grundlage der Solidarität der konservativen Interessen, zu größerer Vorsicht nötigten. Aber die Hoffnung, mit Hilfe eines Umsturzes in Deutschland im Trüben fischen zu können, war damit von den ausländischen Gegnern unserer Einheit nicht aufgegeben[2]) Mit welcher Aufmerksamkeit unsere innere Politik im Auslande verfolgt wurde, und welche Hoffnungen man daran knüpfte, lehrt — um nur ein Beispiel anzuführen — der Fragebogen, der im Januar 1914 von der Revue „La Vie" an eine Reihe von „autorités intellectuelles" des französischen In- und Auslands gerichtet wurde, um zu erfahren: „En Allemagne une révolution est-elle possible?"[3]) Und wo Hoffnungen gehegt werden, da gibt es auch Mittel und Wege.

Die notgedrungene Ruhezeit in Europa wurde — was man in Deutschland verschlief — von den berufsmäßigen Völkerbefreiern, Angelsachsen, Franzosen, Russen, benutzt, um die koloniale Methode, der politischen Mode ent-

[1]) Gedanken und Erinnerungen I S. 180.
[2]) Vgl. für Frankreich: Ch. Maurras, Kiel et Tanger 2. Aufl. 1913 S. XVIII.
[3]) Gedruckt bei A. Michel, Paris 22 rue Huyghens.

sprechend, mit jenem weithin schimmernden Mäntelchen Moralität zu versehen. Man gab ihr auch eine moralpolitische Grundlage. Man argumentierte etwa folgendermaßen: „Das Heil der Menschheit beruht auf der möglichst ausnahmslosen Anwendung des Prinzips Fortschritt. Fortschritt setzt unter den Einzelnen im Staat, unter den einzelnen Staaten in der Völkerfamilie freien Wettbewerb voraus, der zur Auswahl der Geschicktesten führt. In diesem freien Wettbewerb der Staaten siegen diejenigen Gemeinwesen, in deren Angehörigen das Gefühl politisch-sozialen Zusammenhalts, die uneigennützige Opferbereitschaft gegenüber der Allgemeinheit, am stärksten entwickelt ist. Die schwächeren Staaten dürfen sich nicht in Selbstgenügsamkeit abschließen. Ihre Schwäche beruht eben auf dem Mangel uneigennütziger Opferbereitschaft ihrer Angehörigen gegenüber der Allgemeinheit, und wenn sie im Wettkampf mit den stärkeren Staaten unterliegen, so ist das ein Sieg der Uneigennützigkeit über die Selbstsucht, ein Mittel zum Fortschritt. Vor allem ist es ihnen nicht gestattet, die in ihrem Gebiete ruhenden Naturschätze den führenden Völkern vorzuenthalten. Die Menschheit, die sich wie noch nie ausgebreitet hat, bedarf aller verfügbaren ober- und unterirdischen Bodenschätze, um die Nachfrage zu befriedigen und allen, Einzelpersonen wie Staaten, angemessene Arbeit und Gelegenheit zum Verdienst zu geben. Die Menschheit hätte den Schaden, wenn die zur Ausbeutung fähigen Nationen nicht zugriffen, um Schätze zu heben, die rückständige Völker, sei es aus Unfähigkeit oder bösem Willen, verschlossen halten. Es ist daher eine heilige Pflicht der führenden Nationen, rückständige Völker zu zwingen, ihre unerschlossenen Schätze befähigten Pionieren zugänglich zu machen und eine Gesetzgebung anzunehmen, die deren möglichst vollständige Erschließung zum Wohl der Menschheit gestattet. Diese Pflicht erstreckt sich auch auf andere Gebiete. Die Einrichtungen des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens, die Lebensanschauungen der rückständigen Völker sind nach den westmächtlichen Vorbildern umzugestalten. Ja man behauptet sogar, daß sich das rückständige Volk erobern lasse, um an den Wohltaten der Zivilisation, die es noch nicht völlig versteht, teilzunehmen, und daß man Gewalt anwenden könne, um sie ihm verständlich zu machen!"

Bei der Konstruktion dieser und ähnlicher irreführender Winkelargumentationen wird geflissentlich übersehen, daß Fortschritt und Rückständigkeit sehr relative Begriffe sind, und daß der angelegte Maßstab, die größere oder geringere Mechanisierung und Schematisierung, wohl für Technik und Industrie und das materielle Wohlergehen, nicht aber für die sittliche Kultur Gültigkeit hat. Wenn der Sieg des fortgeschrittenen starken über den rückständigen schwachen Staat wegen des mangelnden Zusammengehörigkeitsgefühls von dessen Angehörigen als ein Sieg der Uneigennützigkeit über die Selbstsucht hingestellt wird, so ist das eine Auffassung, die den berufsmäßigen Klassenkämpfer allerdings nachdenklich stimmen sollte, aber richtig ist sie darum doch nicht. Man könnte mit größerem Rechte in dem weltfremden Idealismus des unterlegenen Staats die Ursache für seine Niederlage sehen. Diese Weltfremdheit wird — man darf es wohl hoffen — trotz aller systematischen Täuschungsversuche geringer werden, je deutlicher der Anspruch einer sich für bevorrechtigt haltenden Völkerrasse, daß alle Arten von Kulturen der Zivilisationsform des auserwählten Volks Platz zu machen haben, in die Erscheinung tritt, und je mehr sich das rückständige Volk darüber klar wird,

daß die gepriesene fortgeschrittene Zivilisationsform in der Hauptsache in materiellem Wohlergehen auf Kosten der anderen, mechanisierter Moralität und geistiger und sittlicher Anmaßung besteht.

Jene Phrasen bilden das Schaugerüst, hinter dem ein Gebäude aufgeführt wird, das von den vorgeschützten idealen Zügen auch nicht einen trägt. Dieses Gebäude heißt „friedliche Durchdringung", bei den Engländern „interpenetration", in Amerika „Cubanization", bei den Franzosen „pénétration pacifique". Es ist der Ersatz für Eroberung. Die auch nicht mehr zeitgemäße Annexion nach erfolgter Eroberung wird ersetzt durch das „französische Protektorat", oder seitdem dieses in der Welt außer bei Dorten, Smeets und Genossen in Mißkredit geraten ist, durch einen „dauernden Freundschafts- oder Bündnisvertrag". Die Annexion ist die direkte, Protektorat, Freundschaft, Bündnis die indirekte Art der Besitzergreifung, die durch die „Kontrolle" seitens des Beschützers, Freunds oder Bundesgenossen vervollständigt wird. Aber worüber die Maskierung oft täuscht: die bewegende Kraft ist bei der Eroberung wie bei der friedlichen Durchdringung, bei der Verwaltung des annektierten wie des protegierten Gebiets dieselbe: der Wille des fremden Eroberers; sein hauptsächlichstes Organ: die Besatzungsarmee.

Bei der friedlichen Durchdringung tritt die Absicht des Gebietserwerbs zunächst zurück. Der „friedliche Eindringling" sucht einen festen wirtschaftlichen Halt im Lande zu erhalten, indem er dessen Regierung Anleihen gewährt, sich öffentliche Arbeiten übertragen läßt u. a. mehr. Als Sicherheit für die vorgeschossenen Gelder werden ihm die liquidesten Einnahmen (Zölle) verpfändet. Dann stellt er verschiedene Ansprüche wegen des Schutzes seiner Staatsangehörigen, deren Gerichtsbarkeit, Schulwesen u. ä., um seine Stellung auszubauen. Er sichert sich den Eingang der ihm verpfändeten Zolleinnahmen durch die Einsetzung einer Zollkontrolle, die ihm die Zollämter ausliefert, und gewährt, wenn das Land noch andere Einnahmequellen besitzt, weitere Darlehen, um seine Kontrolle auch auf jene auszudehnen. Nachdem er die rivalisierenden Mächte abgefunden hat, schlägt er der Landesregierung vor, mit ihm einen dauerhaften Freundschaftsvertrag abzuschließen, die lästigen Staatsgeschäfte ihm zu überlassen und sich mit dem Scheine der Würde und einem gut dotierten Altenteil zu begnügen.

So war für Graf Wittes Politik im Fernen Osten die russisch-ostchinesische Eisenbahn die Grundlage. Sie brauchte russische Beamte zur Verwaltung, diese einen militärischen russischen Eisenbahnschutz gegen unbotmäßige Eingeborene. Beide Gruppen russischer Beamter brauchten russische Banken und Schulen. Um Reibungen zu vermeiden, gestattete man den Russen, zunächst die chinesischen lokalen Behörden sich auszuwählen und schließlich das besondere Statut, das ihnen am besten paßte, zu bestimmen. Gekrönt wurde das Werk durch einen dauerhaften Freundschaftsvertrag, mit dessen Unterzeichnung sich Rußland großmütig verpflichtete, die chinesische Regierung gegen deren Feinde mit Truppen und Geld zu verteidigen, ihr in allen schwierigen diplomatischen Fällen gute Ratschläge zu erteilen und die chinesischen Häfen im Falle eines drohenden fremden Angriffs zu besetzen.

Nicht immer führt die friedliche Durchdringung so rasch wie damals im Fernen Osten zum „Freundschafts"-Verhältnis. Manchmal stößt sie auf starke Widerstände, die geschickt überwunden sein wollen. Wenn wir von außenpolitischen Schwierigkeiten absehen, können diese Widerstände ausgehen: ent-

weder von der Regierung oder vom Volke. Jene sind dem „friedlichen Eindringling" viel peinlicher als diese; denn die Weigerung einer ehrliebenden Landesregierung, den „Freundschaftsvertrag" zu unterzeichnen, macht das ganze Spiel offenkundig. Geht der Widerstand nur vom Volke aus, dann hat der „friedliche Eindringling" um so leichtere Arbeit, je geschicktere und zuverlässigere Gehilfen er an der Spitze der Landesregierung hat. Das Verfahren spielt sich etwa nach folgendem Schema ab: Zunächst kommt er mit der Landesregierung zu einer geheimen Verständigung über alle die Punkte, die er als unerläßliche Voraussetzungen für das „dauernde Freundschafts- und Bündnisverhältnis" ansieht, und verspricht seinerseits seine moralische, finanzielle, politische und eventuell militärische Unterstützung bei Durchführung der verabredeten „Reformen". Dann — brechen Unruhen aus, bei denen Staatsangehörige des „friedlichen Eindringlings" zu Schaden kommen. Er verlangt Genugtuung und energische Bestrafung der Täter. Auf die Ausflüchte der Landesregierung erklärt er ihr, es liege ihm fern, sie mit Krieg zu überziehen; aber er sehe sich zu seinem Bedauern genötigt, wirksame Maßnahmen zum Schutze des Lebens und Eigentums der bei den Unruhen zu Schaden gekommenen Fremden überhaupt und seiner Staatsangehörigen im besonderen zu ergreifen und zu dem Zweck einen Teil seiner Heeresmacht als Polizeitruppe in das unruhige Gebiet zu entsenden. Er kann mit dieser Erklärung die Versicherung verbinden, die Truppen würden nach ausgeführter Straferpedition zurückgezogen werden. Aber noch wirkungsvoller und für die Öffentlichkeit irreführender ist der folgende modus operandi der allerdings einen guten Gegenspieler in der Landesregierung voraussetzt: Nach dem Einmarsch der „Polizeitruppe" erläßt die Landesregierung „in Wahrung der heiligsten Interessen des Landes" einen flammenden Protest gegen diese schamlose Verletzung des Völkerrechts und verlangt Zurückziehung der fremden Truppen, um selbst in Übereinstimmung mit ihren Rechten und Pflichten zu handeln. Daraufhin zieht der „friedliche Eindringling" seine Truppen mit oder ohne Bedingungen zurück. Die Landesregierung richtet einen Aufruf an ihr Volk, brandmarkt die Verletzung ihres Gebiets, weist nachdrücklich darauf hin, daß die Gefahr noch immer nicht beschworen sei, und verlangt angesichts der materiellen Unmöglichkeit, der überwältigenden Macht des „friedlichen Eindringlings" erfolgreich zu widerstehen, außerordentliche Vollmachten, um die bestmöglichen Bedingungen zu erlangen. Werden ihr diese Vollmachten erteilt, so macht sie davon selbstverständlich „in Wahrnehmung der heiligsten Interessen der Nation" Gebrauch, um die bereits im Geheimen getroffene Verabredung nunmehr durch einen öffentlichen Vertrag zu besiegeln. Werden ihr die Vollmachten verweigert, oder brechen in einem Stadium der Entwicklung Unruhen aus, so schreitet der „friedliche Eindringling" ein, um im „Namen und Auftrag der befreundeten" Landesregierung die Ordnung aufrecht zu erhalten. Das Verfahren ist zugunsten der berufsmäßigen Völkerbefreier gesetzlich geschützt. Zur bestmöglichen Ausnutzung der Situationen wird der Gerissenheit und Geschmeidigkeit des „fremden Eindringlings" der weiteste Spielraum gelassen, wie die Beispiele Tunesiens, Madagaskars, Marokkos, Ägyptens, Mesopotamiens u. a. zeigen.

Die „Cubanization", die nordamerikanische Spielart der friedlichen Durchdringung, charakterisiert sich dadurch, daß die Frage der Anerkennung einer fremden Regierung zur Anlegung von Daumenschrauben benutzt wird. Man macht die Anerkennung von der vorherigen Unterzeichnung eines Vertrags

„zwecks Stärkung der bestehenden Freundschaft durch die herzlichste Zusammenarbeit in Angelegenheiten gemeinsamen Interesses" abhängig. So stellten die Vereinigten Staaten für die Anerkennung der Regierung in Haiti als Vorbedingung, daß ihnen die Kontrolle der dortigen Zollämter und ein Einspruchsrecht gegen künftige Änderungen der Zollgebühren gewährt werde. Als die Regierung des Präsidenten Zamor dies am 19. Dezember 1914 mit der Begründung ablehnte, daß ein solcher Vertrag mit der Anerkennung eines fremden Protektorats gleichbedeutend sei, erhielt er seitens des nordamerikanischen Vertreters allerdings die Mitteilung, das State Department in Washington bestehe nicht weiter auf seiner Forderung; aber vorher waren die Geldschränke der Staatsbank und ein Betrag von 500 000 $ Staatsgelder der Republik Haiti durch amerikanische Seesoldaten beschlagnahmt worden. Am 29. Juli 1915 erfuhren die Haitianer beim Erwachen, daß ihr Gebiet über Nacht von amerikanischen Marinetruppen besetzt worden war. Eine neue Regierung wurde gebildet, der der amerikanische Geschäftsträger am 14. August 1915 den Entwurf eines „Freundschaftsvertrags" zur Annahme vorlegte. In dem mitübergebenem Memorandum war gesagt: „Das State Department erwartet, daß die Nationalversammlung Haitis als Bürgschaft der Aufrichtigkeit und des Interesses der Bevölkerung unverzüglich eine Entschließung fassen würde, die dem Präsidenten von Haiti die Ermächtigung gibt, den vorgeschlagenen Vertrag unverändert anzunehmen." Einwendungen des Präsidenten wurden brüsk zurückgewiesen. „Die Haitianische Regierung" — sagt eine dem State Department und dem Senatsausschuß für auswärtige Angelegenheiten überreichte Denkschrift der Republik Haiti vom 5. Mai 1921 — „war nach Landung der amerikanischen Truppen tatsächlich nur noch eine Regierung dem Namen nach; sie besaß weder Macht- noch Geldmittel, um sich durchzusetzen. Die amerikanische Militärbehörde hatte von den Zollämtern Besitz ergriffen, das Land besetzt und durch Kriegsgerichte die haitianische Gerichtsbarkeit tatsächlich aufgehoben. Die Proteste der Haitianischen Regierung gegen diese Eingriffe in die innere Politik blieben toter Buchstabe. Sie mußte nachgeben, um diesen Schwierigkeiten ein Ende zu machen und die Räumung des Landes, die förmlich versprochen wurde, zu erlangen." Aber die Hoffnungen, die man in Haiti an die Unterzeichnung des „Freundschaftsvertrags" vom 16. September 1915 knüpfte, blieben unerfüllt. „Die amerikanische Regierung" — heißt es am Schlusse der Denkschrift — „hat nie einer der Verabredungen gemäß gehandelt, die sie mit Bezug auf das Haitianische Volk eingegangen war." Die „Cubanization" war — wie dieses Beispiel zeigt — 1915 technisch noch nicht sonderlich durchgebildet. 1918 verstand man sich schon besser darauf, wie das Spiel mit den 14 Punkten, um das Versailler Diktat zu erreichen, zeigt.

Die Pariser Friedenskonferenz schuf für die „friedliche Durchdringung" ein neues moralpolitisches Schlagwort, indem sie das Mandat, die Vormundschaft für gewisse infolge des Krieges verwaiste Kolonien und Gebiete, einführte (Artikel 22 der Völkerbundssatzung). Zur Ausübung des Mandats werden die fortgeschrittenen Nationen auf Grund ihrer Hilfsmittel, Erfahrung oder geographischen Lage als am besten geeignet bezeichnet. Allerdings bestimmt Abs. 4 S. 2, daß bei der Wahl des Mandatars die Wünsche der fraglichen Gemeinwesen in erster Linie zu berücksichtigen seien. Aber England hat sich darum bei Übernahme der Mandate über Mesopotamien und Palästina ebensowenig wie Frankreich in Syrien gekümmert. In der westmächtlichen

Demokratie werden charakterschwache Individuen wider ihren Willen durch Gesetzesparagraphen tugendhaft gemacht. Die westmächtlichen Demokratien sind die Vormünder der ihnen rückständig vorkommenden Völker. Warum sollten sie durch ihre weltliche Gewalt charakterschwache Staaten nicht ebenso wider deren Willen selig machen können? Als von der Vorsehung bestellte (manifest Destiny) Vormünder für ihre rückständigen Nachbarn wissen sie besser als diese, was für sie gut, und welcher Weg für sie der beste ist, und sie werden — wenn es in ihrem Interesse liegt — von der Einrichtung des Mandats in erheblich ausgedehnterem Umfang Gebrauch machen, als der Wortlaut des Artikels 22 vorsieht. Im Near East wurde s. Zt. (12. August 1920) darüber gespottet, daß man eine Besatzungsarmee „Mandat", eine Maschinengewehrabteilung „Verwaltungsratschlag" nannte. Vielleicht erleben wir in der Hinsicht noch seltsamere Namensverleihungen. „Die Lehre von der moralpolitischen Vormundschaft bildet das Unterfutter der internationalen Abmachungen in dem Zeitalter, das begonnen hat. In Paris wurde sie von den habgierigen Großmächten, die den Vorteil davon hatten, stillschweigend anerkannt. Sie gaben und nahmen Mandate, indem sie von der Voraussetzung ausgingen, daß moralische Verantwortung und Vormundschaft, politische Macht und hohes Sittlichkeitsgefühl in Wechselbeziehung ständen. Und wo künftig auf Erden ein starker, ordnungsliebender, sich ausbreitender und fortschrittlicher Staat und neben ihm ein unruhiger, rückständiger, politisch unzusammenhängender Staat sich befinden, da wird die Versuchung, den Grundsatz anzuwenden, groß sein." [1]) Gewiß, sie war es schon bisher. Aber früher war die Anwendung des Rechts des Stärkeren brutale Gewalt. Heute ist sie — wenigstens behaupten es die westmächtlichen Herren der Welt, wenn sie davon Gebrauch machen — ein Ausfluß des ihnen von der Vorsehung übertragenen Vormundschaftsrechts. Man mag über diese schamlose Anmaßung denken, was man will; was sie praktisch bedeutet, kann man ermessen, wenn man sich vorstellt, wie es mit unsern Französlingen stünde, wenn sie nicht unter der Flagge des Pazifismus segeln könnten.

* * *

Man hat vom bolschewistischen Rußland gesagt, dort sei die Politik für die wenigen Auserwählten und die Propaganda für die Massen. Aber auch anderswo schaffen amtliche und nichtamtliche Propagandisten einen beinahe undurchdringlichen Schutzwall von Vorurteil, Unkenntnis und falschen Voraussetzungen, oder sie lenken durch eine Wolke von nebensächlichen Bemerkungen, die auf Sonderinteressen und -wünsche eingehen, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab, um dem Durchschnittsmenschen das Urteil zu fälschen und ihn zum willenlosen Spielzeug in der Hand der politischen Drahtzieher zu machen. Auf dem Schlachtfelde von Sedan sagte König Wilhelm I. zu Napoleon III.: „E. M. erklärten den Krieg der öffentlichen Meinung zuliebe; aber Ihre Minister waren es, die diese öffentliche Meinung geschaffen haben." Und damals stand der Fabrikationszweig öffentliche Meinung noch in den Kinderschuhen verglichen mit den Northcliffe'schen Großbetrieben im Zeitalter der Weltherrschaft der westmächtlichen Demokratie. „Wir wissen nicht" — sagt be-

[1]) Dillon a. a. O. S. 185.

züglich der Vereinigten Staaten Fred J. E. Woodbridge im Juniheft 1921 der Atlantic Monthly — „was öffentliche Meinung wirklich iſt, oder wer ſie wirklich unterſtützt. Sie iſt ſo ungeformt und ohne Organe, ſo bar jeder Führerſchaft und diſziplinierter Gedanken, daß beinahe jede gutgeführte Propaganda ſie ergreifen und für einige Zeit zu irgendeinem Zweck kontrollieren kann. Der Grund liegt darin, daß wir nicht gewohnt ſind, in Begriffen des öffentlichen Lebens zu denken. Wir denken in Begriffen individueller Nützlichkeitserwägungen.“ Was das für Folgen hat, zeigt Dillon[1]): „In welchem Grade die lauttönenden Phraſen der amerikaniſchen Politiker über Uneigennützigkeit, Menſchlichkeit und Rechtſchaffenheit mit der ausgeſprochen imperialiſtiſchen Politik im Widerſpruch ſtehen, die von intriganter Propaganda eingeleitet und gefördert, ſchließlich von den verantwortlichen Stellen der großen weſtlichen Demokratie gutgeheißen wurde, kann ſich das amerikaniſche oder europäiſche Publikum nicht vorſtellen, noch kann man ſich unter dem gegenwärtigen Syſtem, durch das die Quellen der öffentlichen Information in den Vereinigten Staaten kontrolliert und ‚gereinigt‘ werden, davon eine Ahnung machen. Während meiner verſchiedenen Reiſen auf dem Erdball habe ich in keinem Lande — das zariſtiſche Rußland eingeſchloſſen — eine Parallele dazu gefunden, mit alleiniger Ausnahme des bolſchewiſtiſchen Rußlands; und da iſt die Preſſe eingeſtandenermaßen geknebelt.“ Die öffentliche Meinung in einer geprieſenen weſtmächtlichen Demokratie unfreier als im zariſtiſchen Rußland?!

Das wirkliche Geheimnis des propagandiſtiſchen Erfolgs beruht nicht darin, daß man alle Nachrichten, die den Gegner diskreditieren können, ſorgfältig ſammelt, katalogiſiert, mit geeigneten Erläuterungen verſieht und in Umlauf ſetzt, oder darin, daß man in unregelmäßigen Zwiſchenräumen ſenſationelle Erfindungen losläßt mit dem Zweck, Feuerfunken zu erzeugen, die vielleicht einen Brand herbeiführen können, oder darin, daß man die abſtoßenden Züge des Gegners zu einer Art Teufelsfratze zuſammenfaßt, verhaßte Typen ſchafft und zur ewigen Schande in rührenden Bildern verewigt, oder darin, daß man das Opfer veranlaßt, für ſeinen Todfeind, ohne es zu merken, die beſte Propaganda zu machen.[2]) Alles dies mag ſehr viel zum Erfolg mitbeitragen. Aber es iſt nicht das Weſentliche. Das Geheimnis des Erfolges beſteht darin, daß man es verſteht, die „heiligſten Güter der Menſchheit“ zu bemühen und nach dem Vorbild der weſtmächtlichen Vorkämpfer für Völkerfreiheit und -recht ſeine Beſtrebungen damit zu überpinſeln. Das verſteht man wirkſam nur dann, wenn man ſelber an das Recht ſeines Volkes auf Leben glaubt. Die Entſtehung dieſes Glaubens bei den „rückſtändigen“ Völkern zu hindern und, wenn er entſtanden iſt, ihn zu untergraben: das iſt eine der Aufgaben, die den „auserwählten“ Völkern — wie ſie ſich und anderen einreden — von dem „manifest Destiny“ geſtellt ſind.

[1]) Dillon a. a. O. S. 316.

[2]) Ich habe das „indirekte Propaganda“ genannt; ſ. meinen Aufſatz in: Wirtſchaftspolit. Rundſchau der preuß. Jahrbücher 1923 Bd. II Heft 3/4.

Reformen und Erhebung 1806/13.

Von Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven.

I.

Kaum jemals im letzten Jahrhundert ist das Interesse aller vaterländischen Kreise für die Zeit von 1806—1813 so rege gewesen, wie jetzt. Unzählige, die mit Scham und Schmerz Deutschlands Erniedrigung sehen, die den Glauben an eine Erlösung in sich trugen, schauen zurück in jene Zeit mit dem heißen Wunsch, zu lernen, zu erkennen, wodurch es damals gelang, zur inneren Gesundung zu kommen, das Volk zu einer Einheit zusammenzuschweißen, das Joch des Feindes abzuwerfen. Gewiß übersieht niemand, daß heute unendlich vieles anders ist, als damals, daß nicht nur die außenpolitischen Verhältnisse anders liegen, daß der Bau des Staates und der Gesellschaft, die Denkweise unseres Volkes anders sind. Aber so richtig das alles ist, so strenge Einschränkungen geboten sind, in den grundlegenden Dingen steht es um uns ebenso wie vor hundert Jahren: wir sind zusammengebrochen, und wir wollen uns wieder erheben. Wir wollen unser Volk einer sittlichen Erneuerung entgegenführen und wir wollen das feindliche Joch abwerfen.

Wenn wir aus den Geschichtswerken zu schöpfen suchen, die jene Zeit behandeln, so stoßen wir auf eine Darstellung der Ursachen des Zusammenbruches Preußens und seiner Erhebung, die sich in eine kurze Formel fassen läßt. Preußen erlag dem Ansturm der französischen Heere, weil es hinter seiner Zeit zurückgeblieben war. Es war dem Feinde nicht gewachsen, der als Träger einer neuen Gedankenwelt auf dem Plane erschien. Es war erstarrt in überlebten Formen. Der aufgeklärte Absolutismus Friedrichs des Großen war versteinert und verknöchert, die streng in Stände geschiedenen Bürger standen dem Staate fremd gegenüber und waren untereinander nicht durch das Bewußtsein der Volksgemeinschaft verbunden. Jeder Stand dachte nur an seinen Nutzen. Ein verrotteter Adel gierte nach hochbezahlten Stellen, das Bürgertum lebte stumpf dahin, die Bauernschaft war unfrei und geknechtet. Selbst das Heer war unbrauchbar geworden. Unfähige, nur durch den Vorzug der Geburt auf ihre Posten gelangte Offiziere befahlen einer bloß durch Stockprügel zusammengehaltenen Masse von zwangsweise ausgehobenen, zum Teil im Auslande angeworbenen Leuten. Wie falsch aber das Verhältnis zwischen Staat und Bürger aufgefaßt wurde, zeigt der Wunsch Friedrichs des Großen, der Bürger solle es nicht merken, wenn der Staat Krieg führt, ganz zu schweigen von jenem berüchtigten Anschlage des Grafen Schulenburg: Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Dann aber, so lehrt uns die landläufige Auffassung weiter, kamen die Reformen Steins und Hardenbergs. Sie räumten die ständischen Schranken fort, hoben die Vorrechte des Adels auf, schufen freie Bahn für den tätigen Bürgersinn, zerbrachen die Fesseln der bäuerlichen Hörigkeit. Selbstverwaltung, Gewerbefreiheit, Freiheit des Grundstückverkehrs — alles das brachte einen frischen Zug, weckte den Tatendrang, gab dem Bürger Stolz und Erkenntnis des eigenen Wertes wieder, schlang ein neues Band zwischen ihm und dem Staate. Der freie Mann gewann sein Vaterland lieb. Als es so weit war, da wurde die Erhebung möglich.

Freilich, nach der Befreiung war Stein nicht mehr an führender Stelle. Hardenberg, der vor 1813 so vieles in seinem Geiste getan, besaß nicht die Kraft, Metternichs reaktionärem Drängen zu widerstehen. So blieb, was Steins Genius geplant hatte, ein Torso. Die Schatten der Reaktion senkten sich über Deutschland, und erst das Jahr 1848 ließ die Sonne wieder heller scheinen. Doch der Gewaltmensch Bismarck zertrat die junge, grüne Saat. Er richtete ein Reich auf, das äußeren Glanz mit innerer Unfreiheit verband. Und weil ihm das gelang, darum ging ein Riß durch unser Volk, darum konnte es nicht zu innerer Einheit kommen. Und nun wir wieder niedergebrochen sind, sind es die Vertreter dieser Auffassung, die uns davon überzeugen wollen, daß nur eine endgültige Abwendung von Bismarck, nur eine endgültige Rückkehr zu Stein uns retten könne. Und wenn einmal — selten genug geschah es — geschichtliches Erinnern in Weimar sich regte, so führte es dazu, daß Stein auf Bismarcks Kosten gepriesen wurde; daß wir gemahnt wurden, genau so wie vor hundert Jahren unseren Feinden nachzuahmen, ihre siegreichen Gedanken uns zu eigen zu machen, Deutschland nach demokratischen und internationalen und pazifistischen Grundsätzen umzugestalten.

Freilich, an das Werk von Weimar glaubt heute kaum jemand mehr. Aber selbst in nationalen Kreisen haftet die in der Jugend eingesogene Lehre, daß Preußen zusammenbrach, weil es verrottet und zurückgeblieben war, und daß es sich wieder erhob, weil es dem Zeitgeist sein Recht werden ließ. Und deshalb erhebt sich immer wieder die Frage, ob nicht auch wir trotz allem ähnliche Wege einschlagen müssen, wie unsere Väter vor hundert Jahren.

Preußen brach zusammen, weil es verrottet und zurückgeblieben war. Das klingt so selbstverständlich, so überzeugend. Es ist zu einem Dogma geworden, an dem niemand zu rütteln wagt. Aber sehen wir doch einmal zu, ob es wirklich so unanfechtbar richtig ist.

Preußens Krone trug Friedrich Wilhelm III., ein trefflicher Familienvater, ein pflichttreuer Mann, ein Herrscher, der in ruhiger Zeit seinen Aufgaben gewachsen gewesen wäre, der aber in den Stürmen jenes Zeitalters versagen mußte. Ihm stand Napoleon gegenüber, vielleicht ein Verbrecher, aber ein Titan an Geist und Willen, ein militärischer Genius, wie die Weltgeschichte nur wenige gesehen hat. Er gebot, als er gegen Preußen zog, über 60 Millionen Menschen, Friedrich Wilhelm über knappe 10 Millionen. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt stand von vornherein unter einem Unstern. Der Höchstkommandierende, der Herzog von Braunschweig, wurde gleich bei ihrem Beginn schwer verwundet, so daß es an einer einheitlichen Leitung fehlte. Es wurde mit verkehrter Front gekämpft, und deshalb mußte der Rückzug zum Zusammenbruch werden. Alles das sind Dinge, deren Gewicht auch durch die fortgeschrittenste Verfassung, durch die rückhaltloseste Herrschaft demokratischer Grundsätze nicht hätte ausgeglichen werden können. Nicht einmal das parlamentarische Regime hätte den Herzog von Braunschweig vor der Kugel bewahren können, die ihn traf. Es hätte auch das Stärkeverhältnis zwischen Preußen und Frankreich, zwischen den Persönlichkeiten Friedrich Wilhelms und Napoleons nicht ausgleichen können.

Denn das ist es, worauf es immer angekommen ist und immer ankommen wird: die reale Macht und die Bedeutung der an der Spitze stehenden Männer. Dazu treten dann die Umstände, die man je nach der Weltanschauung als gött-

liche Fügung oder als Zufall bezeichnen mag. Die sogen. tieferen Zusammenhänge, sie sind nichts als Konstruktionen eifriger und letzten Endes doch nur unbescheidener Historiker, die sich nicht damit begnügen wollen, die Ereignisse sachlich und nüchtern darzustellen.

Das verrottete Preußen brach unter dem Ansturm Frankreichs zusammen, das als Träger neuer, zeitgemäßer Gedanken auf dem Plan erschien.

War Frankreich wirklich der Träger neuer Gedanken? Es war das Frankreich Napoleons, das Preußen besiegte, ein Frankreich, das mit dem der Revolution nur noch wenig gemein hatte. Die Republik der Jakobiner war in einen straff zentralisierten Staat verwandelt, in dem von Menschenrechten und Bürgerfreiheit nicht mehr die Rede war. Die Autokratie war damals schon in Frankreich weit fester begründet, als in Preußen.

Das zweite Glied der Formel, die den Niederbruch erklären soll, stimmt so wenig wie das erste. Und genau so hinfällig ist die Erklärung des Wiederaufstieges.

Die Reformen von 1807, 1809, 1811 konnten das Land nicht zu einer Einheit zusammenschmelzen, weil sie keineswegs mit einhelliger Zustimmung aufgenommen wurden. Nicht nur der Adel, auch die Bauernschaft widersetzte sich ihnen vielfach, an zahlreichen Orten kam es zu Revolten. Darüber hinaus können gerade Agrarreformen nicht von heute auf morgen durchgeführt werden, bedürfen gerade sie langer Zeiträume, um sich auszuwirken. Tatsächlich sind die Agrarreformen jener Zeit erst um 1850 vollendet worden. Wie sollten sie da in 3 oder 4 Jahren den ganzen Charakter des Staats gewandelt, das innere Verhältnis des Bürgers zum großen Ganzen umgestaltet haben? Oder sollte die Städteordnung allein den gewaltigen Umschwung zuwege gebracht haben? Dann müßte der Beweis dafür erbracht werden, daß nur das städtische Bürgertum den Befreiungskrieg geführt und gewonnen hat, während Adel und Bauern untätig beiseite standen.

Wahrlich, nicht die Reform haben die Erhebung hervorgerufen, sondern die Schmach der Knechtschaft, der Druck der Fremdherrschaft. Das hat schon Bismarck erkannt und hervorgehoben. Als 1847 ein demokratischer Abgeordneter im Vereinigten Landtage behauptete, das Volk habe 1813 gekämpft, weil ihm eine Verfassung verheißen war, da widersprach er mit aller Entschiedenheit dem Gedanken, „als ob die Bewegung des Volkes von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. Es heißt", so fuhr er fort, „der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen". Und was Bismarck erkannte, das weiß unser Geschlecht aus eigener, schmerzlichster Erfahrung. Weite deutsche Gaue wissen, was Fremdherrschaft heißt, welche furchtbare Schmach, welche wirtschaftliche Schädigung sie mit sich bringt. Und vor hundert Jahren war unser Volk noch nicht verhetzt, noch nicht durch marxistische Gedanken verseucht. Sollte es da wirklich anderer Beweggründe bedurft haben, als des vaterländischen Zornes, als der Erbitterung über den Feind?

Wahrlich, es bedurfte keiner liberalen Reformen, um die Erhebung Preußens hervorzurufen.

Eines allerdings war notwendig. Es mußten sich die Männer finden, die das Volk führten, die seine Sehnsucht nach Freiheit zum Willen nach Freiheit werden ließen. Ohne sie war die Erhebung undenkbar.

II.

Die Notwendigkeit von Reformen soll damit nicht bestritten werden. Das alte Preußen bedurfte ihrer in mehr als einer Hinsicht. War es doch zu jener Zeit überhaupt kein einheitlicher Staat, sondern eine lose Zusammenfassung von mehr oder weniger selbständigen Provinzen und Provinzsplittern, die im Laufe der Jahre durch Eroberung, Kauf, Tausch, Erbschaft, Heirat in die Hände der Hohenzollern geraten und organisatorisch noch nicht zu einer Einheit verschmolzen waren. Nur in der Person des Königs hatten sie eine gemeinsame Spitze, und gerade dadurch gewann die persönliche Bedeutung des Herrschers entscheidendes Gewicht. Trug ein Friedrich II. die Krone, so bedurfte es weiterer Klammern nicht, um den Zusammenhalt zu wahren. Unter seinen Nachfahren wurde eine innigere, rechtliche und verwaltungstechnische Verschmelzung zu einer dringenden Notwendigkeit.

Machte aber das Ausscheiden des einen großen Mannes eine Umgestaltung in dieser Richtung zur Voraussetzung für die dauernde Blüte des Staates, so stand es auf anderen Gebieten nicht anders.

Im Gegensatz zu einer immer noch weit verbreiteten Meinung ist der Absolutismus ursprünglich dem deutschen Verfassungsrecht durchaus fremd gewesen. Als die deutschen Stämme in die Geschichte eintraten, stand neben dem Fürsten immer und überall die Volksversammlung. Und im Mittelalter waren es die ständischen Landtage, in denen sich die Mitarbeit des Volkes an der Lenkung der Staatsgeschichte verkörperte. Adel, Geistlichkeit und Städte waren in ihnen vertreten. Dort, wo die Hörigkeit nicht Fuß gefaßt hatte, in der Schweiz, in Tirol, in Friesland, stand neben diesen als vierter Stand die Bauernschaft. Zu Beginn der sogen. Neuzeit jedoch begannen die Landtage zu verfallen. Der Westfälische Friede brachte den Territorien ein so großes Maß selbständiger Bewegungsfreiheit, daß sie nunmehr als Staaten im eigentlichen Wortsinne betrachtet werden durften. Und da das Reich unheilbar geschwächt war, war es an ihnen, den Wiederaufbau Deutschlands zu vollziehen. Die Fürsten erkannten zu einem großen Teil die Aufgabe, die ihnen gestellt war, und gingen an ihre Lösung heran. Die Stände aber versagten ihre Mitarbeit. Befangen in kurzsichtiger, engherziger Kirchtumspolitik, verweigerten sie die notwendigen Opfer, warfen sie den Fürsten Steine in den Weg. Sollte nicht ganz Deutschland in Schwäche und Armut versumpfen, so mußten die Stände beseitigt oder doch ihres Einflusses beraubt werden. Das bedeutete keinen Bruch des alten Rechts, keine aus despotischer Laune erflossene Nachahmung des französischen Beispiels. Es war eine geschichtliche Notwendigkeit.

Diese Notwendigkeit war in Preußen nicht minder gegeben, als in anderen Ländern. Schon der Große Kurfürst mußte die Stände zurückdrängen, und das bekannte Wort Friedrich Wilhelm I.: „Ich stabiliere die Souveränität wie einen rocher de bronze", war nichts anderes als eine Absage an die Stände. Und genau so ablehnend verhielt sich zu ihnen Friedrich der Große.

Im übrigen war die Rechtslage in den verschiedenen Gebieten des Staates durchaus nicht die gleiche. Es gab Provinzen, wie Schlesien und West-

liche Fügung oder als Zufall bezeichnen mag. Die sogen. tieferen Zusammenhänge, sie sind nichts als Konstruktionen eifriger und letzten Endes doch nur unbescheidener Historiker, die sich nicht damit begnügen wollen, die Ereignisse sachlich und nüchtern darzustellen.

Das verrottete Preußen brach unter dem Ansturm Frankreichs zusammen, das als Träger neuer, zeitgemäßer Gedanken auf dem Plan erschien.

War Frankreich wirklich der Träger neuer Gedanken? Es war das Frankreich Napoleons, das Preußen besiegte, ein Frankreich, das mit dem der Revolution nur noch wenig gemein hatte. Die Republik der Jakobiner war in einen straff zentralisierten Staat verwandelt, in dem von Menschenrechten und Bürgerfreiheit nicht mehr die Rede war. Die Autokratie war damals schon in Frankreich weit fester begründet, als in Preußen.

Das zweite Glied der Formel, die den Niederbruch erklären soll, stimmt so wenig wie das erste. Und genau so hinfällig ist die Erklärung des Wiederaufstieges.

Die Reformen von 1807, 1809, 1811 konnten das Land nicht zu einer Einheit zusammenschmelzen, weil sie keineswegs mit einhelliger Zustimmung aufgenommen wurden. Nicht nur der Adel, auch die Bauernschaft widersetzte sich ihnen vielfach, an zahlreichen Orten kam es zu Revolten. Darüber hinaus können gerade Agrarreformen nicht von heute auf morgen durchgeführt werden, bedürfen gerade sie langer Zeiträume, um sich auszuwirken. Tatsächlich sind die Agrarreformen jener Zeit erst um 1850 vollendet worden. Wie sollten sie da in 3 oder 4 Jahren den ganzen Charakter des Staats gewandelt, das innere Verhältnis des Bürgers zum großen Ganzen umgestaltet haben? Oder sollte die Städteordnung allein den gewaltigen Umschwung zuwege gebracht haben? Dann müßte der Beweis dafür erbracht werden, daß nur das städtische Bürgertum den Befreiungskrieg geführt und gewonnen hat, während Adel und Bauern untätig beiseite standen.

Wahrlich, nicht die Reform haben die Erhebung hervorgerufen, sondern die Schmach der Knechtschaft, der Druck der Fremdherrschaft. Das hat schon Bismarck erkannt und hervorgehoben. Als 1847 ein demokratischer Abgeordneter im Vereinigten Landtage behauptete, das Volk habe 1813 gekämpft, weil ihm eine Verfassung verheißen war, da widersprach er mit aller Entschiedenheit dem Gedanken, „als ob die Bewegung des Volkes von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. Es heißt", so fuhr er fort, „der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen". Und was Bismarck erkannte, das weiß unser Geschlecht aus eigener, schmerzlichster Erfahrung. Weite deutsche Gaue wissen, was Fremdherrschaft heißt, welche furchtbare Schmach, welche wirtschaftliche Schädigung sie mit sich bringt. Und vor hundert Jahren war unser Volk noch nicht verhetzt, noch nicht durch marxistische Gedanken verseucht. Sollte es da wirklich anderer Beweggründe bedurft haben, als des vaterländischen Zornes, als der Erbitterung über den Feind?

Wahrlich, es bedurfte keiner liberalen Reformen, um die Erhebung Preußens hervorzurufen.

Eines allerdings war notwendig. Es mußten sich die Männer finden, die das Volk führten, die seine Sehnsucht nach Freiheit zum Willen nach Freiheit werden ließen. Ohne sie war die Erhebung undenkbar.

II.

Die Notwendigkeit von Reformen soll damit nicht bestritten werden. Das alte Preußen bedurfte ihrer in mehr als einer Hinsicht. War es doch zu jener Zeit überhaupt kein einheitlicher Staat, sondern eine lose Zusammenfassung von mehr oder weniger selbständigen Provinzen und Provinzsplittern, die im Laufe der Jahre durch Eroberung, Kauf, Tausch, Erbschaft, Heirat in die Hände der Hohenzollern geraten und organisatorisch noch nicht zu einer Einheit verschmolzen waren. Nur in der Person des Königs hatten sie eine gemeinsame Spitze, und gerade dadurch gewann die persönliche Bedeutung des Herrschers entscheidendes Gewicht. Trug ein Friedrich II. die Krone, so bedurfte es weiterer Klammern nicht, um den Zusammenhalt zu wahren. Unter seinen Nachfahren wurde eine innigere, rechtliche und verwaltungstechnische Verschmelzung zu einer dringenden Notwendigkeit.

Machte aber das Ausscheiden des einen großen Mannes eine Umgestaltung in dieser Richtung zur Voraussetzung für die dauernde Blüte des Staates, so stand es auf anderen Gebieten nicht anders.

Im Gegensatz zu einer immer noch weit verbreiteten Meinung ist der Absolutismus ursprünglich dem deutschen Verfassungsrecht durchaus fremd gewesen. Als die deutschen Stämme in die Geschichte eintraten, stand neben dem Fürsten immer und überall die Volksversammlung. Und im Mittelalter waren es die ständischen Landtage, in denen sich die Mitarbeit des Volkes an der Lenkung der Staatsgeschichte verkörperte. Adel, Geistlichkeit und Städte waren in ihnen vertreten. Dort, wo die Hörigkeit nicht Fuß gefaßt hatte, in der Schweiz, in Tirol, in Friesland, stand neben diesen als vierter Stand die Bauernschaft. Zu Beginn der sogen. Neuzeit jedoch begannen die Landtage zu verfallen. Der Westfälische Friede brachte den Territorien ein so großes Maß selbständiger Bewegungsfreiheit, daß sie nunmehr als Staaten im eigentlichen Wortsinne betrachtet werden durften. Und da das Reich unheilbar geschwächt war, war es an ihnen, den Wiederaufbau Deutschlands zu vollziehen. Die Fürsten erkannten zu einem großen Teil die Aufgabe, die ihnen gestellt war, und gingen an ihre Lösung heran. Die Stände aber versagten ihre Mitarbeit. Befangen in kurzsichtiger, engherziger Kirchtumspolitik, verweigerten sie die notwendigen Opfer, warfen sie den Fürsten Steine in den Weg. Sollte nicht ganz Deutschland in Schwäche und Armut versumpfen, so mußten die Stände beseitigt oder doch ihres Einflusses beraubt werden. Das bedeutete keinen Bruch des alten Rechts, keine aus despotischer Laune erflossene Nachahmung des französischen Beispiels. Es war eine geschichtliche Notwendigkeit.

Diese Notwendigkeit war in Preußen nicht minder gegeben, als in anderen Ländern. Schon der Große Kurfürst mußte die Stände zurückdrängen, und das bekannte Wort Friedrich Wilhelm I.: „Ich stabiliere die Souveränität wie einen rocher de bronze", war nichts anderes als eine Absage an die Stände. Und genau so ablehnend verhielt sich zu ihnen Friedrich der Große.

Im übrigen war die Rechtslage in den verschiedenen Gebieten des Staates durchaus nicht die gleiche. Es gab Provinzen, wie Schlesien und West-

preußen, denen eine ständische Vertretung überhaupt fehlte. In den anderen Provinzen, namentlich im Westen, hatten die Stände sich erhalten. Aber sie waren nicht mehr wie einst ein dem Fürsten ebenbürtiger Faktor des staatlichen Lebens, sondern hatten etwa dieselben Aufgaben, wie heute die preußischen Provinziallandtage, d. h. sie waren nur für örtliche Angelegenheiten von geringerer Bedeutung zuständig.

Die in den Ständen verkörperte Mitarbeit des Volkes mußte verdrängt werden, damit die Territorien zu Staaten werden konnten. Nun aber war diese Entwicklung vollzogen, und nun mußte die alte, deutsche Auffassung von der Notwendigkeit einer solchen Mitarbeit wieder zur Geltung gelangen. Sicherlich handelte es sich nicht um ein klares Erkennen der Sachlage. Vielmehr trat der Wunsch nach einer Wiederherstellung der alten Rechte mehr instinktiv hervor, genährt durch die Gedanken der französischen Revolution, die freilich dem ständischen Gedanken nur äußerlich ähnlich sahen, dem Wesen nach aber in schroffstem Gegensatz zu ihm standen. Unter Friedrich dem Großen wäre dieser Wunsch schwerlich offen zutage getreten. Unter seinen Nachfolgern, die nicht, wie er, schon durch ihre Persönlichkeit den Absolutismus rechtfertigten, verdichtete er sich zur Forderung. Und daneben hat sich wohl auch schon die Erinnerung an die alte deutsche Bauernfreiheit geregt. Denn ebenso wie die Mitarbeit des Volkes am Gemeinwesen, steht am Anfange unserer Geschichte die Freiheit aller Volksgenossen. Der Deutsche saß als freier Mann auf freiem Grund und Boden, die Unfreien aber, von denen Chroniken, Rechtsbücher, Urkunden zu melden wissen, waren nicht deutschen Stammes, waren Angehörige einer niedern, von den Deutschen unterworfenen Rasse.

Wenn jetzt der Durst nach Freiheit wieder erwachte, hatte den Anstoß auch dazu die französische Revolution gegeben. Doch machten sich auch andere Einflüsse bemerkbar, die zwar nicht aus der Revolution geboren, aber immerhin eng mit ihr verknüpft waren. Man darf nicht vergessen, daß die französische Revolution alles andere war, als eine selbständige, vereinzelte Erscheinung. Sie war nichts, als der politische Ausdruck einer Bewegung, die schon seit Jahrhunderten durch Europa ging, jener Bewegung, die uns unter dem Namen der Renaissance so wohlbekannt ist. Die Wiederentdeckung des klassischen Altertums hatte nicht etwa nur auf Wissenschaften und Künste befruchtend gewirkt. Sie trug vor allem den Gedanken des Individualismus in das ausgehende Mittelalter hinein. Denn im kaiserlichen Rom stand dem unumschränkten Absolutismus des Imperators der ungehemmte Individualismus des Einzelnen gegenüber. Hier war gerade der Einzelne Träger von Rechten und Pflichten, und das jeden Zusammenschluß der Untertanen mißtrauisch bekämpfende Kaisertum hatte längst alle die natürlichen Bindungen zerrissen, die einst im alten Rom nicht weniger bedeutsam gewesen waren, als im mittelalterlichen Europa, wo jeder Träger von Rechten und Pflichten nur im Rahmen seiner Sippe, seines Geschlechts, seines Standes war. Diese aus der Renaissance entsprungene individualistische Strömung nun brach sich auf politischem Gebiet Bahn dank der französischen Revolution. Sie wirkte sich aber auch auf wirtschaftlichem Gebiet aus, und hier war es England, das ihr die Prägung gab. Im Gewande des Manchestertums, jener Lehre Adam Smith', die alles Heil vom ungehemmten Wettbewerb auf wirtschaftlichem Gebiet erhoffte, unterwarf sie sich das Denken der Zeitgenossen. Der Staat sollte nichts sein als Wächter über die Sicherheit von Leben und Eigentum. Die

Wirtschaft sollte sich regeln nur durch Angebot und Nachfrage. Das freie Spiel der Kräfte sollte allein bestimmend sein.

Die Manchesterlehre eroberte auch Deutschland. Sie fand Eingang an der Universität zu Königsberg, und ein Lehrer dieser Hochschule, Kraus, war es, der ihr Anhänger in der hohen Beamtenschaft warb. Gerade die nächsten Mitarbeiter Steins, Schoen und Schroetter, wurden ihre überzeugten Jünger, und Stein selbst stand ihr nicht fern. Das war nicht verwunderlich. Lag sie doch im Zuge der Zeit, und seufzte doch Preußen unter der Last unerschwinglicher Kontributionen. Da war es nur natürlich, wenn nach Auswegen, gerade auf wirtschaftlichem Gebiet, gesucht wurde, wenn man sich einer Lehre zuwandte, deren Befolgung wirtschaftliche Blüte verhieß.

Die politischen und die wirtschaftlichen Gedanken des Zeitalters standen in engstem innern Zusammenhange. Sie entsprangen derselben Wurzel und sie wiesen das gleiche Ziel: Zerschlagung aller aus dem Mittelalter überkommenen Fesseln, Entfaltung der freien Persönlichkeit. Und in engster Verflechtung mit ihnen wirkten sich die auf demselben Boden gewachsenen sogen. humanitären Gedanken aus.

III.

Unter solchen Verhältnissen ging der Freiherr Karl vom Stein an sein Werk, ein freier Reichsritter, nur dem Kaiser untertan, der Preußen aus eigenem Entschluß diente, weil er an Preußens deutschen Beruf glaubte. Er trat auf die politische Bühne, getragen von den Erinnerungen seines Geschlechts an das Heilige Römische Reich deutscher Nation, an die alte ständische Verfassung, an die alte Bauernfreiheit, getragen zugleich von der Bildung seines Zeitalters. Geschichtliches Empfinden und die damals moderne Denkweise vereinigten sich in ihm, ohne daß zwischen den Gegensätzen, die sich daraus ergaben, ein Ausgleich sich gefunden hätte. Aber wichtiger als das war, daß Stein eine Persönlichkeit von seltener Größe und Reinheit war, erfüllt von heißer Liebe für Deutschland und sein Volk, ganz in der Sache aufgehend, deren Dienst er sich geweiht hatte, stets nur an sie, nie an sich selbst denkend, von eisernem Willen, keine Verantwortung scheuend, schroff und rücksichtslos, wo es nötig schien.

Neben Stein stand Hardenberg, ein Mann ganz andern Schlages. Ein Grandseigneur im Geiste jener Zeit, ein Lebemann, der Weiber, Widersacher, Schulden bis in das hohe Alter hinein nie losgeworden, beweglich und liebenswürdig, geistvoll, gut unterrichtet, aber Dilettant und deshalb stets auf seine Mitarbeiter angewiesen, Dilettant als Verwaltungsmann, Dilettant sogar auf seinem eigensten Gebiet, auf dem der Diplomatie und deshalb hier ein Opfer Talleyrands und Metternichs, dort ein gehorsamer Nachbeter modischer Schlagworte. Und so stark Stein unter dem Einfluß deutscher geschichtlicher Erinnerungen stand, so stark ließ Hardenberg sich durch englische und französische Gedankengänge beeindrucken.

Mit den Namen Stein und Hardenberg sind in der landläufigen Vorstellung allem zuvor die Bauernbefreiung und die Schaffung der städtischen Selbstverwaltung verknüpft. In diesen zwei Werken sollen die Zeitgedanken ihre Verwirklichung gefunden haben, und ihnen soll es zu danken sein, daß Preußens Erhebung möglich wurde.

Die Bauernbefreiung kann in Wahrheit nicht als Frucht der sogen. Reformperiode angesehen werden. Schon Friedrich der Große erkannte die Bedeutung eines kräftigen Bauernstandes für den Staat. Durch innere Kolonisation, durch Ansetzung von Bauern in den von Polen zurückgewonnenen Gebieten eroberte er, seinen eigenen Worten nach, eine neue Provinz. Er erließ Gesetze zum Schutze des bäuerlichen Eigentums, er trug sich selbst mit dem Plane, die Hörigkeit in seinen Landen aufzuheben. Aber die Zeit war für diesen Plan noch nicht reif, und er ließ ihn wieder fallen. Doch seine Nachfolger nahmen ihn wieder auf. In den 90er Jahren wurde die Hörigkeit der Domänenbauern aufgehoben, wurden über 50 000 spannfähige Bauerstellen geschaffen, eine Tatsache, die in Vergessenheit geraten ist und die doch allein beweist, daß Preußens Zusammenbruch nicht durch Rückständigkeit verschuldet war und Preußens Erhebung nicht erst durch Reformen ermöglicht werden mußte.

Nach der Befreiung der Domänenbauern war die der auf privatem Boden sitzenden Bauern nur noch eine Frage einer Zeit. Ihre Hörigkeit konnte nun nicht mehr aufrecht erhalten werden. Sie konnte es um so weniger, als die Leibeigenschaft auch in den Nachbarstaaten aufgehoben wurde. In Polen geschah es durch Napoleon, in Westfalen bereitete man sie vor. Das Edikt vom 9. Oktober 1807 war eine Notwendigkeit. Aber sollte es wirklich Segen bringen, so mußte die Verleihung der persönlichen Freiheit mit einer grundlegenden Regelung des gesamten Bodenrechts verbunden werden. Vor allem mußte der Bauernschutz aufrechterhalten und ausgestaltet werden. Der Bauer, der gestern noch hörig gewesen war, durfte nicht heute unbeschränkte Selbständigkeit erlangen, nicht die Möglichkeit bekommen, das Land zu verschleudern, auf dessen Besitz seine und der Seinen Existenz beruhte. Er mußte zu voller Freiheit erst erzogen werden.

Doch solche Gedanken lagen den Schülern Adam Smith' fern. So kam es, daß der von Steins Mitarbeitern vorbereitete Entwurf die völlige Freiheit des Grundstückverkehrs einführen und den Bauernschutz gänzlich beseitigen wollte. Stein selbst erkannte die Gefahren, die darin lagen. Aber auch er stand so sehr unter dem Einfluß der Modeströmungen, daß er sich damit begnügte, die Zustimmung der Behörden zur Einziehung von Bauerstellen vorzuschreiben. Im übrigen trat er seinen Mitarbeitern bei.

Vollendet wurde das Werk durch das Hardenbergsche Edikt vom 14. September 1811, das der Manchesterlehre endgültig zum Siege verhalf, indem es den Bauern die freie Veräußerung und Teilung ihrer Grundstücke anheimstellte. Grund und Boden wurde zum Handelsobjekt, zur Ware. Der Verschleuderung, Zersplitterung, Verschuldung des Bodens waren Tor und Tür geöffnet. Der Keim aller Agrarnöte der kommenden Jahrzehnte war gelegt.

Viele Jahre später hat Stein die schweren Fehler dieser Agrarreform erkannt und sie bitter beklagt. Aber nun war es zu spät. Der Zeitgeist hatte sein Opfer gefordert. Und es wäre unverständlich, wie diese Schwächung des Bauernstandes als rettende Tat gepriesen werden kann, wenn nicht heute vielfach derselbe Zeitgeist herrschte, wenn nicht heute noch die Geschichtschreibung in den ausgetretenen Pfaden eines billigen und phrasenhaften Liberalismus schritte.

Gewiß, der Grundgedanke, von dem Stein ausging, war richtig. Der deutsche Bauer mußte wieder frei werden. Aber er durfte nicht von seiner Scholle gelöst werden.

Ganz Ähnliches ist von der städtischen Selbstverwaltung zu sagen. Sie sollte nur ein Teil des geplanten großen Reformwerks sein. Auch das flache Land sollte Selbstverwaltung erhalten, Kreis- und Provinzialstände sollten geschaffen werden und über ihnen sollte eine Ständeversammlung des preußischen Staates stehen. Selbst von einer ständischen Verfassung des Reichs träumte Stein. Aber wie sollte das möglich sein, da doch die neue Lehre die Niederreißung aller Schranken forderte, da die Grundlage jeder ständischen Verfassung, die Stände selbst, vernichtet werden sollten und vernichtet wurden? Nicht nur gegen die Sonderrechte des Adels richtete sich der Haß des Zeitgeistes und seiner Träger. Auch die städtischen Zünfte und Immungen sollten nicht fortbestehen dürfen, da sie dem vielberufenen freien Spiel der Kräfte Schranken setzten. Die Bevölkerung wurde atomisiert, wie es dem liberalen Ideal entsprach, der einzelne Bürger dem Staat unmittelbar und unvermittelt gegenübergestellt. Wie sollte da eine ständische Verfassung möglich sein?

Auch hier stießen Steins geschichtliche Vorstellungen mit den Gedanken zusammen, die er als Frucht der neuen Zeit in sich aufgenommen hatte, mit den Gedanken, denen seine Mitarbeiter dienten, und die Hardenberg uneingeschränkt verwirklichen sollte, als Stein selbst nicht mehr zu befehlen hatte.

So kam es, wie es kommen mußte. Die kümmerlichen Überbleibsel ständischer Gliederung, die sich erhalten hatten, werden zerschlagen. Ihre letzten mutigen Verfechter, Marwitz und Finckenstein, werden von Hardenberg auf die Festung geschickt, und noch heute runzelt der Mann des aufrechten Freisinns unwillig die Stirn, wenn er die Namen dieser trotzigen Junker hört, ohne zu ahnen, daß sie nicht für adelige Vorrechte, sondern für Rechte des Landes gegen einen despotischen Minister kämpften.

Erst 1823 wurde eine provinzielle Selbstverwaltung geschaffen. In die Reformperiode aber fällt nur die Städteordnung vom 19. November 1808, die ergänzt wurde durch die Hardenbergschen Edikte über die Gewerbefreiheit vom 7. September 1811 und über die Judenemanzipation vom 11. März 1812. Die Folge war unbestreitbar ein wirtschaftliches Aufblühen der Städte und ebenso wenig soll bestritten werden, daß rein technisch betrachtet, die preußischen Städte trefflich verwaltet wurden. Aber sind die Stadtverwaltungen nicht zugleich Hochburgen eines staatsfeindlichen Sinnes, Zwingburgen des jüdischen Freisinns über den deutschen Bürger geworden? Wiegt das nicht reichlich die erzielten wirtschaftlichen Vorteile auf? Und wird man wirklich, ohne der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, sagen dürfen, daß diese Entfesselung niederer Kräfte zu Preußens Erhebung beigetragen, ja, nach der landläufigen Lehre, sie erst ermöglicht hat?

Neben diesen zwei Reformen, die gesunde Grundgedanken durch den Zeitgeist verderben ließen, stand jedoch eine dritte, von der im allgemeinen wenig gesprochen wird, weil sie verwaltungstechnischer Art war und mit dem Zeitgeist nichts zu tun hatte, und die doch gerade der Erhebung Preußens mehr vorgearbeitet hat, als irgend eine andere Maßnahme jener Zeit.

Preußen war ein Agglomerat von Provinzen und Provinzsplittern. Nur die Person des Königs hielt das Gebilde zusammen. Die Regierung lag grundsätzlich in den Händen teils von Fachministern, teils von Provinzialministern, deren Zuständigkeiten sich in unübersichtlicher Weise kreuzten und vermengten. Letzten Endes aber führte der König durch sein Kabinett ein rein persönliches Regiment.

Da hat Stein rücksichtslos eingegriffen und einerseits die Verdrängung des Kabinetts, andererseits die Durchführung des Fachministersystems gefordert und zugleich verlangt, daß ein Erstminister eingesetzt werde, in dessen Händen alle Fäden zusammenlaufen sollen. Er hat seinen Willen zuerst nicht durchsetzen können. Als er auf ihm beharrte, wurde er in Ungnaden entlassen. Erst nach dem Zusammenbruch hat man ihm nachgegeben, und Hardenberg hat dann die Früchte seiner Kämpfe geerntet, indem er lange Jahre hindurch als Staatskanzler fast unumschränkte Gewalt ausüben durfte.

Durch diese Reform wurde eine Stelle geschaffen, in der wirklich die ganze Staatsgewalt zusammengefaßt war. Das war tatsächlich eine Vorbedingung für Preußens Erhebung, für das siegreiche Bestehen des Kampfes, in den Preußen eintreten mußte.

IV.

Soll alles das nun heißen, daß wir die Altäre einreißen müssen, die das deutsche Volk dem Gedächtnis Steins errichtet hat?

Keineswegs! Der Strahlenkranz, den die Geschichte um Steins Haupt gewunden hat, leuchtet fort durch die Jahrhunderte, und kein Deutscher wird seinen Namen anders, denn in Ehrfurcht und Dankbarkeit nennen. Aber das wird nicht deshalb geschehen, weil er diese oder jene liberal angehauchte Reform durchgeführt hat, sondern deshalb, weil er kraft seiner reinen, großen und starken Persönlichkeit, seiner Vaterlandsliebe, seines flammenden Sehnens nach Freiheit an der Spitze derer stand, die Preußens Erhebung zuwege gebracht haben. Nicht seine Reformen, an denen vieles verfehlt war, deren Grundgedanken durch Modeströmungen verwischt waren, seine Persönlichkeit hat die Erhebung möglich gemacht. Stein ist es gewesen, der Blücher und Scharnhorst und Gneisenau auf den Platz stellte, auf dem sie wirken konnten. Er ist es gewesen, der als geächteter, entamteter Flüchtling die Politik Alexander I. bestimmte, der diesen schwankenden, unentschlossenen Mann beeinflußte, den Mut in ihm stärkte, die Überzeugung in ihm weckte, daß es gerade seine, Alexanders, geschichtliche Sendung sei, Europa vom Joch des Korsen zu befreien. Stein war es, der den Kaiser dazu vermochte, seine Truppen nach der Austreibung Napoleons nicht an der russischen Grenze Halt machen zu lassen, sondern die Waffen hineinzutragen nach Preußen, nach Deutschland, bis in das Herz Frankreichs.

Stein war einer der Großen unserer Geschichte. Er war einer jener Männer, die nicht mit dem zahlen, was sie *tun*, sondern mit dem, was sie *sind*. Er wirkte allem zuvor durch die Kraft seiner Persönlichkeit.

Ein bequemer Geselle war er nicht. Schroff und rücksichtslos, hat er sich unzählige Feinde gemacht. Bei Hofe, in der Beamtenschaft war er nicht beliebt. Jenes „Uff!" der Erleichterung, das durch die Reihen der Charakterlosen ging, als Bismarck abtrat, mag ebenso vielstimmig erklungen sein, als Stein beseitigt wurde. Deshalb dachte man auch nicht daran, ihn zurückzurufen, als Preußen wieder frei war. Man ließ ihn im Hintergrunde und behielt lieber den geschmeidigen Weltmann Hardenberg. Mehr als das! Alle, die an der Befreiung mitgearbeitet hatten, wurden reich belohnt, erhielten Dotationen an Land und Geld. Nur Stein ging leer aus. Einen Besitz, den er während des Krieges in Posen erworben hatte, durfte er gegen ein Gut in Westfalen

eintauschen. Doch als Ausgleich mußte er auf sein Ruhegehalt als Minister verzichten.

Stein ist es gewesen, der in höherem Grade als alle anderen Preußens Erhebung vorbereitet hat. Er war es trotz der Mangelhaftigkeit, ja, Schädlichkeit seiner heute noch ebenso gedankenlos wie laut gepriesenen Reformen. In dieser Tatsache aber liegt die große Lehre jener großen Zeit: nicht auf Reformen kommt es an, sondern auf Männer. Die richtigen Männer müssen am richtigen Platz stehen, sie müssen Handlungsfreiheit haben, müssen Vertrauen genießen. Dann wird das Ziel erreicht werden.

Männer, nicht Maßnahmen, bestimmen den Gang der Geschichte. Männer, nicht Reformen führten zu Preußens Erhebung.

Auch wir werden den Weg zu Freiheit und Größe wiederfinden, wenn wir aufhören, nach Reformen, nach Gesetzen und Verordnungen zu rufen, wenn wir den Männern, die kommen, die vielleicht schon da sind, vertrauensvoll die Bahn öffnen!

Deutsche Schmach, Deutsche Hoffnung.

Ihr Deutschen, seht ihr schwarz ihn gähnen
Den Abgrund der Erbärmlichkeit?
Seid ihr das noch — in Weibertränen
Zu jeglichem Verzicht bereit?
In Polstern dehnt sich jeder Wicht,
Die Besten — stehen vor Gericht!

Verrat an eig'nen Stamm'sgenossen,
Vorm Feinde Liebedienerei,
Schamhaftigkeit liegt in der Gossen,
Und das Gemeine waltet frei.
Vergessen Ehr' und Ruhm und Pflicht,
Die Besten — stehen vor Gericht.

Volk, das im Waffen-Lichtgefunkel
Trotzt einer Welt voll Grimm und Graus,
Wer schlich sich ein in Nacht und Dunkel
Und legte Fackeln an dein Haus?
Schläfst du? — Frech schaltet das Geschmeiß,
Und deine Besten gibst du preis!

Auf, eh' die stolze Burg in Flammen
Zu ew'gem Untergang versinkt,
Ihr Besten, rottet euch zusammen
Und mutig in die Lohe springt!
Wer Rettung will, denkt Schonung nicht,
Ihr, haltet peinliches Gericht!

S. Graf v. d. Schulenburg.

Staatendämmerung?

Von Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Sollen die Staaten allmählich verschwinden und anderen Gemeinschaftsgebilden Platz machen? Auf diesen Gedanken könnte man fast kommen, wenn man die geschichtliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte vom Standpunkte staatlichen Lebensbedürfnisses betrachtet. Einen Kampf zwischen Staaten und gewissen überstaatlichen, mit keinem bestimmten Staate auf Gedeih und Verderb verbundenen Mächten (Kirchen, Orden, Geheimbünden) hat es zwar schon immer gegeben. Man denke dabei nur an die erbitterten Kämpfe der römisch-deutschen Kaiser mit den Päpsten und der französischen Könige mit dem Templer-Orden. Aber in diesen Kämpfen hat sich der Staat wenigstens behauptet und zeitweilig hie und da sogar die Übermacht erlangt. Erst neuerdings, wo die bisherigen überstaatlichen Mächte (Rom und gewisse Freimaurer) im Marxismus und im internationalen Finanzkapital (beide bekanntlich von Juden beherrscht), bewußte oder unbewußte Unterstützung gefunden haben, neigt sich die Wagschale immer mehr zu ungunsten der Staaten, so daß zu befürchten steht, daß die Staaten zuletzt überhaupt verschwinden oder doch zu völlig willenlosen Werkzeugen in der Hand der mächtigsten unter den überstaatlichen Mächten herabgedrückt werden. Ein Machtkampf wird ja wohl auch einmal zwischen *diesen* Mächten, falls die Staaten sich nicht wieder aufrichten, entbrennen; aber vorläufig kämpfen sie noch gemeinsam gegen die Staaten, am heftigsten gewöhnlich gegen den zeitweilig mächtigsten, gegen den sie jedesmal die übrigen auszuspielen versuchen, denn ihre Kampfweise kann ja stets nur *indirekt* sein, *direkt* können sie ja über die Machtmittel der Staaten nicht verfügen. Erst wenn sie das letzte gemeinsame Hindernis ihrer Herrschaft gemeinsam überwunden hätten, könnte der Kampf zwischen ihnen *selbst* beginnen. Dieser Zeitpunkt ist noch nicht da. Die Staaten sind zwar sehr geschwächt, aber sie sind immerhin noch vorhanden.. Unabhängig freilich ist *keiner* von ihnen. Auch wenn einer von *äußern* Feinden nicht bedroht wird, ist er im Innern von Parteien abhängig, und diese sind sämtlich in der einen oder anderen Weise — ob freiwillig oder unfreiwillig — Werkzeuge der überstaatlichen Mächte, besonders des internationalen Judentums.

Was ist die Ursache dieser vom Standpunkte dauernder Lebensmöglichkeit der Völker so außerordentlich bedauerlichen Entwicklung?

Die Antwort darauf ist ziemlich einfach. Die Staaten oder vielmehr deren frühere Hauptvertreter, die Monarchen, hatten nur zu oft vergessen, manchmal auch gar nicht begriffen, daß ein Staat nur solange gesund, stark, unabhängig im Innern wie nach außen hin sein und *bleiben* kann, als er nichts anderes sein will als das Pflege-, Schutz- und Trutzorgan *eines* bestimmten Volkes in seiner *Gesamtheit*, nicht in einer Partei oder Klasse. Gegen dieses Axiom wahrhaft völkischer (auch wahrhaft staatlicher) Staatskunst ist in der verschiedensten Weise verstoßen worden. Gewöhnlich war es ein Einzelner, oder ein Klüngel, oder eine besondere Partei oder Klasse, die bei sich dachte oder auch offen aussprach: „Der Staat, das bin ich." Bei solcher Denk- und Gefühlsweise wird der beste Kern des Volkes dem Ehrgeize, der Machtgier mindestens *eines* der vorher genannten Staatsbeherrscher aufgeopfert. Das eigene Volk wird sozusagen unterworfen und ausgebeutet, anstatt gehegt und ge-

pflegt. Es muß wohl gar noch dazu dienen, auch noch fremde Völker zu unterwerfen und in den Staatsverband — natürlich auch nur zum Zwecke der Ausbeutung — aufzunehmen. Eine solche Überspannung oder falsche Auffassung des staatlichen Machtgedankens (Imperialismus) hat sich stets bitter gerächt. Die Machthaber sind entweder gestürzt worden, oder das starke Volk, das den betreffenden Staat zuerst allein getragen und groß gemacht hatte, ist daran zugrunde gegangen, ist allmählich abgestorben und hat sein reiches Erbe fremden Sklaven oder sonstigen Unterworfenen überlassen müssen. Diese konnten den Staat natürlich auch nicht halten, da er ja ihrer rassischen Eigenart nicht angemessen und auf diese nicht zugeschnitten war. Ein Staat kann ja nur durch dieselben Eigenschaften erhalten werden, die ihn zuerst groß gemacht haben. Auf diese Weise ist im Altertum so manches große und starke Volk, das alle Anwartschaft auf unbegrenzte Lebensdauer gehabt hätte, mit dem Staate, der es nicht zu hegen und zu pflegen, zu schützen und zu stützen gewollt oder gekonnt hatte, zugrunde gegangen. Ein Staat kann eben nur ein völkischer Staat sein, oder er kann nicht sein, jedenfalls nicht von unbegrenzter Dauer sein. Ein Partei- oder Klassen- oder Völkerstaat ist kein Staat im Sinne gesunder Natur und wahrer Kultur. Er muß über kurz oder lang sich zersetzen und fremden Staaten oder überstaatlichen Mächten zur Beute fallen. Nur der völkische Gedanke in reinster, klarster Ausprägung, wie er bis jetzt nur in Deutschland existiert, könnte den heutigen, an allen möglichen Krankheiten leidenden, dem Tode nahen Staaten neues Leben einhauchen. Wahrhaft völkisches und wahrhaft staatliches Gemeinschaftsgefühl hängen eng miteinander zusammen, stützen sich gegenseitig. Besonders kennzeichnend dafür sind zwei Aussprüche. Der eine steht am Rathaus der alten deutschen Reichsstadt Eger und heißt: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk." Der andere rührt von dem bekannten Dichter und Rechtsgelehrten Felix Dahn her und lautet: „Das höchste Gut des Volkes ist sein Staat." Vorausgesetzt ist dabei natürlich, daß es ein wahrhaft völkischer Staat ist. Im anderen Falle kann der Staat für das Volk nicht nur kein Gut, sondern oft ein Übel, eine Belastung sein.

Daß die überstaatlichen Mächte Feinde jedes starken, rechtschaffenen, unabhängigen Staates, also ganz besonders des völkischen Staates sein müssen, liegt auf der Hand. Diese Mächte wollen ja als letztes Ziel weder die Staaten noch die Völker, überhaupt keine selbständigen politischen Einheiten. Sie wollen vielmehr alle natürlichen und wahrhaft kulturellen Unterschiede möglichst aufheben und die gesamte oder doch einen möglichst großen Teil der Menschheit zu einer „domestizierten" (verhaustierten) Herde unter einem Hirten machen. Das ist sowohl der gesunden Natur wie der wahren Kultur entgegengesetzt, denn beide gehen auf Differenzierung, nicht auf Nivellierung aus. Auch kann nur der Wettbewerb die verschiedenen Arten und Individuen zu möglichst hoher Vollkommenheit entwickeln und, wenn diese Stufe erreicht ist, sie behaupten. Das Gegenteil würde zu immer schlimmerer Krankheit und zuletzt zum Tode führen. Alles das wissen die Vertreter der überstaatlichen Mächte entweder nicht, oder sie wollen es nicht wissen. Jedenfalls wollen sie ein anderes als das staatliche und völkische Gemeinschaftsgebilde und entsprechende Gemeinschaftsgefühl. Die Kirchen und ihre Stützen, die geistlichen Orden, meinen mit diesem Gemeinschaftsgefühl eine bestimme Religion und Konfession, die Freimaurer eine irreligiöse oder allgemein

religiöse — im übrigen recht vage, unbestimmte — Idee, das internationale Finanzkapital ein rein materielles, wirtschaftliches Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Vorherrschaft und zuletzt Alleinherrschaft eines bestimmten Volkes, nämlich des jüdischen, in die Wege leiten soll.

Man sieht: nur die letzte dieser überstaatlichen Mächte verleugnet damit den völkischen Gedanken nicht, hat ihn niemals verleugnet und würde darum nach allen natürlichen Gesetzen über die anderen Wettbewerber um die Weltherrschaft zuletzt den Sieg davontragen. Wie die Juden von sämtlichen Kulturvölkern des Altertums allein übrig geblieben sind, so würden sie auch die heutigen modernen Kulturvölker überleben, wenn diese dem völkischen Gedanken in Staat, Wirtschaft und Kultur auch weiterhin ebenso verleugneten wie jene.

Daß die Juden seit ihrer Zerstreuung ohne eigenen Staat — zu einem rechtschaffenen Staate gehört immer ein bestimmtes Land mit bestimmten Grenzen — bestehen konnten, war freilich nur dadurch möglich, daß sie in dem Staate ihrer Wirtsvölker einen Ersatz dafür fanden. Sie ließen sich Leben und Eigentum vom Staate ihrer Wirtsvölker schützen. Wie sie sich deren produktive Schaffenskraft zunutze machten, so machten sie sich eben auch deren öffentliche Einrichtungen zunutze. Das tun übrigens die anderen überstaatlichen Mächte auch, und darin besteht die besondere Perfidie ihrer Politik. Sie lassen sich von den Staaten beschützen, beschützen diese aber nicht nur nicht, sondern bekämpfen sie, wenn sie sich ihnen nicht vollständig unterwerfen, d. h. als Werkzeuge benützen lassen.

An dem Beispiel der Juden sieht man zugleich, daß der völkische und rassische Gedanke, wenn er nur stark genug ist und auf besondere Weise gehegt und gepflegt wird, einen eignen Staat mit bestimmten Grenzen auch entbehren kann. Das gilt freilich, wie schon angedeutet, nur für nomadische, vom Beutemachen lebende und nur zeitweilig seßhafte Völker. Dauernd seßhafte, bodenständige Völker würden ohne eigenen Staat bald zugrunde gehen. Ohne Grenzen und Grenzschutz würden sie von fremden Völkern überflutet werden, einem chaotischen Rassenwirrwarr verfallen oder direkt vernichtet werden. Ihren völkischen und rassischen Tod bedeutete es in dem einen wie in dem anderen Falle. Es genügte zu diesem Ende schon, daß der Staat kein wahrhaft völkischer ist, auch wenn er sonst noch die Kraft hätte, gewaltsam eindringende Fremde abwehren zu können. Es gibt auch eine friedliche Eroberung, Durchsetzung, Zersetzung. Das ist der Fall der modernen Völker des europäischen Kulturkreises. Sie würden über kurz oder lang genau so sicher zugrunde gehen, wie ihre antiken Vorgänger, wenn sie, wie gesagt, den rassischen und völkischen Gedanken weiter verleugneten. Dadurch würde die jetzige Staatdämmerung zuletzt in eine völlige Verfinsterung übergehen.

Die gesündesten Elemente der heutigen Völker scheinen das auch bereits instinktiv zu fühlen. Die sich überall auf diese oder jene Weise erhebende völkische Bewegung, mag sie sich faschistisch, antiparlamentarisch oder sonstwie nennen, ist die Gegenwirkung (Reaktion) gegen das, was die Juden und ihre Knechte bisher „modernen Fortschritt" nannten: nämlich zumeist das, was die Staaten schwächt und sie hindert, das Pflege-, Schutz- und Trutzorgan ihrer Völker zu sein. Es sind das die vorher genannten überstaatlichen Mächte, auch bloße internationale Ideen, wie besonders der Marxismus und Pazifismus, welche

die Juden — teilweise auch die Jesuiten und Freimaurer — so schön als ein Werkzeug für ihre Zwecke, nämlich zur Schwächung des gesamtvölkischen Gemeinschaftsgefühls auszumutzen verstanden haben.

Besonders erfolgreich ist diese zuerst „fortschrittlich-liberal", dann „sozialdemokratisch" genannte Politik bei uns in Deutschland gewesen, erstens deshalb, weil der Deutsche infolge eines starken Persönlichkeitsgefühls und einer unglücklichen geschichtlichen Entwicklung an sich schon ein schwächeres gesamtvölkisches Gemeinschaftsgefühl hat, und zweitens, weil er alles, auch die Selbstvernichtung, gründlicher betreibt als andere Nationen. Aus demselben Grunde ist aber auch zu hoffen, daß der Deutsche die völkische Bewegung, wenn er deren Sinn erst einmal begriffen und sie ihn ganz erfaßt hat, schneller, stärker und folgerichtiger vorwärts treiben wird als andere Völker. Sie dürfte daher auch bei uns in Deutschland, wenn hier zur rechten Zeit die rechten Führer an die Macht kommen, eher zum richtigen Ziele kommen als anderswo. Was sich in Italien „Faszismus" nennt, war vielleicht ursprünglich eine echt völkische Bewegung. Sie ist aber durch geheime überstaatliche Einflüsse, als man einsah, daß sie nicht niederzukämpfen war, in eine falsche, d. h. übervölkisch-imperialistische Richtung gelenkt worden. Der Imperialismus ist nämlich stets das Auskunftsmittel, wenn Marxismus und Pazifismus nicht mehr verfangen wollen. Wenn die Völker des Parlamentarismus mit seinen unfruchtbaren, ja verheerenden Partei- und Klassenkämpfen überdrüssig werden, dann versucht man es mit den Völkerkämpfen oder wenigstens mit einer leicht dahin führenden Außenpolitik, damit die Völker nur ja nicht zur Ruhe und Genesung, nur ja nicht in den wirtschaftlichen und damit in den sozialen und politischen Gleichgewichtszustand gelangen. Dann wäre ja die Ausbeutung der Schaffenden durch die Raffenden und damit eine Judenherrschaft nicht mehr möglich. Das internationale Finanzkapital könnte dann vielleicht sogar einmal beschlagnahmt oder „mediatisiert" werden. Auch der Einfluß der sich bewußt oder unbewußt auf die Juden stützenden anderen überstaatlichen Mächte könnte dann ausgeschaltet werden. Eben darum darf man die Völker gar nicht zur Ruhe und Besinnung kommen lassen.

An sich ist Machtpolitik nicht falsch. Nur muß es eine Machtpolitik sein, die dem Volke in seiner Gesamtheit, nicht einzelnen, oder Gruppen, oder Klassen, oder Parteien zugute kommt. An dem, was man heutzutage „Imperialismus" nennt, kann ein Volk wohl zugrunde gehen, aber nicht wirklich in die Höhe kommen oder gar dauernd am Leben bleiben. Dieser Imperialismus ist kein Mittel wahrhaft völkischer Staatskunst, sondern übervölkischer Satanspolitik. Mussolini mag sich in Acht nehmen, daß man nicht auch ihn, wie das fast schon der Fall zu sein scheint, zum Werkzeug eines für sein Volk unfruchtbaren, ja tödlichen Imperialismus macht. Die Spuren des alten Roms, die er ja oft um sich sieht, sollten ihn eher schrecken als ermutigen. Und was die heutigen Nachfolger der alten Roma anbetrifft, so scheinen diese fürs erste nicht sowohl Italien als Frankreich zum Werkzeug Gottes — man kann auch sagen des Teufels — ausersehen zu haben. Die „Gestae Dei per Francos" sollen offenbar wieder aufleben. Während man England, Amerika und Japan gegeneinander mißtrauisch macht und auf diese Weise lähmt, soll Frankreich zuerst Deutschland und Rußland, dann auch die übrigen Länder in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückführen, ganz gleich, ob dadurch so etwas Ähnliches oder noch Schlimmeres als der Dreißigjährige

Krieg entsteht. Was kann das alles den überstaatlichen, mit keinem bestimmten Staate auf Gedeih und Verderb verbundenen Mächten, namentlich dem Judentum schaden? Dieses bleibt ja dann allein übrig, und dann beginnt jene „Ordo ab chao", den sowohl Juden wie Freimaurer als Parole für die Zukunft ausgegeben haben und zu dessen Herbeiführung sie sich die Hilfe Roms und des nationalen Frankreichs gerne gefallen lassen würden. Diese beiden würden sich ja dadurch nicht retten, sondern vollends zugrunde richten. Das ersehnte Chaos, aus dem die neue Ordnung erstehen soll, wäre dann in jeder nur wünschenswerten Ausdehnung vorhanden.

Alles das könnte vermieden und die sonst so achtbare katholische Kirche auch bei uns in Deutschland so wie in den andern Ländern eine wahre Volkskirche werden, wenn sie auf überstaatliche und übervölkische Satanspolitik verzichtete, oder wenn wenigstens die niedere Geistlichkeit, die ja auch bei uns noch nicht vollständig entvölkischt ist, sich jene grauenvolle Perspektive vor Augen halten und dagegen wehren würde. Auch die sonst so kluge Roma sollte sich doch nicht von Alljuda nasführen und mißbrauchen lassen. Sie sollte sich doch sagen, daß sie mit all ihrer noch so fein gesponnenen überstaatlichen Politik zuletzt doch nur die Geschäfte des Judentums — des Gegenpols des wahren Christentums — besorgt.

Wie das aber auch kommen mag — die völkische Bewegung ist damit weder bei uns noch bei den anderen Völkern, soweit sie noch nicht völlig entartet sind, aufzuhalten. Sie wird sich über kurz oder lang dennoch durchsetzen, und damit wird für die Staaten sowohl wie für die Völker die Morgenröte eines neuen herrlichen Frühlingstages sichtbar werden. Und sollte auch das westlichste Europa, das „Abendland" in jedem Sinne des Wortes, nicht mehr zu retten sein: Mittel-, Nord- und Südeuropa haben noch Lebenskräfte genug in sich, um eine neue Blüte gesunder Natur und wahrer Kultur hervorzutreiben, wenn — — sie sich von der Fremdherrschaft der überstaatlichen Mächte, insbesondere Alljudas, endlich befreien und ihr Schicksal allein bestimmen. „Die Politik ist das Schicksal" sagte Napoleon I. mit Recht. Handeln wir endlich danach!

An Hindenburg und Ludendorff.

Einst hat der Massen Jubel euch umbrandet,
Ihr ward All-Deutschlands stolzer Siegsgedanke —
Die Volksgunst schwand, die weiberlauniſch schwanke,
Als unser Schiff durch eigne Schuld gestrandet.

Schlimm ward der Träume goldne Fracht gelandet,
Euch spülte fort die Zeit, die nervenkranke,
Das Strandgut fraß der schakalkühne Franke,
Und Glück und Hoffnung sind verweht, versandet.

— Ihr lebt uns fort und harrt, der Eine schweigend,
Der Andere mit Knirschen nur sich neigend,
Sein heißes Herz in jeder Stunde zeigend.

Doch seid getrost! Die Zeit ist nicht mehr ferne,
Da braucht euch unser Volk und ruft euch gerne,
Und euer Ruhm steigt neu zum Reich der Sterne.

Richard Hennig.

Der schwarze Militarismus.

Von Georg Widenbauer, Regensburg.

Durch die selbstmörderische Wahnsinnstat vom 9. November 1918 ist dem Deutschen Reich das Rückgrat gebrochen und es ist in der kritischsten Stunde seines Daseins wehrlos seinen übermütigen „Besiegern", insbesondere den rachsüchtigen Franzosen, ausgeliefert worden. Das deutsche Volk beraubte sich, betört durch die Vorspiegelungen der Revolutionsmänner, die mit Recht für das Weiterbestehen ihrer Umsturzherrschaft fürchten mußten, des Hauptinstruments jeder staatlichen Macht, seines achtunggebietenden, stolzen Heeres, und gab sich in schicksalhafter Verblendung der Willkür der „Sieger" preis. „Nieder mit dem Militarismus!" brüllte damals die unpolitische, durch verhängnisvolle Schlagwörter vom „ewigen Frieden", „Völkerversöhnung", u. dgl. Phrasen am Narrenseil geführte Menge und machte nächst den deutschen Fürsten das deutsche militärische System für das Unheil des Krieges und dessen unglücklichen Ausgang verantwortlich. „Gott sei Dank, daß wir den Krieg verloren haben, denn sonst hätten wir noch vor jedem Unteroffizier Front machen müssen!" „Wenn wir kein Militär mehr zu unterhalten brauchen, so haben wir in ein paar Jahren unsere gesamten Kriegsschulden abbezahlt, und wenn die Leute, die bisher in den Kasernen mit nutzlosem Paradedrill und einfältiger Soldatenspielerei ihre kostbare Zeit vergeuden mußten, nun frei werden für ersprießliche friedliche Tätigkeit, so kann sich unsere Industrie erst recht großzügig entwickeln und so jeden fremden Wettbewerb aus dem Felde schlagen. Dann überflügeln wir trotz alledem noch die Engländer und Amerikaner. Die wahren Sieger sind wir!" So konnte man damals Tausende von politischen Rindsköpfen am Biertisch und in Versammlungen reden hören und gewissenlose Agitatoren der Linken trieben mit derlei Redensarten politischen Gimpelfang. In diesem Sinne hat wohl auch der Revolutionär Scheidemann in den Umsturztagen vom Balkon des Berliner Kaiserschlosses aus das leichtfertige Wort in die Massen geschleudert: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt."

Es ist ganz anders gekommen, als die deutschen Träumer hofften, die keine blasse Ahnung davon hatten, daß *die sicherste Grundlage alles wirtschaftlichen Gedeihens die reale politische Macht* ist, wie sich dies ja am Deutschen Reich von 1870/71 so augenfällig erwiesen hat.

Der deutsche Militarismus ist gründlich erledigt. Dafür ist aber ein anderer Militarismus hochgekommen und feiert heute wahre Orgien, tobt sich rücksichtslos gegen das waffenlose, mit Füßen getretene Deutschland aus, nämlich der französische. Mutet es uns nicht wie eine Ironie der Weltgeschichte an: das 60-Millionen-Volk des Deutschen Reichs oder richtiger, die 80 Millionen Deutschen Mitteleuropas werden heute beherrscht, ja geknechtet und geknutet von den 40 Millionen Franzosen und ihren slawischen Trabanten!

Wer aber ist das *Hauptwerkzeug des französischen Militarismus*? Es ist *Frankreichs „Schwarze Macht"*, die den imperialistischen Mammonarchen des Empire Parisien die Mittel an die Hand gibt, ständig den Weltfrieden zu bedrohen und den bisherigen Hauptbürgen für die Ruhe Europas, das einst so mächtige Deutsche Reich, niederzuhalten. *Der ethische deutsche Militarismus ist abgelöst durch den*

kulturfeindlichen französischen Militarismus. Wir Deutschen müssen nun entsetzlich bitter büßen, was wir 1918 an uns selbst verschuldet haben. Denn durch unsere verbrecherische Wehrlosmachung, unsere politische Selbstentmannung haben wir erst dem französischen Militarismus auf die Beine geholfen. Dieser aber vermag zur Durchführung seiner Weltmachtspläne längst nicht mehr genug weiße Truppen aus dem eigenen für seine überspannten Herrschergelüste ganz ungenügenden Menschenmaterial der Heimat aufzustellen, sondern ist gezwungen, Farbige aller Rassen, vor allem Schwarze, in sein Heer einzustellen. Welch ein Armutszeugnis für die stolze Grande nation! Nur mit Hilfe des schwarzen Militarismus vermag sie noch Weltpolitik zu treiben, vermag die französische Regierung überhaupt ihre eigene Herrschaft im Innern auf die Dauer zu stützen.

Heute schon verfügt Frankreich mit den Reserven über eine schwarze Armee von nahezu 1000000 Mann und bedient sich ihrer unter strupelloser Preisgabe des weißen Rassenbewußtseins zur Erhaltung seiner Vormachtstellung. Die französischen Staatsmänner haben sich damit eine furchtbare Prätorianergarde geschaffen, die ein Hauptmittel ihres wirtschaftlichen und politischen Imperialismus ist. Dabei denken die wenigsten von uns an die betrübliche Tatsache, daß wir Deutsche in unserer politischen Kurzsichtigkeit unserem Erbfeind diese gefährliche Waffe gleichsam selbst in die Hand gespielt haben.

Einmal waren es die zahllosen deutschen Söldner der berüchtigten Fremdenlegion,[1]) die Frankreichs Kolonialmacht mitbegründen halfen. 1831 ins Leben gerufen, vereinigte die Fremdenlegion stets 7—8000 deutsche Abenteurer, meist der intelligentesten Schichten, kühne, verwegene Freibeuter in ihren Reihen. Echt deutscher Siegfriedsdrang hat mitgewirkt am Aufbau des französischen Kolonialreiches, genau so wie das deutsche Element in hervorragender Weise mithalf, im Osten den russischen Staat zu begründen und auch in der Neuen Welt, z. B. im amerikanischen Unabhängigkeitskampfe, sich aufopfernd einsetzte und staatsbildend und -fördernd sich betätigte. So kam tragischerweise bestes deutsches Blut fremden Interessen zugute. Denn es waren nicht immer die schlechtesten Söhne Mutter Germanias, die in die Fremdenlegion eintraten, mochten den oder jenen auch die Flucht vor den Häschern, die Furcht vor dem Staatsanwalt, den französischen Werbern in die Arme treiben. Wie viele jugendliche Brauseköpfe sind nicht durch abenteuerlichen Lesestoff verleitet worden, der Romantik des Dranges in die Ferne und dem zauberischen Schimmer vermeintlichen Heldenlebens ihren Tribut zu zollen, und haben dann in bitterer Enttäuschung zu spät eingesehen, wie schmählich sie betrogen wurden! Wieviele Tausende unerfahrener junger Deutschen sind ferner nicht den Lockungen der französischen Werber ins Garn gegangen oder auch mit Gewalt — z. B. deutsche Gefangene während des Weltkrieges — zum Dienst in der Legion gepreßt worden? Man kann getrost behaupten, daß ohne die Hunderttausende von Deutschen, die sich für Frankreich aufgeopfert haben, dessen koloniale Machtausdehnung nie den heutigen Umfang angenommen hätte. Mit deutschem Blut ward hauptsächlich das französische Kolonialreich errichtet, das sich heute über vier Weltteile erstreckt und vor allem in Nordwestafrika ein riesiges zusammenhängendes Ganzes von Marokko bis Tunis

[1]) Lies „Erwin Rosen, In der Fremdenlegion!“

bildet und südlich bis zum Kongo reicht. Die französische Fremdenlegion hat unzählige blühende deutsche Leben verschlungen, vor allem aber ist das vor den Toren Frankreichs liegende Algerien das Massengrab verirrter oder getäuschter deutscher Landeskinder geworden. Wieviel deutsches Blut, wieviel deutsche Seufzer und Tränen und Flüche kleben an der kolonialen „Herrlichkeit" Frankreichs? Trifft in diesem Sinne nicht auf die französische Kolonialpolitik die Anklage zu, die der edle Freiheitsdichter Körner gegen Frankreich erhebt: „Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut?" Man hat ausgerechnet, daß seit dem bald hundertjährigen Bestehen der französischen Fremdenlegion, dieser Brutstätte der verbrecherischsten Perversitäten, rund 250 000 Deutsche dem Moloch des scheußlichsten Militarismus zum Opfer gefallen sind.

In diesem hauptsächlich durch deutsches Heldentum dem französischen Machtbereich einverleibten nordafrikanischen Frankreich waren es dann wiederum Deutsche, die als Kulturpioniere das Land, das ihre verblendeten Brüder mit dem Schwerte für Frankreich gewonnen hatten, nun friedlich mit Pflug und Spaten eroberten und so erst dauernd für Frankreich in Besitz nahmen. Wäre doch das menschenarme Frankreich aus sich selbst heraus zu schwach gewesen, diese Länder gewaltsam sich anzugliedern, geschweige denn zu besiedeln. Wieder sprangen Deutsche in michelhafter Verblendung hilfsbereit für Frankreich in die Bresche. Wer früher die südlichen Oasen Algeriens bereiste, der wunderte sich, wenn ihm plötzlich deutsche Laute ans Ohr schlugen. Hat doch Frankreich zahlreiche Elsässer und Lothringer, die 1871 in unbegreiflichem Trotz gegen den siegreichen deutschen Landsmann die dem Mutterland wieder angegliederte Heimat verließen, dort unten angesiedelt, so daß auf diesem gefahrvollen Posten Deutsche Wächterdienste leisteten für die Bewahrung und Ausdehnung des französischen Kolonialreiches.

Leider hat sogar Bismarck der Verwirklichung des französischen Kolonialgedankens tragischerweise, wenigstens indirekt, Vorschub geleistet. Er förderte nach der Überwindung Frankreichs 1870/71 dessen koloniale Pläne, in der Hoffnung, daß ein in Übersee beschäftigtes Frankreich vom Rheine abgelenkt würde und nicht mehr Zeit fände zur Revanche. Vielleicht wiegte er sich auch in dem Glauben, daß die Kräfte Frankreichs durch koloniale Abenteuer vollauf in Anspruch genommen und Frankreich in Streitigkeiten mit seinem alten kolonialen Nebenbuhler England verwickelt würde. Vergeblich wiesen weitschauende Militärs schon damals auf die Gefahr hin, die für Deutschland im französischen Afrika heranwachse: Nordafrika bilde für das physisch absterbende Frankreich, für die dekadente Republik, ein vorzügliches Rekrutierungsgebiet für schwarzes Soldatenmaterial, für billigstes Kanonenfutter. Bismarck glaubte wohl durch die überlegene deutsche Diplomatie diese Gespenster bannen zu können, aber er rechnete nicht mit seinen Nachfolgern. So ward *Nordafrika* mit der Zeit eine *Hauptquelle der französischen Macht, der Herd des schwarzen Militarismus* und damit der Brunnen, aus dem immer wieder von Jahr zu Jahr in immer kräftigeren Strahlen der deutschfeindliche Revanchegedanke hervorsprudelte, der das alternde Frankreich künstlich am Leben erhielt und zu stets neuen Racheplänen gegen den feindlichen, aber gefürchteten deutschen Nachbar aufstachelte.

Das Zukunftsbild, das vor einigen Jahren der französische Schriftsteller Moulieras in seiner Flugschrift „Le Maroc inconnu" entrollte, ist buchstäblich Wirklichkeit geworden: „Algerien und Tunis werden uns einst 300 000 mo-

hammedanische Krieger liefern. Was aber wird erst Marokko bedeuten, wenn es in französischen Besitz übergegangen ist? Welches europäische Heer vermöchte dann dem Anprall von 2 Millionen Berbern und Arabern, die französisch bewaffnet und ausgebildet wurden, zu widerstehen? Dann wird Frankreich die Beherrscherin der Welt sein." Seitdem hat Frankreich das reiche Marokko sich tatsächlich einverleibt und damit seinem nordafrikanischen Kolonialreich den wertvollen Eckstein an der Grenzmark zweier Weltmeere, an einer der wichtigsten Meerespforten eingefügt. Schon im Weltkrieg hat es daraus den größten Nutzen gezogen. Nicht bloß, daß ihm Marokko im Verein mit Algier als Rekrutendepot sehr wertvoll war, es lieferte ihm auch die Rohstoffe für die Rüstungsindustrie und Lebensmittel. Aber durch den Friedensschluß hat Frankreich sein afrikanisches Weltreich riesig vergrößert und ist heute wohl imstande, durch seine Force noire sogar den Engländern gefährlich zu werden. Man setze nur in Rechnung die Hunderttausende von Negern, die das tropische Afrika zu stellen vermag, vor allem die kriegstüchtigen Senegalesen und die starken Söhne des Hochsudans, die Frankreich nicht bloß vorzügliche Soldaten für den eigentlichen Kriegsdienst sondern auch die Arbeiterbataillone für die Armierungstruppen und die Munitionswerkstätten liefern. Wie billig ist dabei dieses schwarze Kanonenfutter, das der unersättliche französische Kolonialimperialismus für die zweifelhafte gloire Frankreichs und die geldbedürftigen Taschen seiner Machthaber dem kulturwidrigen schwarzen Militarismus opfert!

Heute beansprucht Frankreich im Vertrauen auf seine militärische Überlegenheit die Führerrolle unter den Weltmächten, wenigstens strebt es energischst diesem Ziele zu und spielt nicht etwa bloß gegen das wehrlose Deutschland, sondern gegen den Bundesgenossen von gestern, das stolze Albion, mit dem es noch so manche Rechnung von früher her zu begleichen hat, neben seiner starken Luftflotte vor allem seine ungeheuere schwarze Armee aus. Heute hätte Frankreich vielleicht die Möglichkeit oder bereitet sie vor, die Niederlage von Faschoda zu rächen, die ihm England vor einem Vierteljahrhundert diplomatisch zugefügt hat. Im Schoße Afrikas braut sich eine furchtbare schwarze Wetterwolke für England, ja für die ganze weiße Menschheit zusammen, wenn es nicht gelingt, die Weltmächte gegen die machtlüsternen, gewissenlosen, politischen Aasjäger an der Seine mobil zu machen, und es bedarf wiederum einer von England belebten und von deutschem Heldengeist geführten großen Koalition, wie zu den Zeiten Napoleons, um Frankreichs kulturfeindliche Pläne zu vereiteln und die Herrschaft der Weißen vor der Vernichtung durch den schwarzen Militarismus zu retten.

Man ist sogar längst in Amerika darauf aufmerksam geworden, wie ein Leitartikel der New-Yorker Staatszeitung vom 1. Juli 1923 „Das waffenstarrende Frankreich" bekundet: „Im aktiven französischen Heere stehen etwa 250 000 Farbige, also ein Drittel des Gesamtbestandes. Hievon befanden sich im Frühjahr 1923 im besetzten Gebiet 5000 Mann (bedeutend mehr! d. V.), 50 000 in Frankreich, der Rest in Nordafrika und Syrien. Die französischen Kolonien haben rund 55, vielleicht sogar 60 Millionen Einwohner. Wird dort der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht nach und nach eingeführt, wie Frankreich plant (es betreibt sogar Zwangsaushebungen im ehemals deutschen Kamerun und Togo. d. V.), so läßt sich bei einer Rekrutierungsquote von 1 v. H. der

Bevölkerung leicht ein schwarzes Heer von 500—600 000 Mann, im Kriege bei 8% ein solches von 4—5 Millionen aufstellen."

Man male sich einmal aus, welches Machtmittel ein solcher modern ausgerüsteter Heerkörper in den Händen so skrupelloser Politiker wie Poincaré bedeutet! Wer hegte da nicht die schlimmsten Befürchtungen für den Weltfrieden!

Frankreich bietet alles auf, um sein schwarzes Menschenreservoir aufs engste dem Heimatlande anzuschließen. Während des Weltkrieges gelang es dem Gouverneur von Timbuktu die Sahara von Algier über In Salah zu durchqueren, eine Strecke von nahezu 2000 km. Damit war der Beweis geliefert, daß eine Verbindung zwischen Nordafrika und dem französischen Sudan hergestellt werden könnte, und in der Tat gehen heute schon französische Ingenieure an die Ausarbeitung der Pläne für die strategisch so bedeutungsvolle Transsahara-Bahn, durch die Mittelafrika von Frankreich aus in etwa 6 Tagen zu erreichen sein wird. Dann erst wird das stolze Wort General Mangins wahr: „Frankreich stellt militärisch eine Nation nicht von 40, sondern von 100 Millionen Menschen dar." Ähnlich betonte schon 1916 Finanzminister Klotz, daß Frankreich nicht nur bis zu den Pyrenäen, sondern bis zum Kongo sich ausdehne. Wie verhängnisvoll mag dieses schwarze Machtinstrument für den Frieden der Welt werden! Denn diese Söldner wollen beschäftigt werden, das machthungrige Frankreich will auch die Zinsen des Kapitals sehen, das es in dieses Unternehmen hineingesteckt hat.

Ganz besonders den Engländern mag dieser schwarze Militarismus gefährlich werden. Nicht bloß, daß die englischen Kolonien Westafrikas rings von französischem Kolonialgebiet eingekapselt sind, auch für den englischen Sudan und für Ägypten besteht Gefahr, und Ägypten ist heute noch mehr als vor 100 Jahren der Schlüssel zu Indien. Wie bedeutsam erweist sich hier der jüngste Empfang des afghanischen Gesandten durch Poincaré gerade zu der Zeit, da England die afghanische Regierung ultimativ aufforderte, ihre Beziehungen zur Sowjetrepublik abzubrechen. Poincaré-Napoleon kann sich heute einen solchen Wink mit dem Zaunpfahl (Force noire!) erlauben. Auch gegen Italien und Spanien richtet sich die Schwarze Macht Frankreichs. Wie spielend leicht vermag Frankreich die spanischen Küstenplätze in Nordafrika in Schach zu halten und jede weitere Machtausdehnung Spaniens zu verhindern! Anderseits beachte man die Umtriebe Frankreichs gegen Tanger, die sich gegen England und Spanien zugleich richten! Desgleichen muß sich Italien von Frankreich in Afrika bedroht fühlen, nicht bloß in Tripolis sondern sogar von der äthiopischen Küste her. Ja, sogar auf dem europäischen Kriegsschauplatz vermag Frankreich heute mit überlegenen schwarzen Streitkräften aufzutreten. Schwerlich kann es von England völlig daran gehindert werden, seine mit der künftigen Transsahara-Bahn in Nordafrika zusammengezogenen schwarzen Truppen auf dem durch U-Boote und Luftkreuzer gesicherten kurzen Seeweg von Algier nach Marseille-Toulon überzuführen. Wie schwer diese Möglichkeit auf England und seine Bundesgenossen von morgen drückt, ergibt sich aus der Tatsache, daß demnächst gemeinsame Manöver von spanisch-italienisch-englischen Flotten im westlichen Mittelmeer stattfinden sollen. Cui „bono"? Jedenfalls aber haben wir Deutsche bei Abschüttelung des Joches von Versailles mit der Schwarzen Macht Frankreichs, die der ehemalige Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungsarmee in Deutschland, General Henry T. Allen, mit Recht eine „Weiße Schande", ein „Verbrechen an der

Weißen Rasse" nennt, ernstlichst zu rechnen. Doch, wie wir 1870 mit Turkos und Zuaven und im Weltkrieg des ganzen bunten Rassengesindels Herr geworden sind, das die Ententesippe gegen den Heroismus der teutonischen Nordrasse ins Feld führte, so werden wir uns wohl auch in Zukunft gegen das französische Rassenkötertum und die schwarze Auslese seiner farbigen Hilfsvölker zu erwehren wissen, wenn nur erst das nordische Blutbewußtsein und das Gefühl der Zugehörigkeit zur aristokratischen arischen Herrenrasse alle Deutschen unverfälschten Blutes eint zum gemeinsamen Kampfe, zum Kreuzzug der Weißen Menschlichkeit gegen die bastardisierte und negrisierte „Grande nation", gegen die französisch-zivilisierten schwarzen Horden, die „Truppen niederer Zivilisation", wie General Allen so wenig schmeichelhaft die in den Soldatenrock gesteckten „französischen Mitbürger" schwarzer Rasse bezeichnet.

Doch nicht bloß militärisch bildet der schwarze Militarismus eine Bedrohung der Herrschaft der Weißen Rasse, er birgt auch schwere kulturelle Gefahren in sich, zunächst für Frankreich selbst. „Auf den Schützen fliegt der Pfeil zurück." In dieser Hinsicht ist sehr bezeichnend ein Auszug aus einem in der französischen Halbmonatsschrift „Le Correspondant" veröffentlichten Aufsatz Pierre Khorats, den die New-Yorker Staatszeitung um die Mitte des Jahres 1922 herausgab.

„Die steigende Heranziehung der Bevölkerung des französischen Kolonialreiches zum Heeresdienst, die vom General Mangin eingeleitet und im Weltkrieg auf die Spitze getrieben wurde, kommt zwar der Bequemlichkeit des französischen Bürgers und seiner Scheu vor dem Militärdienst in weitem Maße entgegen, birgt aber trotzdem nicht unbedeutende Gefahren in sich. Wir sind mit dem Schlachtruf: ‚Krieg dem Militarismus!' in den Weltkrieg gezogen, und nun übertragen wir eben diese Geißel des Militarismus, die wir auszurotten vorgaben, auf die außereuropäischen Völkerschaften. Vor dem ‚Triumph des Rechtes und der Zivilisation' forderten wir von unseren Kolonien nur wenige 1000 Mann zum Waffendienst. Heute ziehen wir alle diese Völker in den militärischen Wirbelsturm. Früher lebten die Schwarzen bei ihrer Familie und in ihrem Lande. Nach Ableistung ihrer Dienstpflicht kehrten sie als Bauern oder Handwerker in ihre Heimat zurück. Heute werden sie in die Fremde deportiert, kosten dort alle Schmerzen des Exils und bleiben schließlich als Entwurzelte bei uns, um den Rest ihres Lebens als „Europäer" zu verbringen.

Zu dieser moralischen Paradoxie gesellt sich aber noch eine wirtschaftliche: der Heeresdienst entzieht unseren Kolonien die nötigen Arbeitskräfte. Die französischen Kolonien sind nur dünn bevölkert. Wenn wir den jungen Nachwuchs in die Kasernen sperren, wer soll dann noch die Felder und Pflanzungen unserer Kolonien beackern? Auf die gedienten Soldaten ist darin kein Verlaß. Der Militärdienst ändert von Grund aus die Mentalität des Farbigen. Man muß wirklich blind sein, um die verderblichen Wirkungen zu verkennen. Zunächst hören die Schwarzen auf, im weißen Franzosen ein höheres Wesen zu sehen. Vor dem Kriege erschienen wir als die unbesiegbaren Herren, denen alles gelang, was wir in die Hand nahmen. Jetzt haben sie uns geholfen, den Feind von unserem eigenen Boden zu verjagen. Begeisterte Literaten schreien es ihnen Tag für Tag in die Ohren, daß wir nur mit ihrer Hilfe siegen konnten. So kommt der Farbige von selbst auf den Gedanken, daß er es ist, der unser Land beschützt. Dieser Gedanke muß sein Verhältnis zu uns von

Grund aus umgestalten. Er fühlt sich nicht mehr als ‚Untertan', sondern als gleichberechtigter Mitarbeiter, ja vielleicht bald als Herr. Solange die Zahl unserer farbigen Rekruten gering war, verlor sich der europäische Einfluß bei ihnen, sobald sie in ihr heimisches Dorf zurückkehrten. Ihre abweichenden Eindrücke und Meinungen gingen in der Masse unter. Jetzt senden wir jedes Jahr einige Zehntausende gediente Farbige in die Kolonie zurück. Von ihren alten Vorurteilen hat sie Europa befreit, und dafür Trägheit, Gier und Disziplinlosigkeit in ihre Herzen gesät.

Der Krieg ist vorüber. Um unsere Soldaten *zu belohnen*, haben wir sie als Garnison in die Hauptstädte des Rheinlandes gesetzt. Wir wollen damit die „Barbaren" demütigen, aber wir bedachten nicht, daß die Erniedrigung des „Boche" die Erniedrigung der Weißen Rasse als solcher war. Wir haben uns über die Empfindsamkeit der deutschen ‚Gretchen' lustig gemacht. Aber wir bezahlen dieses Amüsement teuer. In kurzer Zeit wird es soweit sein, daß wir in unseren Kolonien die Lynchjustiz einführen müssen. Wir haben den Boche geärgert. Gut. Aber eines Tages werden nicht mehr nur die Boches, sondern die Franzosen selbst vor den farbigen Truppen zittern.

Eine ganze Anzahl unserer Provinzstädte verfügt schon jetzt über farbige Garnisonen. Was geschieht nun, wenn eines Tages in einer dieser Städte ein Streik oder eine Revolte ausbricht? Die Truppe marschiert. Sie marschiert gegen die Manifestanten. Das aber heißt, den Konflikt noch durch den latenten Antagonismus der Rassen verschärfen. Die Manifestanten werden unsere Landsleute sein. Und ich kann mich eines Gefühles der Scham nicht erwehren bei dem Gedanken, daß unsere Ordnung und Zivilisation von Menschen geschützt wird, die wir eben erst der Anarchie und der Barbarei entrissen haben. Wer auch nur das geringste Rassengefühl besitzt, kann nicht ohne Schauder an die Rolle denken, welche farbige Truppen im Falle sozialer Unruhen bei uns spielen würden. Können denn die Franzosen ihre Angelegenheiten nicht unter sich regeln? Es gibt Gebiete, von denen der Farbige und seine Mitwirkung für immer ausgeschlossen werden muß. Wer in unsere Städte farbige Truppen legt, öffnet ihnen den Weg zu diesen Gebieten.

Die Verwendung der Farbigen muß daher auf unsere Kolonien beschränkt bleiben. Eine solche Regelung würde uns nicht nur in der öffentlichen Meinung Europas unendlich nützen, sie würde auch *unsere Rasse vor einer vielleicht verhängnisvollen Blutmischung bewahren*. Hören wir also endlich auf, unsere Grenzen durch farbige Söldner zu schützen!"

Wir können die Besorgnisse dieses Franzosen wohl verstehen. Diese verhängnisvolle Blutmischung gereicht natürlich in erster Linie dem absterbenden Frankreich in ähnlicher Weise zum Verderben wie weiland dem alten Rom in den letzten Jahrhunderten des Kaiserreichs, dessen arische Volksreste damals durch den in Unter- und Mittelitalien entstehenden Völkerkuddelmuddel gänzlich bastardiert wurden. Ähnlich erging es später Portugal, dessen Bevölkerung man die Mulattisierung in der kolonialen Hochsaison deutlich ansieht, ganz zu schweigen von dem Farbenmischmasch in Zentralamerika, den Antillen und in Brasilien.

Schließlich seien noch die gesundheitlichen Schäden des schwarzen Militarismus gebührend gebrandmarkt. Durch die Fremdenlegion wurde der morbus gallicus, die Syphilis, in ganz Nordafrika verbreitet und kehrt nun in

Weißen Rasse" nennt, ernstlichst zu rechnen. Doch, wie wir 1870 mit Turkos und Zuaven und im Weltkrieg des ganzen bunten Rassengesindels Herr geworden sind, das die Ententesippe gegen den Heroismus der teutonischen Nordrasse ins Feld führte, so werden wir uns wohl auch in Zukunft gegen das französische Rassenkötertum und die schwarze Auslese seiner farbigen Hilfsvölker zu erwehren wissen, wenn nur erst das nordische Blutbewußtsein und das Gefühl der Zugehörigkeit zur aristokratischen arischen Herrenrasse alle Deutschen unverfälschten Blutes eint zum gemeinsamen Kampfe, zum Kreuzzug der Weißen Menschlichkeit gegen die bastardisierte und negrisierte „Grande nation", gegen die französisch-zivilisierten schwarzen Horden, die „Truppen niederer Zivilisation", wie General Allen so wenig schmeichelhaft die in den Soldatenrock gesteckten „französischen Mitbürger" schwarzer Rasse bezeichnet.

Doch nicht bloß militärisch bildet der schwarze Militarismus eine Bedrohung der Herrschaft der Weißen Rasse, er birgt auch schwere kulturelle Gefahren in sich, zunächst für Frankreich selbst. „Auf den Schützen fliegt der Pfeil zurück." In dieser Hinsicht ist sehr bezeichnend ein Auszug aus einem in der französischen Halbmonatsschrift „Le Correspondant" veröffentlichten Aufsatz Pierre Rhoeats, den die New-Yorker Staatszeitung um die Mitte des Jahres 1922 herausgab.

„Die steigende Heranziehung der Bevölkerung des französischen Kolonialreiches zum Heeresdienst, die vom General Mangin eingeleitet und im Weltkrieg auf die Spitze getrieben wurde, kommt zwar der Bequemlichkeit des französischen Bürgers und seiner Scheu vor dem Militärdienst in weitem Maße entgegen, birgt aber trotzdem nicht unbedeutende Gefahren in sich. Wir sind mit dem Schlachtruf: ‚Krieg dem Militarismus!' in den Weltkrieg gezogen, und nun übertragen wir eben diese Geißel des Militarismus, die wir auszurotten vorgaben, auf die außereuropäischen Völkerschaften. Vor dem ‚Triumph des Rechtes und der Zivilisation' forderten wir von unseren Kolonien nur wenige 1000 Mann zum Waffendienst. Heute ziehen wir alle diese Völker in den militärischen Wirbelsturm. Früher lebten die Schwarzen bei ihrer Familie und in ihrem Lande. Nach Ableistung ihrer Dienstpflicht kehrten sie als Bauern oder Handwerker in ihre Heimat zurück. Heute werden sie in die Fremde deportiert, kosten dort alle Schmerzen des Exils und bleiben schließlich als Entwurzelte bei uns, um den Rest ihres Lebens als „Europäer" zu verbringen.

Zu dieser moralischen Paradoxie gesellt sich aber noch eine wirtschaftliche: der Heeresdienst entzieht unseren Kolonien die nötigen Arbeitskräfte. Die französischen Kolonien sind nur dünn bevölkert. Wenn wir den jungen Nachwuchs in die Kasernen sperren, wer soll dann noch die Felder und Pflanzungen unserer Kolonien beackern? Auf die gedienten Soldaten ist darin kein Verlaß. Der Militärdienst ändert von Grund aus die Mentalität des Farbigen. Man muß wirklich blind sein, um die verderblichen Wirkungen zu verkennen. Zunächst hören die Schwarzen auf, im weißen Franzosen ein höheres Wesen zu sehen. Vor dem Kriege erschienen wir als die unbesiegbaren Herren, denen alles gelang, was wir in die Hand nahmen. Jetzt haben sie uns geholfen, den Feind von unserem eigenen Boden zu verjagen. Begeisterte Literaten schreien es ihnen Tag für Tag in die Ohren, daß wir nur mit ihrer Hilfe siegen konnten. So kommt der Farbige von selbst auf den Gedanken, daß er es ist, der unser Land beschützt. Dieser Gedanke muß sein Verhältnis zu uns von

Grund aus umgestalten. Er fühlt sich nicht mehr als ‚Untertan', sondern als gleichberechtigter Mitarbeiter, ja vielleicht bald als Herr. Solange die Zahl unserer farbigen Rekruten gering war, verlor sich der europäische Einfluß bei ihnen, sobald sie in ihr heimisches Dorf zurückkehrten. Ihre abweichenden Eindrücke und Meinungen gingen in der Masse unter. Jetzt senden wir jedes Jahr einige Zehntausende gediente Farbige in die Kolonie zurück. Von ihren alten Vorurteilen hat sie Europa befreit, und dafür Trägheit, Gier und Disziplinlosigkeit in ihre Herzen gesät.

Der Krieg ist vorüber. Um unsere Soldaten *zu belohnen*, haben wir sie als Garnison in die Hauptstädte des Rheinlandes gesetzt. Wir wollen damit die „Barbaren" demütigen, aber wir bedachten nicht, daß die Erniedrigung des „Boche" die Erniedrigung der Weißen Rasse als solcher war. Wir haben uns über die Empfindsamkeit der deutschen ‚Gretchen' lustig gemacht. Aber wir bezahlen dieses Amüsement teuer. In kurzer Zeit wird es soweit sein, daß wir in unseren Kolonien die Lynchjustiz einführen müssen. Wir haben den Boche geärgert. Gut. Aber eines Tages werden nicht mehr nur die Boches, sondern die Franzosen selbst vor den farbigen Truppen zittern.

Eine ganze Anzahl unserer Provinzstädte verfügt schon jetzt über farbige Garnisonen. Was geschieht nun, wenn eines Tages in einer dieser Städte ein Streik oder eine Revolte ausbricht? Die Truppe marschiert. Sie marschiert gegen die Manifestanten. Das aber heißt, den Konflikt noch durch den latenten Antagonismus der Rassen verschärfen. Die Manifestanten werden unsere Landsleute sein. Und ich kann mich eines Gefühles der Scham nicht erwehren bei dem Gedanken, daß unsere Ordnung und Zivilisation von Menschen geschützt wird, die wir eben erst der Anarchie und der Barbarei entrissen haben. Wer auch nur das geringste Rassengefühl besitzt, kann nicht ohne Schauder an die Rolle denken, welche farbige Truppen im Falle sozialer Unruhen bei uns spielen würden. Können denn die Franzosen ihre Angelegenheiten nicht unter sich regeln? Es gibt Gebiete, von denen der Farbige und seine Mitwirkung für immer ausgeschlossen werden muß. Wer in unsere Städte farbige Truppen legt, öffnet ihnen den Weg zu diesen Gebieten.

Die Verwendung der Farbigen muß daher auf unsere Kolonien beschränkt bleiben. Eine solche Regelung würde uns nicht nur in der öffentlichen Meinung Europas unendlich nützen, sie würde auch *unsere Rasse vor einer vielleicht verhängnisvollen Blutmischung bewahren*. Hören wir also endlich auf, unsere Grenzen durch farbige Söldner zu schützen!"

Wir können die Besorgnisse dieses Franzosen wohl verstehen. Diese verhängnisvolle Blutmischung gereicht natürlich in erster Linie dem absterbenden Frankreich in ähnlicher Weise zum Verderben wie weiland dem alten Rom in den letzten Jahrhunderten des Kaiserreichs, dessen arische Volksreste damals durch den in Unter- und Mittelitalien entstehenden Völkerkuddelmuddel gänzlich bastardiert wurden. Ähnlich erging es später Portugal, dessen Bevölkerung man die Mulattisierung in der kolonialen Hochsaison deutlich ansieht, ganz zu schweigen von dem Farbenmischmasch in Zentralamerika, den Antillen und in Brasilien.

Schließlich seien noch die gesundheitlichen Schäden des schwarzen Militarismus gebührend gebrandmarkt. Durch die Fremdenlegion wurde der morbus gallicus, die Syphilis, in ganz Nordafrika verbreitet und kehrt nun in

tropisch „veredelter" Form nach Europa zurück, mit ihr aber auch andere in Afrika einheimische Krankheiten, z. B. die Schlafkrankheit. Wahrlich, der französische schwarze Militarismus ist geradezu eine Kulturpest. Wir müssen deshalb die eindringliche Forderung erheben, daß die Anwerbung und Verwendung afrikanischer Eingeborener für Militärzwecke völlig verboten wird. Ferner ist der Handel mit Alkohol und die Waffenlieferung an Schwarze möglichst einzuschränken. Heute schon gleicht Afrika einem Glutherd, auf dem mit dem unwiderstehlich erwachenden Rassengefühl und der von den Franzosen noch künstlich genährten Feindschaft der Eingeborenen gegen weiße Edelvölker eine erbitterte Rassenfeindschaft zu explosiver Hitze sich entwickelt.

Gegen diese unheimliche Weltgefahr, die vom schwarzen Militarismus Frankreichs droht, müssen sich die wahren Kulturvölker zu gemeinsamer Abwehr zusammenschließen. Aus dem Wege geschafft werden muß dabei vor allem die Gelegenheit zum Eintritt in die Pflanzstätte nationaler Prostitution, in die französische Fremdenlegion. Es ist eine Schande für das deutsche Volk, daß gerade die Deutschen den höchsten Prozentsatz unter den Legionären stellen. Sodann sollten die Kulturnationen der Welt gemeinsam einen Druck auf Frankreich ausüben, um es zur Demobilisierung seiner schwarzen Armeen zu veranlassen. Ob sich freilich Frankreich so leichten Kaufes dazu verstehen würde, die Grundsäulen seines Imperialismus selbst zu stürzen und auf die berechtigte Forderung einginge, die Schwarzen lediglich als Polizeitruppe in seinen Kolonien zu verwenden, ist mehr als zweifelhaft. So bleibt nur der Appell an das famose „Weltgewissen" und die Hoffnung auf die Pazifisten, die mit ihrem unsinnigen Kampf gegen den deutschen Militarismus erst den Boden geebnet haben, auf dem die schwarze militärische Seuche sich so unheilvoll für die Weiße Menschheit entwickeln konnte. Solche Utopisten mag es leider bei uns in Deutschland noch geben, wo Ideologen immer noch an den Erfolg papierner Proteste glauben. Nüchterne Realpolitiker jedoch bereiten sich heute schon vor auf die unvermeidliche Auseinandersetzung mit dem auf den schwarzen Militarismus sich stützenden Frankreich. Nordische Heldennaturen aber fühlen sich als die Retter Europas und als Hort der Weißen Rasse in dem stolzen Bewußtsein, daß ihnen das Schicksal der Kultur anvertraut ist. Sie harren ohne Zagen der Stunde des entscheidenden Waffengangs voll gläubiger Zuversicht, daß sie ebenso, wie einst ihre Ahnen vor 1200 Jahren im Herzen Frankreichs in achttägigem blutigen Völkerstreit ein überlegenes farbiges Heer vernichteten, in ungebrochenem Germanentrotz den Auswurf der Menschheit überwinden werden, den die degenerierte „France liberatrice" gegen den Vorkämpfer der Weißen Rasse ins Feld zu führen sich nicht schämt. Mag auch heute noch Frankreich sich dem Wahn hingeben, das einst so stolze deutsche Heer für immer zerschmettert zu haben, der Lebenswille des deutschen Volkes ist noch ungebrochen, der Geist der Deutschen ist wehrhaft, und „der Geist ist's, der den Körper baut".

Erfüllungswahnsinn![1]

Zum Bericht der Sachverständigen.

Von Oberfinanzrat Dr. Bang.

Nur in einem Volke, das zielbewußt um sein Ehrgefühl und um den natürlichsten aller Instinkte, den Selbsterhaltungstrieb, gebracht wurde, ist so Ungeheuerliches möglich, daß die sogen. „Sachverständigenberichte" von Anfang an mit so ehrvergessener Gleichgültigkeit, mit solch selbstmörderischem Stumpfsinn hingenommen wurden. Nur in einem Volke, das nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich einen tiefen Fall tat, ist es möglich, daß die Veröffentlichung seiner Verunehrung und die endgültige Ankündigung seiner politischen und wirtschaftlichen Kastrierung nicht mit einem einzigen Schrei der Wut und Empörung, des Abscheus und der Verachtung gegenüber den feigen Blutsaugern beantwortet werden. Und nur in einem Volke, dem man außer Ehrgefühl und Selbsterhaltungswillen auch die elementarsten Grundlagen politischer und wirtschaftlicher Bildung und Einsicht ausgetrieben hat, ist so erschütternd Lächerliches möglich, daß sich trotz der fünfjährigen Lehrzeit in „Erfüllungspolitik" und trotz Schändung, Raub und Mord an schamlos überfallenen und hilflos im Stich gelassenen Volksgenossen auch heute noch die Stimmen jener „besonnenen Klugheit" und „nüchternen Überlegung" ans Tageslicht wagen dürfen, denen Deutschland nachweisbar den gehäuften Jammer von heute, denen es die ehrlose Ehre verdankt, sich für das Halunkentum dieser Erde ausbluten zu dürfen auf Grund eines „Rechtstitels", über den draußen alle Auguren hohnlachen, weil er in nichts anderem besteht als in der widerlichsten Verhöhnung und Schändung aller Begriffe von Wahrheit und Recht.

Damit sind wir beim Kernpunkt der Dinge, bei der Quelle des Übels, die heute nur noch den Deutschen ein geheimnisvolles Rührmichnichtan ist. Gerade das ist das Grausigste an dieser Entwicklung, daß jener schamlose Lügentitel von Versailles durch keine Gewalt der Feinde, sondern nur durch unser eigenes Tun zu einem heuchlerischen Rechtstitel werden konnte. Was jetzt die Herren Dawes und Kindersley in giftiger Pariser Apachenluft uns sachverständig auf unsern wunden und kranken Leib schrieben, kann man ihnen persönlich gar nicht einmal zum Vorwurf machen. Sie taten schließlich nichts anderes, als daß sie das Fazit zogen aus unserer Erfüllungspolitik. Und was war diese sogenannte Politik, bei der die Politik in Paris und die Erfüllung in Berlin gemacht wird, denn anderes als eine fortlaufende Kette der Rechtfertigung sich fortlaufend steigernder feindlicher Rechtsbrüche? Wir dürfen hierzu auf unsere Schrift „Erfüllungspolitik" (bei J. F. Lehmann in München) verweisen. Zuerst haben wir die teuflische „Schuldlüge" gerechtfertigt und unsererseits zu jenem verlogenen Rechtstitel gemacht, aus dem alles weitere folgen mußte, auf dem auch die wahnwitzigen Sachverständigenberichte von heute stehen. Wenn irgendwann, so hat sich bei der deutschen Erfüllungspolitik, diesem infamen Versuche, das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes für unsittliche Forderungen aus unsittlicher Grundlage aufs Spiel zu setzen, die Wahrheit ewiger Sittengesetze erwiesen: daß Böses fortzeugend Böses muß gebären, daß eine Lüge aus der andern folgt, und daß die Lüge schließlich die frißt, die sich ihr verschrieben.

[1]) Als Sonderdruck erschienen. Preis Mk. —.30.

So ist es gekommen, daß wir nicht nur die Lügenurkunde von Versailles zu einem Rechtstitel gemacht haben, sondern daß wir jeden neuen Rechtsbruch Shylocks, dem das Versailler Lügenpapier noch nicht weit genug ging, rechtfertigen — unserem Volke gegenüber immer mit denselben brombeerbilligen Gründen der Schwachheit: daß wir eben doch nicht anders *könnten*, und immer aus der armseligen Hoffnung, durch „kluge", „nüchterne" Nachgiebigkeit die immer gieriger werdenden Blutsauger zu „versöhnen". Es gehört schon etwas dazu, dieser Art „Politik" gegenüber, die *mit* den verschiedenen Regierungen auch die Vertretung der deutschen Wirtschaftsstände betrieben hat, so viel Ruhe zu bewahren, um *ernsthaft* bleiben zu können.

Jene Nachgiebigkeit war also Nachgiebigkeit gegen die immer weiter fressende *Lüge*. Wollten wir sie fortsetzen, so würden und müßten wir an dieser Lüge *ersticken*. Von Rechts wegen. Das ist ziemlich wörtlich zu nehmen, was wir unten darlegen wollen. Das, was wir hier schreiben, setzen wir zunächst jenem überaus bequemen Einwand entgegen, der mit seiner Spekulation auf den Mangel an Urteils- und Willenskraft deutscher Michel auch jetzt noch mit Erfolg angewendet wird: ihr habt gut reden, ihr seid die Verantwortungslosen, sagt, wie die Folgen getragen werden sollen, die *nach* einer Ablehnung eintreten.

Dem halten wir folgendes entgegen: Zunächst, daß diejenigen, die die „Politik" der letzten Jahre gemacht haben, bewiesen haben, daß sie von den Voraussetzungen und Grundlagen dieses Begriffs nichts verstehen. Sodann: die „Verantwortung", die uns dahin gebracht hat, wo wir heute stehen, *kann* nur — ohne daß damit irgendein sittlicher Vorwurf erhoben werden soll — in der unmittelbaren *Verneinung* desjenigen Begriffs von Verantwortung bestehen, wie wir ihn haben. Eine theoretische Auseinandersetzung über das Wesen von Politik und Verantwortung mit den Vertretern der „Erfüllungspolitik", diesem Widerspruch in sich selbst, würde deshalb zwecklos sein. Vielleicht kommen wir aber praktisch weiter. Da gestatten wir uns zunächst die Feststellung, daß jene Fragestellung nichts anderes ist als der jüdische Kniff des Spießumdrehens. Um aus der Frontverwechselung herauszukommen, stellen wir deshalb dieselbe Gegenfrage, die wir seinerzeit an Rathenau gestellt haben, ohne allerdings mit einer Antwort beehrt worden zu sein. Sie lautet: „Wer uns die nachweisbar ganz zweck- und erfolglose, ja unmittelbar *vernichtende* Erfüllungspolitik aufredet, der sage, wie die Folgen getragen werden sollen!" Bis zu diesem Tage hat uns jede neue Nachgiebigkeit nur neue Schmach, neue Bedrückung, neues Unheil beschert. Seit fünf Jahren erteilt uns die Weltgeschichte fast täglich Ohrfeigen als Zensur für unsern „guten Willen". Seit fünf Jahren belügen wir uns selbst und, ohne es zu wollen, unsere famosen Partner, die das wissen und wollen, *um uns* ihr eigenes Odium aufzuladen, um *uns* zu Lügnern vor aller Welt zu stempeln. Immer und immer wieder ist der Vorgang genau derselbe von allem Anfang an: Stadium 1, bei jedem neuen Diktat beweisen wir urkundlich und durch eigene Sachverständige, daß wir dieses Diktat nicht erfüllen *können*; Stadium 2, auf das Stirnrunzeln Shylocks fallen wir um, machen schleimige Erklärungen, daß wir erfüllen wollen, „bis an die Grenze gesellschaftlicher, wirtschaftlicher usw. Möglichkeiten", und unterschreiben; Stadium 3, wenn's ans Erfüllen geht, geht's nicht, *weil's eben nicht geht*; Stadium 4, „Sanktionen", „Retorsionen" und der von Shylock aller Welt verkündete Ruhm, daß wir verlogene Heuchler

seien, denen man noch ganz anders beikommen müsse, deren Noten man nicht mehr beantwortet, deren Vertreter man nicht mehr empfängt oder, wenn das doch mal geschieht, als Stiefelputzer behandelt. Wer die aktenmäßigen Unterlagen der letzten fünf Jahre kennt, weiß, daß all dies in keiner Weise entstellt oder übertrieben ist. Das Ganze nennt sich Erfüllungspolitik. Mit der Erfüllungspolitik haben wir Oberschlesien, die Weichseldörfer, das Memelgebiet und die Ruhr „gerettet". Wollen wir mit ihrer Fortsetzung vielleicht noch Westfalen, den Main usw. retten?

Ist es etwa jetzt anders? Sind wir nicht auch jetzt schon im Stadium 2? Stadium 1 ist, ohne daß bei uns jemand etwas gemerkt hat, längst vorüber. Es bestand vor allem in der mit größtem Arbeitsaufwand und hohen Kosten angefertigten amtlichen Urkundensammlung für die feindlichen Sachverständigen: „Deutschlands Wirtschaft, Währung und Finanzen. Im Auftrage der Reichsregierung den von der Reparationskommission eingesetzten Sachverständigenausschüssen übergeben." Trotz seiner Lückenhaftigkeit, vor allem hinsichtlich der Entwickelung unseres Nationalvermögens, ein wahrhaft erschütterndes Material über unsern volkswirtschaftlichen Zusammenbruch und den Wahnwitz unserer „Leistungsfähigkeit"! Der breiten deutschen Öffentlichkeit wurde diese Sammlung zu spät zugänglich gemacht. Woher dieses sonderbare Interesse daran, das deutsche Volk nicht zu rechter Zeit und in rechter Form sachgemäß aufzuklären?[1]) Seit Jahren erfährt über unsere eigentlichen Innerlichkeiten nur noch der Ausländer, d. h. der feindliche Ausländer. Genützt hat all die teuere Arbeit natürlich auch jetzt wieder nichts. Sie war, wie alles ähnliche bisher, für die Katz. So sitzen wir also tatsächlich schon wieder im Stadium 2. Die Einleitung gab die schöne Wahlrede, die der Herr Reichskanzler Marx auf einer Elberfelder Wahlversammlung im März hielt, wo er mit männlichem Mute und sittlicher Entrüstung es von sich wies, „mit großen Gesten (!) die Erfüllung der uns auferlegten Verpflichtungen abzulehnen", und wo er verkündete: „Das Zentrum hat sich entschlossen, den Versuch (!) zu machen, die schweren Lasten des Versailler Diktats bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit zu tragen." Wie oft ist das nun eigentlich schon gesagt worden?? Nach Eingang der Sachverständigenberichte kam dann mit erstaunlicher Schnelligkeit der Beschluß des Reichskabinetts vom 15. April, die Anfragen der Reparationskommission (auf deutsch: Wucherausschuß) über die Sachverständigengutachten bejahend zu beantworten und die deutsche Antwort am 16. April in Paris durch die Kriegslastenkommission in der Form überreichen zu lassen, daß „die Regierung bereit sei, an der Durchführung der Sachverständigengutachten mitzuarbeiten". Zeitlich traf das zusammen mit neuen teuflischen Bedrückungen an der Ruhr, mit einer überaus frechen und unverschämten Brüskierung unseres Pariser Botschafters von Hoesch durch die französischen Staatsapachen und mit einer Rede des Banditenhäuptlings Poincaré, daß Frankreich an Räumung des Ruhrgebiets natürlich nicht denke, auch nicht an Aufgabe der Eisenbahnregie und ähnlicher „Organismen".

[1]) Helfferich schreibt hiezu wörtlich (Deutsche Tageszeitung Nr. 185 vom 18. April 1924): „Dem deutschen Volke allerdings, um dessen Schicksal es geht, ist dieser Bericht zunächst in einem Auszug mitgeteilt worden, für dessen tendenziöse Aufmachung kein Wort der Kritik zu stark ist. Die schwersten Bedingungen, die den „Vorschlägen" des Expertenkomitees geradezu die Signatur geben, sind einfach unterschlagen worden, wie wenn man dem Ochsen, der zur Schlachtbank geführt werden soll, die Augen verbinden wollte."

Den Kommentar zum Stadium 2 schreibt diesmal der Rotterdamer „Courant" am 13. April: „Herr Stresemann hat seit vier Wochen in jeder Wahlversammlung feierlich erklärt, Deutschland könne nicht mehr die Micumverträge erneuern. Daß Herr Stresemann nun doch erneuert hat, beweist abermals die ‚Vielseitigkeit' des führenden deutschen Staatsmannes. Genau so hatte vor 9 Monaten Herr Stresemann mit Emphase fortgesetzt erklärt, ohne Herausgabe der Ruhrgefangenen würde der passive Widerstand nie aufgegeben werden, und 14 Tage später konnte er anders. Auch die neuen feierlichen Erklärungen Stresemanns, die Vorbedingung für die Annahme der Expertengutachten sei die volle Wiederherstellung der Reichshoheit, erwecke bei der ganzen Mentalität Stresemanns im Auslande ein mitleidiges Lächeln für die Gutgläubigkeit des von ihm geführten Deutschlands. Im Auslande ist kein einziger Mensch vorhanden, der nicht schon seit 8 Tagen weiß, Herr Stresemann wird auch diesmal erfüllen, er wird immer ein Nein sagen und nachher — anders können." So schätzt man uns im Ausland ein. — Vielleicht darf man aber den Auftakt zum Heute noch etwas weiter zurückverlegen. Wir denken da an den frommen Weihnachtswunsch jenes Mannes, der gesagt hat, ein Sieg der völkischen Bewegung würde schlimmer sein als der verlorene Krieg. Es ist das der Herr Reichskanzler Marx, der in seinem Weihnachtswunsche in einem der jüdischen Blätter Berlins unserm Volke als „Sinn der Opfer" folgenden Wunsch unter den Weihnachtsbaum legte: „Wir müssen darnach trachten, ein sicherer Schuldner und ein guter Markt für das Weltkapital zu werden." Wir begnügen uns gegenüber diesem furchtbaren Worte mit dem Bekenntnis, daß gewiß kein Völkischer Herrn Marx um solche Auffassung beneiden wird, und empfehlen, nachzulesen, was 1. Tim. 5, 8 geschrieben steht!

Daß die Vorschläge der Sachverständigen in des Wortes ganzer Bedeutung unerfüllbar sind, sei unten dargelegt, ganz abgesehen davon, daß uns selbst ihre Erfüllung nicht retten könnte. Auch bezahlt, geht der weiße Neger nicht von Rhein, Saar und Ruhr! Man möchte es geradezu als eine unheilbare deutsche Geisteskrankheit bezeichnen, daß es bei uns immer noch Leute gibt, die in nachgerade tragikomischer Verwechselung von Politik und Wirtschaft dem Irrtum huldigen, man könne auf wirtschaftlichen Wegen, mit wirtschaftlichen Mitteln rein politische Machtpläne eines erbärmlich feigen, aber in seiner Feigheit zielbewußten Todfeindes und seiner zahlenden Hintermänner aus dem Orient abbiegen.

Gewiß, mit Säbel und Kanone können wir heute unsere Ehre und unser Leben vielleicht nicht wahren, weil uns dieselbe Erfüllungspolitik aus derselben „nüchternen Überlegung", der sie ihr Dasein verdankt, auch wehrlos gemacht hat. Aber es ist eine frivole Entstellung, wenn unserm Volke vorgeschwindelt wird, es gäbe nur einen Wechsel von Erfüllungspolitik zu Kriegspolitik. Dazwischen liegt das, was wir Politik nennen und wovon wir die letzten fünf, ja zehn Jahre nicht eines Geistes Hauch verspürt haben. Hausiererlogik wird das allerdings nie einsehen, daß man Politik machen, ja daß man Held sein kann auch ohne Schwert. Dazu gehört, daß man die Unwägbarkeiten in Rechnung stellt, die, weil man sie nicht wägen, nicht messen, nicht ausrechnen

kann, dem Wirtschaftsmaterialisten ewig unfaßbar bleiben werden. Die Chicagoer „Neue Zeit" hat ganz recht, wenn sie schon im Dezember 1921 schreibt: „Das Heil Deutschlands liegt in der steifen Weigerung. Das hätte von Anfang an der deutsche Standpunkt sein müssen. Wenn erst das letzte deutsche Hemd auf französischem Leibe sitzt, wird es mit dem Neinsagen zu spät sein!" Wir sind nicht Karthago, obgleich wir eine noch viel dümmere Politik gemacht haben als die karthagischen Pfeffersäcke. Mit dem entschlossenen Nein eines sachgemäß aufgeklärten deutschen Volkes kann echte Verantwortung die Folgen in gefaßter Ruhe abwarten. Jedenfalls wäre das auch vom wirtschaftsmaterialistischen Standpunkte aus klüger, als sehenden Auges in den sicheren Untergang zu gehen. Aber bei uns wagt man ja noch nicht einmal das Allernaheliegendste, Selbstverständlichste: die Aufrollung der Lüge von der Kriegsschuld. Viele Deutsche wissen noch gar nicht einmal, daß dies die politische und die wirtschaftliche Frage Deutschlands ist. Man sucht sich bei uns auch um diese Urlüge aller Lügen drum herum zu lügen. Soweit draußen in der Welt noch ein Rest von Anstand und Würde vorhanden ist, hat er sich längst gesammelt, um der entthronten Wahrheit wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber wir? Wir sorgen seit fünf Jahren dafür, daß die Schuldverfilzung unserer Feinde erhalten bleibe, treiben insbesondere immer wieder England an die Seite Frankreichs und nennen das Politik. Daß irgendeine der deutschen Regierungen in der Schuldfrage, dieser Lebensfrage Deutschlands, irgend etwas Ernstliches getan haben, ist unwahr.

Wenn man uns deshalb fragt, was wir tun würden, so lautet die Antwort: Nein sagen und die Schuldlüge aufrollen. Aus dieser Politik der Wahrhaftigkeit ergibt sich die Emporentwickelung mit genau derselben Logik, wie aus der auf die Schuldlüge festgeklemmten Politik des Selbstbetrugs die Entwickelung zum Untergang.

Es liegt ein tiefer Sinn in Bismarcks Wort vom 8. April 1895: „Ich habe es auch im politischen Leben stets für nützlich gehalten, wahr zu bleiben, um den Mut zu behalten!" In diesem Worte ist offenbar der Schlüssel aller echten Politik enthalten.

Haben wir vorstehend unser politisches Nein gegenüber den sachverständigen Erpresserforderungen begründet, so tun wir das nunmehr mit unserm wirtschaftlichen Nein.

Dabei ist zunächst von Wert, festzustellen, wie es zu den Sachverständigenberichten überhaupt gekommen ist. Nur wer die Zusammenhänge kennt, versteht das Ganze. Zur Berufung der sogenannten Sachverständigen und zu ihren Beschlüssen ist es gekommen auf Grund der erfüllungspolitischen Vorgänge in Frühjahr und Sommer 1923, insbesondere in Verfolg der deutschen Anbiederungsnote vom 2. Mai und des „Memorandums" vom 7. Juni 1923, sowie des unseligen „Garantieangebots" des Reichsverbands der Industrie vom 25. Mai 1923, womit er die unverantwortliche Torheit seines „Goldangebots" vom September 1921 krönte und dem Feinde freiwillig die deutsche Privatwirtschaft auf dem Präsentierteller darbot. Diese Vorgänge bereiteten das jämmerliche Ende unserer traurigen Ruhrpolitik vor und halfen dem Feinde die Schlinge zuknüpfen, die jetzt sachverständig zugezogen wird. In der Note vom 2. Mai 1923 werden den Feinden (während des Ruhrüberfalles!) 20 Milliarden Goldmark bis 1. Juli 1927 und weitere 10 bis

1. Juli 1931 angeboten und für den Fall, daß das nicht genüge, die Entscheidung einer „internationalen Kommission" über unsere Leistungsfähigkeit vorgeschlagen, außerdem zur Sicherung eines Reparationsanleihedienstes die „Heranziehung der gesamten deutschen Wirtschaft auf gesetzlichem Wege" zugesagt. Dem aus allen Wolken gefallenen Volke wurde dieses Angebot fast wörtlich mit derselben geistvollen Begründung beigebracht, wie weiland unser siegzerstörendes Friedensangebot: „Damit geschieht ein Schritt, der ungewöhnlich ist, weil er von einer Macht mitten im kraftvollen und einmütigen Abwehrkampfe getan wird, ohne daß die Haltung des Gegners dazu Anlaß gibt!" Es ist eben immer die gleiche „Politik" mit demselben hohen Geistesfluge „nüchterner Überlegung" und „kühler Besonnenheit" (Marke Frankfurt a. M.). Man weiß wirklich nicht, was einem bei alledem mehr weh tun soll, das Herz oder was anderes. Wie mögen die draußen damals wieder gelacht haben!

Da diese Nachgiebigkeit auf weiteres hoffen ließ, waren die Feinde nicht zufrieden und verlangten mehr. Wie stets, rechneten sie richtig. In dem Memorandum vom 7. Juni 1923 wagt die Regierung die ganz ungeheuerliche Zusage, hinsichtlich der „Höhe und Art der Zahlungen (also nicht nur über unsere Leistungsfähigkeit!) die Entscheidung einer unparteiischen internationalen Instanz anzunehmen", und dieser Instanz die innerlichsten Innerlichkeiten des deutschen Staats- und Wirtschaftslebens preiszugeben. Als Punkt hinter dieser Tat „nüchternen Realpolitik" steht wortwörtlich der treuherzige Satz, den die Blutsauger wohl auch mit dröhnendem Gelächter quittiert haben: „Ein stärkerer Beweis für den Reparationswillen Deutschlands ist nicht denkbar". Nein, gewiß nicht. Ein stärkerer Beweis für den Selbstmordwillen als der Selbstmord ist nicht denkbar. Außerdem wird in dem Memorandum das gefährliche Zugeständnis gemacht, an Stelle der Festlegung von Kapitalsummen „ein System von Jahresleistungen" anzunehmen. Endlich werden als unmittelbare „Garantien" (also nicht mehr bloß für Anleihezwecke) angeboten: Umwandlung der Reichsbahn in ein Sondervermögen, das mit 10 Goldmilliarden Obligationen als erststelligem Pfandrecht belastet wird, mit 5 v. H. verzinslich; Belastung der gesamten deutschen Privatwirtschaft mit 10 Goldmilliarden erststelligem verzinslichen Pfandrecht; Verpfändung der Zölle auf Genußmittel und der Verbrauchssteuern auf Tabak, Bier, Wein und Zucker, sowie der Erträge des Branntweinmonopols. Als Abschluß kommt die endgültige Umwandlung des Lügentitels von Versailles in einen Rechtstitel mit der Erklärung: „Deutschland erkennt seine Verpflichtung zur Reparation an". Wie weittragend Erklärungen dieser Art sind (der Laie liest meist darüber hinweg), geht allein aus der Tatsache hervor, daß die Sachverständigen jetzt zur Grundlage ihres Vorschlags die verhängnisvolle Feststellung machen: „Es handelt sich um die Zahlung einer Schuld, und nicht um Auferlegung einer Strafe".

Das Vorstehende ist also eigentlicher Ausgangspunkt und Unterlage der nunmehr vorliegenden Sachverständigenberichte. Wer sie liest, wird zugeben, daß sie weiter nichts sind als das Fazit aus der Note vom 2. Mai, dem Garantieangebot der Industrie vom 25. Mai und dem Memorandum vom 7. Juli 1923, gezogen allerdings nach der Regel Shylocks, also unter weiterer Zusammenziehung einer Schlinge, die wir uns selbst um den Hals gelegt

haben. Gewisse Leute in Deutschland haben heute also durchaus nicht das Recht, sich zu wundern. Manche tun wohl auch nur so, um das Gesicht zu wahren.

Aus dem reichen sachverständigen Erpresserdokumente, das der Wucherausschuß (genannt Reparationskommission) mit Wohlgefallen entgegengenommen, seien hier nur einige wesentliche Punkte herausgenommen. Von Festlegung einer Endsumme ist keine Rede, es bleibt also bei jenem „System von Jahresleistungen", also dem System unbegrenzten Blutsaugens. Auch von einem Moratorium ist keine Rede, obgleich hohnvoll die beiden ersten Jahre „Periode des Moratoriums", die beiden nächsten „Übergangsperiode" genannt werden. Wir sollen unter Beibehaltung der Sachlieferungen zahlen: im 1. Jahr 1 Milliarde Goldmark, im 2. Jahr 1,220 Milliarden, im 3. Jahr 1,200 Milliarden, im 4. Jahr 1,750 Milliarden, vom 5. Jahr an 2,5 Milliarden und außerdem einen „Zuschlag nach dem Wohlstandsindex", welch letzterer Punkt überaus bezeichnend ist, da in ihm die ganze, allerdings grundlose Angst zutage tritt, daß die deutsche Wirtschaft wider Erwarten diese Strangulierung ertragen könne. In Wahrheit bedeutet dieser Zusatz: daß die Masse der deutschen Bevölkerung niemals über den Lebensstand des allernotdürftigsten Sklavendaseins hinauskommen soll. Weshalb der ehrenwerte „Vorwärts" wohl die Annahme so rasch und dringend empfiehlt?

Jene Zahlungen haben zu erfolgen aus Einnahmen des Reichshaushalts, aus 290 Millionen Goldmark Verkehrssteuern, aus Belastung der Eisenbahn, die für 26 Milliarden an eine Art internationaler Liquidationsgesellschaft übertragen wird, an der mit 2 Milliarden Vorzugsaktien „das Publikum" und mit 11 Milliarden hypothekarische Vorzugsaktien mit 6 v. H. Zinsen und Tilgung der Wucherausschuß beteiligt ist, schließlich aus Belastung der Industrie mit 5 Milliarden Goldmark, die mit 6 v. H. zu verzinsen und tilgen und ebenfalls von einer „Treuhändergesellschaft" zu verwalten sind. Die Abführung und Regelung dieser Zahlungen geschieht durch die zu gründende Goldbank, die also in der Tat das wird, was wir voraussagten: eine „Reparationsbank". Sie ist gewissermaßen der Saugrüssel, den die internationale jüdische Finanz dauernd in unseren Wirtschaftskörper einführt. Interessant ist dabei der Hinweis darauf, daß „die Stabilität der Rentenmark prekär" sei. Diese „Bank der Banken" wird mit 400 Millionen Goldmark gegründet und unter einen „Generalrat" gestellt, der zur Hälfte aus Ausländern besteht, und außerdem unter einen ausländischen Kommissar. An ausländischen „Organisationen" erhalten wir: die mehr oder weniger ausländische „Treuhändergesellschaft" zur Verwaltung der Eisenbahnbelastung und zur Verwaltung der Industriebelastung; die mehr oder weniger ausländische Goldbank; einen besonderen ausländischen Gläubigerausschuß für Regelung der Zahlungsabhebung bei der Bank; drei feindliche Kommissare: für die Eisenbahn (Gute Nacht Tarifhoheit!), für die Bank (Leb wohl Geld- und Währungshoheit!), für die Erträge (Fahr wohl Finanzhoheit!); schließlich einen feindlichen „Agenten für Entschädigungszahlungen", der das Ganze „in Einklang bringt" und der dem Gläubigerausschuß präsidiert (also der eigentliche Souverän in Deutschland!). Das Ganze nennt sich dann Aufrechterhaltung der deutschen Souveränität. Als einziges Angebinde erhalten wir in diese Wiege unserer Schmach die Anleihe, mit der Juden und Judengenossen den deutschen Michel seit Jahren nasführten, und

zwar ganze 800 Millionen M., aber wohl gemerkt, nicht für uns, sondern zur Finanzierung der Entschädigung. Sie reicht nicht einmal für die Zwecke aus, für die sie bestimmt ist (Goldreserve der Bank und Kreditierung der sogen. inneren Zahlungen aus dem „Friedensvertrag" für 24/25). Als besondere Ausfallsgarantien für die oben genannten Zahlungen werden in Anspruch genommen die Einnahmen aus: Alkohol, Tabak, Bier, Zucker und Zöllen. Damit erhält der Reichsfinanzminister ein famoses „bewegliches Moment" in seinen Etat.

Wenn neben alledem gesagt wird, daß der Bericht als Gegengabe die Wiederherstellung der wirtschaftlichen und politischen Freiheit im besetzten Gebiet verlange, so ist das eine unerhört gröbliche Irreführung in zwiefacher Hinsicht. Abgesehen davon, daß die vorstehenden Bedingungen die wirtschaftliche und politische Souveränität des Reichs sogar im unbesetzten Gebiet so gut wie illusorisch machen, bleiben die „politischen und militärischen Garantien" im besetzten Gebiet ausdrücklich unangetastet! Wie man unter feindlicher Besatzung von Wirtschaftsfreiheit reden kann, bleibt ein Geheimnis der Sachverständigen.

Wenn man zum sachlichen Inhalt der Vorschläge Stellung nehmen wollte, müßte man sie für ein Wolkenkuckucksgebäude auf windiger Grundlage erklären. Soweit nicht zielbewußter Vernichtungswille, hat eine so grenzenlose Naivität die Feder geführt, daß sie nur noch von der Naivität derer übertroffen werden kann, die sie für annehmbar halten. Es hat aber gar keinen Zweck erst darüber Worte zu machen, daß die Vorschläge auf einer geradezu erstaunlichen Unkenntnis unserer wirtschaftlichen Grundlagen und Zusammenhänge stehen. Insbesondere mag dahingestellt bleiben, ob es noch Naivität sein kann, oder ob es nicht vielmehr blutiger Hohn ist, wenn beispielsweise zur Begründung der Belastung von Staat und Industrie hingewiesen wird auf die — Entschuldung durch Inflation! Daß diese „Entschuldung" nur ein anderer Ausdruck für das gleichzeitige Auffressen der staatswirtschaftlichen Unterlagen und des betriebswirtschaftlichen Kapitals ist und daß auf diesem Wege Staaten und Industrien an solcher „Entschuldung" sterben, wird unterschlagen. Hier hat offenbar die überaus frivole Entstellung dieser Zusammenhänge seitens unserer jüdischen Presse zu einer völligen Bildverzerrung im Ausland geführt.

Aber was nützen bei alledem sachliche Auseinandersetzungen! Die Vorschläge kommen im wesentlichen auf zweierlei hinaus. Erstens auf Beseitigung der deutschen Eisenbahn-, Tarif-, Wirtschafts- und Finanzhoheit auch im unbesetzten Gebiet. Insoweit sind sie sogar dem Versailler „Vertrag" gegenüber rechtswidrig. Wir verweisen auf Art. 252 Abs. 1, 248, 240 dieses Vertrags, sowie auf § 12b der Anlage II zu Teil VIII, auf die „Mantelnote" zu Versailles und auf Art. VII des Zahlungsplans zum Ultimatum vom 5. Mai 1921. Was uns hier angesonnen wird, ist nicht nur die „Dette publique" es ist schon mehr unsere Afrikanisierung! Der englische „Outlook" schrieb im März 1922 beim ersten Auftauchen des Gedankens einer Finanzkontrolle: „Keine Regierung der Welt, nicht einmal auf dem Balkan oder in Zentralamerika, könne eine solche Forderung erfüllen und weiter bestehen". Und selbst Herr Dr. Wirth meinte am 28. März 1922 im Reichstag: „Ich erachte es als mit dem Selbstbestimmungsrechte eines Volkes und mit der Ehre einer großen Nation für unvereinbar, daß man ihr fremde Organe zur Überwachung ziviler Verwaltungen beigibt", das sei „eine Zumutung,

der sich keine deutsche Regierung im Interesse unseres verarmten und notleidenden Volkes unterwerfen darf. Ich betone also, daß die Forderung von der deutschen Regierung niemals zugestanden werden kann."

Zweitens kommen die Vorschläge hinaus auf Überführung unserer Wirtschaft auf dem Wege über Kontrolle, „kommissarische Behandlung" (insbesondere des Tarifwesens!) und Goldbank in die Hand des internationalen jüdischen Kapitals unter gleichzeitiger dauernder Senkung des Lebensstandes aller Werktätigen auf das Niveau der minderwertigsten Arbeitskulis des internationalen Bankenstaates.

Erfüllbar im Sinne des Begriffs sind diese Vorschläge natürlich nicht. Es hat gar keinen Zweck, darüber auch nur ein einziges ernsthaftes Wort zu verlieren. Nur an einem einzigen Beispiel sei der Wahnwitz des Ganzen dargelegt. Allein aus der international liquidierten Eisenbahn, deren Tarife schon heute zu den Unerschwinglichkeiten gehören, sollen für die Feinde herausgepreßt werden: 1924/25 300 Millionen Goldmark, 25/26 465 Millionen Goldmark, 26/27 550 Millionen Goldmark und von 1927 an jährlich 660 Millionen Goldmark. Im Jahre vor dem Kriege betrug in dem großen, unzerstückelten und reichen Deutschland der Überschuß sämtlicher, um ihr weggefressenes Betriebskapital noch nicht „entschuldeter" Eisenbahnen rund 450 Millionen M.!! Nach dem Kriege in dem zerstückelten Deutschland mit seiner zerstörten Wirtschaft hatte die Eisenbahn nicht nur keine Überschüsse, sondern sie fraß zum Teil mehr an Zuschüssen auf als die gesamten Reichseinnahmen (also nicht nur die Eisenbahneinnahmen) betrugen. Abgesehen davon: die Eisenbahn ist kein Erwerbsunternehmen wie andere, ist kein Ding an sich, sondern ein Wirtschaftsfaktor. Das heißt, ihre Überschüsse kommen nicht aus eigener Rentabilität als Sondererwerbsunternehmen, sondern sie stammen aus der Rentabilität der Wirtschaft. Die Frage, ob die Eisenbahn jährlich 660 Millionen Goldmark abliefern könnte, fällt also zusammen mit der, ob die deutsche Wirtschaft jährlich die verlangten $2^1/_2$ Milliarden Goldmark abliefern könnte, was natürlich nur mittels Steigerung der Warenausfuhr über die Einfuhr um genau $2^1/_2$ Milliarden Goldmark möglich wäre. Denkbar wäre das, wenn überhaupt, so nur auf dem Wege, den vor allem französische Zeitungen schon ernstlich vorgeschlagen haben: durch zwangsmäßige Erhöhung der Arbeitszeit von 8 auf mindestens 14 Stunden, wovon mindestens 6 ohne Lohn, ohne Gewinn und ohne Kostenersatz zu leisten wären. Vielleicht nimmt sich der ehrenwerte „Vorwärts" und die ebenso ehrenwerte „Rote Fahne" einmal dieses Problems an. Die vorgeschlagene Eisenbahnbelastung wird aber im Gegenteil geradezu ein Mittel, die Gesundung unserer Wirtschaft zu verhindern, sie dauernd unrentabel zu machen. Denn wer von diesen Dingen etwas versteht, der weiß, welche Rolle die Tarifkosten gerade heute unter den Produktionskosten spielen.

Die „sachverständigen" Vorschläge sind also heller Wahnsinn! Auch im Ausland wird das erkannt. So schreibt der bekannte schwedische Wirtschaftssachverständige Professor Cassel in einem Leitaufsatz des „Svenska Dagbladet", daß die ökonomischen Grundlagen der Sachverständigenberichte unhaltbar seien und daß sie von falschen Voraussetzungen ausgingen. Um so erschütternder die Tatsache, daß ausgerechnet der Vorsitzende des Reichsverbandes der deutschen Industrie, Dr. Sorge, nach Veröffentlichung der Berichte nichts

eiligeres zu tun hatte, als öffentlich — die Annahme zu empfehlen. Man greift sich hier wirklich an den Kopf und fragt sich, ob da noch das Wort am Platze ist: Herr vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun! Wer die tief bedauerliche „Politik" kennt, die die deutsche Wirtschaftsvertretung seit ihrer, von Rathenau im September 1921 klug vollzogenen Verfilzung mit der Erfüllungspolitik betrieben hat, wird sich über so manche Folgen eines einmal geschehenen grundsätzlichen Fehltritts kaum gewundert haben[1]). Aber das, was hier geschah, übersteigt denn doch alle Grenzen, alle Erklärungsmöglichkeiten. Die Nichterkenntnis der historischen Aufgabe der deutschen Wirtschaftsstände und der Mangel an allernatürlichster Taktik verbinden sich hier mit einer politischen und wirtschaftlichen Blickverkürzung, die wahrhaft erschreckend ist. Wir verstehen, wenn hinter den Kulissen des Reichsverbandes helle Empörung ausgebrochen ist. Aber was nützt das, wenn diese Empörung auch diesmal wieder hinter den Kulissen bleibt, weil — „man der Regierung keine Schwierigkeiten bereiten will?" Dann sind sie allzumal Sünder und mögen sich nicht wundern, wenn das Rad der Zeit über sie geht und ihrem Geschlechte das schwere Urteil droht: Gewogen und zu leicht befunden.

Weiter auf die Frage der „Erfüllbarkeit" einzugehen, hat keinen Zweck, weil sie eine lächerliche Frage ist. Es seien hier nur noch einige nackte Ziffern aus amtlichen Nachweisungen gebracht, die unsere „Leistungsfähigkeit" klarer stellen als alle Worte. Bisher haben wir geleistet: bis zum 31. Dezember 1922 (also ohne die Leistungen aus 23): 55,9 Milliarden Goldmark; einschließlich des Staatseigentums in Elsaß-Lothringen und den Kolonien sowie des militärischen Rücklasses, bis 31. Dezember 1922: „weit über 100 Goldmilliarden"; allein an Besatzungskosten am Rhein (ohne Ruhr): bis 31. Dezember 1923: 5 145 199 025 Goldmark, für feindliche Kommissionen: 109 030 025 Goldmark. (Darunter u. a. Sektions- und Begräbniskosten von Kommissionsmitgliedern, die sich mit ihren Huren vergiftet hatten.) Dazu kommen die Schäden an Ruhr und in der Pfalz. Folgen: unser Volkseinkommen sank von 40 auf 20—18 Milliarden, unser Volksvermögen, von dem nur ein Teil steuerbar ist, von 310 auf 150 Milliarden; unsere Verschuldung stieg von 30 auf über 100 Milliarden, unsere steuerliche Belastung von 10,9 v. H. auf etwa 40 v. H. des Gesamteinkommens (in Einzelfällen auf über 100 v. H. des Reineinkommens!); der Reingewinn aller Aktiengesellschaften sank von 1,6 Milliarden auf — 40 Millionen Goldmark; die deutschen Spareinlagen fielen von 20 Milliarden Goldmark auf 250 Millionen; der Banknotenumlauf stieg vom 15. November 1923 bis 31. März 1924 von 92 auf 690 Trillionen Papiermark!!; die Handelsbilanz war im Februar mit 252 Millionen Goldmark passiv; der Zuschuß zur Deckung der Reichsausgaben beträgt seit 16. November 1923 bis 31. März 1924 sage und schreibe — trotz aller Blutsteuern und trotz Ausgabedrosselung: 726,3 Millionen Goldmark!! usw. Der Staatsbankerott ist mit Einstellung der Zahlungen aus Reichs- und Staatsschulden jetzt vollzogen, und als Bankzinsen und Provisionen werden unserer um ihr Betriebskapital „entschuldeten" Wirtschaft nach neuerlicher Feststellung sage und schreibe 68 v. H. abgenommen!! usw. Das alles ohne

[1]) Wir verweisen hierzu auf die wertvollen Aufsatzsammlungen des Verfassers aus der „Deutschen Zeitung" „Das Goldangebot der deutschen Industrie" und „Deutsche Industrie gegen deutsche Wirtschaft", verlegt bei der Neudeutschen Verlags- und Treuhandgesellschaft, Berlin SW 11, Hedemannstraße 12. Die Schriftl.

Versailles. Und dieser Staat, der bankerott ist, diese Wirtschaft, an deren „Sterbebett" Herr Dr. Wirth schon stand, soll erfüllen können? Nur blutigster Hohn könnte auf solch wahnwitzigen Gedanken kommen!

Die Annahme der Vorschläge würde also nur wiederum das Unterschreiben von etwas Unerfüllbarem bedeuten. Die Folgen würden dieselben sein wie bei allen gleichgearteten Vorgängen der Erfüllungspolitik: neue Gewaltmaßnahmen, Sanktionen, Retorsionen usw., die infolge unserer Unterschrift der Welt heuchlerisch als Rechtsmaßnahmen aufgemacht werden. Diese Folgen würden aber vernichtender sein als alle bisherigen. Daß wir recht haben, ergibt sich schon daraus, daß der Apachenhäuptling Poincaré schon jetzt erklärt, die Hauptsache sei jetzt nicht die Beratung des sachlichen Inhalts der Vorschläge, sondern die Behandlung der von den Sachverständigen offen gelassenen Punkte, nämlich der „Strafmaßnahmen", der „politischen und militärischen Garantien" im Falle der geringsten „Verfehlung" Deutschlands gegen die übernommenen Verpflichtungen.

Der gegenwärtig noch amtierenden Regierung wäre bei alledem zunächst nur eins verblieben: die sofortige Herausstellung der hoffentlich längst fertigen Gegenrechnung aus dem Raubüberfall auf Ruhr und Pfalz, dessen Rechtswidrigkeit der höchste englische Gerichtshof und die englische Regierung ja selbst öffentlich anerkannt haben, woraus Herr Dr. Stresemann seinerzeit (August 1923) allerdings nicht die gegebenen Folgerungen gezogen hat. Unser Volk wartet täglich auf diese Selbstverständlichkeit. Soll es darauf ebenso vergeblich warten wie auf die Gegenliste der Kriegsverbrecher? Im übrigen hätte die heutige Regierung, die, wie auch das Ausland weiß, als eine Vertretung des deutschen Volkswillens nicht mehr gelten kann und die ihre Beschlüsse auf der Grundlage von Besprechungen mit den Fraktionsführern eines aufgelösten Reichstags faßt, die sachliche Stellungnahme zu den Vorschlägen der aus den Neuwahlen sich ergebenden Regierung zu überlassen gehabt. Statt dessen hat sie, wie oben gesagt, am 16. April dem Wucherausschuß mitgeteilt, daß sie „bereit sei, an der Durchführung der Sachverständigengutachten mitzuarbeiten". Man hat damals offiziös verbreitet, daß das keine Annahme sei, sondern nur die Bereitschaftserklärung zu sachlicher Mitverhandlung auf der Grundlage der Vorschläge. Diese Auffassung war und ist unzutreffend, was sich ja schon aus der Wortfassung „Durchführung" ergibt. Dem entspricht die Antwort des Wucherausschusses vom 17. April: die deutsche Regierung wird nunmehr bereits aufgefordert, „in kürzester Frist unter Zugrundelegung des Inhalts und der Bestimmungen der Sachverständigenberichte die Gesetz- und Verordnungsentwürfe vorzulegen, die dazu bestimmt sind, die Durchführung der Sachverständigenvorschläge zu sichern", außerdem ist man bereits dabei, die Mitglieder der verschiedenen Kontroll-, Verwaltungs- und Überwachungsausschüsse zu ernennen, und, was die Hauptsache ist, der Wucherausschuß „beschließt, die Maßnahmen vorzuberaten, deren Ausarbeitung der Sachverständigenberichte der Reparationskommission überlassen haben," d. h. also die künftigen „Sanktionen". Der Vorsitzende des Wucherausschusses, der sadistische Deutschenhasser Louis Barthou aber erklärt mit satter Befriedigung: die Sache sei nunmehr „auf ein gutes Geleise gekommen". Diese Zusammenhänge sind um so reizvoller, als bei uns zur Begründung unserer schleunigen Annahme offiziös verbreitet wurde: es „hänge jetzt alles

von schnellen Entscheidungen ab", wir müssen schleunigst „ohne besondere Vorbehalte annehmen", um zu verhüten, daß — Frankreich widerspenstig werde und die Vorschläge ablehne! Es geht wirklich nichts über eine gewisse, nun, sagen wir: Treuherzigkeit in der Politik. Goethe hat das mit einem berühmten Ausspruch einmal anders ausgedrückt. Aber unter der Wirkung des Republikschutzgesetzes darf man das nicht wiederholen.

Was jene „Maßnahmen" anlangt, die jetzt vorberaten werden, so mag zur Abrundung des ganzen Bildes der Hinweis auf eine Mitteilung dienen, die wir soeben, am 18. April, aus glaubwürdiger und sehr ernst zu nehmender Quelle an der Ruhr erhalten: daß sich der Druck der weißen Neger täglich verstärke und daß sie im Begriffe seien, ihre aktive Macht im Einbruchsgebiete noch zu verstärken.

So ist die Schlinge also wieder einmal zugezogen. Wir sind schon nicht mehr im Stadium 2, wir sind schon mitten im Stadium 3 und 4.

Was tun? Es bleibt jetzt nur eins. Wir müssen uns auf den Standpunkt stellen, daß Bindungen, die die heutige Regierung, die nur noch eine sogen. Geschäftsregierung ist, in Lebens- und Sterbensfragen eingeht, in Fragen, die weit über den Bereich aller Zweckmäßigkeit hinausgehen, das deutsche Volk nicht verpflichten. Die schönen demokratischen Grundsätze sind uns ja ausgerechnet auf dem Umwege über die „Westmächte" auf den Leib geschrieben worden. Unsere herrlichen Vorbilder, Frankreich, Amerika und England, denen uns Herr Dr. Hugo Preuß so wunderschön „angeglichen" hat, werden in ihrem demokratischen Weltidealismus doch das tiefste Verständnis dafür haben, wenn wir von diesen demokratischen Grundsätzen endlich einmal sachgemäßen Gebrauch machen, wenn wir also, noch dazu in Fragen, wo es um Sein oder Nichtsein geht, jeder Bindung durch eine demokratisch-parlamentarische Regierung, die ohne die Grundlage des demokratischen Volksvertrauens, ja überhaupt ohne Parlament eingegangen wird, als nicht verpflichtend ablehnen.

Es bleibt demnach dabei, daß eine endgültige Stellungnahme mit der Folge rechtlicher Verpflichtung nur von der aus den Neuwahlen sich ergebenden Regierung ausgehen kann. Die unerhörte, für unsere ganze Zukunft ausschlaggebende Bedeutung der Neuwahlen tritt so in helles Licht.

Unser Volk hat es bei den kommenden Wahlen noch einmal, zum letzten Male, in der Hand, sich und seine Zukunft zu retten.

Mäßigung.

Du predigst Mäßigung? — Dort halte Maß,
Wo überlegen du, wo dir der Kampf ein Spaß.
Doch wo du alle Kräfte hast vonnöten,
Wird Mäßigung den Sieg voraus dir töten.
Und kämpfst du gegen eine Welt allein,
Im Übermaß nur wirst du siegreich sein!

Gottfried Nickl.

Notwendigkeit und Bedeutung der Kolonien.

Von General E. v. Liebert.

Wenige Jahre nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches machten sich Stimmen in der Presse geltend, die die Erwerbung von Kolonien forderten. 1879 aber wurde von den Freihändlern im Reichstage der Regierungsantrag, die Besitzungen der Hamburger Firma Godefroy auf Samoa unter den Schutz des Reiches zu stellen, abgelehnt. 1882 erschien eine Schrift des Missionsinspektors Fabri: „Bedarf Deutschland Kolonien?" Sie fand mit ihrer scharfen Bejahung der Frage weiteste Beachtung und Zustimmung. Am 24. April 1884 erging das bekannte Telegramm des Fürsten Bismarck an den deutschen Generalkonsul in Kapstadt, daß der vom Bremer Kaufmann Lüderitz in Südwestafrika angekaufte Landstrich unter dem Schutze des Reiches stehe.

Auf diesen ersten Schritt auf dem Gebiet der Kolonialpolitik folgte sofort der Befehl an die auswärts befindlichen Kreuzer, überall da, wo deutsche Interessen vertreten seien und fremde Mächte nicht geschädigt würden, die deutsche Flagge zu hissen. Dies geschah in Togo, Kamerun, Südwestafrika und in der Südsee im Laufe des Jahres 1884. Im Februar 1885 erhielt Dr. Carl Peters die kaiserliche Genehmigung für seine Landerwerbungen im Hinterlande der Sansibarküste, dem Kern des späteren Deutschostafrika. Endlich wurden noch die Karolinen von der Krone Spanien durch Kauf erworben, und 1897 Tsingtau von China durch Pachtvertrag übernommen.

Schon damals ward von ängstlichen Gemütern die Frage aufgeworfen: Ist diese Entwicklung des Reiches, das durch traurige Jahrhunderte und widriges Geschick zum reinen Kontinentalstaat herabgesunken war, notwendig und innerlich berechtigt? Wird es nicht durch den Eintritt in die Überseе- und Weltpolitik zu stark belastet und gefährdet? Bei reiflicher Überlegung konnten diese Fragen verneint werden. Allerdings gehörte die Rückendeckung durch Rußland zur Stützung des deutschen politischen Systems innerhalb Europas. Zum zweiten war eine feinfühlige, vorsichtig-bedachtsame Hand erforderlich, die bei aller Wahrung der eigenen Interessen fremde nicht beeinträchtigte. Beide Faktoren waren durch die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck gewährleistet. Seine Diplomatie verstand es meisterhaft, die liberale Aera unter Gladstone in England auszunützen, die der deutschen Ausbreitung wenigstens nicht grundsätzlich im Wege stand. Die glückliche Hand verschwand leider aus der Politik mit jenem unseligen 20. März 1890, Rußland zog sich zurück, und mit Großbritannien wollte es nicht gelingen, in nähere Verbindung zu kommen. Jeder neue Schiffsbau, jeder Fortschritt in Handel und Verkehr, jede uns günstige Ziffer in der Handelsbilanz wurden mit Pauken und Trompeten der Welt verkündet. Während hierdurch die im kolonialen Wettbewerb stehenden Mächte teils abgeschreckt, teils verbittert und uns feindlich wurden, mehrten sich die politischen Fehlschläge wie der Sansibarvertrag, die Teilung der Samoagruppe, der Streit um die Karolinen, der Verlust von Marokko.

Und doch war die Kolonialpolitik nicht äußeren Ursachen, auch nicht dem ehrgeizigen Streben Einzelner entsprungen, sie war eine innere Notwendigkeit, ein Fluidum, das der deutschen Volksseele entquoll. Selbst ein Bismarck hätte diesen lebendigen Quell nicht zu stopfen und zu schließen vermocht. Die Ham-

burger Kaufmannschaft sträubte sich lange gegen die koloniale Bewegung, weil sie fürchtete, daß England dadurch gereizt werden würde, und sie gewohnt war, draußen überseе unter britischer Flagge Schutz zu suchen. Alles war vergeblich. Wie der Wandertrieb die germanischen Stämme durch ganz Europa geführt hatte, wie die deutschen Kolonisten im 12. und 13. Jahrhundert die Ostseeländer bis Narva besetzt hatten, und die Schiffe der Hanse Ost- und Nordsee beherrschten, wie vom 17. Jahrhundert an Nordamerika das Ziel der deutschen Auswanderung ward und wenig fehlte, daß die deutsche Sprache die Landessprache der Union wurde, so lebte auch jetzt noch in unserem Volke der Drang, die Welt zu sehen und sich außerhalb der engen Grenzen und der ungünstigen Lebensbedingungen eine neue Heimat mit vorteilhafteren Erwerbsverhältnissen zu suchen.

Trotz der jahrhundertealten Gewohnheit, nur an Nordamerika zu denken, wenn es sich um ein Auswanderungsziel handelte, war nach dem deutsch-französischen Kriege das Nationalbewußtsein derart geschwellt, daß die Auswanderungslustigen jetzt nach einem Lande forschten und verlangten, in dem sie unter der schwarz-weiß-roten Flagge leben und so mit dem alten Vaterlande in inniger, direkter Verbindung bleiben konnten. Dies deutlich und vielfach geäußerte Verlangen führte notwendigerweise zu dem Aufsuchen deutscher Auswanderungskolonien. Aber so naheliegend dieser Gedanke war, so schwierig war seine Ausführung. Gerade auf diesem Gebiet hieß es hart und grausam: Die Welt ist weggegeben! Während ihr dummen Deutschen euch um Konfession und Dynastien gegenseitig die Schädel eingeschlagen habt, besetzten die Angelsachsen sämtliche Länder der gemäßigten Zone, und um solche handelt es sich für Auswanderer! In diesen gesegneten Breiten ist kein Raum mehr für die deutsche Flagge.

Das war sehr niederdrückend; denn gerade auf solche Gebiete kam es an, in denen der deutsche Landwirt mit Familie schwer arbeiten und gesund leben konnte. Das Deutsche Reich hatte unter der Herrschaft des Freihandels Ende der 70er Jahre eine Auswanderung von über 200 000 Köpfen, und es waren die gesundesten, strebsamsten, tüchtigsten jungen Ehepaare, die dem Vaterlande den Rücken kehrten und mit geringen Ausnahmen nach Nordamerika sich einschifften. Wenn man sich vergegenwärtigte, daß in einem Jahrzehnt zwei Millionen der besten deutschen Arbeitskräfte die Arbeitsleistung der Vereinigten Staaten verstärkten und in wirtschaftspolitischem Sinne gegen ihre alte Heimat arbeiteten, so mußte jeder Einsichtige mit tiefem Schmerz diesen Menschenstrom abfließen sehen und mußte sich bemühen, ihm eine andere Richtung zu geben, wo diese wertvollen Kräfte dem Vaterlande nicht verloren gingen. Der Begriff „Auswanderungskolonien" ward daher zu einem wahren Notschrei in deutschen Landen.

Nun fand sich unter den neuerworbenen Kolonialgebieten ein einziges, zum größten Teil in der gemäßigten Zone gelegenes, das also äußerlich den deutschen Wünschen entsprechen mußte, das 750 000 Quadratkilometer umfassende Deutschsüdwestafrika. Hier hoffte man das Ziel der Wünsche erreicht zu haben, hier konnte man unter günstigem Klima deutsche Landwirte ansetzen, und diese sollten mit ihrem unermüdlichen Fleiß aus Öde und Steinwüste wenn nicht ein Paradies, so doch ein Kulturland schaffen. Leider ist diese Hoffnung nur in sehr bescheidenem Maße zur Wirklichkeit geworden. Deutschsüdwest hat keinen Humus und minimale Niederschläge. Eine eiskalte Meeresströmung zieht

vom Südpol her an der westafrikanischen Meeresküste entlang gen Norden. Sie zwingt durch ihre kalte Ausdünstung die vom Ozean heranziehenden Regenwolken zum Niederschlagen auf der See und läßt keine oder nur ganz geringe Wolken an den Kontinent herangelangen. Die große Dürre verhindert landwirtschaftlichen Betrieb in irgendwie ergiebigem Maße und gestattet nur Viehzucht an den mit der Wünschelrute gefundenen und tief erbohrten Brunnen und an künstlich angelegten Stauweihern. Wie groß das Bedürfnis nach „Land" in Deutschland war, beweist der Umstand, daß trotz dieser bedeutenden Schwierigkeiten das Land doch mit einer großen Zahl von deutschen Farmern besetzt ist, und daß viele Besitzer selbst über den Krieg hinweg sich auf ihrer Farm behaupten konnten, solange die Viehpreise einigermaßen den Betriebskosten entsprachen. Die südafrikanische Union, der das „Mandat" über diese deutsche Kolonie übertragen ist, hat wenigstens die Farmer in ihrem Besitz gelassen, hat die deutschen Schulen nicht unterdrückt und auch eine bescheidene, eingeschränkte Selbstverwaltung bestehen lassen.

Einen weiteren Beweis für das dringende Bedürfnis nach Land, für die Notwendigkeit, in den Besitz wirtschaftlich auszunützender Gebiete zu gelangen, bietet folgende Tatsache. Wir Deutschen, die wir nach Ansicht der unwissenden und haßbetörten Väter des Versailler Schanddokuments nicht fähig und nicht würdig sind, Kolonien zu verwalten, haben die Tropen dem Europäer nutzbar gemacht und die Schrecknisse ihres Klimas überwunden. Mühsam erworbene Erfahrung und gründliche wissenschaftliche Forschung wirkten dabei zusammen. Geheimer Rat Koch hat uns die Wirkung des Chinin und seine richtige Anwendung gelehrt, er hat den Erreger der Malariakrankheit gefunden und seine mörderische Wirkung unterbunden. Im gleichen ward der Erreger der Schlafkrankheit entdeckt, und das Patent für das berühmte Heilmittel Nr. 205 ist in dem Besitz des deutschen Erfinders. Dies gibt uns den Schlüssel zur Öffnung des tropischen Afrika und zur dauernden Behauptung in die Hand. Aber nicht genug mit diesen Einzelpersönlichkeiten. Die deutschen Kolonisten haben es unternommen, in den Hochländern der Tropen sich mit ihren Familien anzusiedeln und haben durch ihr eigenes Beispiel den Beweis erbracht, daß in der Meereshöhe von 1000 bis 1200 m aufwärts die Europäer auf Dauer leben können und gesund verbleiben. Durch diese Versuche sind ganz gewaltige Gebiete Innerafrikas der Kultur erschlossen und für die Zukunft wertvoll geworden.

Und was war denn der zwanzigjährige stille Kampf um den Besitz wenigstens eines Teiles von Marokko anders als der Ausdruck der Not, des Bedarfs von Boden und Eisenerz? Dies Land mit seiner glücklichen Lage mit zwei Seeküsten, am Atlantischen Ozean und am Mittelmeer, mit seinem herrlichen Klima, mit der Erzeugung aller europäischen Getreidearten neben den subtropischen Gewächsen und der Baumwolle, endlich mit seinen unermeßlichen, offen zutage liegenden Schätzen an Eisenerz — dies Land erscheint wie ausgesucht für die Bedürfnisse der deutschen Auswanderer und der deutschen Industrie. Es ist uns verloren gegangen durch die Gleichgültigkeit und das Ungeschick der deutschen Diplomatie, es befindet sich im Besitz oder unter dem Protektorat einer Nation, die infolge ihres völkischen Niedergangs keinen Bedarf an Kolonien hat und diese nur militärisch und finanziell ausbeutet. Es ist eine Schande, mitansehen zu müssen, welche hohen Werte unbenutzt dort liegen, und daran zurückzudenken, wie sich die bekannte Firma Gebrüder Manne-

mann in Remscheid um die Ausbeutung der marokkanischen Eisenlager abgemüht hat.

Dies leitet uns über zu den tropischen Kolonien, die uns die wertvollen und unentbehrlichen Erzeugnisse der Tropensonne liefern: Baumwolle, Kautschuk, Kopal, Hanf, Öle, Elfenbein, Edelhölzer, sodann die eigentlichen Kolonialwaren Reis, Kaffee, Tee, Kakao, Gewürze, Vanille, Tabak. Vor dem Weltkriege wurde allein Baumwolle für 600 Mill. Mark jährlich nach Deutschland eingeführt. Diese eine Zahl dürfte genügen, um darzutun, um welche gewaltigen Werte es sich hier handelt, und daß es nicht gleichgültig sein kann, ob diese wertvollen Erzeugnisse vom Auslande erkauft oder von Deutschen auf deutschem Boden gepflanzt und geerntet werden.

Im ersten Jahrzehnt nach Erwerb der Kolonien herrschte zunächst eine allgemeine Enttäuschung, daß man nicht sofort deutschen Kaffee trinken und deutschen Tabak rauchen konnte. Die Einbildungskraft war so lebhaft erregt, daß man sich nicht vorzustellen vermochte, welche Versuche erst angestellt, welche Erfahrungen gesammelt werden mußten, um neue Kulturen in die im Naturzustande daliegenden Gebiete einzuführen, den Urwald oder Busch zu roden, eine Pflanzung anzulegen und mit Angst und Zittern die erste Ernte zu erwarten. Zuerst erschienen die reinen Naturprodukte auf dem Markte: Elfenbein, Kautschuk aus dem Urwald, Mahagoni-, Jedern- und andere Edelhölzer, Öle, sodann Usambara-Kaffee, Kamerunkakao und Tabak, ostafrikanischer Sisalhanf und zuletzt das heißbegehrte Produkt Togo- und ostafrikanische Baumwolle sowie Pflanzungs-Kautschuk. Im Jahre 1914, nach dreißigjähriger Arbeit, hatten fast alle deutschen Schutzgebiete mit ihren Produkten eine gewisse Marktreife erreicht, manche Erzeugnisse hatten bereits einen Namen gewonnen wie Kamerunkakao und der ostafrikanische Sisalhanf, der das gesamte Tauwerk der deutschen Kriegsflotte lieferte. Da kam der Weltkrieg und zerstörte alle die kühnen Hoffnungen, die sich an die Zukunft unserer Kolonien knüpften.

Trotz dieses schweren Mißgeschicks und ungeachtet der vielen vernichteten Einzelexistenzen dürfen wir mit dem Geleisteten zufrieden sein. Die deutsche Verwaltung hat die weiten Gebiete durch Straßen- und Eisenbahnbau an die europäische Kultur angeschlossen, sie hat die Eingeborenen zur Arbeit erzogen und durch humane Gerechtigkeitspflege zu sich herangezogen. Das deutsche Schauri, die freie, öffentliche Gerichtsverhandlung, war geradezu berühmt und hat uns die Neger zu Freunden gemacht. Die deutsche Schule hatte in gleicher Weise denselben richtigen Ton getroffen, der zum Herzen der Naturkinder ging und sie willig und freudig das ihnen fremde Wissen aufnehmen ließ. Besonders hat das deutsche Lied seine nie versagende Macht auf Kinder und Erwachsene ausgeübt und uns die Gemüter erobert. Noch bevor sie den Sinn völlig verstanden, sangen die Negerkinder unsere Lieder, und „Deutschland über alles" ist auch heute in Afrika noch nicht vergessen. Bezeichnend sind die Abschiedsworte, die der Gouverneur Schnee und General v. Lettow-Vorbeck bei der Abfahrt von Daressalam von den Negern zu hören bekamen: „Die Engländer machen schöne Worte, aber regieren hart; die Deutschen haben scharfe Worte, aber handeln gerecht und gut."

Genug, wir haben uns Freunde in allen unseren Kolonien erworben, die auf uns warten und uns zurückrufen. Wir werden jene Gebiete zurückerhalten, sobald der französische Übermut gedämpft ist, und wieder Gerechtigkeit in der

Welt regiert. Wir finden alsdann die Kolonien verwildert, verkommen, ihrer wirtschaftlichen Blüte beraubt. — Das läßt sich überwinden, der Fleiß und die Anpassungsfähigkeit der Deutschen wird sie schnell in die alte aufsteigende Entwicklungslinie zurückführen. Aber wir haben noch mit einer neuen Erscheinung zu rechnen, es ist die Losung: Afrika den Afrikanern!, die von Amerika über Liberia nach Südafrika gebracht, dort weit verbreitet ist und gegenwärtig ihre Wellen immer stärker und lebhafter nach Zentralafrika hineinschlägt. Diese afrikanische Bewegung darf nicht verkannt und nicht unterschätzt werden. Die Franzosen haben kein Verständnis dafür, da ihnen der Neger nur als Rekrutierungsobjekt gilt, der für die entnervte und degenerierte gallische Rasse die Schlachten der Zukunft schlagen soll. Der Brite steht dem Farbigen als Herrenmensch gegenüber; er hat kein Herz für ihn, er kennt nur die Begriffe business und my country (die Staatsraison).

Wir Deutsche werden die alten Fäden leicht wieder anzuknüpfen vermögen, die uns bis 1918 mit dem Neger verbanden, wir werden ihn durch Schule und Erziehung weiter die Lust zur Arbeit und Pflichtgefühl lehren, ihn auf eine höhere Stufe der Kulturentwicklung bringen und dann die Begabten und Geeigneten als Vorarbeiter und Aufseher auf den Pflanzungen, als Lehrer, als Schöffen bei den Gerichten und in den praktisch tätigen Stellen der Landesverwaltung heranziehen. Dabei muß ein feiner Takt die Rassentrennung ohne Schärfe und Herabsetzung aufrechterhalten und jede Rassenmischung verhindern. Die Vernegerung überlassen wir gern den Portugiesen und den Franzosen, die sich in dieser Mischung wohl fühlen. Ein Beispiel mit glänzendem Erfolge hat die in Tsingtau gegründete deutsch-chinesische Akademie geboten, die zwei sich fremde Rassen vereinigte, um sie zu gemeinsamer Arbeit zu befähigen. Allerdings ist der gebildete Chinese anders zu bewerten als der Neger.

Während die Notwendigkeit von Auswanderungs- und Tropenkolonien ganz offenkundig zutage liegt, kann dies von Marinestationen nur bedingt, von Verbrecherkolonien gar nicht behauptet werden. Flottenstützpunkte sollen im Frieden den Kriegsschiffen zum Docken und Ausbessern, zur Erneuerung der Vorräte und zum Ergänzen des Materials dienen, im Kriege ein Zufluchtsort und Schutz sein. Jede große Flotte bedarf ihrer. Das Deutsche Reich besaß nur einen einzigen Stützpunkt, Tsingtau an der chinesischen Küste, und dies war so schwach befestigt, daß es nach kurzer Verteidigung der Übermacht des Angriffs erliegen mußte. Wie dringend notwendig ein solcher Zufluchtsort am Atlantischen Ozean gewesen wäre, hat der heldenhafte Untergang des Kreuzergeschwaders unter Graf Spee erwiesen, dem jede Zuflucht abgeschnitten war. Leider ist gegenwärtig das Deutsche Reich kaum in der Lage, einen so kühnen Gedanken zu fassen, eine Marinestation zu schaffen. Zunächst heißt es, die Finanzwirtschaft des Reiches zu ordnen, der Nation wieder eine Machtstellung unter den übrigen Völkern zu geben, daneben langsam eine Kriegsflotte auszubauen. Dann wird sich das Bedürfnis von selbst fühlbar machen.

Verbrecherkolonien und Deportieren sind wohl als ganz überlebte Erscheinungen früherer Jahrhunderte anzusprechen. Die Begriffe von Strafe, Buße, Sühne finden heutzutage eine andere Auslegung als ehedem. Es war eine Art kaltblütigen Justizmordes, die Verbrecher weit außer Landes in gesundheitlich gefährdeten Orten unterzubringen. Napoleon III. hat sich nicht gescheut, noch in unserer Zeit nach seinem Staatsstreich vom Dezember 1851

seine politischen Gegner in das Fieberneſt Cayenne in großer Zahl zu entsenden, eine hochgradige Infamie. Wir bemühen uns heute, jede Fieberlandschaft gesund zu machen, damit auch die Eingeborenen den Vorteil gesunder Wohnstätten haben. Jene üble Erinnerung an kulturell und moralisch tiefer stehende Zeiten seien also, für Deutsche wenigstens, auf immer abgetan. In der Anfangsperiode unserer Kolonialpolitik wogte ein ziemlich lebhafter literarischer Kampf zwischen den Fürsprechern und den Gegnern der Verbrecherkolonien hin und her. Prof. Dr. Bruck trat als Jurist für Deportation nach Südwestafrika auf, um Deutschland von Verbrechern zu befreien und jenes Neuland wirtschaftlich nutzbar zu machen. Dr. Graf Pfeil bewies in einer sehr sachlich gehaltenen Schrift „Zur Frage der Deportation" das Unwirtschaftliche der vorgeschlagenen Maßregel, trat dagegen für Deportation nach den vom Deutschen Reich erworbenen Südseeinseln auf. Es ist zur Ausführung dieser Entwürfe nicht gekommen; es fand sich niemand dazu bereit, derartige Pläne in die Wirklichkeit zu übertragen. Die deutsche Strafgesetzgebung hätte dazu völlig verändert werden müssen. —

Nach diesen Auseinandersetzungen sei es gestattet, ein Schlußwort über die Bedeutung der Kolonien gerade für das deutsche Volk zu sagen. Unser Volk zählt trotz der Verstümmelung und der Absprengung wichtiger Teile gegenwärtig mit Einschluß der Deutschösterreicher rund 66 Millionen. Es macht den Anspruch, ein Weltvolk zu sein. Im Mittelalter war es die Vormacht der Christenheit und tonangebend für Europa. Wenn es auch gegenwärtig aus der Weltstellung, die Bismarck ihm gegeben, zurückgedrängt ist, so verlangt es dennoch, gestützt auf seine hohe Kultur, seine weltbeherrschende Literatur und seine wissenschaftlichen und technischen Leistungen, sowie die gewaltige Produktion seiner Industrie, einen Platz an der Sonne unter den übrigen Mächten. Es läßt sich nicht durch Eintagsfliegen vom Schlage eines Clemenceau oder Poincaré von dem ihm gebührenden Platz verdrängen. Bei der weiten Verbreitung der Deutschen über alle Teile des Erdballs und ihre Zerstreuung über alle Länder ist es von besonderer Bedeutung, daß die schwarz-weiß-rote Flagge sich überall zeigt und jeden Deutschen an die Heimat erinnert. Um so bedeutsamer aber wird diese Flagge, wenn sie in fernen Erdteilen an zahlreichen Punkten dauernd gehißt bleibt, und ihre Farben anzeigen, daß sie über deutschem Besitz, deutschem Lande wehen. Dies Bild der stolz neben denen anderer Nationen flatternden nationalen Flagge schwellt dem Deutschen die Brust und stärkt die in der Heimat so schmerzlich an ihm vermißten Eigenschaften des Nationalbewußtseins, des Nationalstolzes und Nationalhasses. Das stolze Gefühl des civis Germanus sum kommt über ihn. In den Kolonien gibt es keine Bayern, keine Preußen, keine Schwaben, sondern nur Deutsche. Dort draußen vergißt man die inneren Zänkereien und Parteiungen, aus dem Auslande kehrt jeder als Großdeutscher von nationaler Gesinnung zurück.

Bei einem so romantisch gerichteten und phantasiebegabten Volke wie dem deutschen spielt das Lesen und Hören, das Träumen von einer sonnigeren, fruchtbareren, schöneren Erdgegend eine große Rolle. Die spannend geschriebenen Bücher über Afrika, Indien, Brasilien, die Schilderungen der fremdartigen Tier- und Pflanzenwelt dieser Länder erregen die Neugier und treiben viele junge Leute in die Fremde, nach Übersee hinaus. Es reizt sie besonders die persönliche Selbständigkeit und Verantwortlichkeit, die draußen mit jedem Posten verbunden ist, vom hohen Beamten bis zum Pflanzer, Techniker, Lehrer, Eisenbahnangestellten. Von jedem, der aus den Kolonien zurückkehrt, hört er, was

der Einzelne auf seiner Stelle geleistet, und welche Freude er darüber empfindet, daß er aus dem Nichts etwas zu schaffen vermochte, und daß die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aonen untergehen kann!

Welch wesentliche Erweiterung unseres Wissensschatzes haben uns die Kolonien gebracht! In erster Linie auf dem Gebiet der Ländererforschung, der Völkerkunde, der Tier und Pflanzenkunde, der Mineralogie; in zweiter Linie das hochbedeutsame Studium der Eingeborenen, ihrer Psychologie, ihrer Denk- und Anschauungsweise. Am dankbarsten und glückbringendsten ist wohl die Tätigkeit der Ärzte anzusprechen, deren jeder als eine Art Heiland und Segenspender seiner Umgebung gegenübertrat, ganze Stämme impfte und sie von den Blattern befreite, das Tropenfieber bekämpfte und dessen Ursachen beseitigte, jetzt endlich sogar die Schlafkrankheit, die fürchterlichste Würgerin der tropischen Breiten, zu bannen vermag. Und wieviele Leiden beseitigte er in der täglich bedienten Poliklinik!

Es mag manchem Leser auffallend erscheinen, daß in dieser Abhandlung die christliche Mission keine Erwähnung gefunden hat, trotzdem doch so viele Deutsche als eifrige, ihres Gottes volle Glaubensboten in unseren Kolonien tätig waren. Ich bin nach meinen persönlichen Beobachtungen zu der Ansicht gelangt, daß die Mentalität des Negers nicht der hohen Heilswahrheit des Christentums, vor allem nicht den schwierigen spitzfindigen Dogmen desselben entspricht. Während die mongolische Rasse ihren Konfutse, die Inder ihren Buddha, die Perser ihren Zarathustra, Vorderasien seinen Mohammed, Europa und die von dort kultivierten Länder Jesus Christus als ihren Heilsverkünder verehren, scheint mir die Negerrasse noch auf den ihrigen zu harren, wie sie in allem ja hinter den übrigen Rassen zurückgeblieben ist. Dies Thema erfordert eine besondere Besprechung.

Der Stimmung, die das deutsche Volk in dem Jahre der kolonialen Erwerbungen, 1884/85, beseelte, hat niemand schöneren und treffenderen Ausdruck gegeben, als unser nationalster Dichter Felix Dahn:

Noch ist die Welt nicht ganz verteilt,
Noch manche Flur auf Erden
Lockt gleich der Braut, die Hochzeit eilt,
Des Starken will sie werden.
Aufs Meer, du Volk des Heldentums
Und such' auf blauen Bahnen
Das Wundereiland alten Ruhms,
Das Winland deiner Ahnen!
Und daß wir in der neuen Welt
Dem alten Reich nur leben,
Das soll unscheidbar uns gesellt
Ein Banner Zeugnis geben:
Stoßt ein dies rauschende Panier
In jedes Neulands Brache,
Wohin wir wandern, tragen wir
Mit uns die deutsche Sprache!

Diese Verse sollten nach vierzig Jahren in der heutigen trüben Zeit wiederum die Losung der deutschen Jugend werden.

Recht und Staat.

Von D. Traub.

Mit zwei Worten wird heutzutage reichlich Unfug getrieben, nämlich mit den Begriffen „Recht“ und „Staat“. Selbstverständlich ist ein Zustand, in dem eine sichtbare Macht vorhanden ist, die sich durchsetzen kann, wünschenswerter und richtiger als ein rechtloser Zustand, in dem sich überhaupt niemand auskennt. Zur Rechtsausübung gehört nämlich immer eine Macht, die ihm zu Leben und Geltung verhilft. Ohne Gewalt kein Recht, aber das Recht erschöpft sich nicht in Gewalt. Ich glaube, daß man die jetzige so oft beliebte Auseinandersetzung über das Recht des jetzigen Weimarer Staates absichtlich verschleiert, indem man zwei Fragen durcheinander wirft: die Kraft zu polizeilicher Bestrafung gemeiner Verbrechen und die Anerkennung einer bestimmten politischen Regierungsform. Die beiden Dinge haben an und für sich nichts miteinander zu tun.

Darüber besteht kein Streit, daß ein Zustand auf die Dauer unerträglich ist, in dem Diebstähle, Unzucht, Meineid straflos ausgehen und keine Gewalt vorhanden ist, solche Wunden im Volkskörper auszubrennen. Aber hängt das mit der Frage nach der Anerkennung einer bestimmten Obrigkeit unmittelbar zusammen? Was ich meine, wird deutlicher, wenn wir uns die Zustände in Irland ansehen. Bedeuten sie einfach unerträgliche Rechtlosigkeit oder nur politische Anarchie? Werden in Irland die gemeinen Verbrechen nicht immer auf gleiche Weise bestraft, obgleich der Kampf gegen die englische Herrschaft gleichzeitig weitergeführt wird und in diesem politischen Kampf solche Verbrechen auch mit unterlaufen können? Volle Anarchie ist auf die Dauer unerträglich; das ist zuzugeben. In solchem Fall wird auch eine schlechte Regierung als das kleinere Übel begrüßt werden. Aber es heißt die Rechtsfrage verschieben, wenn man die Stärkung des Rechtsgefühls gerade auf dem Gebiet anhängig macht, wo sie in politisch erregten Zeiten am gefährdetsten ist, nämlich auf dem politischen. Man soll sie dort suchen, wo sie ihre eigentlichen Wurzeln hat, auf dem sittlichen. Brandstiftung, Unzucht, Münzvergehen, Vertragsbruch werden immer bestraft werden müssen. Das Rechtsgefühl eines Volkes geht in Brüche, wenn der Sinn für die Strafwürdigkeit hierunter leidet. Eine ganz andere Sache aber ist es, ob das Rechtsgefühl gestärkt wird, wenn vom Staatsbürger, wie heute, die Anerkennung einer revolutionären Obrigkeit verlangt wird, die aus Meineid und Hochverrat geboren wurde. Hier liegt geradezu die stärkste Gefährdung für das Rechtsgefühl eines Volkes, so daß es dann auch in der Beurteilung einzelner Verbrechen mit der Zeit lax werden muß. Wir haben diesen Entwicklungsgang anschaulich vor uns gesehen. Man erinnere sich an die sozialistischen Regierungen in Braunschweig und Sachsen! Wo die Obrigkeit als sittlicher Rechtsträger versagt, hilft eben keine Rechtsverfassung. Sie wird sich dann ganz selbsttätig auch vor gewöhnlichen Verbrechen immer weniger hüten. Die Hauptfrage bleibt darum stets nicht die sachliche, sondern die persönliche. Der persönliche Charakter einer Obrigkeit ist das ausschlaggebende, nicht eine Rechtsordnung.

Nun wird eingewendet, „Herr Ebert will doch sicher den Rechtssinn gegenüber gemeinen Verbrechen nicht schwächen; er will in seiner Regierung ebenso wie jeder frühere Monarch die obengenannten Vergehen oder Verbrechen

bestraft wissen. Darum ist es ein ungerechter Vorwurf, wenn man seiner Regierung solche Konsequenzen andichten will; das ist nichts anderes als parteipolitische Tendenzmacherei." Dieser Einwand trifft nur gewisse Übertriebenheiten. Aber man darf zweierlei nicht übersehen: Der Reichspräsident wird in Preußen und Bayern durch die bereitwillige Hilfe des alten Beamtentums unterstützt. Die rechtlichen Anforderungen des bürgerlichen Lebens sind im wesentlichen die alten geblieben. In kleineren Staaten aber, wo sich das gefährliche Beispiel von „Meineid und Hochverrat" unmittelbarer geltend machte, haben sich auch sofort die unheilvollen Folgen der Verwüstung der öffentlichen Rechtlichkeit bemerkbar gemacht. Aber auch im Reich leiden wir an einer unglaublich verwirrenden Vorherrschaft von Kulisse, Schein und politischem Schiebertum. Jeder ehrliche Beobachter des öffentlichen Lebens gibt ohne weiteres zu, daß die alten Begriffe von Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit, Pflichterfüllung, persönlicher Unbescholtenheit stark ins Wanken gekommen sind. Das ist zum Teil auf die Verwirrung der letzten Kriegsjahre mit zurückzuführen. Die unselige Demoralisierung infolge der Zwangswirtschaft hat ihr Teil daran. Wir setzen also diesen Prozeß nicht allein auf Konto der Revolution. Trotzdem bleibt die Revolution dafür verantwortlich, daß diese Minderung des Rechtsgefühls und Rechtssinns in der Bevölkerung von ihr legalisiert worden ist. Ist es denn ein Fehler, wenn man allmählich in den weitesten Kreisen erkennt, wie verwüstend dieses Revolutionsbeginnen von oben her auf den rechtlichen Sinn der Bevölkerung wirken mußte? Es wäre vielmehr ein Fehler, wenn man die unselige Spannung nicht erkennen würde. Gesundung nach einem Fieberzustand bringt es mit sich, daß man solche Zustände im Volk immer weniger erträgt und die sichtbare Verkörperung der Revolutionsherrschaft nicht mehr mit den Eigenschaften der höchsten Macht im deutschen Volke umkleidet sehen will. Man soll dafür dankbar sein, statt eine solche Entwicklung zu brandmarken, und soll die verfolgen, die sie herbeiführten.

Ein zweiter Einwand lautet, das sei alles Parteigerede; denn seit Weimar hätten wir keine Revolutionsregierung mehr, sondern eine gesetzliche Gewalt, die vom Volk anerkannt worden sei. Das Volk selbst habe sich die Verfassung gegeben, seit einigen Jahren sei sie wesentlich unwidersprochen. Das bedeute, daß sie nicht nur geduldet, sondern anerkannt sei. „Also treibt ihr jetzt Revolution, wenn ihr gegen die Verfassung von 1919 und die Obrigkeit angeht, welche sie vertritt." Das ist die berüchtigte Legalitätserklärung der Illegalität. Wir stehen nicht an zu sagen, daß gerade diese sogenannte Legalisierung der Illegalität den Sinn für Rechtlichkeit im deutschen Volke am allermeisten untergräbt. Einmal war die Nationalversammlung niemals der unverfälschte Wille des deutschen Volkes. Das wissen die am besten, die damals dabei gewesen sind. Wäre sie aber auch der klare Volkswille gewesen, so bedeutet es trotzdem eine Rückkehr zur Gesundung, wenn sich das deutsche Volk heute seines damaligen Irrtums schämt. Das ist deshalb kein Parteigerede, weil die Geschichte des deutschen Volkes in ihren Besten und in ihrer mächtigsten Gestalt zu unseren Gunsten spricht und nicht auf Seite des Herrn Ebert steht. Die Verwüstung des Rechtssinns fängt an, wenn man von einer Rechtsordnung nur darum, weil sie durch Mehrheit beschlossen worden ist, Respekt verlangt, ganz abgesehen von ihrem Inhalt. Das führt mit der Zeit zum Verzicht auf das Recht selbst, das nur aus der lebendigen Geschichte des Volkes heraus seine Geltung und Kraft zieht.

Der Rechtssinn verlangt gesunderweise einen klaren Inhalt, der ihm entspricht. Es kommt ihm weniger darauf an, wie er zustande kommt; die Hauptsache ist, daß er in Geist und Gehalt der Rechtsordnung ein Echo und eine Bestätigung seines Rechtsempfindens erkennt. Rechtssinn ist etwas anderes, als Rechtsparagraphen. *Dem Rechtssinn des deutschen Volkes widerstrebt eine Entwicklung der deutschen Geschichte, welche seine alte Zeit mit Schmach und Schande bedeckt.* Das aber tut die heutige Regierung und sie *muß* es tun. Würde sie es nämlich nicht tun, dann hätte sie selbst gar keine Daseinsberechtigung. Sie besteht genau so lange, als das alte Reich in seiner früheren Gestalt, nur als das „fluchbeladene alte System" dasteht. In dem Augenblick, in dem diese Massenvorstellung schwindet und sich das Volk wieder auf sich selbst besonnen hat, ist der Rechtsgrund der jetzigen Regierung, Weimar eingeschlossen, weggeblasen.

Die Spannung zwischen Weimar und Bismarck wächst. Dieses Wachsen ist ein gutes Zeichen für den Rechtssinn des Volkes. Das Rechtsgefühl unseres Volkes kann und will sich mit der Revolution 1918 nicht befreunden. Diese Wendung hemmen zu wollen unter der Spitzmarke des „Rechts", heißt den Rechtssinn fälschen und das Recht ausliefern an eine beliebige jeweilige Gewalt, wobei es im Grund nichts verschlägt, ob sie Eisner oder Ebert heißt. Verlangen wir doch von den heutigen Rechtsvertretern, die sich zuletzt immer nur auf den Besitz der Gewalt als das Ausschlaggebende berufen, eine klare Antwort auf die Frage: „Womit würdet Ihr begründen, daß man einer Regierung Eisner und Hölz nicht ebenso gehorcht wie Euch, wenn sie Macht besitzen und sich einige Zeit in ihr erhalten können?" Gesteht ihr einer solchen anarchischen Regierung aber das Recht zu, dann wird das Recht selbst zum bloßen Spielball wechselnder Gewalt. *Wer grundsätzlich der Revolution das Recht abspricht, neues Recht zu bilden, ist der wahre Hüter des Rechtssinns und des Rechtsgefühls.* Wer die ungeheuere Wichtigkeit der Achtung vor dem Recht für jedes Kulturleben eines Volkes anerkennt, wird gerade deshalb das Recht aus dem politischen Getriebe der Machtleidenschaften möglichst herauslösen und sich ängstlich hüten, dem Volk durch Häufung politischer Prozesse, wie das beim Staatsgerichtshof geschieht, jede Instinktsicherheit für das höhere Recht zu trüben. Gerade die politischen Prozesse zerstören in revolutionären Zeiten den Rechtssinn. Man meint, ihn stärken zu können, erreicht aber das Gegenteil. Das hängt nicht einmal so sehr am Urteil, als an der politischen Verwirrung der Rechtsbegriffe.

Alle diese Gedanken gehen nur darauf aus, den Rechtssinn als Voraussetzung staatlichen Lebens zu stärken. Wir besitzen aber keinen deutschen „Staat", solange der Gründer des Deutschen Reichs Bismarck von den heutigen Machthabern als der „große Fehler" oder gar „Verbrecher" am deutschen Volk geschmäht und sein Werk als vernichtet betrachtet wird. *Im Interesse* des Staates und des Rechts freue man sich, daß der Sinn für die Würde des Staats und die Tiefe des Rechts wächst und die materialistische Verflachung des Rechtsgefühls höheren Anforderungen an das, was Recht sein darf, weicht. Unsere ganze Kritik würde mit Recht als Parteipolitik abgelehnt werden, wenn wir nicht, wie jeder Unvoreingenommene sieht, auf unserer Seite die alten Führer und Helden unseres Volkes sehen würden, in denen deutsches Recht und deutscher Staat verkörpert waren.

Deutschösterreich.

Von Herbert Werner.

Der Hitlerprozeß hat seine Wellen auch nach Deutschösterreich geworfen. Kein Wunder, denn dieser Prozeß hat Deutsche und Undeutsche in gleicher Weise erregt. Er hat daheim wie im Ausland die Gemüter in Aufruhr versetzt und wurde hier wie dort zum Prüfstein über den Stand und die Stärke der völkischen Bewegung. In Deutschösterreich waren es auf der einen Seite alle völkisch Gesinnten in ihrer Gesamtheit, voran die Nationalsozialisten, die ihre Stellung gegenüber den Ereignissen im Gerichtssaal zu München bezogen, auf der anderen Seite Juden, Marxisten und Ultramontane, denen seit der Urteilsverkündung und nachgerade seit dem Ausgang der bayerischen Wahlen noch unbehaglicher zu Mute geworden ist. Es hilft gegen die Sprache der Tatsachen kein Sträuben mehr: das deutsche Volk erwacht, die Psychose verfliegt, und übrig bleibt die Erkenntnis dessen, was die Feinde im Lande, man kann sagen: seit der Friedensresolution des Reichstages von 1917 diesem Volke angetan haben. Die Errungenschaften dieser elenden Zeit verflüchtigen sich immer schneller, ihre Inhaltslosigkeit tritt in das volle Tageslicht, und die Macher dieses ganzen Revolutionsspukes stehen ratlos da und wissen nicht, was sie dem sehend gewordenen Volke in ihrer großen Not vortäuschen sollen.

Das Wiener Marxistenorgan, die Arbeiterzeitung, schrieb sich in besonders bezeichnender Weise seinen Schmerz in einem Artikel über den Prozeßausgang von der Seele und verriet damit über seine katzenjämmerliche Stimmung in der ersten Verzweiflung vielleicht mehr als es ihm heute lieb sein dürfte. „Ist Deutschland noch Republik?" — fragt sie — und schon lautet die selbstgegebene Antwort auf diese bange, um die Haupterrungenschaft von 1918 zitternde Frage: „Die Reichswehr ist monarchistisch. Die Justiz ist monarchistisch. Die Verwaltung wird eben jetzt, unter dem Vorwand des Beamtenabbaus, von den letzten Republikanern gesäubert. Landtage, die republikanisch verwalten wollen, jagt man auseinander, und den Reichstag ersetzt so bequem der Artikel 48. Was ist von der deutschen Republik noch übrig geblieben? Nichts als die Tatsache, daß der Kaiser noch nicht zurück ist." Das klingt alles recht trostlos. Eins aber hat das ehrenwerte Blatt in seinem Schmerz noch festzustellen vergessen, daß die Geldjuden im Reich auch anfangen, monarchistisch zu werden, da die Konjunktur so deutlich nach rechts ausschlägt, und daß sich der deutsche Arbeiter, der sich im innersten Herzen nie besonders für die deutsche Republik erhitzt hat, da das soziale Kaisertum ihm ja vorbildlich für alle Welt Vorteile sonder Zahl zugewendet, grade durch die völkische Bewegung aufgerüttelt, in steigendem Maße von der marxistischen Lüge zu trennen beginnt. Die ganze Schale seines Zornes indessen gießt die Arbeiterzeitung über die urdemokratische Einrichtung des Volksgerichtes aus, weil es nicht auf die Wünsche der Republikretter eingeschwenkt ist, sondern zu Urteilssprüchen gelangt ist, die der rote Skribent als Schandurteile zu bezeichnen sich erfrecht, grade als ob man es in München mit einer moskowitischen Tscheka, aber nicht mit einem Gericht zu tun gehabt hätte, das aus höchstem sittlichem Empfinden heraus zu einer Urteilsfindung gelangen mußte. Deshalb sind die Volksrichter in den Augen der marxistischen Kritiker Münchener Bierphilister — wären sie zu einer Verurteilung der Angeklagten gelangt, wären sie selbstverständlich zu

Rettern des Vaterlandes erhoben worden —, und sie müssen sich noch den besonderen Vorwurf gefallen lassen, daß sie den „Ausländer" Hitler, den Deutschösterreicher nicht nach der gesetzlichen Vorschrift ausgewiesen haben. Wie merkwürdigen Auffassungen über politische Verbrechen huldigen doch diese Fanatiker demokratischer Freiheit, wenn einmal ein Gegner einem Aktivismus den Weg zu bereiten sich anschickt, der den ihren kreuzt! Da zeigt sich dann sofort, daß die Demokratie das unduldsamste, kleinlichste und skrupelloseste Regierungssystem ist, das sich denken läßt, soweit man bei ihr überhaupt von einem System sprechen kann.

Die Einstellung der deutschösterreichischen Klerikalen zu der Hitlerschen „Demagogie" war von Hause aus gegeben. Sie waren die treuen Bundesgenossen der deutschen Zentrumsleute, entsetzten sich über das „Neuheidentum" der Hakenkreuzler und stellten mit schäumendem Pathos die Bedrohung der katholischen Religion durch Ludendorffs Rede vor Gericht fest. Die Wiener Jesuiterei reichte der Münchener brüderlich die Hand und war bestrebt, eine günstige Atmosphäre für den bayerischen Wahlkampf um den Zentrumsturm zu schaffen. Daß diese sich dann nicht eingestellt hat, daß vielmehr das schwarze Bayernland durch die großen Erfolge der Völkischen plötzlich recht schwarz-weiß-rot und großdeutsch angestrichen erschien, das hat ihnen im eigenen Lande das Konzept recht betrüblich verdorben, denn jetzt läßt sich das bayerische Volk nicht mehr so wie bisher als streng föderalistischer Preußenfresser und Anhänger der in allen Wiener legitimistischen Zirkeln (deren Zahl wahrlich nicht gering ist) mit Inbrunst propagierten Idee der Wiederaufrichtung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation vorführen, nachdem sogar nicht unbeträchtliche Anhängerscharen des bayerischen Zentrums aus Abneigung von den partikularistischen Machenschaften seiner Führer den Übertritt zu den Völkischen vollzogen haben.

Nunmehr zeigt sich auch das wahre Gesicht des feindlichen Kurses der österreichischen klerikalen Presse gegenüber Ludendorff. Sie, die ihn gelegentlich seiner Anwesenheit in Österreich als Vorkämpfer einer unbegrenzten antimarxistischen Einheitsfront lobend begrüßt, haßte zwar schon damals in innerster Seele in ihm den Preußen, aber sie nutzte das Fluidum seiner Persönlichkeit und seine im Kampf um Deutschlands Erneuerung entwickelte Tatkraft in der Bekämpfung der roten Internationale für ihre habsburgischen Sonderzwecke aus. Heute ist sie von ihrer „Ludendorffschwärmerei" abgekommen und setzt zwischen sich und ihn die „schiedlich friedliche Grenze zwischen Deutschtum und Österreichertum", wie es ein Vorarlberger Legitimistenblättchen jüngst so schön ausgedrückt hat. —

Ein Wort soll noch dem Alljudentum gewidmet sein. „Freibrief für Hochverrat" überschrieb die „Neue Freie Presse" ihren wutschnaubenden Artikel über das Urteil von München. Und wie das zu Wien ansässige Alljudentum das allerbärmlichste ist, so muß man auch diesen Aufsatz des „Weltblattes", das sich dem an den Hals zu werfen pflegt, der es am höchsten bezahlt, als das gemeinste bezeichnet werden, was von feindlicher Seite gesagt und geschrieben worden ist. Dieses schuftige Pressefeerzeugnis bringt es in seiner Niederträchtigkeit fertig, das Ausland gegen das Deutsche Reich aufzurufen. Es versetzt sich nach Paris und London und läßt Herrn Poincaré und Herrn Macdonald „laut denken". Was dabei über das Deutsche Reich und das deutsche Volk herauskommt, braucht weiter keiner längeren Erörterung. Kurz und gut:

Ein Deutschland, in dem solche Urteile gefällt werden können, wo derart Hochverrat an den geheiligten Verträgen von Versailles begangen werden kann, wo der verruchte Nationalismus, von hohen und höchsten Offizieren gepflegt und von Staatsbeamten geduldet erscheint, das muß weiter unter der Knute der Reparationen, der Besetzung und der räuberischen Erpressung gehalten werden, — wenigstens könnte sich der Artikelschreiber der „Neuen Freien Presse" es sich vorstellen, daß die Ententemächte zu solchen Entschlüssen gegenüber dem Unruhestifter und Geschäftestörer gelangen könnten.

Als ein Georg Ritter von Schönerer noch lebte, da wurde ein Wiener Judenblatt kurz und klein geschlagen, weil es aus Sensationsgier die Meldung vom Tode des alten Kaiser Wilhelm vorzeitig gebracht hatte. Heute kann ein Judenblatt viel größere Gemeinheiten gegen das deutsche Volk begehen und Wien schluckt es zum allergrößten Teil, ohne mit der Wimper zu zucken. Das ist der Erfolg der Parole, die täglich von obenher ausgegeben wird und die da lautet: Dem verehrten Ausland um jeden Preis ein freundliches Gesicht und einen gehorsamsten Diener, denn die Genfer Protokolle verlangen es so.

Was für ein Geist war dagegen im Gerichtssaal zu München lebendig, was für ein Opfermut, was für eine Überzeugungstreue und was für ein mannhaftes Einstehen für die begangene Tat hat sich da der Welt präsentiert und sie — sicherlich vergeblich — zu lehren versucht, das deutsche Volk doch wieder mit anderen Augen anzuschauen als zu jener Zeit, da sich Herr Erzberger im Walde von Compiègne dem sogenannten gallischen Sieger wehr- und ehrlos nahte! Dieser Erzbergergeist, — eine Mischung von römischen und Judengeist — das heißt falsche Entsagung und Demut und kriechende Profitsucht nach dem Grundsatz der Tarnopoler Moral zugleich, der ist durch Juden und Marxisten so tief im Wiener Boden eingepflanzt worden, daß die gesamte Presse mit selbstverständlicher Ausnahme des deutschvölkischen und des nationalsozialistischen Blattes den Münchener Vorgängen nichts als eine aus Feigheit und Haß in gleicher Weise vermengte Abneigung entgegengebracht hat. Kein Versuch, die Dinge psychologisch zu erfassen, sich in die Motive der Männer, die da vor ihren Richtern standen, hineinzudenken oder dieses Münchener Geschehen mit dem Sturm und Drang, der in wachsender Stärke durch das Reich seinen Weg nimmt, in Beziehung zu setzen; nur die armselige Überlegung: Was wird aus unserer Partei, was wird aus unserem Geschäft, was wird aus dem ganzen Aufbau des sogenannten neuen Deutschland, an dem wir als Revolutionsgewinnler Anteil haben und in dem wir unser ganzes Kapital an Verrat am deutschen Volk investiert haben, dessen Zinsen aus dem Schweiß unserer deutschen Arbeitssklaven jetzt in Rauch aufzugehen drohen? Hitler ist allen diesen Kreaturen die Personifikation des deutschen Widerstandes, der deutschen Selbstbesinnung, des deutschen Gefühls dafür, wo von jetzt an Freund und Feind zu suchen ist. Er stört ihre Träume, da er als der schreckliche Rächeengel naht, der mit flammendem Schwert das ganze Geschmeiß von der Schwelle des Tempels verjagen wird, den sich Millionen suchender und zur Tat sich rüstender deutscher Menschen als Standort einer neuen deutschen Freiheit in Glanz und Würde vorerst in ihrem Herzen errichten. Darum ist das Urteil von München und die Kennzeichnung der Dinge, die ihm vorhergegangen sind, dem Volk der politischen Schieber auch an der Donau so ins Gebein gefahren, derart, daß alle Klugheit und alle Haltung in dem einen Gefühl der Angst und des Hasses vor neu aufkeimenden Seelenkräften des Volkes untergingen und

nur die erbärmlichste Lästerung aus einem schlechten Gewissen heraus übrig blieb. —

Und was die völkisch Denkenden im Alpenhochland bewegt?

Es ist die Wehmut des Erkennens, daß so prächtige Männer das Opfer der in kluger Erkenntnis der bestehenden Unzulänglichkeiten von Personen und Ideen gesponnenen Ränke der international eingestellten Kräfte geworden sind. Es ist kein Zufall, wenn sich plötzlich Kardinäle und sonstige Kräfte der katholischen Kirche in diese traurige Sache des deutschen Volkes, Partei ergreifend, mengen und nach dem Motto: Haltet den Dieb! vom aufgedrungenem Kulturkampf schreien. Es ist kein Zufall, wenn der Mitarbeiter einer angesehenen Zeitung sich öffentlich darüber wundert, unter den am Prozesse beteiligten Namen vielen solchen begegnet zu sein, die ihm von seiner Freimaurerliste her bekannt sind. Und wieviele solche Ungenannte mögen im Hintergrunde stehen und an der Zuspitzung der Gegensätze im völkischen Lager rüstig gearbeitet haben? Die Tragik im Urteil der Menge liegt daran, daß sie wie die Frau nach Gefühlseindrücken und nicht nach Verstandesgesetzen zu urteilen geneigt ist. Das Erfreuliche liegt im gegebenen Fall daran, daß die Menge einen mächtigen Resonanzboden für das Gefühl gezeigt hat, das diejenigen erwecken mußten, die für die restlose Befreiung vom jetzigen Zustande sich einsetzten — komme was da wolle. Ein Zeichen der schwindenden Resignation.

Das Beschämende liegt in der Erkenntnis, daß so wenige Führergestalten vorhanden sind, welche es zu verhindern vermögen, daß die Sympathie der Menge für eine Seite nicht mit der kahlen Aburteilung alles dessen geladen werde, was gerade nicht in den augenblicklichen Sympathiekreis hineinfällt. Der Prozeß hat in dieser Hinsicht Erschütterndes gezeigt.

Die Lehre, die daraus gezogen werden muß, ist die: Ein völkischer Beamter, ein Feldherr, ein Volksmann können weder einzeln noch vereint *ohne völkischen Staatsmann* dem Volke etwas politisch Dauerhaftes, schon gar nicht eine völkische Staatsform geben.

Also um einen Staatsmann handelt es sich, nicht um Parteihäupter oder Interessenpolitiker, mögen sie persönlich noch so bedeutend und schätzenswert sein oder scheinen.

Daran liegt, worin in München von den prächtigen Männern gefehlt wurde, und worin die persönliche Tragik liegt, von der niemand frei war. Erst muß, was völkisch denkt, fühlt und handelt, wissen, was ein Staatsmann ist, und ihn finden. Solange es sich nicht um den einen Staatsmann rückhaltlos *schart, der mit seinem Blick die Grenzen und Kräfte des ganzen deutschen Siedelungsgebietes* umspannt und vom Parteigeiste unangekränkelt allein das Wohl und Wehe des Gesamtvolkes *seine Religion und Politik* nennt, ist alle Überzeugung, Mühe, Tatkraft und Mut vergebens!

Für eine völkische *Politik* gibt es nur *einen* Führer und das ist: Der völkische *Staatsmann*. —

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. April 1924.)

1.

Der Reichstag ist aufgelöst, und wir harren der Neuwahlen. Ein Buchdruckerstreik setzt ein, bzw. völkische Zeitungen werden unter fadenscheinigem Vorwand auf längere Zeit verboten. Just in einem *solchen* Augenblick werden der deutschen Regierung die Gutachten der fremden „Sachverständigen" zur Lösung des Reparationsproblems vorgelegt. Glaubt jemand an ein *zufälliges* Zusammentreffen derartiger Vorgänge? Er müßte wegen seiner Naivität prämiiert werden. So etwas beweist dem Kundigen das Zusammenspiel einer großartigen Satans-Regie, bei der die Hilfs-Regisseure nach der von uns oft geschilderten jüdischen Methode an allen maßgebenden Stellen, in allen Kreisen sitzen, damit das heimliche Zusammenspiel so gut klappen kann, wie es eben bei uns immer klappt, wenn eine neue Teufelei gegen das deutsche Volk in Szene gesetzt wird. Man gibt sich auch kaum noch Mühe, das Zusammenspiel notdürftig zu verschleiern, denn die Regierung erklärt sich offen für kompetent, die von der Sachverständigenkommission angeschnittenen Probleme auch ohne jede Volksvertretung zu lösen. Warum auch nicht? Seitdem man dem Michel erzählt hat, er lebe unter der freiesten Verfassung der Welt, kann man bekanntlich mit Hilfe einer willfährigen Presse willkürlicher mit den Lebensinteressen des Volkes schalten und walten, als es je ein Sultan konnte.

Schläft unser Volk? Ist es unheilbar blind? Was mit ihm geschieht und geschehen ist seit 1918, nicht ein sondern unzählige Male, ist so ungeheuerlich, daß es kaum auszudenken ist. Der Hauptregisseur des Satansspiels, das mit uns getrieben wird, sitzt im Hauptquartier der Feinde; die Hilfsregisseure aber sitzen in der deutschen Regierung und in deutschen Parteien. *Sieht das Volk es immer noch nicht?* Immer wieder von neuem hebt das Spiel an, das mit der Unterschrift unter die Versailler Blanko-Vollmacht begann, und bei jedem neuen Akt werden größere Riemen aus unserer wunden Haut geschnitten, bis wir jetzt bei den wahnwitzigen Forderungen der Sachverständigen angelangt sind. Doch Herr Stresemann erklärt sie kaltblütig für eine „geeignete Grundlage füe die Anbahnung einer Diskussion" und wußte allerhand Lobenswertes über die Sachlichkeit der Sachverständigen zu sagen. Herr Stresemann sollte seine Tätigkeit als Hilfsregisseur doch nicht gar zu deutlich unterstreichen.

„Durch die *Erfüllung* des neuen Diktats zur *Befreiung* der Ruhr von der Besatzung", das ist der Kern der anmaßend und fordernd herausgeschrieenen Betrachtungen des „Vorwärts". Voraussichtlich wird, so fürchten wir nach den bisherigen Erfahrungen und nach den Reden der Minister im Wahlkampfe über die Erfüllungsunmöglichkeit und die Bereitwilligkeit, das Unmögliche möglich zu machen, diese, des „Vorwärts" Forderung zur *Grundlage der offiziellen deutschen Stellungnahme* werden. An der *gewaltigen Gefahr*, die darin liegt, muß füglich das gesamte Gebäude der Sachverständigenvorschläge gemessen werden. An wirtschaftlichen Tatsachen ist es *nicht* zu messen, da es sich gerade wirtschaftlich lediglich auf spekulativem Boden bewegt. Es setzt für das *erste, das laufende Jahr Zahlungen in Höhe von einer Goldmilliarde fest*, neben denen noch die Leistungen

für die Besatzung laufen, und steigert die Leistungen für die kommenden Jahre bis zu zwei und einhalb Goldmilliarden, welche Summe vom 5. Jahre ab, also von 28/29 ab, als typische Jahresleistung laufen soll. Dies System unbegrenzter Schröpfung krönt die These, daß die Leistungsfähigkeit Deutschlands nicht an der Gesamtsumme der Forderungen gemessen werden darf, die ja noch gar nicht bestimmt ist, sondern zu messen ist nach Teilleistungen auf eine unbestimmte Summe von Jahren. Schon hier tritt die politische Spekulation an die Seite der wirtschaftlichen, welch letztere ihre Krönung findet in der Feststellung, daß die sich steigernden Jahresleistungen, in ihrer Höhe schon heute bestimmt, der „wachsenden Prosperität" der deutschen Wirtschaft, des deutschen Wohlstandes entsprechen werden. Das ist eine Spekulation, die nicht gemildert werden kann durch das vorgesehene Regulativ eines sog. Wohlstandsindexes, sieht doch der Bericht vor, daß im Falle der Nichterfüllung der vorgeschriebenen Leistungen Zwangsmaßnahmen angewendet werden, die als Sanktionen uns lange bekannt sind."

So schrieb mit vollem Recht die klar blickende, besonnene „Bergisch-Märkische Zeitung" (Nr. 86 vom 10. April d. Js.). Hält man die radikal-völkische „Großdeutsche Zeitung" daneben (Nr. 63 vom 11. April ds. Js.), so bedeutet es im Grunde genau das gleiche, wenn sie sagt:

„Die Verpflichtungen Deutschlands, welche sich aus dem Versailler Tributdiktat laut vollzogener Unterschrift ergeben, werden ‚in eine unpersönliche und internationale, von dem eigentlichen Schuldgrund gelöste Verpflichtung' abgewandelt. Deutschland wird an das Finanzkapital in Verfolgung des ersten Versklavungsdiktats verkauft, Reichsbank, Währung, Eisenbahn, Reichsvermögen, Grund und Boden, Wald, Feld, Wiesen, Berg und Tal muß eine Hypothek aufgelegt erhalten, gegen die kein Föhn und keine Sturmflut, kein Fluch der Unterwelt und kein Segen des Himmels hilft."

Es ist schon so: Immer wieder reden die Hilfs-Regisseure dem Volk ein, man müsse „Opfer" bringen, um irgend etwas zu „retten", sei es die Freiheit, Oberschlesien, Ruhr oder Pfalz; und das betrogene Volk fällt darauf hinein, um zu erleben, daß jedesmal sowohl die „Opfer" wie das, was man mit ihnen „retten" wollte, unrettbar dem Vaterland verloren gehen. Wie lange noch soll dieser Betrug fortgesetzt werden? Mit dem heiligen Begriff des „Opfers" wird in schamloser Weise Schindluder getrieben, wie ja die ganze Kunst der Judasse darauf beruht, den ehrlichen, anständigen Deutschen mit seinen eigenen Begriffen zu lähmen und zynisch an der Nase zu führen. Derjenige, der das im Sinne der Feinde am besten kann, hat bei uns am meisten zu sagen. Und so ist es leider entsetzlich leicht, vorauszusehen, wie es auch diesmal wieder gehen wird: unter der Losung „Rettet die besetzte Ruhr!", wird man über den Kopf des Gesamtvolkes und seiner Vertreter hinweg — wie kann es in unserer „Demokratie" anders sein? — das Diktat der Sachverständigen annehmen, und die Franzosen werden nicht eine Sekunde daran denken, die Ausgewiesenen zurückzulassen, die Gefangenen und Gemarterten zu befreien, die eigenen Truppen zurückzuziehen. So wird die Ausbeutung, Zersetzung, Schwächung des Vaterlandes mit Riesenschritten unaufhaltsam weitergehen. Die satanische Methode, dem Volk erst durch die Tatsachen klar zu machen, daß die Erfüllungspolitik nicht zum Erfolg führt, wird weiter Triumphe feiern. An geistigen Zwirnsfäden werden die Massen irregeleitet, und immer neue Papierwände werden aufgerichtet, um sie von der Erkenntnis der Wahrheit abzuhalten, die da lautet: Versailles ist ein Verbrechen, von Verbrechern am Volk unterzeichnet,

und nur die Weigerung, diese Unterschrift anzuerkennen, bringt die Befreiung! Zum Teufel — es ist Zeit, daß die letzten Papierwände durchstoßen werden!

„Wir sind unter ultramontanen Führern und Reichskanzlern nichts mehr als ein elender Wirtschaftsorganismus für fremde Rechnung. Das Schlimmste aber ist, daß der jüdisch-römische Feind es verstanden hat, unsere deutsche Seele in einem hypnotischen Schlaf verdämmern zu lassen, in dem sie das als eigenen Willen tut, was ihr Hypnotiseur sie in seinem Machtinteresse tun heißt. Es ist der Wandelungstod in fremdes Seelentum", sagt der edle Seher und Streiter Albrecht Hoffmann[1]). Auf! Wecken wir das Volk aus dem Schlaf und jagen wir den teuflischen Hypnotiseur zum deutschen Tempel hinaus! Allerdings: so lange Millionen von Deutschen mit Tanz, Tand und Modenarrtheiten ihre Zeit vergeuden, ist daran nicht zu denken. Das weiß der Hypnotiseur sehr gut. Früher interessierte man sich für Staatsmänner „von überragender Kraft und Stärke", heute ist man zufrieden, wenn man diese Charakterisierung etwa auf — ein Modeparfüm anwenden kann, wie man es so häufig im Anzeigenteil von Modezeitungen findet. Unsere „Staatsmänner" entsprechen einem solchen Zustand.

2.

Ja, unsere „Staatsmänner" sind dementsprechend! Welches andere Volk der Erde ließe es sich gefallen, wenn ein leitender Staatsmann den nationalen, den völkischen Gedanken verhöhnte und beleidigte? Reichskanzler Marx darf es bei uns wiederholt tun, und ein Teil des hypnotisierten Volkes zollt ihm noch Beifall, wenn er ohne einen Schimmer von Berechtigung behauptete, der völkische Gedanke bedeute die Zerreißung, den Ruin des Volkes, während er die einzige Grundlage ist, auf dem eine Einigung möglich ist. Die Erziehung des deutschen Volkes zum politischen hat eben erst seit kurzem eingesetzt. Wehe aber seinen Peinigern und Betrügern, wenn es erst einmal denken gelernt hat! Dann wird es sich in seiner Gesamtheit eine Frage vorlegen, die heute erst wenige Gewissen beunruhigt, und diese Frage lautet: Wen muß ich als Sachwalter des Staates anerkennen? Herr Reichskanzler Marx hat in seiner orakelhaften Weise erklärt: „Kraft des Naturrechtes, das jedem Volk zusteht, hat Deutschland sich nach dem freiesten Wahlrecht der Welt eine Verfassung gegeben, der jeder Staatsbürger seit 1919 gesetzlichen Gehorsam schuldet." — Gemach, Herr Marx! Die Dinge liegen doch etwas anders! Die Wurzel dieser Verfassung steckt in dem Verrat des Prinzen Max von Baden und des kaiserlichen Staatssekretärs Scheidemann, die wider alle Wahrheit und Tatsache einen gefälschten Thronverzicht des Kaisers veröffentlichten. In diesem Stile ging es dann mit Treubruch, Verrat, Volksbetrug, Bauernfang weiter.

Die Tatsache, daß das Volk in seinem damaligen Zustand von Verhetzung und Erschöpfung zum großen Teil zunächst auf den Bauernfang von Juda-Rom hineinfiel, kann man natürlich nicht ohne weiteres aus der Welt schaffen. Und so hat die Weimarer Verfassung äußerlich einen Mantel von Legalität bekommen. Aber die Frage ist dadurch nicht endgültig gelöst, daß man wie Meyer-Anschütz erklärt: „Die Befugnis zur Ausübung der Staatsgewalt ist aber nicht durch den rechtmäßigen Erwerb sondern durch tatsächlichen Besitz

[1]) Dr. Albrecht Hoffmann: Rom, Juda und wir. Sammlung der Reden aus völkischer Zeit Nr. 3. Verlag Karl Rohm, Lorch.

derselben bedingt“[1]). Eigentümlich, daß man den „rechtmäßigen Erwerb“ so nichtachtend behandelt! Wenn es sich nur um den „tatsächlichen Besitz“ handeln würde, müßte ich jede Räuberbande, die sich mit unlauteren Mitteln vorübergehend der Staatsmaschinerie bemächtigt, müßte ich einen siegreichen Apachen einen Apfelbaum ohne weiteres als rechtmäßige Obrigkeit anerkennen! Es ist aber klar, daß mich mein Rechtsempfinden und mein Gewissen daran hindern. Der nur das Äußere begreifende und das Äußere nachäffende Jude, der das organische Wachsen des Staates und seiner zweckmäßigen Glieder nicht versteht, mag sich wohl auf den Standpunkt stellen: Macht schafft Recht! Der Arier dagegen sagt: Gerechtigkeit braucht Macht, um sich durchzusetzen. „Obrigkeit, die mit Recht Gehorsam verlangen darf, ist und will von „Gott“ sein. Lehnt sie diese höchste Stelle ab, dann ist sie keine Obrigkeit, sondern Machthaber, Gewaltherrscher, der sich grundsätzlich vom Hochstapler, Abenteurer und Räuber in nichts unterscheidet. Leider frißt sich auch in weite Kreise der christlichen Welt die Lehre ein: „Obrigkeit besteht einfach im tatsächlichen Machtbesitz.“ Das ist bolschewistische Auffassung.“[2]) Unverkennbar stehen hinter den Machtverhältnissen, wie sie in den jeweiligen Verfassungen und Gesetzen zum Ausdruck kommen, Ideen. Wandlungen grundlegender Art in den Ideen haben früher oder später unweigerlich Wandlungen in den Machtverhältnissen und in der politischen Struktur zur Folge. Die Weimarer Verfassung ist aufgebaut auf der Schuldlüge und auf der Lüge von Versailles sowie auf den Lügen der marxistischen Lehre. Diese Lügen haben zeitweilig bei uns triumphiert, sind aber jetzt in weiten Kreisen als das erkannt, was sie sind: nämlich als Kriegslist und Hinterlist der Feinde des Deutschtums. Alle Zuckungen, unter denen wir leiden, bedeuten, daß sich auf Grund neuer Erkenntnisse und Ideen neue Machtverhältnisse anbahnen. Das wahre Rechtsgefühl erwacht, und der Geist des Michael Kohlhaas geht immer noch unter Deutschen um. Sieger wird, nach noch manchen Enttäuschungen und Fehlschlägen, in diesem entbrannten Kampf auf die Dauer der völkische Gedanke sein, weil er auf der innersten Natur des Deutschen und seinen Lebensgesetzen aufgebaut ist; und weil er in dem Chaos der unsittlichen Weltordnung, die über uns mit dem Siege Judas hereingebrochen ist, zum erstenmal wieder für den arischen Gedanken der Gerechtigkeit kämpft. Damit erhält er Weltbedeutung.

3.

Der völkische Gedanke! — Äußere Erfolge hat er in der letzten Zeit genügend zu verzeichnen. Die Wahlen zu den verschiedenen Landtagen haben das deutlich gezeigt, wenn auch der Sieg noch lange nicht so stark auf Kosten des Marxismus erfolgt ist, wie es die Sache verlangt. Immerhin: Jeder wirklich völkisch Gesinnte wird sich darüber freuen, zumal, wenn er auf dem Standpunkt steht, daß die ganze Bewegung nicht an einer einzigen Person hängt und nicht in die Schranken einer einzigen engen Partei eingezwängt werden dürfe, sondern daß ihre Hauptziele und Grundgedanken Gemeingut des ganzen Volkes werden müssen. Alles andere wäre ja auch nicht völkisch gedacht. „Jede,

[1]) Vgl. hierzu den Abschnitt „Die Rechtsgültigkeit der Weimarer Verfassung“ in dem ausgezeichneten Buch von Freytagh-Loringhoven „Die Weimarer Verfassung in Lehre und Wirklichkeit“, J. F. Lehmanns Verlag, München. Mk. 7.50. Der Verfasser.

[2]) Aus der ganz vortrefflichen Abhandlung von Pfarrer D. Traub: „Recht auf Obrigkeit“, Schriften zur politischen Bildung, herausgegeben von der Gesellschaft „Deutscher Staat“, Friedrich Mann Pädagogisches Magazin. Heft 980. Langensalza 1924, Hermann Beyer & Söhne.

aber auch jede gegenseitige Bekämpfung muß schon dieses hohen Zieles wegen unterbleiben", sagt mit Recht der thüringische völkische Führer Dr. Arthur Dinter (in Nr. 158 der Berliner Deutschen Zeitung).

Auf eines muß aber die völkische Bewegung ganz besonders achten, auch nach dem Erfolg, den sie sicher bei den Reichstagswahlen erzielen wird: Sie muß die Gefahren erkennen, die sich in ihrem eigenen Lager bergen. Da erscheint mir zurzeit als eine der größten die Tatsache, daß unverkennbar eine bestimmte Strömung darauf aus ist, die völkische Handarbeiterschaft zu isolieren und von der führenden geistigen Schicht, den „Intellektuellen", zu trennen.

Im Hitler-Ludendorff-Lager kann man nun hören, wie darüber geklagt wird, daß „Köpfe", deren geistiger Überlegenheit, deren Einsicht, Besonnenheit und Verantwortungsgefühl sich jeder willig beugte, eigentlich doch nicht so sehr zahlreich wären. Gesinnung, Opferbereitschaft, Aktivität — daran wäre gewiß kein Mangel. Aber damit allein macht man keine Politik. Auf der anderen Seite hat sich Herr v. Gräfe nach einer Meldung der Bergisch-Märkischen Zeitung dahin geäußert, daß die völkische Bewegung von den „Bürgerlichen" nichts wissen wollte. Exzellenz Ludendorff hat ja m. W. auch ein hartes, in mancher Hinsicht gewiß nicht unberechtigtes Urteil über die „Bürgerlichen" gefällt, das ganz in gleichem Sinne ausgedeutet worden ist. Eine immer wieder bedauerte Tatsache ist es dabei, daß an Adolf Hitler andere führende Köpfe aus der völkischen Bewegung, die ja nicht erst mit Hitler eingesetzt hat, einfach nicht herangelassen werden. Auffällig ist des weiteren die Tatsache, daß gerade in der letzten Zeit der „Alldeutsche Verband", an dessen völkischer Gesinnung nur Narren oder Übelwollende zweifeln können, in dessen Reihe eine ganze Anzahl von führenden „Intellektuellen" aus dem sogenannten bürgerlichen Lager sitzen — Bang, Jung, Wundt, Freytagh-Loringhoven, Liebig, Ofele, von dem Führer Claß ganz zu schweigen — auf Grund ganz haltloser Behauptungen in der gehässigsten Weise gerade von der Seite der Völkischen befehdet wird, die den Handarbeitern besonders nahe zu stehen glaubt. (Allerdings muß auch zugegeben werden, daß sich der Alldeutsche Verband an die Handarbeiter zu wenig wendet.)

Hält man diese einander widerstreitenden Einzelerscheinungen zusammen, so wird man sehr ernst gestimmt. Unverkennbar ist der Zug nach geistiger und sittlicher Vertiefung, wie er die Ursprünge der völkischen Bewegung und einen großen Kreis darin noch heute auszeichnet, an manchen Stellen der Selbstberauschung, der Reklame, der Propaganda, dem Schlagwort, dem Massenbetrieb gewichen. Man will ernste Worte nicht überall mehr gern hören. Man ruft, gleich den Marxisten, „gebt uns zuerst Brot!" Es sind deutliche Spuren davon bemerkbar, daß an Stelle des marxistischen Klassenkampfes Vorstellungen von einem „völkischen" Kampf gegen die „Bürgerlichen", gegen die „Intellektuellen" in den Köpfen zu spuken beginnen.

Das ist natürlich völlig unvölkisch, weil der völkische Gedanke eben den organischen Zusammenhang zwischen Kopf- und Handarbeit erfaßt. Will man etwa einen „National-Marxismus, einen National-Bolschewismus züchten? Ein solcher Gedanke könnte nur aus dem feindlichen Lager suggeriert worden sein.

„Dann wird die Stunde schlagen, da die niedrigen Klassen der Gojim unserer Führung gegen die Nebenbuhler unserer Macht, die Intellektuellen der Gojim, folgen werden, nicht um des Guten willen, selbst nicht um Reichtum zu gewinnen, sondern allein aus Haß gegen die Bevorrechtigten." So

heißt es sehr beacht- und bedeutsam in den zionistischen Protokollen (Ausgabe des Hammer-Verlages, Seite 19). Zu der Echtheit dieser „Protokolle" mag man sich stellen, wie man mag. Das ist ganz gleichgültig. Die Tatsache, daß die Entwicklung auf der Welt einen Lauf genommen hat, wie er den Rezepten der „Protokolle" entspricht, ist nicht aus der Welt zu schaffen. Wer das zugibt, muß auch die Möglichkeit zugeben, daß auch die völkische Bewegung von geheimen Kräften, von „Abkommandierten", wie Arthur Trebitsch sagt, „in Bahnen gedrängt werden kann, die den Zielen der Hintermänner der ‚Protokolle' entsprechen". Die Marxisten allein sind nicht mehr in der Lage, die bolschewistischen Endziele in Deutschland durchzusetzen. Dazu sind sie zu schwach. Liegt nach allem, was wir erlebt haben, der Gedanke so fern, daß die geheimen Gegner des Deutschtums daran gehen könnten, einmal auch die völkische Bewegung für ihre Ziele einzuspannen? Gerade die „Protokolle" geben Anweisungen genug an die Hand, wie man das machen kann, und warum man das machen würde.

Sieht man die Dinge in diesem Zusammenhang, wird man noch nachdenklicher. Sollte die Hetze gegen die „Bürgerlichen", die „Intellektuellen" hierin ihren Ursprung haben, und sollten Führer der Bewegung, an deren Lauterkeit nicht eine Sekunde gezweifelt werden darf, vielleicht um ihres Namens willen schwer mißbraucht werden? Wer hinter die Kulissen gesehen hat, weiß, daß so etwas durchaus möglich ist.

Nach all dem Gesagten möchte ich daher an das Verantwortungsgefühl aller Völkischen, ganz gleich, ob sie Führer, Verleger, Schriftsteller oder Gefolgsleute sind, die ernste Bitte richten, sich durch parteitaktische Gründe, oder aus Gründen des Temperamentes oder anderen Motiven nicht dazu hinreißen zu lassen, eine Kluft zwischen Kopf- und Handarbeitern in der völkischen Bewegung aufzureißen, die für deren Bestand und sieghafte Weiterentwicklung verhängnisvoll würde. Im Gegenteil: zum Sieg hilft nur engster Zusammenschluß!

Es genügt aber natürlich auch nicht, daß man den Handarbeiter völkisch aufklärt und dann sich selbst oder bloß dem Eindruck lärmender Kundgebungen überläßt und ihn dazu „wehrhaft" macht. Damit allein werden Volk und Staat nicht gesund. Opposition der Völkischen in den Parlamenten ohne Mitarbeit, wie sie vielfach gepredigt wird, bedingt überdies Auslieferung der übrigen Nationalen an das Zentrum (siehe Österreich!), das seinerseits wieder den Marxisten in die Arme getrieben wird. Auf diesem Wege wird wenig zu erreichen sein. Der Kommunistenführer Brandler hat ja auch am Tage der Reichstagsauflösung in vertrautem Kreise die Hoffnung und Vermutung ausgesprochen, die politischen Erfolge der Freiheitspartei würden bald „Episode" sein; wirtschaftlich wäre aber diese Partei seine beste Schrittmacherin! — Das sollte doch die Führer dieser Partei nachdenklich stimmen.

Nein — neben der Pflege des Wehrgedankens muß auch etwas anderes geleistet werden: die Umstellung der ganzen deutschen Wirtschaft auf den Spar- und den Leistungsgedanken! Weil man diese Grundgedanken zerstört hat, hat der Marxismus gesiegt. Also muß man daran gehen, sie wieder lebendig zu machen. Nur mit ihnen wird das Volk auch wirtschaftlich wieder frei werden, um dann den Befreiungskampf nach außen zu kämpfen. Wie man das machen kann und muß — darüber wird in diesem Blatt noch manches gesagt werden. Spar- und Leistungsgedanke bedeuten den ersten Schritt zur Befreiung von der internationalen Versklavung.

Bücherschau.

Feder Gottfried: Der deutsche Staat auf nationaler u. sozialer Grundlage. (Deutschvölkische Verlagsbuchhandlung). Gottfried Feder hat als der energischste Vertreter des Kampfes gegen das Leihkapital einen wesentlichen Teil des Wirtschaftsprogrammes der N.S.A.P. geliefert. Er gehört zu den geistigen Vätern dieser Partei. Obwohl ich nun begründete Annahme habe, daß das Kind nicht immer die Freude des Vaters ist, hat ihn doch seine Vaterschaft dazu verpflichtet, einmal das gesamte Programm zu bearbeiten. Das Ergebnis dieser Arbeit ist obiges Buch.

Das Werk ist flott geschrieben und erfreut sich jenes klaren, flüssigen Stiles, wie ihn eigentlich nur Leute besitzen, die ihre Gedanken meist rednerisch bekannt geben. Von den drei Abschnitten, in die das Buch zergliedert ist, befaßt sich der erste mit den Grundlagen. Sie enthalten viel Kluges und Gutes. Da ihr Inhalt das bringt, was im Laufe der Jahre in extenso und intenso in D.E. behandelt wurde, so freut es uns die Dinge hier klar zusammengefaßt und knapp umrissen wiederzufinden. Das Programm selbst stimmt uns etwas kritisch. Hier vermissen wir die sonst so lobenswerte knappe, frische Form. Neunundreißig Programmpunkte walzen das Programm zu breit aus. Auch die Stilisierung der einzelnen Punkte scheint mir nicht immer glücklich. Für eine zweite Auflage würde ich zu bedenken geben, daß ein Aber nicht von einem Paragraphen auf den anderen hinübergreifen darf. Derartige Einschränkungen müssen im Paragraphen selbst vorkommen, sonst kann man des Widerspruches bezichtigt werden. In seinen Wirtschaftsbetrachtungen gibt Feder ein richtiges Bild von dem Wirtschaftsinstrument, genannt Bank. Wer es heute noch nicht zugibt, daß die Banken Schröpfköpfe und keine Stützen der Wirtschaft sind, der ist selbst Bankinteressent. Feder verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß die N.S.A.P. gemeinsame Programmpunkte mit den Kommunisten in bezug auf das Eigentum habe. Dieser Vorwurf leitet von der mangelhaften Klarheit des N.S.A.P.-Programms her. Und auch Feder bringt hier keine wesentliche Besserung. Hinter dem Punkt: Das Privateigentum wird grundsätzlich anerkannt, öffnen sich durch nicht bestimmt festgelegte Grenzen allerlei Möglichkeiten zur Konfiszierung des Besitzes. Hier fühle ich gefährliche Klippen im völkischen Fahrwasser.

Die Zinsfrage nimmt natürlich einen breiten Raum in der Darstellung Feders ein. Unsere Stellungnahme zum Zins ist immer die gewesen: Darlehen für Konsumption sollen nicht verzinst werden, weil da ein Zins Not ausbeutet. Darlehen für Produktion sollen Zins abwerfen, weil dieser Zins ein Gewinnanteil ist. Im übrigen darf der Zins den moralischen Inhalt des Dankfreikaufs haben. Daß sich bei diesen Voraussetzungen der Zins nur in ganz niederen Grenzen halten darf, ist klar. Unsere heutige Zinsfreibeuterwirtschaft muß jeden ehrlichen Nationalökonomen in Harnisch bringen. Merkwürdig, wie stark der Staat ist in Devisengesetzen, Steuerprogrammen, Enteignungsbestimmungen, und wie erbärmlich schwach gegen den Zinswucher der Banken! Der Kernpunkt von Feders Zinsproblem sind ja die sogenannten Staatsschulden. Für Deutschland innerhalb seinen Grenzen war ja praktisch dieses Problem infolge der Inflation gelöst. Denn nach dem Gesetze Mark = Mark konnten die ganzen Staatsschulden, wie sie sich bis zur Zwangsanleihe aufgehäuft hatten, mit einem einzigen Knopf bezahlt werden.

Wie rasch leben wir doch! Das Buch hat schon veralteten Text, sofern es sich mit der Inflationswirtschaft befaßt.

Deutschland ist augenblicklich nur indirekt in der Zinspflicht des Weltkapitals. Es wird direkt zinspflichtig gemacht werden, und daran arbeitet Herr Schacht. Damit könnte man sagen, daß Schacht und Genossen Deutschland verschachern wollen. So grob hin ist das wohl kaum richtig, obwohl bei den Herren Patriotismus und Geschäft harmonisch zusammenklingen müssen. Die Leute wollen eben den Teufel mit Beelzebub austreiben. Wo sich Feder mit diesen Fragen befaßt, kann man ihm nur beipflichten. Einen ziemlichen Raum nimmt bei ihm das Bauprogramm ein. Wird aber tatsächlich all das durchgeführt, was in den verschiedenen Bauprogrammen vorgesehen ist, so würden wir dahin kommen, weitaus am besten von allen Völkern der Erde zu wohnen, aber sonst am miserabelsten zu leben. Unsere Meinung geht dahin, daß ohne wirtschaftliche Umstellung ein fester Untergrund für die verjüngenden politischen Programme nicht gefunden wird. Der Industriestaat Deutschland gleicht einem Schiff mit einem Ausleger; ohne diesen Ausleger kann es sich nicht im Gleichgewicht erhalten, daran ändert kein Idealismus und keine Finanztechnik etwas. Soll das Staatsschiff ohne die internationalen Ausleger im Gleichgewicht erhalten bleiben, muß am Bau selbst geändert werden.

Trotz der kritischen Stellung, die wir dem Buche gegenüber einnehmen, müssen wir unser Gesamturteil dahin zusammenfassen, daß es eine Tat ist und Freunden und Gegnern viel Wissenswertes bietet.

A. v. O.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Siegfried Passarge: Landschaft und Kulturentwicklung in unseren Klimabreiten. Mit 2 Karten. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1922.

In diesem äußerst anregenden Buche unternimmt es der geistreiche Forscher, der als o. ö. Professor der Geographie an der Universität Hamburg wirkt, den Einfluß der Landschaft auf die Kulturentwicklung nachzuweisen. Er unterscheidet drei Faktoren, von denen die Kultur wesentlich abhängt: die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen, die Landschaft und die Kulturstufe selbst, d. h. die jeweilige Wirtschaftsform. Besonders nachhaltig werde die Kultur unserer Klimabreiten, d. h. des gemäßigten und subpolaren Gürtels von der Landschaft „Stadt" beeinflußt und vor allem von der gegenwärtigen Wirtschaftsform der „Maschinenkultur" der Europäer. Beide haben geradezu umwälzend und verheerend auf die ursprünglichen Heimatkulturen gewirkt und allmählich eine völlige Demoralisation, ja teilweise sogar eine Degeneration des Menschengeschlechts herbeigeführt. Indem der Verfasser die für den Menschen wichtigsten Gruppen der Landschaftsgebiete hinsichtlich ihrer Kulturentwicklung betrachtet, sucht er das Verständnis für deren Grundlagen zu ermitteln durch Hinweis auf die heutigen einfachen Kulturen in noch wenig erschlossenen Kolonialländern, die er sehr lehrreich zum Vergleich heranzieht. Auf diesem Umweg über die heutigen Naturvölker aber erschließt er dem aufmerksamen Leser ein tiefgründiges Verstehen unserer eigenen Kultur. Das inhaltsschwere Buch sollte in diesen Tagen des Niedergangs jeder lesen, der sich über die wahren Ursachen der Verfallserscheinungen klar werden will. Es ist der geographische Schlüssel zum volleren Verständnis von Spenglers „Untergang des Abendlandes" und fesselt in gleicher Weise den Gelehrten wie den Politiker. Außer den ernsten Staatsmännern möchte ich es aber vor allem den Seelsorgern und Erziehern zum nachdenklichen Studium eindringlichst empfehlen.

G. Widenbauer.

Thomas Westrich: „Der weiße Herzog". (Zwei Welten-Verlag W. Heimberg, Stade in Hann. 56 S., kl. 8°).

„Das Mysterium der germanischen Sendung" lautet der Untertitel der symbolischen Auferstehungsdichtung, welche in einem Vorspiele

Zahlreiche Anerkennungen sprechen für die Güte unserer Waren.

Billig kauft, wer gut kauft

Hemdentuch, Linon, Bettbezüge, Bettlaken, Hand- und Wischtücher, Tischzeuge

usw. erhalten Sie bei uns in **nur guten Qualitäten** zu niedrigen Preisen. **Verkauf nur an Private.** * Auf Wunsch Teilzahlung.
Preislisten und Muster stehen gern zur Verfügung.
Versand von 50 Goldmark an portofrei.

Sächs. Thür. Leinenhaus
Reichert & Mende
Weissenfels a. Saale 17

Ingenieur-Ausbildung
nach neuesten, bewährten Grundsätzen,
bei billigster Anstalts-Verpflegung.
Technikum Hainichen i. Sachsen

(Fortsetzung der Bücherschau.)

und drei Aufzügen mit 11 lose gereihten Bildern das Schicksal des deutschen Volkes in und nach dem Weltkriege dichterisch verbildlicht. Nach leidvollster „Erlösungsfahrt durch das Meer der tiefen Stille", d. i. der tiefsten und innersten Selbstbesinnung auf die allein rettenden Kräfte im eigenen Wesen unseres Volkes reift in König Thor, der nichts Anderes als die Verkörperung des deutschen Volksgeistes ist, die befreiende völkische Erlösungstat heran. Die neuschöpferische Volkskraft, welche aus dem Nichts des vollzogenen völligen Unterganges, der nur das Chaos zurückließ, die neue, gereinigt völkische Lebensform bildend zu schaffen berufen ist, erscheint in dem „Weißen Herzog", der die Vollendung der germanischen Weltsendung bringt und am Ende der Dichtung Eins wird im deutschen Wesensgrunde mit König Thor, während dieser aus dem Verginnern talwärts schreitet, um nach langer Leidens- und Besinnungszeit sein Volk zu befreien. So wird er zum längst sehnsüchtig erwarteten Führer und Erlöser des deutschen Volkes, der es aus tiefster Chaosnacht in den Tag der endlichen Erfüllung seiner Weltsendung leitet.

Die zeitbedeutende Dichtung Westerichs will zweifelsohne mit tiefer Andacht gelesen sein. Dann aber erschließt sie dem Leser auch eine Fülle erhebendster Zukunftsgesichte und trägt so zur Wiedererhebung der tief darniederliegenden deutschen Volksseele bei.

Dr. Adolf Harpf.

R. Wichler: Deutsche Wirtschaftspropaganda im Weltkrieg. Heft 2 der Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922. 14 S.

Wichtiger als das, was Wichler über die deutsche Wirtschaftspropaganda im Völkerringen ausführt, ist, was er über das völlige Versagen unserer politischen Kriegspropaganda mitteilt. Man vergleiche mit Wichler betrüblichen Feststellungen das Buch Stuart Campbells: „Secrets of Crewe-House" (deutsch bei Th. Weicher in Leipzig 1922), und ein Hauptgrund für unsere Niederlage wird uns klar: das Fehlen einer geistigen Führung. Das englische Schatzamt hatte jederzeit Geld übrig für Propagandazwecke, alle amtlichen Stellen waren zur Unterstützung verpflichtet, bei uns glaubte man, diese Dinge vernachlässigen zu können, bis es zu spät war. Den Schaden haben wir heute zu tragen.

Für kommende Zeiten unentbehrliches Rüstzeug!

Otto Kernholt, **Vom Ghetto zur Macht.** 4.—6. Aufl. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.—.

Deutschlands Schuld und Sühne. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 6.—.

Marcion, **Das Alte Testament eine heilige Schrift?** Geh. Mk. 1.40.

Prof. von Hoor, **Der numerus clausus an den ungarischen Universitäten.** Geh. Mk. 1.—. Diese Schrift hat für alle Staaten die gleiche große Bedeutung.

Adolf Bartels, **Die Berechtigung des Antisemitismus.** Eine Widerlegung der Schrift von Herrn v. Oppeln-Bronikowski „Antisemitismus". Preis 50 Pfg.

Ein jetzt sehr stark verlangter **Hitler-Roman** ist

Fritz Halbach

Genosse Levi

Preis geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher / Leipzig

Inselstraße 10 Fernspr.-Nr. 4396

Franz Müller

Mit Hakenkreuz und Stahlhelm

Sturmtrupplieder und völkische Dichtungen.

1. Ausgabe. 2. vermehrte Auflage. Geb. 0.60, schön geb. 0.90 Mk.

Mit glühender Begeisterung und Vaterlandsliebe sind diese Lieder geschrieben und passen wie vielleicht kein anderes Gedichtbändchen in die jetzige Zeit.

Rache für Versailles

Völkische Lieder und Balladen.

Dieses neue Buch des bekannten völkischen Dichters bedarf wohl keiner besonderen Empfehlung. Deutscher Geist, der flammende Ruf nach Freiheit aus unserer geknechteten Zeit werden ihm die Herzen aller Deutschen erobern.

Preis geh. 1.—, geb. 1.50 GM.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag Jos. Weixler, Kirchheim-Teck (Württemberg).

Soeben ist erschienen:

Wittenberg im Kampfe gegen Rom und Jerusalem

Von Woldemar Bartmuß

Roms Staatsauffassung / Judas Staatsfeindschaft Luther / Preußen / Bismarck / Der neue Staatsgedanke.

Preis 1.— Mk.

Verlag Rudolf Schönherr, Halberstadt

(Fortsetzung der Bücherschau.)

J. Kolshorn: Rußland u. Deutschland. Hammerverlag Leipzig 1922. 202 S.

Ein tüchtiges, auf eigener Anschauung beruhendes Werk, das des Bolschewismus teuflische jüdische Seele aufzeigt an Hand einwandfreien Materials. Der Entscheidung, ob es seinen Blick in Zukunft nach Westen oder nach Osten richten will, kann Deutschland nicht mehr ausweichen. Kolshorn sieht im Osten nach dem Erlöschen des Bolschewismus die Möglichkeit einer Weiterentwicklnng deutschen Lebens in einem Zusammengehen von Germanen und Ostslawen.

Oldenbourgs Historisch-Geographisches Taschenbuch für 1924. 108 S. G.-Z. 0,80 Mk.

Die bemerkenswertesten Beiträge des vom Münchener Verlag Oldenbourg für das kommende Jahr herausgegebenen Taschenbücher sind der kritische Aufsatz des verstorbenen Professors Troeltsch zu Spenglers 2. Bande, die Abhandlung von Prof. Loser über „Die Entwicklung der Pädagogik zur Selbständigkeit" und der Beitrag „Asien und die Idee des Rassenstaats" von Dr. A. Diz. Am Schluß des Buches findet sich ein wichtiges Verzeichnis der Veröffentlichungen des Verlages. Dresler.

Alle hier besprochenen Werke wie jedes andere Buch liefert schnell: **Buchhandlung der „Stimme vom Rhein"**, Verlag Norbert Windfelder, Köln 23 und Siegen 1.

Deutscher! Diese zwei Bücher gehören in dein Haus!

Dr. Julius Kober: So sei dein Weg!

Worte zur Wehr.

Auf bestem holzfreien Papier in schwarzer u. roter „Neulandschrift". Künstlerisch hochbedeutsame Ausstattung. Preis 60 Pfg.

In derselben Ausstattung und zum selben Preise:

Dr. Julius Kober: Der deutsche Tag!

Ein Bekenntnis deutscher Jungmannen.

Beide Werke fassen in phrasenlosen, inhaltsreichen Kernsprüchen alle Kraft und Sehnsucht, alles Werden und Wachsen, alle Wege und Ziele wahrhaft deutschen Lebens in sich zusammen. Wie gewaltige, lodernde Flammenzeichen stehen die Worte des Dichters am deutschen Firmament und graben sich unauslöschlich ein in die Herzen der Leser. Diese beiden Bücher gehören auf jede vaterländische Tagung. Sie eignen sich wegen ihrer Billigkeit zur Massenverbreitung.

Bestellen Sie heute noch bei Ihrer Buchhandlung oder zuzüglich des Postgeldes unmittelbar beim Verlag!

Verlag Deutsche Gemeinschaft, Bad Berka bei Weimar.

Bad Warmbrunn

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. (Bahnstation.) 8 schwefelhaltige, stark radioaktive Thermalquellen. Angezeigt geg. alle Form. v. chron. Gelenk- u. Muskel-Rheum., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenl., d. Nerven-, Frauen- u. Hautkrankh., Kriegsverletzungen. / Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw. Kurzeit Mai-Oktober. / Brunnenversand d. „Neuen" u. „Kleinen" Quelle sowie d. Tafelw. „Ludwigs-Quelle" durch Herm. Kunicke, Hirschberg i. Schl. Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Musik-Instrumente jeder Art

auch Trommeln / Signalhörner / Pfeifen / Grammophone usw.

Gebr. Glaß, Markneukirchen Nr. 50. / Preisliste fre

Ein Erzieher zu deutscher Weltanschauung

Ritter, Tod und Teufel

Der heldische Gedanke / Von **Dr. Hans F. K. Günther**

Zweite Auflage. Mit einer Wiedergabe der gleichnamigen Radierung von Albrecht Dürer. Soeben erschienen. Geh. Mk. 3.—, Geschenkausgabe in Ganzleinen geb. Mk. 4.50.

Aus dem Inhalt: Die heldische Liebe, der heldische Glaube, der heldische Haß. — Das Weib und der heldische Gedanke. — Die deutsche Haupt- und Heldensprache. — Die heldische Staatskunst. — Die heldische Rasse.

Wie ein altes Skaldenlied — oder besser noch: wie eine wachrüttelnde Faust, ist der Inhalt dieses Buches. (München-Augsburger-Abendzeitung.)

Man atmet die frische, reine Luft völkischer Kraft und Daseinsbejahung, wenn man Günthers oft wuchtig und begeistert hinströmende Ausführungen auf sich wirken läßt. Aus den stickigen Niederungen moderner Massenpsychose führt der Verfasser mit der sicheren Hand des Geschichts- und Kulturkundigen und des Völkerpsychologen hinauf auf die sonnigen, strahlenden Höhen heldischen Volkstums. (Dresdner Nachrichten.)

J. F. Lehmanns Verlag, München, SW. 4.

...e Deutsche Kirche

...usgegeben vom Bund für deutsche Kirche,

...einzige Zeitschrift, die für be... Betonung des Völkischen ...halb der Landeskirche kämpft.

...tet am 5. und 20. eines jeden Monats ...stet durch die Post bezogen monatlich ...21 Pfg. und 4 Pfg. Bestellgeld.

...nummer postfrei für 15 Pfg. von der ...ptgeschäftsstelle des Bundes für deutsche Kirche ...in W. 15, Kurfürstendamm 225 (Buchbinderei Lühr).

Der Strand-wanderer

Die wichtigsten Strandpflanzen, Meeres-algen, Seetiere, Strand- und Seevögel der Nord- und Ostsee. Bearbeitet von

Dr. P. Kuckuck

...ritte erweiterte Auflage heraus-...egeben von der Biologischen Anstalt auf Helgoland

...Mit 225 farbigen und zahlreichen ...enen schwarzen Abbildungen auf ...2 Tafeln / Preis in Halbleinen geb. 7 M.

...handl. Format / Gewicht 350 Gr.

J. F. Lehmanns Verlag

...in Frühjahrswerbeschreiben für ...deutsche und völkische Buch

...de soeben von der Buchhandlung ... Stimme vom Rhein, Verlag ...bert Windfelder, Siegen 1 ...usgegeben. Die Buchhandlung ... Stimme vom Rhein, deren ...igstelle in Köln vor einigen ...en von der Interalliierten Rhein-...kommission geschlossen und voll-...dig ausgeräumt wurde, arbeitet ...lgreich für die Stärkung und ...breitung des deutschen Schrift-...s im bedrohten Rheinland und ...ient die Unterstützung aller vater-...ischen Kreise. Leser dieser Zei-... erhalten auf Anforderung ein ...beschreiben kostenlos zugesandt.

Neuerscheinungen:

Die Kriegsbeschuldigtenfrage

Ihre Bedeutung für Deutschland u. den Feindbund

von Oberstleutnant a. D. **von Stosch.**

Geb. 6.—.

Deutsches Parteiwesen

Ein Führer d. d. politischen Parteien Deutschlands —.40.

Recht und Staat in unserer Dichtung

Flüchtige Bilder für nachdenkliche Leute

von RGR. **Dr. Georg Müller.**

Geh. 1.50. Geb. 2.50.

Ernst Letsch Verlag, Hannover, Hainhölzerstr. 23/25

Sind Sie ein Germane ein Deutscher hell od. dunkel ? !

dann lesen Sie bitte folgende 2 Bücher

Der Aufstieg der deutschen Kultur.

Erläutert an 17 illustr.

Charakterbildern

der Kaiser, Könige, Fürsten usw. aus dem Weltkriege **Kaiser Wilh., Kronprinz** usw.

v. Barelhako. Preis 1.—.

Rangordnung

der hellen u. dunklen Germanen.

Erklärt an 24 Abbildungen der bekannt. Heerführer u. Helden des Weltkrieges

v. Hindenburg, Ludendorff usw.

v. Barelhako. Preis 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen od. direkt vom

Verlag Menschenkunde, Hellerau-Dresden 6

— Unser Bücheranzeiger: Deutsches Volkstum frei —

Szenische Spiele

völkischer, nationaler Art

für die Laienbühne

bietet in reicher Auswahl an. / Unverbindliche Auswahlsendung zu Diensten. / Manuskripte erwirbt

Arwed Strauch, Verlag der Jugend- und Volksbühne, Leipzig, Hospitalstr. 25.

In jede deutsche Bibliothek gehören:

Die großen Kapitäne

Herausgegeben und eingeleitet von

Alfons Freiherrn von Czibulka

Mit 32 zeitgenössischen Bildtafeln

Broschiert Mk. 9.—, Halbleinen Mk. 12.—

Schilderungen der Taten und Erlebnisse hervorragender Seefahrer und Seehelden von Kolumbus, Vasco da Gama, Don Juan d'Austria, Cook, Nelson, Ruyter u. A. bis zu den deutschen Flottenführern im Weltkrieg.

* Durchwegs aus authentischen Quellen geschöpft *

Ein Buch von erschütternder Wucht und Größe!

Das Nibelungenbuch

von **Thea von Harbou**

Mit 24 ganzseitigen Bildbeigaben aus dem Decla-Ufa-Film „Die Nibelungen" von Fritz Lang

Broschiert Mk. 4.50, Halbleinen Mk. 5.50

Mit Thea von Harbou's „Nibelungenbuch" durchlebt man die ganze gewaltige Sagenwelt des Nibelungenliedes. Ein Buch, das durch kraftvollste Beherrschung und Gestaltung des Stoffes höchste Spannung erregt und in seiner meisterhaft geformten Sprache des erhabenen Vorbildes würdig ist.

50.—60. Tausend unter der Presse!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Drei Masken-Verlag / München

Die völkische Weltsendung

Wege zur völkischen Staatsidee.

Von **Paul Hartig.**

Umfang 42 Seiten. Preis 60 Pfennig.

Um bewußt und bewegt aus tiefstem Herzensgrund zur völkischen Idee als göttlicher Weltsendung zu kommen, ist es notwendig, daß endlich einmal klar umrissen gezeigt wird, was eigentlich „völkisch" ist und welche naturgeborenen Forderungen darin verborgen liegen. Wenn etwas Positives aus all der völkischen Gärung herauswächst, so sind es die Gedanken dieser Schrift. In der Abrechnung mit vielen neugewordenen Ideen liegt zugleich ihre Vertiefung des „Völkischen". Sie ist die Schrift der völkischen Aufklärung, mit der sich Freunde und Gegner befassen müssen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder zuzüglich des Postgeldes von 10 Pfennigen unmittelbar vom Verlag.

Verlag Deutsche Gemeinschaft, Bad Berka bei Weimar.

Waldsanatorium
Schwarzeck
in Bad Blankenburg
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Deutsche Ahnen

D.S. Verlagsgemeinschaft
e. G. m. b. H.
Duisburg
Postfach 12

Jeder Deutsche sollte den Sinn und die Herkunft seines Familiennamens kennen. **Deutsche Sippennamen** deutet gegen Vergütung **Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Tröltschstraße 4.**

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

8. Jahrgang Heft 6 Juni 192

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Vol

Inhalt:

Immanuel Kant. Zum 200. Geburtstag. Von Dr. Franz Schweinitzhaupt Seite 325
Juden-Zwing-Uri oder Kyffhäuser-Krone? Von Gustav Beck .. .. „ 334
Politisches Arbeiten unter Trinkzwang. Von A. Fick .. .. „ 339
Dr. Joachim Graf Pfeil † 12. 3. 24. Von General E. von Liebert .. „ 342
Deutschlandhilfe in Österreich. Von Dr. A. Langer .. .. „ 347
Friedrich Payers Erinnerungen. Von Dr. Heinrich Köhler .. .. .. „ 350
Deutsche politische Urteilslosigkeit. Von Dietrich Schäfer .. .. .. „ 363
Die Verschweizerung Deutschlands. Von Hans von Liebig .. .. .. „ 370
Das Judentum. Von Siegfried Passarge .. .. „ 379
Bild der Lage. Von Dr. Erich Kühn .. .. „ 382
Bücherschau .. .. „ 386

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis vierteljährlich Mk. 3.—, Einzelheft Mk. 1.10 (postfrei).

Wir Deutsche

verstanden von jeher im Streite der Meinungen der Nationen, im Lügenfeldzug der Gegner nicht

Die Kunst recht zu behalten

Nichts ist uns nützlicher und unentbehrlicher als ein gründliches Lehrbuch über die Debattekunst, über die Methoden und Kunstgriffe des Streitens. Der Sprachforscher K. O. Erdmann gibt die für uns Deutschen so notwendige Grundlage in seinem Buche

Die Kunst recht zu behalten

Das ist in der Tat eine kleine Debattierschule. Sie erschien bei H. Haessel in Leipzig, Roßstr. 5, und kostet broschiert M. 3.50, gebunden M. 5.—.

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Professor Dr. Hartmann, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Professor Dr. M. Wundt, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594 — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 46 585) — Schweizerische Postscheckrechnung III 4845

8. Jahrgang 1924 Heft 6 Juni

Immanuel Kant. Zum 200. Geburtstag.

Von Dr. Franz Schweinitzhaupt.

— „So wird auch von Kants Lehre allererst durch die Zeit die ganze Kraft und Wichtigkeit offenbar werden, wann einst der Zeitgeist selbst, durch den Einfluß jener Lehre nach und nach umgestaltet, im Wichtigsten und Innersten verändert, von der Gewalt jenes Riesengeistes Zeugnis ablegen wird." —

Arthur Schopenhauer.

Kant-Goethe-Bismarck bedeuten Höhen in der Entwicklung der deutschen Geistesgeschichte, wie sie seither nie mehr erreicht wurden. Die Deutschen nennt man das Volk der Denker und Dichter: Kant und Goethe rechtfertigen es. Ein Bismarck hat der Welt gezeigt, daß die Deutschen auch ein Volk der Tatmenschen sind. Kant und Goethe schufen den geistigen Unterbau, auf dem Bismarck in einer unerhörten Gewaltleistung sein Gebäude aufriß. Das deutsche Volk war dem Geiste nach reif, nicht aber für die Tat — und Bismarcks Tat war zu schwer und wuchtig, sein Gebäude stürzte ein, der geistige Unterbau aber ist geblieben.

Kant und Goethe! Der Denker aus der alten ostpreußischen Königsstadt und der Dichter aus der fränkischen Krönungsstadt der einstigen römisch-deutschen Kaiser. Auch hier ein Symbol von Zusammenbruch und Erhebung. Das römisch-deutsche Reich ist unter den Streichen Napoleons zugrunde gegangen, aus Ostpreußen aber kam die Erhebung, die Gehorsamsaufkündigung des Generals York gegenüber seinem zaghaften Könige. Von Ostpreußen kam das Licht der Befreiung nach den Tagen der Schmach, von Ostpreußen kam das Licht für die deutsche Philosophie, das der ganzen Welt leuchten wird für immerwährende Zeiten.

Vor 200 Jahren wurde dem deutschen Volke in Königsberg sein Kant geschenkt. Welche Fülle von Veränderungen der Geschicke innerhalb der zwei

Jahrhunderte! Der Ausbau des jungen Königreichs Preußen, und seine Vollendung durch die schweren Kämpfe Friedrichs des Großen, die Demütigung Preußens und Vernichtung des alten Reiches durch Napoleon, dessen Sturz durch dasselbe Preußen, das nach Jena darniederlag, die politisch ohnmächtige und traurige Zeit der Reaktion und des Bundesstaates, bis neuerdings Preußen eine kräftige Neuordnung der Dinge schuf und uns mit Bismarck den Wegbereiter und Schöpfer des neuen Reiches schenkte. Noch einmal sollte das deutsche Volk in einem riesenhaften Genius, den seine Zeit und sein Volk gar nicht verstand, sich erschöpfen, und heute hat uns der ewige Wechsel der Geschicke und die ewige Wiederkunft alles Gleichen zu Sklaven der Siegvölker gemacht! Ein ewiges Auf und Nieder: es muß auch für uns in der Umdrehung des Schicksalsrades wieder einmal ein Oben kommen.

Kant war der Zeitgenosse des großen Königs, eines gewaltigen Baumeisters der Weltgeschichte. Welche Ironie des Schicksals: dieser große König hat für die großen Baumeister deutscher Geistesentwicklung gar kein Verständnis gehabt. Was war ihm Goethe, Schiller, Kant? Er war ein Schachmeister der Kriegskunst, ein beherrschender Steuermann der Politik, ein scharfblickender und erfolgreicher Volkswirt, ein Philosoph — aber er liebte das Französische und die Franzosen, er hatte La Mettrie, Voltaire und d'Argent nebst vielen kleineren Franzosen an seinen Hof gezogen, er liebte die Unterhaltungen weltmännischer Geistigkeit und er spielte seine Flöte, das Deutsche aber verachtete er, es war ihm zu barbarisch, die Sprache der Gemeinen. Er liebte nur seine großen Grenadiere, aber auch hierin war er international, und doch schuf der das neue Preußen, das Rückgrat für das neue Reich. Niemals hat Kant den Glanz des Berliner Hofes gesehen, und während sein König die schlesischen Provinzen erobert, da bereitet ein deutscher Professor in Königsberg in aller Stille die Eroberung der Welt durch die deutsche Philosophie vor.

Erst Immanuel Kant hatte der deutschen Philosophie ihre Selbstbestimmung erkämpft. Bisher war sie noch tief in den mittelalterlichen Hüllen der Scholastik, von denen sie nicht einmal Leibniz, der Entdecker der Unendlichkeitsrechnung zu befreien vermochte. Kant ist von den positiven Wissenschaften gekommen, von Mathematik, Physik, Geographie und Anthropologie. Und wiewohl er nicht das Wissen seiner Zeit in einem Umfange umfaßte und in einer Vielseitigkeit wie Aristoteles, Leibniz oder in der neuesten Zeit Wundt, so hat er doch durch die bohrende Tiefe seines Denkens mit seiner Kritik der reinen Vernunft (1781) die deutsche Philosophie in den Sattel gehoben. Kant war bereits 57 Jahre, als er sie zum ersten Male herausgab, bereits nahe dem Greisenalter — Schopenhauer war 30 Jahre, als er seine „Welt als Wille und Vorstellung" schrieb, — er war auch kein Stilist, wie Schopenhauer. Er mußte ja erst eine philosophische Kunstsprache schaffen, denn bisher schrieb man ja meist lateinisch; seine Sprache mußte auch in Anbetracht der Schwierigkeit seiner Untersuchung, schwer und ungefügig ausfallen, er ist trocken und sachlich und nur ganz selten erhebt er sich zu hinreißendem Schwunge. Er ist eine trockene Gelehrtennatur, allerdings mit der Gedankentiefe des Genies, alles Spielerische und Dichterische ist ihm fremd. Er kennt nicht die traumhaft schönen Phantasien eines Platon, nicht die silberklare und boshafte, wie mit Pfeilen treffende Sprache eines Schopenhauer oder die leidenschaftlichen Hymnen und hinreißenden Sprachmelodien eines Nietzsche. Ruhig und bescheiden, aber fanatisch sicher ist der Gang seiner Untersuchungen, und gerade dadurch hat er ohne großes Gepränge eine ungeheure Wirkung geübt. Er hat die alten Tafeln der scholasti-

schen Metaphysik zerschmettert, und er wurde der sieghafte Fackelträger einer neuen Zeit, einer großartigen Erneuerung der Wissenschaften, einer instauratio magna scientiarum, wie Francis Bacon in England. Man hat ihn als den Kopernikus der deutschen Philosophie bezeichnet. Sowie der große Astronom zum ersten Male die Sonne in den Mittelpunkt des Planetensystems stellte, so setzte Kant das Ich, wie eine lichtspendende Sonne, in den Mittelpunkt des menschlichen Denkens und Erkennens. Das war seine Großtat in der Kritik der reinen Vernunft. Aber noch ein anderer, viel tiefer greifender Gedanke Kants hat seiner Zeit das unauslöschliche Merkmal seines Geistes und Charakters aufgedrückt: die klare Hinstellung der Pflicht als den Lebenszweck des Menschen. „Pflicht", das ist so schlicht und einfach, wie sein Wesen, und doch so folgenreich. „Pflicht" war der große Feldherr der Befreiungskriege und „Pflicht" die Seele des friderizianischen Staates. Mit Recht sagt der deutsche Wirtschaftsgeschichtsschreiber Sartorius von Waltershausen:

„Der preußische Staat mit seiner monarchischen Spitze, mit seinem nach oben verantwortlichen Beamtentum, mit seinem allgemeinen Wehrdienst, mit den Pflichten der Untertanen gegen die Krone und den Pflichten der Krone gegen die Bürger entspricht dem Kantschen Geist. Kant lebte unter Friedrich dem Großen, der sich als den ersten Diener seines Staates bezeichnet hatte, »verpflichtet mit Rechtschaffenheit, mit Weisheit und mit völliger Uneigennützigkeit zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblicke seinen Mitbürgern Rechenschaft über seine Verwaltung ablegen müßte«."

Alle Höhen und Tiefen der Welt und der menschlichen Natur hat sein Gedanke ausgeschöpft. „Zwei Dinge", sagt er, „erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir." Wiewohl die tiefe Ehrfurcht und Bescheidenheit seiner Seele im Anblick des gestirnten Himmels das Dasein Gottes ahnte, so hat er dem Gottesgedanken später eine höhere sittliche Weihe verliehen, indem er ihn als ein Erfordernis der sittlichen Vernunft hinstellte, die nur Sinn hat in den Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Er hat uns den künstlerisch-zweckmäßigen Aufbau der Natur entwickelt und, obwohl selbst eine unkünstlerische Seele, hat er die tiefbedeutsame Lehre vom interesselosen Anschauen alles Schönen verkündet, die Schopenhauer im dritten Buche seiner Welt als Wille und Vorstellung wahrhaft künstlerisch ausgeführt hat. Kant war es auch, der die Religion als sittliches Bedürfnis erklärte, sie aus dem sittlichen Empfinden abgeleitet hat, nicht wie bisher umgekehrt. Wunderschön hat er den Grundgedanken der Reformation in philosophische Sprache gekleidet: „Alles was der Mensch außer dem guten Lebenswandel noch tun zu können vermeint, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes." So wie Prometheus den Feuerfunken vom Himmel auf die Erde holte, so hat Kant die Religion vom Himmel auf die Erde geholt, sie in das Herz des Menschen eingepflanzt und die reine Lehre vom „guten Willen" verkündigt. Und warum sollte eine Menschheit reinen Willens, — so war wohl sein Gedankengang — nicht zum „Ewigen Frieden" gelangen können? Vielleicht war seine Schrift vom „Ewigen Frieden" auch nur eine Satire auf seine Zeit.

Es ist gar nicht denkbar, in wenigen Worten der ragenden Größe Kants gerecht zu werden. Nur einige Gedanken mögen näher ausgeführt werden, um seine wissenschaftliche Bedeutung nur einigermaßen in ein richtiges Licht zu rücken.

Er kam von der Mathematik und den Naturwissenschaften: und auf dem Gebiete der physischen Astronomie hat er eine der größten Entdeckungen gemacht, die in der Geschichte der Wissenschaften unter dem Namen der „Kant-Laplaceschen Theorie" bekannt ist. Im Jahre 1755 schrieb er seine berühmte „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", die Entstehung und Aufbau des gesamten kosmischen Systems auf dem Wege der mathematisch-mechanischen Naturerklärung nach den Grundsätzen Carteſius' und Newtons enthüllte. Dieselbe Entdeckung machte unabhängig von Kant der Physiker Lambert, der 1761 seine „kosmologischen Briefe" herausgab. — Kants Schrift erschien nicht. Erst in den 90er Jahren wurde die Kant'sche Theorie von Laplace weiter ausgebaut. Wie tief gedacht und bescheiden ist ein Wort aus der Vorrede zu Kants genannter Schrift: „Die Stellung der Kreise gegeneinander, die Übereinstimmung der Richtung, die Ekzentrizität, alles kann auf die einfachsten mechanischen Ursachen gebracht werden, und man darf mit Zuversicht hoffen sie zu entdecken, weil sie auf die leichtesten und deutlichen Gründe gesetzt werden können. Kann man sich aber wohl von der geringsten Pflanze oder Insekt solcher Vorteile rühmen? Ist man imstande zu sagen: Gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Raupe erzeugt werden könne? . . . Man darf es sich also nicht befremden lassen, wenn ich mich unterstehe zu sagen: daß eher die Bildung aller Himmelskörper, die Ursache ihrer Bewegungen, kurz der Ursprung der ganzen gegenwärtigen Verfassung des Weltbaues werde können eingesehen werden, ehe die Erzeugung eines einzigen Krauts oder einer Raupe, aus mechanischen Gründen, deutlich und vollständig kund werden wird." Es entspricht seinem bescheiden deutschen Wesen, daß er bei der Sache bleibt und eine mögliche mechanische Erzeugung des Organischen ablehnt, denn alle Philosophie macht demütig und sie ist wohl im Grunde prosaisch — „ein Vorschlag, jetzt wiederum poetisch zu philosophieren möchte so wohl aufgenommen werden als der für den Kaufmann: seine Handelsbücher künftig nicht in Prosa, sondern in Versen zu schreiben". Er philosophiert in Prosa, und niemals wagt er sich ins romantische Land phantastischer Zukunft.

Aus diesem Grunde mußte er der erklärte Feind aller scholastischen Metaphysik werden. Man hängt den Deutschen so gerne den metaphysischen Zopf an. Kant hat klar und deutlich festgestellt, inwiefern Metaphysik als Wissenschaft möglich sei, und die Grenzen der menschlichen Vernunft genau abgesteckt. Ihm ist die Metaphysik ein Irrlicht, ein bodenloser Abgrund. „Ein finsterer Ozean ohne Ufer und ohne Leuchttürme, wo man es wie der Seefahrer auf einem unbeschifften Meere anfangen muß, welcher, sobald er irgendwo Land betritt, seine Fahrt prüft und untersucht, ob nicht etwa unbemerkte Seeströme seinen Lauf verwirrt haben, aller Behutsamkeit ungeachtet, die die Kunst zu schiffen nur immer gebieten mag." Und Kant hat den Weg gezeigt aus dem finsteren Ozean und die Leuchttürme erbaut. Wie Francis Bacon betont er die Wichtigkeit der Erfahrung, knüpft aber daran die Untersuchung, wie Erfahrung möglich sei und welches die Bedingungen des menschlichen Erkennens seien. Er stellt fest, daß Raum und Zeit die reinen Formen unserer Anschauung seien, die möglichen Begriffsformen aber die Formen unserer Verstandeserkenntnis, während er „Seele", „Welt" und „Gott" als Ideen der „Vernunft" ableitet. Das sollte der Weg sein, auf dem Metaphysik noch als Wissenschaft möglich ist. Damit war Vermögen und Nichtvermögen des menschlichen Erkennens genau abgegrenzt und als Ziel der Gedanke erreicht: „Die Welt ist meine Vorstellung." Damit stehen die indische Philosophie, Platon, Kant und Schopen-

hauer auf einer Linie, auf der des reinsten Idealismus, der einen Hauptteil arischen Denkens zu bilden scheint. Damit steht die „Kritik der reinen Vernunft" am Eingange eines philosophischen Jahrhunderts, das immer wieder an sie angeknüpft hat. Der ganze wissenschaftliche Kampf des 19. Jahrhunderts tobte um Kant, und wie oft hieß es: „Zurück zu Kant." Er ist wahrhaft der Fackelträger der neuen Zeit gewesen, der er auch eine völlig neue Sittlichkeit verkündigte.

Man hat so viel von der Abhängigkeit Kants von den Engländern gesprochen — zu viel! Da wurde der „Einfluß" von Bacon, dort von Hobbes, hier wieder von Locke, und endlich von Berkeley und Hume festgestellt. Wie oft wurde betont, daß seine Vorfahren aus Schottland eingewandert seien! Man hat ihn den „preußischen Hume" genannt. Gewiß, Kant hat sich eingehend mit Hume beschäftigt, besonders in den Jahren von 1760—1770 und auch Rousseau hat ihn begeistert, besonders sein „Emile". Aber auf keinem Gebiete ist Kant so unenglisch als wie auf dem der Sittlichkeit.

Montesquieu hat einmal gesagt, in drei Dingen hätten es die Engländer am weitesten gebracht: in der Frömmigkeit, im Handel und in der Freiheit. Die Sittlichkeit des Engländers ist eine Nützlichkeitsmoral, begründet auf einer Art Handelsvertrag mit dem Jenseits, so wie ihn die Juden mit ihrem alten Judengotte geschlossen haben. Kant weiß nichts „von der größten Glückseligkeit der größtmöglichen Zahl", wie Jeremias Bentham: Er kennt nur die sittliche Selbstbestimmung, losgelöst von allen dies- und jenseitigen Gütern, losgelöst von allem Glückseligkeitswahn, er kennt nur Sittlichkeit um des eigenen Gewissens willen und um des Gesetzes willen. Sein sittliches Tun ist bedingungslos oder wie er sagt, es gilt nur der kategorische Imperativ, d. h. nichts anderes als der bedingungslose Antrieb zum sittlichen Handeln, keine egoistischen Gefühle wie „Neigung". Gerade im letzten Punkte hat Schiller ihm widersprochen, indem er sich auf den harmonisch-künstlerischen Standpunkt der schönen Seele stellte. Für Kant aber galt nur das schlichte, aber eherne Wort „Pflicht", das immer wuchs in der Bedeutung seiner Größe. Hier war der Punkt, wo der sonst so sachliche und leidenschaftslose Ton seiner Sprache sich zur tiefsten Eindringlichkeit steigern konnte:

„Pflicht! Du erhabner großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führet, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich ingeheim ihm entgegen wirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft und Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?"

So wirkte Kant wie ein Sendling eines höheren Schicksals, indem er seiner Zeit das Herbe und Kalte der Pflichterfüllung entgegenhielt, um die Geister aufzurütteln aus Versumpfung und Verzweiflung und die Schwachmütigen zu stärken. „Der Beruf der Grundanschauung Kants ist es gewesen", heißt es in Friedrich Jodls Geschichte der Ethik, „überhaupt das Gewissen der Zeit zu wecken, ihrer Weichlichkeit die ernste Größe des Pflichtgedankens darzustellen und jener »windigen, überfliegenden, phantastischen Denkart« ent-

gegenzutreten, welche es liebt, »sich mit der freiwilligen Gutartigkeit ihres Gemütes, das weder Sporns noch Zügels bedürfe, zu schmeicheln und darüber ihre Schuldigkeit vergißt, an welche sie doch eher denken sollte als an ihr Verdienst«. Und dieser Aufruf zum Pflichtbewußtsein ertönte nicht umsonst in einem Volke, dem inmitten seiner eben begonnenen geistigen Wiedergeburt die schwere Prüfung bevorstand, zeigen zu müssen, ob es überhaupt noch die Kraft habe, als selbständige Nation weiter zu existieren und dem die Vorbereitungen zum Kampfe der Befreiung harte und entsagungsvolle Arbeit an den Grundlagen des staatlichen wie des bürgerlichen Lebens auferlegten."

Was Kant begonnen, hat Fichte mit seiner leidenschaftlicheren Kampfnatur vollendet. Erst er konnte ein sittlich geläutertes und vorbereitetes Volk zum Kampfe rufen durch seine unvergänglichen „Reden an die deutsche Nation".

Für Kant gab es nur ein einziges, allgemein gültiges Sittengesetz und dieses lautete:

„Handle so, daß du jederzeit wollen kannst, der Grundsatz, der dich im einzelnen Falle leitete, möge ein allgemeines Gesetz für die ganze Menschheit werden." Daran knüpfte sich dann die Frage nach der Möglichkeit allgemeiner oder gesellschaftlicher Freiheit oder die Rechtslehre. Sein oberster Rechtsgrundsatz war:

„Handle so, daß deine Freiheit mit der aller Menschen bestehen kann."

Den Begriff des Rechtes grenzt er mit wissenschaftlicher Schärfe ab:

„Das Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der Willkür des Anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann."

So ist alles Recht zunächst Privatrecht, indem die Willkür und Bewegungsfreiheit des einzelnen abgegrenzt und eingeschränkt werden muß. Dieses Privatrecht muß also erzwungen werden. Dazu hat sich der Gesamtwille einer organisierten Gemeinschaft von Menschen als Staat gebildet zum Schutze der Rechte des Einzelnen. Erst dadurch wird das Privatrecht zum öffentlichen und so erst wirksam.

So hat bei Kant der Staat den Zweck, die Idee der Gerechtigkeit zu verwirklichen so wie bei Platon, dem er nichts anderes ist als die Verwirklichung der Idee des Guten. Durch freiwillige Übereinkunft oder einen „ursprünglichen Kontrakt" haben die Menschen den natürlichen Zustand wilder Unabhängigkeit und gesetzloser Freiheit verlassen und durch den Beschluß, unter gemeinsamen Gesetzen zu leben, den bürgerlichen Zustand gesetzlicher Freiheit und Abhängigkeit gegründet. Man merkt ganz deutlich den Gedankengang von Rousseaus „Contrat social". Wenn der Staat sich auf das Gesetz richtet und dieses von allen gewollt wird, dann ist politische Gleichheit und Freiheit vorhanden. Eine solche Staatsform ist Kant die republikanische. Doch verstand Kant darunter nicht etwa den modernen Freistaat, in dem das Volk herrscht, eine solche Staatsform nennt er demokratisch und er hat für sie nur Verachtung. Er sieht die republikanische Staatsform am besten gewahrt in der Teilung der drei bestehenden Staatsgewalten, der gesetzgebenden, richterlichen und ausübenden.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Kant hier unklar ist, absichtlich. Als treuer Untertan seines Königs suchte er seinen Gewissenskonflikt zu verkleiden. Man darf nicht vergessen: Kant ist der klassische Philosoph der deutschen Aufklärung, er erlebt den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und

begeistert sich für die neue Republik über dem Ozean, ebenso wie für die großen Menschheitsideen der französischen Revolution. Mit Simeon wollte er gerne sterben, wenn er den Tag der Freiheit erlebte. Aber der wirkliche Gang der Revolution enttäuschte ihn tief, und mit Abscheu wandte er sich von ihr und dem Königsmorde ab. Im 2. Teil seiner Rechtslehre sagt er: „Der äußerste Grad der Vergewaltigung des Regenten ist die Ermordung, weit schlimmer als diese ist die Ermordung unter dem Scheine des Rechts und gesetzlicher Formen, d. h. die Hinrichtung des Monarchen, deren wahres Motiv die Furcht vor künftiger Rache und deren erheuchelte Form der Schein einer gesetzmäßigen Strafe ist. Das Volk kann seinen Regenten nicht richten, weil es in eigener Sache gegen ihn auftritt und also Partei und Richter zugleich ist, was allen Grundsätzen der Gerechtigkeit widerstreitet; der Regent kann nicht gerichtet noch gestraft werden, weil alle Strafgewalt von ihm ausgeht, denn sie ist ein Ausfluß der Regierungsgewalt." Was Kant sich von der französischen Revolution erwartete, daß sich die reine republikanische Staatsform, die Vernunftidee des Staates verwirkliche, hat sich nicht erfüllt, sondern aus ihrer blutigen Saat entstieg ein 25jähriger europäischer Krieg.

Auch für die Beziehungen der Völker untereinander sollte die reine Vernunftidee des Rechtes gelten. 1795 schrieb Kant seinen philosophischen Entwurf „Zum ewigen Frieden". Er findet die wahren Kriegsgründe vor allem in den Friedensschlüssen, die mit dem geheimen Vorbehalte des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden sind, in den stehenden Heeren und in den Staatsschulden. Ganz unwillkürlich müssen wir an die heutigen Tage denken, in denen wir wieder alles erleben, was die sicheren Keime künftiger Kriege in sich birgt: die Friedensverträge der Siegerstaaten, ihre Kriegsrüstungen und die den unterlegenen Staaten aufgebürdete Zwangsverschuldung, „Sanierung" genannt. Die Gründe der Kriege hat Kant scharf erkannt, nicht so scharf aber die Möglichkeit, ob sie zu vermeiden sind. Es muß hier an das Wort erinnert werden, das Moltke am 11. Dezember 1880 an Bluntschli schrieb: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt in Materialismus versumpfen." Man denke an die Worte des Chors in der Braut von Messina:

„Denn der Mensch verkümmert im Frieden
Müßige Ruh ist das Grab des Muts — — —
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Gerade in Anknüpfung an diese Gedanken muß uns die Ansicht Kants unrichtig erscheinen, daß alle politischen Kriegsabsichten zuletzt scheitern an der Geldmacht und der Weltindustrie, deren Grundlage der Friede ist. „Es ist der Handelsgeist," sagt er, „der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen kann und der früher oder später sich jedes Volks bemächtigt." Fichte hat hier schärfer gesehen in seinem „Geschlossenen Handelsstaat" und als die häufigsten Kriegsgründe die Auswüchse und die Anarchie des Handels hingestellt. So wird jeder Kenner der englischen Geschichte ihm recht geben.

Doch Kant selbst hat an anderer Stelle über den Krieg und den Handelsgeist eine Ansicht zum Ausdruck gebracht, die an die von Schiller und Moltke erinnert.

Kant sagt über den Krieg in seiner Kritik der Urteilskraft (§ 28):

„Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können; dahingegen ein langer Frieden den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt."

Er sucht aber die Mittel anzugeben zur Verhinderung der Kriege:

Als die drei Definitivartikel zur Erhaltung des ewigen Friedens stellt Kant folgende auf:

1. Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein.
2. Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten begründet sein.
3. Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein.

Was uns hier vor allem interessiert, ist der 2. Artikel, der die Idee eines Völkerbundes verkündigt, nicht etwa einer Weltrepublik, sondern einer Staatenföderation. Es soll eine rechtmäßige Völkergesellschaft gegründet werden zur Vermeidung der Kriege. Doch auch darin geben dem großen Denker die Tatsachen der Gegenwart nicht recht. Der Völkerbund, wie er heute besteht, ist nichts als ein politisches Werkzeug zur Niederhaltung der besiegten und schwachen Staaten. Das Recht schreiben die stärkeren vor. Von diesem Völkerbunde hätte sich Kant mit ebensolchem Abscheu abgewandt wie von der französischen Revolution.

In zwei Anhängen beschäftigt sich Kant mit dem Verhältnis zwischen Moral und Politik, und er stellt den moralischen Politikern die politischen Moralisten gegenüber. Während die ersteren die Vereinigung von Moral und Politik zustande bringen, indem sie den Spruch befolgen: „Seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben!", so erregt bei den letzteren die Anwendung unrechter Mittel zur Gründung und Vermehrung der politischen Macht nicht das geringste Bedenken. Es war die Tragik Bismarcks, in seiner Beurteilung des Auslandes, daß seine politische Ehrlichkeit nicht geglaubt und verkannt wurde. Kant hat sehr wohl gewußt, daß in der Politik Interessen Geltung haben müssen. Sie aus dem politischen Leben verbannen, wäre vernunft- und zwecklos.

Kant verfolgte die praktische Politik mit größtem Interesse, und Vorländer erzählt uns:

„Dagegen lenkte sich das Gespräch auf alle möglichen sonst interessanten Dinge, namentlich aus dem Gebiete der Völkerkunde und der Naturwissenschaften, besonders aber auf das Feld der Politik, worin er »fast schwelgte«. Natürlich ließ man ihm, ohne daß er es sich angemaßt hätte, gern das Wort. Verständige Einwürfe ertrug er wohl, sie führten ihn nur zu noch größerer Lebhaftigkeit... Zur Zeit der großen Revolution beschäftigte diese sein Inneres so sehr, daß er in Gesellschaften — fast immer auf sie zurückkam. Und selbst sein Gegner Metzger rühmt doch, wenn auch mit etwas süß-saurem Gesicht, die »Freimütigkeit und Unerschrockenheit«, mit der Kant deren [1794] Grundsätze »viele Jahre hindurch gegen jedermann, auch gegen Männer von den höchsten Würden im Staat verfocht«."

Daß Kant, trotzdem er als Philosoph der Aufklärung gilt, auf die Juden im Staate nicht gut zu sprechen war, soll noch deswegen angemerkt werden,

weil es nur zu oft verschwiegen wird. So spricht er über sie in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“:

„Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist seit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht unbegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken; aber ebenso befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Teil durch einen alten, von dem Staat, darin sie leben, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern diesen ihren Verlust durch die Vorteile der Überlistung des Volkes, unter dem sie Schutz finden und selbst ihrer untereinander, ersetzen wollen.“

„Die schnöde Gewinnsucht und das Sichherausstreichen auf fremde Kosten“ waren für Kant Eigenschaften der jüdischen Rasse, die ihm im Grunde zuwider waren. In seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ hat Kant den ganzen sittlichen Unwert der jüdischen Religion aufgedeckt, deren Motive des Glaubensgehorsams und der Gesetzeserfüllung nur Hoffnung auf Lohn und Furcht vor Strafe sind. „Soviel wir sehen, ist Kant der erste Philosoph der neuen Zeit, der aus rationalen und kritischen Gründen den Unwert der jüdischen Religion in ihrem Verhältnis zur christlichen erleuchtet.“ (Kuno Fischer: Kant. 2. Bd.) Und trotzdem Kant als der große Aufklärer, Humanist und Freimaurer gepriesen wird, so muß doch angemerkt werden, daß ihm das klassische Freimaurer-Drama, Lessings Nathan der Weise, in der Seele zuwider war wegen der Verherrlichung des Juden, „denn er könne keine Helden aus diesem Volke leiden“. Es ist daher psychologisch nicht fein gedacht, wenn Kuno Fischer im 1. Bande seines „Kant“ sagt: „Unter den wissenschaftlichen Größen, die das Zeitalter Friedrichs erzeugt hat, ist er die erste, dem in Gesellschaft Lessings mit vollem Recht neben den Feldherren des Königs ein Platz zukommt an dem Friedrichsmonumente zu Berlin.“ Kant und Lessing gehören ihrem innersten Wesen nach nicht zusammen, so sehr auch der Geist des Kritizismus über beiden zu schweben scheint. Zwischen beiden ist eine tiefe Kluft, die unüberbrückbar ist. Beider Charakter und Denkungsart kann niemals verglichen werden. Kants Tiefblicke in das Wesen von Mensch und Welt waren genialere Anschaulichkeiten als die Lessings, der seinem Wesen nach doch immer nur Fragmentist geblieben und niemals Dichter oder Philosoph geworden ist. Kant ersah den Zusammenhang in der Entwicklung des Individuums mit der der Gattung zur Erreichung des Daseinszweckes: des Eintrittes aus dem Naturzustande in den der Kultur. Es klingt wie eine geniale Vorahnung Darwinistischer Erkenntnisse, wenn er sagt:

„Alle Naturanlagen des Menschen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, entwickeln sich nur in der Gattung vollständig, nicht aber im Individuum.“ Hier ist Darwins Erhaltung der Arten und Hegels Lehre vom objektiven Geiste. Der Satz Hegels: „Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit“ ist Kantischen Charakters.

Kants Lebenswerk war so vielseitig und tiefgründig, daß alle seine Nachfolger sich mit ihm auseinandersetzen mußten, nicht etwa bloß in Deutschland oder Europa, sondern auf der ganzen Welt. Das deutsche Volk hat allen Grund, auf seinen tiefsten Denker stolz zu sein. Er ist der Begründer des Ruhmes der deutschen Philosophie.

Juden-Zwing-Uri oder Kyffhäuser-Krone?

Eine Betrachtung über Staatsgewalt und Recht.

Von Gustav Beck, Deggendorf.

Der Hitlerprozeß lenkte die Aufmerksamkeit unseres Volkes lebhafter als je auf den tiefsten Zwiespalt in unserem Recht. Stärker als je erregte die Gemüter die Frage: genügt der in Gesetzesform gekleidete Machtwille der jeweiligen Machthaber im Staate, echtes Recht zu schaffen? Der Vorstellung des Rechts war von jeher erhabene Hoheit, ja Heiligkeit eigen. „Wo immer die Empfindung des Rechts zum Vorschein kommt, gewinnt sie sofort die Oberhand über alle anderen" sagt Emerson. Von dem Bibelwort „Recht muß Recht bleiben" bis auf Kant bekunden unzählige denkwürdige Aussprüche aus gewichtigstem Munde eine ähnliche ausnehmende Hochachtung vor dem Rechte. Beruht diese Würde nur darauf, daß hinter ihm die Autorität und Macht einer Staatsgewalt steht? oder nur darauf, daß es äußere Ruhe, Ordnung und Sicherheit verbürgt? Von jeher verband man mit dem Begriffe des Rechts einen doppelten Sinn, einen mehr äußerlichen und einen mehr inhaltlichen, ideellen. Der erste bedeutet die durch allgemeine Gebote der Staatsgewalt geschaffene tatsächliche Ordnung, der andere Sinn meint eine gerechte, innerlich verbindliche Ordnung. Dort hat man im Auge den Rechtszustand, wie er jetzt gerade ist, hier den natürlichen und notwendigen Zustand, wie er sein soll. Es ist uns Deutschen beschieden, alle großen Kulturgegensätze tiefer zu erleben und schwerer darunter zu leiden als andere Völker. Der Zwiespalt zwischen Gesetzeswille und innerlicher Verantwortlichkeit, zwischen Außengesetzlichkeit und Eigengesetzlichkeit dringt tiefer als anderswo durch unser Rechtsleben. Denn für die Germanen ist das Recht nicht wie für die Bewohner des späteren Römerreichs ein fremder Zwangswille, den der Gewaltherr von Byzanz dem rasselosen Gemisch seiner Untertanen aufdrängte. Für unsere Vorfahren war das Recht altüberlieferte Sitte und Gewohnheit freier Männer, ihr allseits anerkannter Gemeinschaftswille, natürlich gewachsen, mit ihnen geboren, für alle innerlich verbindlich wie Sitte und Brauch, nicht bloß äußerer Zwang. Aber durch Deutschlands Verbindung mit dem heiligen römischen Reich und den Einfluß der mittelalterlichen Kirche faßte das Despotenrecht von Byzanz in seiner von Semiten geformten Gestalt gegen Ende des Mittelalters auch bei uns festen Fuß infolge seiner Brauchbarkeit für herrschsüchtige Machtgelüste und seiner bestechenden formalen Vorzüge.

Doch selbst ein halbes Jahrtausend des überwiegenden Einflusses fremden Rechtsgeistes hat das ursprüngliche deutsche Rechtsempfinden nicht zu verfälschen vermocht. Heute noch will es sich wie in den Tagen der Bauernkriege nicht vor der äußerlich verbindlichen Macht des Gesetzeswillens beugen. Das erscheint ihm als Sklavensinn. Der Deutsche will im Rechte sein Ureigenes, die echte Art seines Volkstums haben. Auch das Behagen des feigen, trägen Philistersinns an der äußeren Ordnung und Sicherheit, die der fremde Machtwille schafft, kann uns nicht genügen, ganz abgesehen davon, daß seine Verheißung dauernden Bestandes höchst trügerisch ist. Deutscher Sinn anerkennt als Recht nur eine Ordnung, der er sich innerlich verpflichtet fühlt. Vor allem muß sein Recht daher mit seinem sittlichen Empfinden zusammenstimmen.

Durch zahllose bald feinere bald stärkere Fäden steht das Recht mit dem Sittengesetz in einem bald oberflächlichen, bald tieferen Zusammenhang. Jetzt deutlich durchscheinend, jetzt wieder unsichtbar wirkend steht hinter dem Recht stets die nachdrückliche Forderung des Sittengesetzes.

Die Art unserer Ethik muß daher entscheidend auch die Rechtsvorstellungen beeinflussen. Nun gipfelt aber die deutsche Sittlichkeit nicht im Gehorsam gegen irgendeine äußere Autorität, sondern im Geist der echten Freiheit im Sinne der Selbstbestimmung und Selbstverantwortung (Eigengesetzlichkeit). Das hat niemand entschiedener betont wie unsere großen deutschen Denker und Dichter. Die wahre Würde des Rechts beruht dem Deutschen auf der lebendigen Kraft, die es aus den Quellen des Guten, der echten Freiheit schöpft. Eine andere Grundlage echter Würde gibt es überhaupt nicht. Der Mangel oder die matte Schwäche dieser Nährquellen und Zusammenhänge im heutigen so wenig deutschen Recht ist der Hauptgrund, warum die immer mehr anschwellenden Papierlawinen unserer neuesten Gesetzgebung keine innere Kraft haben. Der Ernst strenger Selbstverantwortlichkeit fehlt dem Geiste unseres jetzigen Rechts, das die männliche Kraft echter Freiheit überall durch „Einrichtungen" und Künsteleien nach fremdländischem Muster ersetzen will.

Besonders zeigt sich dieser Geist in der Stellung des Richters zum Recht. Wie für den Staatsbürger ist das Gesetz auch für den Richter zunächst ein Befehl von oben, ein von außen an ihn herantretender fremder Wille, dem er sich anscheinend ohne Rücksicht auf den eigenen Willen einfach zu fügen hat. § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes spricht, daß die Richter dem Gesetze „unterworfen" sind. Demgemäß erblickt mechanische Rechtsauffassung im Richter den Gesetzesknecht, den Diener seiner Begriffe. Dennoch vermag der bloße Machtwille der jeweiligen Gewalthaber, den sie in Gesetzesform kleiden, noch kein Recht zu schaffen. Hier gilt nicht: „So will ich's, so befehl' ich's, die Vernunft ersetzt mein Wille". Soll dieser Machtwille als Gesetz wirksam werden, so muß er es sich gefallen lassen, vom Richter als rechtliches Wollen beurteilt zu werden, d. h. losgelöst von allen Stimmungen, Zufälligkeiten und Unvollkommenheiten seines Ursprungs in das Ganze des Rechts eingegliedert, mit ihm nach dem Geiste der Rechtsordnung zu einem einheitlichen Gebilde verwoben, nach der deutschen Rechtsidee, dem deutschen Rechtsgefühl gedeutet und gerichtet zu werden. Denn wenn die Gesetze kein innerlich im deutschen Geiste geschlossenes Ganze bilden, sind sie überhaupt keine wahre Ordnung, kein Recht im echten Sinne. Die Rechtsanwendung ist, da sie die im Gesetze liegenden abstrakten Möglichkeiten erst zu Wirklichkeiten macht, nicht minder bedeutsam als die Gesetzgebung. Seine letzte entscheidende und wahre Gestalt erhält das Recht erst durch den Richter. Nur er kann das wirre Chaos unserer Gesetze zu einer Art Kosmos gestalten. Er ist also im deutschen Sinne nicht nur der Begriffsvollzieher der Gesetze, sondern Mitschöpfer des Rechts, das erst durch ihn beseelt wird. Die Teilnahme des Volkes beim Hitlerprozeß hat wieder recht deutlich gezeigt, daß der Deutsche im Richter nicht nur das willenlose Sprachrohr des Gesetzes, der Staatsgewalt erblickt, sondern daß er es sich nicht ausreden läßt, den Richter für das Recht mitverantwortlich zu machen. Der Geist des Rechts, nicht der jeweiligen Gewalthaber im Staate bestimmt den Willen der Gesetze. Diese verweisen von selbst stillschweigend auf die Rechtsüberzeugung des deutschen Volkes, die deutsche Rechtsidee. Diesen deutschen Geist des Rechts zu wahren, obliegt vor allem dem Richter. Seine Selbst-

verantwortlichkeit ist naturgemäß um so größer, je unmittelbarer im einzelnen Falle der Zusammenhang des Rechts mit dem Sittengesetz zutage tritt, also besonders im Strafrecht. Je enger die Rechtsfrage mit dem moralischen Urteil verknüpft ist, um so mehr ist die Selbstverantwortlichkeit des Richters nicht nur ein unverzichtbares Recht, sondern auch eine durch nichts wegzudeutende Pflicht. Hier scheint durch die Schrift des Gesetzes das ungeschriebene höchste Gesetz, das unbedingt gilt, deutlich durch. Gesetz und Gewissen müssen dem Richter nach deutschem Rechtssinn zusammenstimmen. Eines soll ihm Spiegel des anderen sein. Je ethischer und ursprünglicher ein Mensch fühlt, je tiefer und ernster er ist, um so sicherer erkennt er in jedem einzelnen Falle, wo die Pflicht der Selbstverantwortlichkeit die ungebührlich enge Fessel des Begriffs zu sprengen oder doch zu erweitern hat. *Gesetzestreue kann für deutsches Recht nicht Gesetzesknechtschaft bedeuten.* Denn Treue ist undenkbar ohne Treue gegen sich selbst. Ihr Wesen ist ja innere Selbstbehauptung. Die Treue des Richters gebührt vor allem der Rechtsidee; sie kann nicht den Bruchsplittern der Rechtsordnung, dem einzelnen Gesetzesbefehl, der Recht zu sein beansprucht, *auf Kosten der Rechtsidee* geschuldet werden. Treue setzt Freiheit voraus. Die einzelnen Vorschriften sollen daher dem Richter mehr Richtschnur und Leitfaden, mehr Spiegel seiner Selbstverantwortlichkeit als unverbrüchliche Fessel sein.

Unsere Gesetze bewegen sich hinsichtlich dieser Frage in den seltsamsten Gegensätzen. Einerseits geben jetzt fast bei allen Strafgerichten — außer den Revisionsgerichten — Volksrichter den Ausschlag. Sie sind das natürliche Gegengewicht gegen die Gesetzesknechtschaft, die man dem Berufsrichter aufzwingen will. Andererseits aber unterliegen jetzt alle Strafurteile der Revision. Die Revisionsgerichte befassen sich mit dem Sachverhalt, den die Untergerichte endgültig feststellen, nur aus zweiter Hand. Sie prüfen sozusagen mit dem Begriffsmikroskop nach, ob die Urteile der Untergerichte gesetzmäßig sind. Sie sichern so im Rechte die unbedingte Vorherrschaft des Verstandes, des Begrifflichen, des logisch-mechanischen Denkens und festigen die Gesetzesuntertänigkeit des Richters. Sie sind also das Hauptbollwerk jenes byzantinisch-semitischen Geistes in unserem Recht. Dies hat allerdings den Vorzug äußerer mechanischer Rechtseinheit. Aber besonders im Strafrecht ist entschieden wichtiger und volkstümlicher, daß der einzelne Fall nach Billigkeit und der seiner Eigenart entsprechenden inneren Gerechtigkeit als nach Grundsätzen äußerer Einheitlichkeit beurteilt wird. Zudem ist jene mechanische Einheit auch teuer erkauft durch die kranke Gedankenblässe, die jedes rein verstandesmäßige Recht kennzeichnet. Die natürliche Frische unmittelbaren Rechtsempfindens wird durch greisenhafte Gelehrsamkeit und tüftelnde Peinlichkeit verdrängt. Die hochgelehrten Revisionsgerichte sind die klugen Tanten des Rechtslebens, die geschäftig die engen Maschen der Begriffsnetze stricken. Unbewußt erdrosseln sie darin die hoffnungsvollen Kräfte, die das Recht erneuern, erfrischen, verjüngen könnten. Bei ihrer zergliedernden Feinarbeit gehen die feinsten und tiefsten Zusammenhänge des Ganzen, also gerade das Beste im Recht, verloren. Unvermerkt verduftet dabei der deutsche Geist aus dem Recht, soweit er überhaupt darin zu Hause war. Der rechte Richterspruch ist nicht bloß Sache des Verstandes, sondern des ganzen Menschen, der mit ganzer Seele mitwirkt; er ist mehr Entschluß und Tat als bloßes Urteil.

Das wird besonders deutlich an den Rechtsfragen, um die sich der *Hitler*-

prozeß drehte. Hochverräter ist, wer die inneren Grundlagen unseres staatlichen Lebens vernichtet, seine Quellen verschüttet. Jene Männer aber wollten die bös verschütteten Quellen wieder frei machen von den schweren Hemmungen, die seit dem Hochverrat von 1918 durch den Druck der Herrschaft Undeutscher auf unserem staatlichen Leben lasten. Wer eine Verfassung, die der deutschen Rechts- und Staatsidee offenbar widerspricht, ja, ihr grundsätzlich feindlich ist, in Einklang damit bringen will, begeht keinen Hochverrat. Welche Grundzüge einer Verfassung aber der deutschen Rechts- und Staatsidee entsprechen, darüber kann kein Unbefangener in Zweifel sein. Das mehr als 600jährige Sehnen der Deutschen nach ihrem Staatsideal fand sein tiefstes Symbol in der Kyffhäusersage, und 1871 bewies der Jubel aller Deutschgesinnten, daß Bismarck dieses Ideal, den Sinn der Sage, erfüllt habe; zum mindesten aber lag seine Verfassung in der geraden Linie und Richtung zum deutschen Staatsideal, und nur eine Verfassung, welche die organische Fortentwicklung seiner Verfassung und ihrer geschichtlichen Grundlagen bedeutete, entspricht der Staatsidee der Deutschen; eine durch Umsturz an ihre Stelle getretene muß ihr widersprechen. Kein ehrlich denkender Kenner zweifelt, daß die Revolutionsverfassung aus dem Geiste international gerichteter Mächte hervorging, die der deutschen Staatsidee ebenso feindlich gegenüberstehen wie der Verfassung von 1871, daß daher die Grundzüge dieser Verfassung der deutschen Staats- und Rechtsidee in der Wurzel feindlich und verderblich sind. Nur wer selbst die dürftigen Reste deutscher Art, die sich noch in diese neue Verfassung hinübergerettet haben, beseitigen, wer sie durch völlige Barbarei ersetzen will, wie Bolschewisten, der kann Hochverrat gegen diese Verfassung begehen. Wer jedoch wie z. B. auch Hitler Barbarossas Vermächtnis und Bismarcks Erbe aus den Judenklauen retten will, ist kein Hochverräter, auch nicht von Rechts wegen, insbesondere nicht im Sinne des Bismarckschen Strafgesetzbuches vom 15. Mai 1871, das doch seine Staatsidee und Verfassung schützen will. Denn zur hohlen Seifenblase wird der Rechtsbegriff, wenn man sagt: „Verfassung ist Verfassung, mag sie deutsch oder undeutsch sein, mag sie die von Bismarck aus dem Kyffhäuser geholte Barbarossakrone bedeuten oder das Kunststück des Juden Preuß oder gar die Herrschaft jüdisch-bolschewistischen Raubgesindels. Welches „Rechtsgut" kann dieser Hochverratsbegriff schützen? Doch nur den Machtgenuß der jeweiligen Gewalthaber, seien es auch jüdische Bolschewistenräuber! Ob das Räuberstück gelingt oder nicht, darauf soll alles ankommen — für das „Recht"! Haben je die Gesetzessklaven von Byzanz sich so tief vor der Macht verneigt wie die Verfechter dieses „Rechtssatzes"? Wie Gott Saturnus seine eigenen Kinder verschlang, so erzeugt und verschlingt hier die rohe Macht das „Recht" wieder. Macht, Recht und — Willkür fließen hier in eins zusammen. Hier stehen wir am Ende des Rechts. Wie in der alten Sage Asträa-Dike wieder zum Himmel zurückflüchten mußte, so muß auch heute wieder die Göttin des Rechts vor dem Dienste des Götzen der Macht, dessen Symbol das goldene Kalb ist, weichen.

So weit kommt man, wenn Verstand und Formbegriff das erste und letzte Wort im Rechte haben. Gerade die erhabensten Staatsrechtsbegriffe, hinter denen sich die höchsten nationalen Güter und sittlichen Gedanken bergen, versanden und vertrocknen zu leeren Formalbegriffen, wenn man bei der Rechtsanwendung der inneren Wertung ihrer Begriffsinhalte aus-

weicht, die höchsten Zweckgedanken sinken zu plattesten Nützlichkeitserwägungen matten Philisterſinnes herab. Ersteres nennen unsere Rechtsphilister „objektiv", letzteres „praktisch". Der Reichsadler ist den „Praktischen" das Schild für die Käsebude des Philisters und den jüdischen Bankbetrieb. Die „Objektivität" aber gipfelt ihnen in der Neutralität gegen deutsch und undeutsch, gegen Gott und den Teufel. Sie bewahrt sie vor der Unbequemlichkeit, Farbe zu bekennen. Sie drücken beide Augen zu vor dem, was gerade gegenüber nationalen Rechtsgütern Pol und Kompaß des Rechts sein sollte, vor der durch das Sittengesetz gebotenen Selbstverantwortlichkeit. Deren einfaches und klares Gebot lautet hier, um mit den Worten des ehrwürdigen Ernst Moritz Arndt zu reden, „das ist die höchste Religion, Volk und Vaterland mehr zu lieben denn alles andere", ja auch mehr zu lieben als alle wohlgedrechselten Verstandesbegriffe der Revisionsjuristen. Das ist ja der Grund, warum das Ausland mit solchem Staunen und solcher Verachtung den Verlauf des Verfahrens gegen Hitler und Ludendorff verfolgte. Bei jedem anderen Volke hätte nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch den Juristen die heiße Liebe zu Volk und Vaterland die Richtschnur für die Auslegung des Hochverratsbegriffs gegeben, und der Prozeß wäre ganz unterblieben. Nur in Deutschland war er überhaupt möglich. Nur gedankenblasse Michel-Objektivität brachte es seit dem Kapp-Putsch fertig, Rechtsbegriffe, bei denen jedem anderen Volke das nationale Herz pocht, so marklos auszuhöhlen und zu entseelen, daß sie gleichmäßig auf Hölz und Ludendorff zu passen scheinen, daß sie irgendein Juden-Zwing-Uri über Deutschland genau so schirmen wie ehedem die Kyffhäuser-Krone. Verstand wird zur Unvernunft, wenn er allein im Recht herrschen will. Noch mehr. Er läuft Gefahr, zu niedrigem Sklavensinn durch seine „Neutralität" herabzusinken; er beugt sich vor der Macht und dem mit ihr verschwisterten Philister- und Geldgeist. Auf dem „Boden der gegebenen Tatsachen" findet er sich stets mit allen Philistern rechtzeitig zusammen und hat noch den traurigen Stolz auf seine „Objektivität", darauf, daß ihm Herz und Blut fehlen. Das Recht muß versumpfen und vermodern ohne die reinigenden und erhebenden sittlichen Leidenschaften, unter denen die national-völkische die erhabenste ist. Wo es sich um die nationalen Hochziele handelt, soll der rechte Richter im rechten Augenblick den Kram klapperner Formalbegriffe zum Teufel schleudern können wie Luther das Tintenfaß auf der Wartburg. Der Mut, Seele zu haben und zu bekennen, gehört zu seinem Amt.

Wäre den opfermutigen Männern ihr Freiheitswerk geglückt, man würde sie, wie der Jubel am Abend des 8. November zeigte, mehr feiern wie Tell, mehr wie Harmodios und Aristogeiton, deren Lied bei jedem attischen Trinkgelage erklang, so hoch wie Arminius. Möge ihnen wenigstens im Wege der Gnade baldigst zuteil werden, was ihnen nach deutschem Empfinden als Recht gebührte. Das fordern wir völkischen Männer.

Politisches Arbeiten unter Trinkzwang.

Von A. Fick.

Man muß oft hören oder lesen, der Deutsche sei „in der ganzen Welt" verhaßt. Diese Behauptung ist keineswegs richtig. Gewiß, es gibt ganze Völker, die uns hassen, z. B. die Franzosen und bis vor kurzem auch die Engländer. Wir wissen auch, warum. Ein Unparteilicher, der schweizerische General U. Wille, sagt in einer Erörterung über die Kriegsschuld von uns Deutschen: „Die ungeheure Überlegenheit auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens hat die anderen nicht bloß mit Neid, sondern auch mit Sorgen um die eigenen Interessen erfüllt. Deutschlands Entwickelung zu kultureller Größe war sein Verhängnis."

Das ist der Kernpunkt unseres Verhaßtseins bei den Engländern; für die Franzosen liegt der Kernpunkt auf dem Gebiete der Kriegsleistungen (revanche pour Sadowa!); die boshaften Marterungen der deutschen Kriegsgefangenen und jetzt der Ruhr- und Pfalzgefangenen sind die Rache dafür, daß wir nicht so liebenswürdig waren, uns von den Franzosen schlagen zu lassen; daß wir ihnen bis zum 8. November 1918 auch kriegerisch überlegen geblieben sind.

Natürlich spielen auch noch andere Umstände minderen Ranges bei dem Deutschenhaß mit, z. B. die Eigenschaft des Engländers, alles lächerlich, häßlich oder gar verächtlich zu finden, was *anders* ist wie in England. Der gleichen Erscheinung begegnet man in stärkerem oder schwächerem Grade bei all den Völkern, die sich ihrer Eigenart besonders lebhaft bewußt sind.

Dies sei vorausgeschickt, um zu verhindern, daß der Deutschenhaß gewissen Fehlern unseres Volkes aufgebürdet werde, während er hauptsächlich gerade durch unsere Vorzüge verschuldet wird. Denn fehlerfrei sind wir natürlich auch nicht. Es muß zugegeben werden, daß der einzelne Deutsche sich im Auslande nicht immer klug und taktvoll benimmt. Da sind dann die Feindseligen sofort bereit zu sagen: seht, so sind „*die*" Deutschen! Es muß aber leider sogar eingeräumt werden, daß es deutsche Sitten von allgemeiner Verbreitung gibt, die zu Tadel, ja zu schlimmerem, zu Verachtung und Ekel Anlaß bieten, z. B. die Trinksitte, die mit unserem öffentlichen und persönlichen Leben in einer Weise verfilzt und verflochten ist, wie wohl bei keinem anderen Kulturvolke. Ich erinnere mich, vor Jahren ein Buch gelesen zu haben, in dem ein Franzose seine Beobachtungen auf einer Reise durch Deutschland schildert. In diesem Buch wird ein studentischer Kneipabend in Göttingen beschrieben. Beim Lesen dieser Schilderung wurde ich schamrot und knirschte: möcht' man den Kerl in Stücke schmeißen, könnt man ihn doch nicht Lügner heißen. Die Schilderung drehte sich nämlich um das „kommentmäßige" Saufen und seine widerlichen Folgen für den überlasteten Magen.

Nun, so arg ist es ja mit dem Kneipen bei politischen Anlässen gerade nicht. Aber dafür scheint es so ziemlich in ganz Deutschland feststehende Sitte zu sein, daß die politischen Versammlungen, Vorträge und Beratungen sich in Wirtshäusern bei Bier und Wein abspielen. Das möchte leidlich scheinen, wenn es sich um verhältnismäßig gleichgültige Dinge handelte. Aber sogar an dem nationalen Trauertag, dem 11. Jänner 1923, war es nicht anders. Ich erzähle Selbsterlebtes: Unsere Gemeinde hatte sich in einem großen Saale zahlreich zusammengefunden; der Redner entrollte ein erschütterndes Bild von der Lage und den Aussichten des deutschen Volkes, von den seelischen und

körperlichen Qualen unserer Brüder an Rhein und Ruhr, und dazu — — dampften die Zigarren, klapperten die Gläser und die Kellnerinnen pfirrten hin und her. Wahrlich, ein schneidenderer Mißklang wie zwischen dem Bilde, das der Redner entwarf, und dem Bilde, das die Versammlung bot, ist nicht leicht zu finden.

Ein zweites Bild. Es war am 8. November 1923 im Bürgerbräukeller von München. Herr v. Kahr, der damalige Inhaber der bayerischen Staatsgewalt, hielt eine bedeutungsvolle Rede, — bei Bier und Tabak! Da stürmt Herr Hitler in den Saal, um dem Schicksal des deutschen Volkes eine neue Wendung zu geben; bei dem Vorgang im Nebenzimmer *soll* er gerufen haben „Maßkrug her“[1]); und Herr Göhring soll in die Versammlung hineingerufen haben: „Seid doch zufrieden, Ihr habt ja Euer Bier.“ Also weltgeschichtliche Vorgänge bei Bier, Zigarren und Zigaretten.

Die Tatsache, daß sich unsere politischen Versammlungen in Wirtshäusern abspielen, unter Raucherlaubnis und Trinkzwang, ist aber nicht bloß vom Standpunkt des guten Geschmackes und der Sinnenkultur ein Übel, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen. Tabak und geistige Getränke sind doch überflüssige Genußmittel und für viele Deutsche heutzutage unerschwinglich. Mancher würde ganz gern ein kleines Eintrittsgeld zahlen, aber die Kosten eines Bierabends scheinen ihm zu groß. Gerade dem jetzt so bitter leidenden Mittelstand wird also die politische Arbeit erschwert. Freilich, wohl die erdrückende Mehrheit der Deutschen sieht die Sache anders an, nämlich als willkommenen Anlaß, der ohnehin vorhandenen Neigung zu Bier und Tabak nachzugeben und ihr obendrein ein vaterländisches oder parteiliches Mäntelchen umzuhängen.

Es bleibt aber noch eine dritte nachteilige, ja oft geradezu verhängnisvolle Wirkung zu erwähnen, bezüglich deren etwas weiter ausgeholt werden muß.

Ein unter uns Deutschen ungemein verbreiteter Fehler ist kindliche Leichtgläubigkeit; sie wird in dem bekannten Geschichtlein vom „Hans im Glück“ mit beißendem Spott gegeißelt. Im Nibelungenlied ist sie geradezu der seelische Mittelpunkt des ganzen Trauerspieles. Denn Kriemhild *glaubt* dem heimtückischen Gelöbnis Hagens, er wolle die Lindenblattstelle schützen; und Kriemhild näht eigenhändig ein Kreuzlein auf die entsprechende Stelle von Siegfrieds Gewand. So *glaubten* auch die treuherzigen deutschen Arbeiter den heimtückischen Sendboten des Feindbundes, bzw. deren deutschen, teils freiwilligen und gutgläubigen, teils bestochenen Handlangern, daß wir den schönsten Verständigungsfrieden bekommen würden, falls die deutsche Arbeiterschaft dem kämpfenden Heere den Dolch in den Rücken stoße.

Die deutsche Leichtgläubigkeit wird von den Franzosen und Italienern platterdings nicht verstanden und deshalb als deutsche Dummheit verspottet. Der Romane ist allerdings gegen diese Art von Dummheit gefeit, weil er selber arg hinterhältig ist und deshalb das Sprichwort geprägt hat: wer dir mehr als üblich schön tut, der hat dich betrogen *oder will dich betrügen*.

Nun ist es bekanntlich eine allgemeine Wirkung der geistigen Getränke, das Gehirn des Trinkenden zu benebeln und dadurch jeder beliebigen Beeinflussung leichter zugänglich zu machen; also gerade den eben geschilderten deutschen Volksfehler, die *Leichtgläubigkeit*, zu steigern. Wie verhängnis-

[1]) Ich muß gestehen, daß ich diesen Ausruf für Erfindung, und zwar für böswillige Erfindung halte, da Hitler außerordentlich mäßig ist. Der Schriftleiter.

voll sie wirkt, das zeigt in der Sage der Tod Siegfrieds und in der Wirklichkeit die Tagesgeschichte unseres Volkes auf Schritt und Tritt.

Ein Musterbeispiel für Steigerung der Leichtgläubigkeit durch geistige Getränke spielt sich bei der Anwerbung für die französische Fremdenlegion sozusagen Tag für Tag ab. Sie besteht bekanntlich überwiegend aus Deutschen. Fast alle diese verführten jungen Leute sind mit Hilfe von Bier und Wein zum Unterschreiben des verhängnisvollen Scheines verleitet worden, die einen im Zustande völliger Trunkenheit, andere nur angeheitert, d. h. in dem Zustand erhöhter Beeinflußbarkeit, in dem die Schilderungen von dem lustigen Soldatenleben auf gedüngten Boden fallen.

Nun denke man sich eine große Versammlung schlichter Handarbeiter, denen vorerzählt wird, die Feinde hätten Haß ja nur gegen den Kaiser und seine Offiziere, den deutschen Arbeiter liebten sie und wollten ihm die Freiheit bringen. Dieser Schwindel wird von der Mehrzahl der deutschen Arbeiter bis zum heutigen Tage geglaubt, obgleich am Rhein, an der Ruhr und in der Pfalz der blutige Gegenbeweis tagtäglich geführt wird. Meines Erachtens wäre dieser Wahn in solcher Ausdehnung und Restlosigkeit nicht möglich, wenn es nicht stehende Sitte wäre, die Hetzreden an Leute hinzusprechen, deren ohnehin große Beeinflußbarkeit durch geistige Getränke noch erhöht ist. Wem das Gesagte nicht recht einleuchten will, dem sei der Besuch von Wahlversammlungen empfohlen, in denen „Freibier" verzapft wird. Da werden ihm die Augen aufgehen, vielleicht sogar übergehen.

Nun wird der Leser vielleicht denken: ja, es ist allerdings nicht gerade schön, nicht würdig, wenn weltgeschichtliche Personen, ein Hindenburg, Tirpitz oder Ludendorff, im Tabaksqualm Reden halten, wenn man Beratungen über Lebensfragen Deutschlands in der Form eines festlichen Gelages veranstaltet. Aber was soll man machen? Die großen Säle befinden sich in Wirtshäusern und Bräukellern, und dort versteht sich das Trinken von selbst. Ich habe bei Vorbereitungen zu vaterländischen Zusammenkünften den Vorschlag gemacht, dem Wirt eine Saalmiete zu zahlen. Darauf wurde erwidert, wenn auch die Saalmiete den ganzen Ausfall deckt, der durch ein Bierverbot während der Versammlung entstehen würde, so ist der Wirt damit nicht zufrieden. Denn er ist von der Brauerei, die ihn beliefert, abhängig; wenn er im Monat nicht so und so viel Faß verzapft, dann werden ihm die Reife angetrieben. Also: der Wirt hat zu gehorchen, wie das Braukapital befiehlt, und die Bürgerschaft hat dem Wirt zu gehorchen, sonst bekommt sie keinen Saal.

Wenn wir Deutschland erneuern wollen, dann müssen wir mit der Abschaffung unserer Fehler bei uns selber anfangen. Wo der Wille dazu vorhanden ist, wird sich ein Weg wohl finden lassen. Nicht allzu schwer ist es, wenigstens das durchzusetzen, daß während des Vortrages selbst das Wirten unterbleibt und auf eigens zwischen die Verhandlungen eingeschobene Pausen beschränkt wird. Aber ein wirklicher Fortschritt, mindestens bezüglich des zweiten und dritten Übels, kann doch nur dadurch herbeigeführt werden, daß die Veranstalter großer und wichtiger Versammlungen Säle wählen, in denen überhaupt nicht gewirtet wird; die Möglichkeit dazu ist in Großstädten gewiß vorhanden.

Ernste politische Arbeit kann nicht nüchtern genug geleistet und von sämtlichen Vergnügungen nicht scharf genug getrennt werden.

Dr. Joachim Graf Pfeil † 12. 3. 24.

Das Leben eines deutschen Forschers.

Von General E. v. Liebert.

Ein stiller Mann ist am 12. März d. J. heimgegangen. Von früher Jugend an im Auslande tätig, daher erfahren in kolonialen und überseeischen Dingen, war er zu rechter Zeit zur Stelle, als es sich um die koloniale Ausdehnung Deutschlands handelte. An der epochemachenden Erwerbung Deutschostafrikas als eine der Hauptpersonen beteiligt, sah er sich jedoch bald aus der ihm gebührenden Stellung verdrängt. In seinem Eifer, seine Kenntnisse und Erfahrungen dem Vaterlande nutzbar zu machen, bereiste er die deutschen und niederländischen Besitzungen in der Südsee, sodann Südwestafrika. Von der Jahrhundertswende an wendete er seine Studien Marokko als einem wünschenswerten deutschen Kolonialgebiete zu. Über alle seine Reisen, Forschungen und Beobachtungen liegen kleinere und große, zum Teil ausgezeichnet gründliche, wissenschaftlich und praktisch wertvolle Berichte und Werke vor. Eine ganze Literatur ist im Laufe dreier Jahrzehnte seiner Feder entflossen, da er bei ländlicher Muße seine bedeutende Arbeitskraft dauernd der kolonialen Entwicklung Deutschlands zuwendete, die er als seine Lebensaufgabe auffaßte.

Es ist charakteristisch für die Entwicklungsgeschichte unseres Volkes und für die Gleichgültigkeit und geringe Menschenkenntnis der leitenden Kreise, daß ein praktisch und fachlich derart befähigter und vorgebildeter Mann wie Pfeil im Kolonialdienst keine Verwendung fand, weil er — nicht Offizier und nicht Assessor, und deshalb nicht „unterzubringen" war. Es dürfte sich der Mühe verlohnen, den Lebensgang dieses ungewöhnlichen Mannes eingehender zu verfolgen, wenn die Freundeshand auch nur den Entwurf einer Lebensbeschreibung zu geben vermag. —

Joachim Graf Pfeil ward am 30. Dezember 1857 in Neurode, Grafschaft Glatz, geboren. Sein Vater, Graf Valerian, war dort königlich preußischer Landrat; seine Mutter war eine Gräfin Breßler. Nach zehn schönen Jugendjahren in der schlesischen Gebirgslandschaft mußte Neurode mit Göttingen vertauscht werden, da der Vater als Kreishauptmann dorthin versetzt ward. Hier besuchte der junge Graf das Gymnasium bis zur Tertia und fand in dem Geheimrat Marks einen Freund und Lehrer, der ihn besonders für Erdkunde und Völkerkunde erwärmte und ihn mit Schriften von Rohlfs und Livingstone reichlich versorgte. Er selbst äußert sich darüber: „Die Anregung des alten Herrn — vielleicht enthielt sie einen Zusatz pädagogischer Absicht — wies mich auf die Lektüre von Reisebeschreibungen und naturwissenschaftlichen Werken, soweit mir solche verständlich waren. Mit der Wahllosigkeit des Schülers begeisterte ich mich für mehrere Bücher, die mir in die Hände fielen, darunter Andersens Reisen in Südwestafrika und Baldwins Jagdabenteuer. Mit seiner Direktive lieh mir Geheimrat Marks die Reisebeschreibung der Brüder Forster, der Begleiter Cooks, und die Skizzen der Natur von Humboldt . . ." Infolge dieses, das jugendliche Gemüt sehr lebhaft anregenden Lesestoffs, entschloß sich der sechzehnjährige Schüler die Heimat zu verlassen und mit einer Kolonne der Hermannsburger Mission (Harms) nach Südafrika auszuwandern.

Dieser den gewöhnlichen Studiengang des Deutschen so jäh unter-

brechende Entschluß ist nur aus dem außerordentlich stark entwickelten Drange nach Selbständigkeit zu erklären. Die ihm fehlende „klassische" Bildung des Gymnasiums ward reichlich ersetzt durch die individuelle Entwicklung zum self-made man in praktisch-landwirtschaftlicher Tätigkeit und durch die Ausbildung der ihm verliehenen phänomenalen sprachlichen Begabung. Er beherrschte nicht nur die europäischen Kultursprachen bis in ihre größten Feinheiten hinein, sondern verstand es auch, sich in kürzester Zeit der Sprache der Naturvölker zu bemächtigen, unter denen er lebte. Selbst die Schnalzlaute der Hottentotten wußte er naturgetreu wiederzugeben. Englisch und Holländisch waren ihm geradezu zur Muttersprache geworden; er schrieb und dichtete in beiden.

Zehn Jahre verweilte der jugendliche Graf in der englischen Natal-Kolonie und in dem damals noch selbständigen Oranje-Freistaat. Er wurde Farmbesitzer und versuchte sein Glück in Ackerbau und Viehzucht. Wie alle jungen Kolonisten mußte er Lehrgeld bezahlen, und es blieben ihm herbe Erfahrungen und bittere Enttäuschungen nicht erspart. Aber mit der Frische und Spannkraft der zwanziger Jahre setzte er sich über alle Schwierigkeiten hinweg, er lernte damals fließend Englisch, Holländisch und verschiedene Kafferndialekte und studierte daneben eifrig die Denk- und Anschauungsweise des Negers. Seine geschickte Art, mit den Eingeborenen umzugehen, ist ihm später sehr zu statten gekommen und wurde für viele vorbildlich. Er wirkte immer in dem Sinne, der Europäer müsse den Farbigen neben aller gebotenen Energie mit Liebe und Freundlichkeit behandeln, ihn zur Arbeit erziehen, nicht zwingen, und derart Pflichtgefühl und Ausdauer in ihm entwickeln.

Durch die Zeitungen erfuhr Graf Pfeil von den kolonialen Bestrebungen, die inzwischen in Deutschland sich schüchtern vernehmen ließen. Er erwog die Frage, ob nicht in dem ihm bekannt gewordenen Teile Südafrikas Raum für deutsche Ansiedlung und Gebietserwerbung zu finden sei. Um sich selbst ein Urteil zu bilden, durchzog er das Land bis an den Rand der Kalahari, überzeugte sich jedoch, daß hier für deutsche Zwecke schwerlich eine Zukunft zu erhoffen sei, da entweder die britische Herrschaft bereits erklärt, oder der britische Einfluß schon maßgebend war. Als er einsah, daß das hohe, ihm vorschwebende Ziel nicht zu erreichen sei, andererseits Viehseuchen und andere Übel ihm den Aufschwung zu Wohlstand und Selbständigkeit verwehrten, entschloß er sich kurz, nach Deutschland zurückzukehren. Anfang 1884 war er in Berlin.

Über die zehnjährige Tätigkeit in Südafrika geben die beiden hinterlassenen Bücher „Zur Erwerbung von Deutschostafrika" [1]) und „Ein bewegtes Leben" [2]) näheren Aufschluß, das erste in wirtschaftlicher, das zweite in persönlicher, menschlicher Richtung. Ganz besonders sei das letztere, das der deutschen Jugend gewidmet ist, dieser ans Herz gelegt und angelegentlichst empfohlen. Es enthält eine bunte Reihe unterhaltender Erzählungen über Jagdabenteuer, Wettrennen, Reiterkunststücke, merkwürdige Erlebnisse und Menschen. Ein lustiges Völkchen muß die Schar junger Engländer gewesen sein, in deren Kreis der Verfasser den Leser einführt. Ihr Leben scheint sich nach Landessitte zumeist auf dem Rücken der Pferde abgespielt zu haben und mithin nach Mirza Schaffy ein glückliches gewesen zu sein. Jeder aufgeweckte Knabe und junge Mann wird durch diese Schilderungen angeregt und eingenommen werden. —

[1]) Berlin 1907. Carl Curtius.
[2]) Erlebnisse aus seiner Jugendzeit, Jena, Costenoble. 2. Aufl. 1912.

Das Jahr 1884 brachte uns die Erwerbung der Mehrzahl unserer Kolonien. Die Stimmung in Berlin ob dieses Machtzuwachses des Reiches war freudig bewegt. Dr. Carl Peters war aus London herübergekommen. Er hatte die Gesellschaft für deutsche Kolonisation ins Leben gerufen mit dem ausgesprochenen Zweck, nicht über Kolonien zu reden, sondern deutsche Kolonien zu schaffen. An dieser Gesellschaft beteiligten sich Dr. Friedrich Lange (Tägliche Rundschau), General Regely, Graf Behr-Bandelin, Dr. Schroeder-Poggelow, Dr. Otto Arendt u. a. Als Graf Pfeil ihr beitrat, war er das einzige Mitglied, das die wirtschaftlichen und Eingeborenen-Verhältnisse eines größeren Teils von Afrika kannte. Bei der Verhandlung über die Frage, wohin eine Kolonisations-Unternehmung gerichtet werden solle, wurden von Peters das Sofalagebiet und später Mossamedes (Hinterland von Portugiesisch-Westafrika) vorgeschlagen. Beide Projekte mußten verworfen werden, da fremde Mächte dort schon beteiligt waren. Dagegen wurde man einig, eine Unternehmung auszurüsten, die — wie Graf Pfeil vorgeschlagen — das Hinterland der Sansibarküste für Deutschland gewinnen sollte. So kam es zu der berühmten Entsendung der drei Männer Dr. Carl Peters, Joachim Graf Pfeil und Dr. Karl Jühlke nach Sansibar zu Ende September 1884, deren Einzelheiten genügend bekannt sind, und der wir die Erwerbung Deutschostafrikas verdanken.

Während die Ereignisse selbst nicht geschildert zu werden brauchen, liegt es mir ob, das Verhältnis der beiden Hauptpersonen zu beleuchten, weil die Beziehungen zu Dr. Carl Peters auf das ganze Leben des Grafen Pfeil einen Schatten geworfen haben. Ich war mit Beiden gut bekannt, hatte Beide wegen ihrer besonderen, hervorragenden Eigenschaften und ihrer Taten zu schätzen und zu verehren und glaube ein unparteiisches Urteil über den Konflikt aussprechen zu können, der diese Beiden zeitlebens trennte.

Hier trafen zwei Herrennaturen aufeinander, die nur zu befehlen gewohnt waren und nie gehorchen gelernt hatten, die selbstbewußt und selbständig sich nicht ineinanderzufügen vermochten. Beide in gleichem Alter, damals 27 Jahre zählend, Peters von hoher geistiger Begabung und einer seltenen Macht die Masse wie den Einzelnen zu beherrschen, von außergewöhnlicher Entschlußfähigkeit und Tatkraft, aber nicht ganz ausgeglichen, leicht zu Übermut und Rücksichtslosigkeit neigend. Graf Pfeil, eine große, schlanke, vornehme Erscheinung, ein schöner Kopf mit schwarzem Haar und blauen Augen, zurückhaltenden, gemessenen Wesens, schwer sich anschließend, aber treu und zuverlässig gegen jeden, den er dessen für würdig hielt. Obgleich Pfeil mit seinem Ziel: Hinterland der Sansibarküste durchgedrungen war, obgleich er allein für Ausrüstung und Führung der Unternehmung sowie für Verhandlungen mit den Negern sachverständig war, ordnete er dennoch in weiser Selbstbeschränkung sich Peters unter, da einer das Kommando haben und den Namen für die Verhandlungen hergeben mußte.

Anstatt dieses Verhalten anzuerkennen, sah Peters darin eine mißtrauische Haltung und nennt in seinem Werke[1]) Pfeil „einen durchaus unangenehmen und unloyalen Kompagnon, dessen Gesellschaft schnell geradezu abstoßend zu werden begann". Während er mit Jühlke bereits Anfang Januar 1885 nach Berlin zurückreiste und alle Erfolge des Unternehmens auf seinen Namen buchte, ließ er Pfeil in der Wildnis allein zurück mit dem Auftrage, aus eigenen

[1]) Dr. Carl Peters, Die Gründung von Deutschostafrika. Berlin 1906 S. 62.

Kräften eine Station (das spätere Simatal) anzulegen. Graf Pfeil löste diese Aufgabe trotz tödlicher Erkrankung, erwarb dann noch die Landschaft Chutu für Deutschland und traf erst im Mai 1886 in Berlin ein. Hier fand er eine ihm feindliche Stimmung vor, die er sich nicht zu erklären vermochte, die ihn aber veranlaßte, aus der Deutschostafrikanischen Gesellschaft auszuscheiden und zur Neuguinea-Kompagnie überzutreten.

Peters hat dann, zwanzig Jahre später, als er wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt vor ein Disziplinargericht gestellt war, gegen Pfeil den Vorwurf erhoben, daß er „als Angeber gegen ihn aufgetreten sei und Material gegen ihn zusammengetragen habe". Diese „Anschuldigung" habe sich aber bei sorgfältiger Nachprüfung als klare Erfindung herausgestellt [1]). Wer den Grafen Pfeil auch nur oberflächlich gekannt hat, wird ihn der Handlung, deren er hier geziehen wird, einfach für unfähig erklären. Man lese seine ruhige, klare, vornehme Abwehr dieses häßlichen Angriffs in seinem Buche „Die Erwerbung von Deutschostafrika" S. 112 ff., und jeder Verdacht im obigen Sinne wird verschwinden. Ich bedauere aufrichtig, daß Peters in seiner damals allerdings hochgradigen Nervosität sich zu einem solch unbegründeten Vorgehen hat hinreißen lassen.

Ich kann im Hinblick auf die beiden nunmehr dahingeschiedenen Afrikaner nur das Wort Goethes anführen, als mal wieder der Streit angefacht war, wer der Größere sei, er oder Schiller: „Die Leute sollen doch froh sein, daß sie zwei solche Kerle hatten." Und gerade wir Deutsche sollten uns dessen freuen, da wir leider so wenig Tatenmenschen unter uns zählen!

Im Jahre 1887 sehen wir den Grafen Pfeil im Bismarckarchipel tätig, wie immer als eifriger Forscher, Beobachter und Berater. Er hatte in Karrawarra auf Neupommern dauernden Wohnsitz genommen und unternahm von dort aus seine Studienreisen. Über diesen Aufenthalt liegt ein größeres Werk vor „Studien und Beobachtungen aus der Südsee", Braunschweig 1899, das man wohl als eine Musterarbeit bezeichnen darf. Es ist eine ausgezeichnete Monographie eines kleinen, entlegenen Erdenwinkels mit äußerst feinen und genauen Beobachtungen des dortigen Menschenschlages, der Kanaken, und vortrefflicher Ergründung der Boden-, Pflanzenwuchs- und sonstigen wirtschaftlichen Verhältnisse und deren Verwertung für deutsche Ansiedler. Da der Verfasser mit dem inneren Wesen und dem Denkvermögen der Neger sich früher genau vertraut gemacht hatte, gelang es ihm auch, die Mentalität der Kanaken zu erfassen, ein Erfolg, der hoch anzuschlagen ist, da ihn nur wenige Europäer erreichen. Im Gegensatz zu der offenen, fröhlichen, optimistischen Natur des Negers schildert Graf Pfeil die Kanaken als verschlossen, unfröhlich und nicht mitteilsam, in beständigem Grübeln befangen, ihr Leben durch Mißtrauen und Geheimtun gestört. Mit starker Phantasie begabt, quält sie dauernd die Angst vor bösen Geistern. Sie leben zerstreut und haben keine größeren Ortschaften. Der Beobachter führt dies seltsam scheue Wesen der Kanaken auf den Vulkanismus des Bodens zurück, auf die stete Angst vor bevorstehenden Katastrophen. Er schildert in fast poetisch-tragischem Schwunge einen dieser Ausbrüche, dem zwei deutsche Forscher, v. Below und Hunstein, auf der Kräheninsel in der Dampierstraße zum Opfer fielen. Diese „Studien" verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden. Schon des ausgezeichneten Stils halber sollten Abschnitte daraus den Lesebüchern für deutsche Schulen einverleibt werden.

[1]) Ebenda S. 62/63.

Außerdem liegen noch Reiseberichte über eine Durchquerung der Insel Neu-Mecklenburg und über den Versuch des Eindringens in das Innere von Neuguinea von Finschhafen aus in Petermanns Mitteilungen vor. — Die Rückreise machte Graf Pfeil über Java, wo er natürlich reichen Stoff zur Fortsetzung seiner Forschungen fand. —

1890 vermählte sich Graf Pfeil in Berlin mit Fräulein Leo; die junge Frau starb aber bereits im folgenden Jahr im Wochenbett. Ein Zwillingspaar, das dieser Ehe entsproßte, folgte der Mutter in jungen Jahren, der eine starb als Kadett, der andere fand im Sommer 1918 den Heldentod als Leutnant im Zieten-Husaren-Regiment.

Im Jahre 1891 sehen wir den Grafen bereits wieder überseе gehen, diesmal nach Deutschsüdwestafrika im Auftrage der deutschen Siedlungsgesellschaft, um die Kolonie in bezug auf ihre Besiedlungsfähigkeit zu prüfen. Von Port Nolloth in der Kapkolonie ausgehend, durchreiste er das Land in südnördlicher Richtung, studierte nach seiner gründlichen Art die Lebensweise, Sprache und wirtschaftlichen Leistungen der Hottentotten und Bastards und machte sich mit dem wirtschaftlichen Wert der weiten Gebiete bekannt. Die Versuche mit Kleinsiedlung um Windhuk konnten ihn nicht befriedigen. Er vertrat in seinen Berichten die Austeilung großer Farmen, auf denen in extensiver Wirtschaft Viehzucht in großem Maßstabe betrieben werden konnte. Erbohrung von Brunnen und Anlage von Stauweihern waren Vorbedingung für diese Wirtschaft.

In die schlesische Heimat zurückgekehrt, verheiratete er sich mit der Freifrau Anna von Minutoli. Er ward dadurch Mitbesitzer des schönen Schlosses und der Herrschaft Friedersdorf am Queis, im Kreise Lauban, in herrlicher Lage am Fuße der Lausitzer Berge. Er fand in seiner Gemahlin nicht nur eine kunstverständige Gefährtin, die die von ihrem Vater angesammelten Kunstschätze und Kostbarkeiten sinnreich verwaltete, sondern auch eine mutige und passionierte Reisegenossin, die ihn nach Marokko, Ostafrika und Nordamerika begleitete.

Denn auch der schöne Landbesitz vermochte den vom Wander- und Forschertriebe beseelten Grafen nicht auf Dauer zu fesseln. Als wenn er mit einem prophetischen Seherblick begabt sei, so wandte sich von der Mitte der 90er Jahre sein Hauptinteresse der eigentlichen deutschen Zukunftskolonie, dem Lande Marokko, zu. Dreimal hat er ausgedehnte Reisen durch das Gebiet gemacht, sorgfältige Itinerare herausgegeben, Berichte über Land und Leute veröffentlicht, vor einem französischen Protektorat über Marokko dringend gewarnt und das Auswärtige Amt auf dessen Bedeutung für Deutschland hingewiesen. Die selten günstige Lage an zwei Weltmeeren, das prachtvolle subtropische Klima, das Gedeihen von Baumwolle neben Mais, Weizen, Gerste und den meisten Südfrüchten, endlich die gewaltigen Bodenschätze an Eisenerzen machten Marokko zu den erstrebenswertesten aller Kolonialgebiete. Aber die Wilhelmstraße beobachtete diese patriotischen Mahnrufe nicht, und Herr v. Kiderlen trat 1911 von allen Ansprüchen und Hoffnungen auf Marokko zurück, um sich durch die berüchtigten „Kongozipfel" entschädigen zu lassen. Es ist das einer der erschütternden Belege für die Tatsache, daß in der nachbismarckischen Zeit die tüchtigen Kräfte beiseite geschoben und zurückgestoßen wurden, um den schematischen Gang der Geschäfte nicht zu stören.

Unbeirrt durch derartige wenig erhebende Behandlung fuhr Graf Pfeil in seinen Studien und Arbeiten fort. Zwischen seinen Reisen nach Marokko und Ostafrika besuchte er die Universität Jena, hörte Kollegien über Geographie,

Geologie und Nationalökonomie und ward dort 1904 zum Dr. phil. promoviert. In Berlin hörte er Vorlesungen bei dem berühmten Chinaforscher Freih. von Richthofen, dessen Lehrtätigkeit ihm tiefen Eindruck hinterließ.

Während der Jahre 1901—05, in denen sein Vetter, Graf Goetzen, Gouverneur von Deutschostafrika war, besuchte er ihn zweimal in Daressalam, machte größere Reisen ins Innere und erfreute sich an der Entwicklung einer großen Palmenpflanzung, die er bei Tanga erworben hatte und in seiner Familie zu vererben beabsichtigte. Man kann begreifen, wie das durch ihn für Deutschland erworbene Kolonialgebiet ihm ans Herz gewachsen war.

Während des Weltkriegs war er zuerst in seiner Eigenschaft als Johanniter an beiden Fronten tätig. Später folgte er einer Aufforderung, als Ersatz der ins Feld abgerückten Professoren ein Lehramt am Französischen Gymnasium in Berlin zu übernehmen. Er gab dort Unterricht in Geographie, Deutsch und Literaturgeschichte und erwarb sich die Liebe und Zuneigung seiner Schüler in hohem Grade. Aber bis ihn die schwere Krankheit, die langsam sein Ende herbeiführte, ganz in Beschlag nahm, war sein Interesse und seine Tätigkeit dauernd den deutschen Kolonien zugewandt, in Vorträgen, größeren und kleineren Schriften suchte er für ihre Entwicklung einzutreten und sie dem deutschen Volke näher zu bringen. Eine ganze Literatur ist unter seinem Namen zusammengeflossen und wird ihn überleben, da das Interesse an den Kolonien und der Drang, wieder in ihren Besitz zu gelangen, immer lebhafter werden.

Dem undankbaren Vaterlande aber, das diesen selbstlos, nur für das große Ganze und für das Gemeinwohl arbeitenden Sohn Deutschlands verkannt und nicht gewürdigt hat, sei die Mahnung zugerufen, daß auch dies stille, aber taten- und gedankenreiche Leben unter dem Motto verlief:

Patriae inserviendo consumor.

Deutschlandhilfe in Österreich.

Von Dr. A. Langer, Wien.

„Schulter an Schulter" hieß es im Weltkriege, wenn von dem Verhältnisse der beiden Verbündeten die Rede war; allerdings ließen sich auch ganz verstohlen Stimmen vernehmen, in denen eine andere Gesinnung zum Ausdruck kam, in Österreich waren es die mächtigen nicht-deutschen — vornehmlich die tschechischen und polnischen — Kreise, während die deutschen Österreicher einmütige Begeisterung für Deutschland und sein Heer erfüllte; in Deutschland waren es die leider nicht wenigen, die Österreich und den deutschen Österreicher nicht kannten. Ungeachtet der überall bespöttelten nationalen Verklüftung Alt-Österreichs wollte man die Deutschen, die in diesen Gebieten treue Wacht gegen die aus dem Osten nach Mitteleuropa drängenden slavischen Massen hielten, nicht als vollwertige Deutsche gelten lassen, und war zur Auffassung geneigt, es gebe eine durch Vermischung von Deutschen, Slaven, Magyaren und Romanen entstandene österreichische Nation. Zu dem Mißverständnisse mag viel die Tatsache beigetragen haben, daß die gebildeten Kreise auch der österreichischen Slaven deutsch sprachen — man frage allerdings nicht wie.

Im Umsturze von 1918 erwachte nun in Deutsch-Österreich eine mächtige Bewegung, deren Ziel der Anschluß dieser Gebiete an das Deutsche Reich war, und die erste Verfassung erklärte diese Länder für einen deutschen Bundesstaat. Auch die Sozialdemokraten hatten sich dieses Gedankens bemächtigt, der hier seit 1866 nur in den wenig zahlreichen Alldeutschen Kreisen fortgelebt hatte. Die Sozialdemokraten mag hiebei die Erinnerung an das Jahr 1848 geleitet haben, und sie haben sich in der Erwartung nicht getäuscht, durch die Aufrollung der Anschlußfrage die völkisch gerichteten Kreise für die Revolution zu gewinnen. Es war daher für diese eine schlimme Ernüchterung, als die Sozialdemokraten sofort nach den Wahlen im Jahre 1919 sich mit den Klerikalen verbündeten und der erste Kanzler Dr. Renner schmachvoll sein Deutschtum verleugnete und sich beeilte, Clemenceau seiner Verehrung und Bewunderung zu versichern.

Leider konnten sich die Sozialdemokraten damit entschuldigen, daß der Anschlußgedanke im Deutschen Reiche keinen Anklang gefunden habe, vielfach sogar auf Ablehnung gestoßen sei. Finanzielle Rücksichten haben hiebei eine große Rolle gespielt, und man hat lange vergeblich gefeilscht, ob beim Anschlusse die Krone im Verhältnisse von 2:1 oder von 3:2 zu übernehmen sei. Wie sehr hat der Gang der Ereignisse diese krämerhafte Auffassung ins Unrecht gesetzt!

Aber eine Frucht hat jene Bewegung doch getragen, der Anschlußgedanke hat damals weite Kreise erfaßt und läßt sie nun nicht mehr los. Obwohl die offizielle Sozialdemokratie schon längst in das internationale Fahrwasser zurückgekehrt ist, lebt der Anschlußwille fort und wurde um so werktätiger, je mehr sich die Hilfsbedürftigkeit der Deutschen im Reiche steigerte. Man begann im Frühjahr 1923, als die ersten Nachrichten von der Not im Ruhrgebiete sich verbreiteten; in jedem Turnvereine, in jeder Liedertafel wurde für die Ruhrlandhilfe gesammelt, und die ersten Kinderzüge rollten über Passau nach Österreich. Über die Aufnahme und Behandlung dieser Kinder wäre viel Rührendes zu berichten; die Veranstalter hatten nur eine leidige Angelegenheit zu lösen, es waren die Beschwerden derjenigen Familien, die kein Ruhrkind bekommen hatten, weil die Mittel, die zur Bezahlung der Transporte verfügbar waren, nicht ausreichten, um alle angemeldeten Kostplätze zu besetzen.

Seither hat sich die Hilfstätigkeit ins Großartige entfaltet, nur muß man, um diese Leistungen richtig zu würdigen, sich vor Augen halten, daß Österreich selbst ein ganz verarmtes Land ist, dessen Goldparität auf 1:14500 steht, und daß gerade jene Schichten, in denen am eifrigsten gesammelt wird, von der Entwertung der Krone und mit dieser aller öffentlichen Anleihen und Pfandbriefe aufs härteste getroffen wurden. Auch kann die Wirkung aller dieser Hilfswerke nur bescheiden sein, denn 6 Millionen Menschen können für den Bedarf von 60 Millionen unmöglich aufkommen.

Die Stadt Wien hat aus eigenen Mitteln und durch Sammlungen über zwei Milliarden, das Land Nieder-Österreich ungefähr ebensoviel aufgebracht, eine Sammlung des Verkehrsministers Dr. Schürff für die deutschen Künstler hat bisher etwa 500 Millionen ergeben, der Bund für Jugendwohlfahrt „Volksgemeinschaft" hat schon im Vorjahre 1700 Ruhrkinder im Lande untergebracht, auch die deutschen Eisenbahner — zum Unterschiede von den sozialdemokratischen, die sich mehr für die Bolschewikenkinder interessieren — haben ähnliche Beweise ihrer völkischen Gesinnung erbracht, und die deutsche Studentenschaft Wiens hat während des abgelaufenen Wintersemesters 50 reichs-

deutsche Studenten als ihre Gäste in Wien beherbergt. Der Deutsche Turnerbund (1919), d. i. jener Verband, der wegen der strengen Durchführung des Gedankens der Rassenreinheit von den Veranstaltern des Münchener Turnfestes nicht für würdig befunden wurde, zu dem Feste geladen zu werden, hat 1200 Freiplätze für Kinder deutscher Turner aufgebracht, von denen 600 schon besetzt sind; in der Osterwoche wird der zweite Sonderzug mit den kleinen Gästen von Berlin abgehen, und die Turnvereine in den Orten, die der Zug durchfährt, rüsten schon zu einer jubelnden Begrüßung. Der Verband deutscher Hausfrauen befaßt sich mit den Liebesgabensendungen; oft bis in die späten Nachtstunden arbeiten da deutsche Frauen, um den Bestellungen nachzukommen, und bestehen erfolgreich den Wettbewerb mit den Privatfirmen, die sich in schlecht verhehlter Erwerbsabsicht dieses Liebeswerkes bemächtigt haben. Die Mehrzahl der hier eingezahlten Beträge wird mit Widmung des bestellten Paketes für bestimmte Personen erlegt, aber zahlreich waren auch die Spenden ohne solche Widmung, noch zahlreicher allerdings die Adressen hilfsbedürftiger Personen im Reiche.

Diese Aufzählung ist aber nicht im mindesten erschöpfend, denn auch außer Wien, am meisten in den vom Slaventum bedrohten Randländern und in dem von Ungarn an Österreich abgetretenen Burgenlande herrscht eine äußerst rege Hilfstätigkeit. Die Vielfältigkeit dieser Liebeswerke birgt aber die Gefahr der Zersplitterung in sich; dies veranlaßte die Verbände der völkischen Vereine, eine Hauptstelle für die Deutschlandhilfe zu errichten, die unter dem Ehrenschutze des Bundespräsidenten Dr. Hainisch steht; den Ehrenvorsitz haben die beiden großdeutschen Minister Dr. Frank und Dr. Schürff, ferner der derselben Partei angehörende Präsident des Nationalrates Dr. Dinghofer und der österreichische Gesandte in Berlin Dr. Riedl übernommen. Die erste Fürsorge dieser Stelle galt den zahlreichen Reichsdeutschen, die in der Erwartung, hier Arbeit zu finden, nach Wien gekommen waren und sich bald in dieser Hoffnung getäuscht sahen; für diese und die auf der Heimreise befindlichen Reichsdeutschen, die aus den Balkanländern ausgewiesen wurden, besteht nun schon seit mehreren Monaten eine Unterkunftstelle, die ihnen ein bescheidenes Obdach und Beköstigung bietet. Um in die Verteilung der Liebesgaben und die Aufbringung der Kinder für die Kostplätze Ordnung und Übersichtlichkeit zu bringen, wurden in mehreren Städten des Deutschen Reiches Verteilungsstellen aus den Vertretern der dort bestehenden völkischen Vereine gebildet, die einen regen Verkehr mit der Hauptstelle pflegen.

Auch die statistische Erfassung der bisherigen Leistungen der völkischen Verbände hat sich die Hauptstelle angelegen sein lassen und folgende Gesamtziffern ermittelt. Es wurden 6000 Kinder für zusammen 500 000 Verpflegstage in Österreich untergebracht, die Transportkosten erforderten rund 600 Millionen, und der Wert der Verpflegung ist mit rund acht Milliarden zu veranschlagen. Außerdem sind an Spenden ins Reich gegangen 500 Millionen in Barem und ebensoviel in Liebesgabenpaketen. Hiezu treten noch die Auslagen für die erwähnte Unterkunftstelle und für die Studentenhilfe.

Wenn es auch nur Millionen und Milliarden österreichischer Kronen sind, von denen hier die Rede war, es war doch eine große Summe deutschen Mitleides und deutscher Hilfsbereitschaft, die in diese Beträge umgesetzt wurde.

Friedrich Payers Erinnerungen.

Zugleich ein Beitrag zur Würdigung des Verfassers.

Von Dr. Heinrich Köhler.

Gleich den meisten Persönlichkeiten, die bei uns während des Weltkrieges an einflußreicher Stelle amtlicher oder parlamentarischer Art standen, hat es auch Herr Friedrich Payer für nötig gehalten, einen Bericht über seine Taten und Erlebnisse während der Schicksalszeit des deutschen Volkes zu erstatten, womit er zugleich eine Übersicht über sein gesamtes, mehrere Jahrzehnte umfassendes und zweifellos, von seinem Standpunkt aus gesehen, erfolgreiches politisches Wirken verbindet. Das Buch ist unter dem Titel: „Von Bethmann Hollweg bis Ebert. Erinnerungen und Bilder. Von Friedrich Payer, Stellvertreter des Reichskanzlers a. D." im Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei (Frankfurter Zeitung), mit dem Bildnis des Verfassers geschmückt, in einer Stärke von 304 Seiten erschienen. Es stellt unzweifelhaft in seiner Art eine beachtliche zeitgeschichtliche Urkunde dar; nicht als ob sein Inhalt, als geschichtliches Quellenwerk oder menschliches Selbstzeugnis betrachtet, an sich irgendwie von Wert und Bedeutung wäre — wohl aber gerade wegen des Gegenteils: weil es an einem schlechtweg nicht zu überbietenden Beispiel zeigt, welch ein politischer und menschlicher Tiefstand vielfach, natürlich in Stufen und Graden, unter den Führern jener Parteien vorhanden war und noch ist, die seit der Gründung des Reiches bis zum heutigen Tage unter verschiedenen Benennungen den demokratischen und mehr oder minder internationalen Gedanken im bewußten Gegensatz zum nationalen Staatsgedanken im Sinne Bismarcks vertreten, und weil es somit ein Gradmesser für die politische Unreife jener Teile des deutschen Volkes darstellt, in denen Männer wie Friedrich Payer und seinesgleichen eine führende politische Rolle spielen konnten. Hat doch schon ein David Friedrich Strauß, gewiß ein in jeder Hinsicht freier und nur seiner Überzeugung folgender Geist, einst Klage darüber geführt, daß der sonst so hochbegabte schwäbische Stamm in der Politik hinter anderen deutschen Stämmen an Einsicht so sehr zurückstehe; er hat dabei zweifellos vor allem die demokratische Partei seines Heimatlandes und möglicherweise — neben anderen — Herrn Friedrich Payer persönlich im Auge gehabt, der ja schon in jungen Jahren als Abgeordneter der schwäbischen Demokratie auftrat und sehr bald ihr eigentlicher Führer wurde.

Mag dem sein wie ihm wolle, so ist jedenfalls gewiß, daß Herr Friedrich Payer in jeder Hinsicht zu den unerfreulichsten, in ihrem Wirken schädlichsten Politikern zählt, die bisher im deutschen Volke ihre Wirksamkeit entfalten durften; und man übertreibt durchaus nicht, wenn man diesen Mann mit an die erste Stelle unter den Persönlichkeiten stellt, denen das deutsche Volk seinen Zusammenbruch mit all seinen furchtbaren Folgen zu danken hat. War doch das gesamte politische Leben dieses Mannes nur eine einzige Kette von gesetzgeberischen Handlungen und Gesinnungserzeugungen, die das von Anfang an von Todfeinden umgebene Deutsche Reich äußerlich und innerlich schwächen und in ihrer letzten Auswirkung in der Schlußentscheidung des Weltkrieges seinen Zusammenbruch zur Folge haben mußten. Man braucht dabei nicht notwendigerweise an reichszerstörende Absicht zu denken, obwohl Payer zweifellos von

Anfang an ein Gegner der Bismarckschen Reichsgestaltung unter preußischer Führung war und sich je und je offen dazu bekannt hat; die Gesinnung eines Georg Herwegh, der noch auf sein Grab die Worte gesetzt haben wollte: „Freue dich, Vater, Preußen ist nicht mehr" war ja den süddeutschen Demokraten nie ganz fremd, und es ließ tief blicken, daß Payers enger Freund Konrad Haußmann eben diesem Herwegh noch während des Krieges in einer öffentlichen Rede in Stuttgart ein begeistertes Loblied sang. Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß gerade Payer in weitgehender Gesinnungsgemeinschaft mit den süddeutschen Zentrumsleuten, denen er auch allein seine stete Wiederwahl im halbkatholischen Wahlkreise Reutlingen-Rottenburg zu danken hatte, seine Stimme und seinen politischen Einfluß ausschließlich zum Schaden der das Reich stützenden und nach innen wie außen erhaltenden Kräfte eingesetzt hat. Einen gehässigeren Schmäher Bismarcks hat es seinerzeit vielleicht selbst unter den Sozialdemokraten nicht gegeben als diesen Mann, der sich allerdings mit einem gewissen Recht und in jeder Beziehung als den eigentlichen Gegensatz des größten Staatsmannes und überlegensten Geistes des deutschen Volkes betrachten durfte und für diesen s. z. s. polaren Gegensatz anscheinend selbst ein gewisses Gefühl hatte; hat er sich doch s. Z. einmal in der Frankf. Ztg. förmlich gerühmt, daß Bismarck ihm das einzige Mal, wo er ihm im alten Reichstag begegnet sei, einen „geringschätzigen Blick" zugeworfen habe — ja, Bismarck war eben Menschenkenner und wußte Herrn Payer offenbar auf den ersten Blick nach seinem Wert einzuschätzen. Kampf gegen die Verteidigungskräfte des Reiches — in seinen Kreisen „preußischer Militarismus" genannt —, gegen die zum Gedeihen des deutschen Volkes notwendige Erhaltung einer starken Landwirtschaft — in Gestalt einer jahrzehntelangen widerlichen Hetze gegen „Junker und Agrarier" —, nicht minder auch gegen eine gesunde Finanzgrundlage des Reiches unter der Miene treuer Besorgtheit um das Wohl des angeblich von einer volksfremden Regierung mit Steuerlasten erdrückten kleinen Mannes bildete den Inhalt dieses politischen Wirkens, das als einziges positives Ziel die Trugwohltaten der angeblich alles Heil für das Volk bedeutenden schrankenlosen Parlamentsherrschaft zu bieten hatte; ein politischer Segen, über dessen Wert heute unter der erschütternden Wucht der Tatsachen ja selbst den süddeutschen Demokraten allmählich die Augen aufgehen. Es wäre, nicht wegen der Person des Herrn Payer, sondern als Beweis für das, was in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland an politischer Hetz- und Zersetzungsarbeit geleistet wurde, nicht ohne Wert, wenn ein junger Historiker die damals von Herrn Payer gehaltenen öffentlichen Reden und sonstigen Kundgebungen — etwa nach dem „Beobachter" — einmal auszöge; es würde sich ein geradezu unglaubliches Bild ergeben. Dabei darf, wie dies s. Z. schon Friedrich Neckarthäler in diesen Blättern andeutete, nicht daran vorbeigegangen werden, daß es nie an Stimmen gefehlt hat, die den eigentlichen und letzten Zweck der politischen Tätigkeit des Herrn Payer nicht so sehr im Kampf für das Wohl und die Rechte des „Volkes", als vielmehr in der Förderung des eigenen Wohles auf Kosten des Volkes erblicken wollten; und in der Tat ist nicht wohl zu leugnen, daß Herr Payer mit dem Kampf um das Volkswohl stets auch eine sehr erfolgreiche Fürsorge für das eigene Wohlergehen zu verbinden gewußt hat. Hat doch schon s. Z. der ihm politisch nahestehende Börsenschriftsteller Bruno Buchwald bei dem Gesetz über die Besteuerung der Aktiengesellschaften Herrn Payer den Vorwurf gemacht, daß seine

Reden gegen eine angebliche „Doppelbesteuerung" der Aktiengesellschaft lediglich von der Rücksicht auf die Dividenden der Dresdener Bank bestimmt gewesen seien, deren Aufsichtsrat Herr Payer im Laufe der Zeit geworden war; und es liegt ja in der Tat die Annahme nahe, daß die Dresdner Bank nicht so sehr den Stuttgarter Rechtsanwalt Payer, der ihr nichts bedeuten konnte, als den einflußreichen Parteiführer in ihre Dienste nahm, bei dessen Wirken im Parlament sie die gebührende Rücksicht auf ihre finanziellen Interessen voraussetzen mochte. Gerade die Vertreter der Demokratie aller Schattierungen pflegen ja vielfach in der Kunst, mit dem Wohl des Volkes auch und oft weit augenfälliger als dieses das eigene Wohl zu fördern, überraschende Talente zu entfalten; wir möchten hier außer an Herrn Erzberger nur an den früheren badischen Staatspräsidenten Dr. August Hummel erinnern, dem es gelang, auf dem Weg über diese hohe Würde seine frühere Lebensstellung als Mittelschullehrer mit der weit einträglicheren und bequemeren eines Aufsichtsrats der badischen Anilin- und Sodafabrik zu vertauschen. Wie bei Friedrich List, dem Idealisten, im Hintergrund all seiner Pläne Deutschland lag, so liegt eben bei diesen sehr weltkundigen Herren offenbar nicht selten im letzten Hintergrund ihres Strebens die Aufsichtsratsstelle. Mag dem im vorliegenden Falle sein wie ihm wolle — Herr Payer war übrigens nicht nur bei der Dresdner Bank, sondern auch an der Frankf. Ztg. und bei anderen Gesellschaften Mitglied des Aufsichtsrats —, so steht jedenfalls fest, daß die politische Tätigkeit des großen Volksfreundes Friedrich Payer ausschließlich ihm selbst, keineswegs aber dem deutschen Volk oder auch nur den gutgläubigen Gewerbetreibenden und Ackerbürgern von Reutlingen Nutzen gebracht hat.

Ganz besonders verhängnisvoll mußte natürlich im Kriege das Wirken eines solchen Mannes an einflußreicher Stelle wirken; und der Einfluß Friedrich Payers — und des aufs engste mit ihm verbundenen Konrad Haußmann — reichte von Anfang des Krieges an viel weiter als der Nichteingeweihte ahnen konnte. Vor allem stand der Unheilskanzler Bethmann Hollweg von Beginn des Krieges an, wenn nicht schon vorher, ganz unter dem Einfluß dieser beiden Männer, und all die verhängnisvollen Fehler, die Bethmann Hollweg zum unsagbaren Schaden des deutschen Volkes vor und während dem Kriege begangen hat, fanden bei ihnen stets Entschuldigung und Verteidigung — wenn sie nicht sogar mindestens in manchen Fällen die Urheber waren. Natürlich wäre es unsinnig, einem einzigen Manne die Schuld am deutschen Zusammenbruch aufbürden zu wollen — sie verteilt sich auf viele Schultern, politische wie militärische, und reicht in ihren Anfängen unausweichlich zurück zur Entlassung Bismarcks; aber unter den Verderbern des Reiches nimmt doch Friedrich Payer zweifellos einen der ersten Plätze ein. Sehen wir ganz davon ab, daß es wesentlich mit seine Schuld war, wenn das deutsche Volk nicht vor dem Kriege seine Wehrmacht durch volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht auf die seiner Volkszahl entsprechende Stärke gebracht hat, was aller Wahrscheinlichkeit nach zum Gewinn der Marneschlacht und damit zu einem raschen und siegreichen Ende des Krieges geführt haben würde, so war im ersten Abschnitt des Krieges er einer der Hauptgegner, zweifellos durch seinen Einfluß auf Bethmann Hollweg auch einer der Verhinderer des Unterseebootkrieges und einer der Hauptvorkämpfer des berüchtigten Wedell-Rauscherschen „Nationalausschusses", dessen Zweck es bekanntlich war, die wichtigste Waffe im Kampfe gegen England, deren rechtzeitige Einsetzung vor der Aus-

gestaltung der englischen Abwehrmittel aller Wahrscheinlichkeit nach diesen Todfeind Deutschlands bald auf die Knie gezwungen haben würde, aus der Kriegführung auszuschalten. Er handelte damit zweifellos zwar im Sinne der letzten Endes wohl von Börseninteressen bestimmten Politik Bethmann Hollwegs, der bekanntlich England nicht durch eine wirksame und ernsthafte Kriegführung „reizen" wollte, aber nicht im Sinne des deutschen Volkes, das damals schon zu ahnen begann, welches Unheil ihm von dieser Schonung des englischen Todfeindes drohte, und das daher Herrn Payer bei seiner Frankfurter Rede für den „Nationalausschuß" auspfiff. Er ist weiter mit in erster Linie für die unheilvolle Politik der Linksparteien verantwortlich, die mitten im Kriege den politischen Willen des deutschen Volkes nicht vor allem auf den Sieg oder wenigstens auf die Vermeidung der Niederlage, sondern auf die Erzwingung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Preußen richtete und damit dem in der zweiten Hälfte des Krieges in Deutschland weitverbreiteten Glauben Vorschub leistete, daß die eigentlichen Kriegsziele des deutschen Volkes in dieser innerpolitischen „Reform" bestünden und mit deren Durchsetzung erreicht seien. Er war im letzten Abschnitt des Krieges als Vizekanzler der Mann des „Friedens um jeden Preis", den wir heute bezahlen müssen, er trat damals in öffentlicher Rede für den „Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen" ein, was nicht nur im deutschen Volke jeden weiteren Kampfwillen lähmte, sondern auch unmittelbar das verhängnisvolle Ausscheiden Bulgariens aus der Kampffront zur Folge hatte, das ja nur in der Hoffnung auf die Dobrudscha in den Kampf eingetreten war. Er war es, der als die eigentlich bestimmende Persönlichkeit im Kabinett des Prinzen Max von Baden durch seine Art der Behandlung der Obersten Heeresleitung Ludendorffs Abschiedsgesuch herbeiführte und, gewiß mit Freuden, bewilligte, was auf die Stimmung des Heeres eine wahrhaft vernichtende Wirkung ausübte; er war es, der in folgerichtiger Fortsetzung seiner von Anfang an eingenommenen Stellung damals die bedingungslose Einstellung des Unterseebootkampfes veranlaßte und damit das wichtigste Druckmittel, das Deutschland zu jener Zeit noch zur Erzielung günstigerer Bedingungen in der Hand hatte, ohne Gegenleistung aus der Hand gab; daß gerade diese Maßregel Payers mit der bald erfolgten Kieler Meuterei und dadurch mit dem Ausbruch der Umwälzung in engem ursächlichem Zusammenhang steht — die Matrosen mußten ja dadurch den Eindruck bekommen, daß ihre im Unterseebootkrieg untergegangenen Kameraden einem sinnlosen „militaristischen" Wahngedanken hingeopfert worden seien — kann sicherlich nicht bestritten werden. Er war selbstverständlich auch ein unbedingter und infolge seiner maßgebenden Stellung der verhängnisvollste Anhänger Wilsons, von ihm wurde dann das berüchtigte Wort gesprochen, daß wir „die ausgefahrenen Geleise unseres historischen Wissens verlassen" müßten — wobei wir sehr dahingestellt lassen möchten, in welchem Umfang Herr Friedrich Payer geschichtliches Wissen für sich in Anspruch nehmen kann; er war es daher auch, der am 25. Oktober 1918 den bereits ergangenen Armeebefehl des Generalfeldmarschalls Hindenburg an die kommandierenden Generale, daß die Wilsonschen Bedingungen, die bekanntlich die Wehrlosmachung Deutschlands vor der Aufnahme der Friedensverhandlungen verlangten, für die Wehrmacht unannehmbar seien und daher der Kampf bis zum Äußersten aufgenommen werden müsse, anhalten ließ und damit die letzte Möglichkeit eines anderen Kriegsausgangs als den der Vernichtung des Reiches nach innen und außen endgültig

zerstörte. Mit diesen Hinweisen ist das Maß von Schuld, das der süddeutsche Demokratenführer Friedrich Payer dem deutschen Volk gegenüber auf sich geladen hat, natürlich nur im allgemeinen Überblick gekennzeichnet; aber die angeführten Tatsachen dürften doch genügen, um unsere Behauptung zu erweisen, daß Friedrich Payer in der vordersten Reihe unter den Männern steht, die für den Untergang des Reiches und das heutige Elend des deutschen Volkes verantwortlich gemacht werden müssen. Gewiß war die politische Laufbahn dieses Mannes erfolgreich — sie trug dem Tübinger Pedellensohn in reichem Maße einträgliche Ämter und zuletzt eine hohe Reichspension ein; aber jeder Erfolg dieses Mannes bedeutete auch im Innern wie nach außen eine Schwächung, jeder seiner Triumphe eine innere Niederlage des Reiches, und als in des Reiches Schicksalsstunde von einem schwachen und verblendeten Kaiser die entscheidende Macht in dieses Mannes Hand gelegt wurde, war für jeden Klarblickenden das Schicksal des Deutschen Reiches und Volkes besiegelt. Wollte man in scharfer Zuspitzung das Wirken dieses Mannes kennzeichnen, so wäre man berechtigt zu sagen: 40 Jahre lang hat dieser Mann sein Volk verraten, im Frieden an den inneren Feind — Judentum und Kapitalismus —, im Kriege — übrigens in gewissem Sinne durch seinen Kampf gegen den „Militarismus" auch schon im Frieden — an den äußeren Feind; und wenn man ihm dabei zubilligen kann, daß er sich infolge der ihm durch das Maß seiner natürlichen Geistesanlagen gezogenen Schranken der letzten Folgen seines Tuns wohl nicht bewußt war, so ändert das nichts an der bösartigen Natur und Verderblichkeit seines Tuns.

Und nun hat Herr Payer also in dem erwähnten Buche über sein Wirken Bericht erstattet. Überflüssig zu sagen, daß es eine Verteidigungs- und Rechtfertigungsschrift sein soll; das ist ja bei fast all den Rechenschaftsschriften dieser Art der Fall, die in den letzten Jahren herausgekommen sind, und Herrn Payer scheint überdies selbst das Bewußtsein nicht ganz zu fehlen, daß sein Verhalten der Verteidigung dringend bedarf. Wie weit es diesem Zweck genügt, wollen wir nachher an einigen Beispielen betrachten; zunächst sei nur festgestellt, daß es jedenfalls von der Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit des Verfassers ein erfreuliches Zeugnis ablegt. Herr Payer hat alles gewußt, alles vorausgesehen; wenn das deutsche Volk trotzdem so ins Elend gekommen ist, so liegt das nur daran, daß er zu spät an die Macht gelangt ist, um das Unheil, in das unser Volk durch Bismarck, die Konservativen, die Alldeutschen und die Oberste Heeresleitung gestürzt worden sind, rechtzeitig abwenden zu können. Als Geschichtsquelle ist das Buch, wie schon gesagt, außerordentlich dürftig; es bietet an etwa bisher unbekannt gebliebenen wichtigen Tatsachen so gut wie nichts, wenn wir etwa von der übrigens schon von anderer Seite gemachten Feststellung absehen, daß im Oktober 1918 der bayerische Parteiführer Held sich mit dem Gedanken trug, einen bayerischen Sonderfrieden mit der Entente abzuschließen und somit Hoch- und Reichsverrat zu begehen.

Trotzdem ist in dem Buche eine gewisse Schlauheit und Geriebenheit nicht zu verkennen, die besonders in der Art hervortritt, wie Herr Payer es versteht, über Widersprüche hinwegzugehen, ihm weniger angenehme Tatsachen entweder ganz unerwähnt zu lassen, oder doch ein gewisses flaues Halbdunkel darüber zu verbreiten, desgleichen auch in seiner Geschicklichkeit, den von ihm besonders gehaßten Persönlichkeiten und Parteien unter dem Schein der geschichtlichen Sachlichkeit besonders tückische Giftspritzer zu verabfolgen. Auf die Einzelheiten der

Darstellung dieses seltsamen Erzeugnisses politischer Geschichtschreibung kann hier natürlich nicht im Zusammenhang eingegangen werden; immerhin sei an einigen Beispielen die Denkweise und Gesinnung eines Mannes beleuchtet, der Jahrzehnte hindurch und zum höchsten Unheil gerade in der wichtigsten Schicksalszeit des deutschen Volkes eine führende parlamentarische und amtliche Stellung bekleiden konnte.

Bismarck wird natürlich bei jeder Gelegenheit von ihm geschmäht, genau wie es Ehren-Haußmann zu machen pflegte, der z. B. noch im letzten seiner Artikel im Berl. Tgbl. die Anklage gegen ihn erhob, daß er bei der Gründung des Reichs „nur sich selbst, nicht aber das deutsche Volk in den Sattel gehoben" (!!) habe; ein Ausspruch von so monumentaler Dummheit, daß er selbst unter den vielen ähnlichen Leistungen Haußmanns einen Ehrenplatz und dauernde Erinnerung im Gedächtnis der Nation verdient.

(Der Reichstag) „mußte nicht bloß auf eigene Geltendmachung verzichten, sondern sich auch eine Behandlung seitens des Reichskanzlers gefallen lassen, die selbst den notdürftigsten äußeren Respekt vermissen ließ. Ich erinnere mich direkt aufregender Szenen, die es den Abgeordneten aufs äußerste erschwerten, noch an eine parlamentarische Würde zu glauben. War man doch beispielsweise einmal, als der Fürst wegen eines an sich nicht wichtigen Zwischenrufes aus dem von ihm mit besonderem Hasse verfolgten ehemaligen linken Flügel der nationalliberalen Partei mit drohender Gebärde von seinem Platz an der rechten Seite der Rednertribüne auf die linke Seite desselben hinüber traversierte, nicht weniger als sicher, ob er sich nicht von seinem Temperament auch noch zu Tätlichkeiten in offener Sitzung werde hinreißen lassen. Seine Urteile über die Gesinnungen und Handlungen des Parlaments und der Parteien hielten sich auf der gleichen Höhe der Wertschätzung. „Reichsfeind" war von Beginn des Kulturkampfes an jeder, der anders dachte oder wollte als Fürst Bismarck...."

„Zentrum und Fortschrittspartei mußten sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gelang, wenigstens geistig die Opposition der Volksvertretung gegen die übermächtige, immer verhängnisvoller wirkende Bismarcksche Politik durchzusetzen, und niemand wird ihnen das Zeugnis versagen, daß sie diese Aufgabe glänzend gelöst haben. Ich denke mit Freuden an die Reden zurück, die ich von den damaligen Führern des Zentrums und der Fortschrittspartei, Windthorst und Eugen Richter, gehört habe . . . seine (Eugen Richters) Lebensaufgabe war es, die Grundsätze der bürgerlichen Freiheit mannhaft und kraftvoll zu vertreten und der Bismarckschen Vergewaltigung jeglichen Selbst- und Verantwortlichkeitsgefühls im deutschen Volk und Parlament furchtlosen und gefürchteten Widerstand entgegenzusetzen. . . . Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Stellung eines Reichstagsabgeordneten wenig Verlockendes hatte...."

Beleuchten wir diese Sätze etwas näher, so kann zunächst die Vorstellung, als ob Bismarck jemals imstande gewesen wäre, einen Abgeordneten der Linken für seine Reden oder Abstimmungen körperlich zu züchtigen, in jedem, der etwas von Bismarck weiß, nur ungemessene Heiterkeit hervorrufen; denn Bismarck, dessen Kinderstube sich mit der des Herrn Friedrich Payer immerhin messen konnte, legte bekanntlich stets höchsten Wert auf Wahrung der Form, und die ihm allerdings gründlich verhaßten Abgeordneten der Linken, darunter auch Herr Friedrich Payer selbst, würde er vermutlich nicht einmal mit Handschuh angefaßt — geschweige denn verprügelt haben. Wenn es ferner dem Herrn Payer damals — wohl in jener einzigen Sitzung, in der er den Fürsten

Bismarck im Reichstage zu sehen Gelegenheit nahm — schwer fiel, „noch an eine parlamentarische Würde zu glauben", so sei die bescheidene Frage gestattet, ob die parlamentarische Würde etwa seit der Zeit, wo wesentlich durch das Wirken des Herrn Payer das Parlament der schrankenlosen Radikalisierung ausgeliefert worden ist, in seinen Augen eine Erhöhung erfahren hat; nach der Meinung des deutschen Volkes ist das jedenfalls nicht der Fall. Daß andrerseits für Bismarck jeder ein Reichsfeind gewesen wäre, der anders dachte und wollte als er, ist natürlich eine Unwahrheit; wenn er aber die durch die Namen „Richter-Windthorst-Grillenberger" gekennzeichneten Reichstagsparteien als solche mit diesem Namen belegt hätte, so hätte er nur eine erweisliche Tatsache ausgesprochen; haben doch die gleichen Parteien, die durch diese Namen bezeichnet sind, ihren Haß gegen das Bismarcksche Reich — den sie auch sonst gelegentlich offen aussprachen — mit aller Unzweideutigkeit selbst dadurch bekundet, daß sie sogar die alten Farben und Hoheitszeichen des Reiches abschafften — um damit offen auszusprechen, daß die Bismarcksche Reichsgestaltung in ihren Augen keine Daseinsberechtigung gehabt habe; sie waren eben Reichsfeinde von Hause aus und sind es geblieben, und Herr Payer muß schon auf völlig urteilslose Leser rechnen, wenn er Bismarcks richtige Kennzeichnung dieser Herrschaften als Verleumdung hinzustellen wagt.

Wenn Thersites-Payer Bismarck bei jeder Gelegenheit schmäht und herabsetzt, so gibt es aber erfreulicherweise doch auch Stellen und Personen im Reich, denen er Ehre und Anerkennung zollt; vor allem natürlich dem Reichstag selbst — fällt doch jedes Lob, das diesem gespendet wird, auf den einstigen Vizepräsidenten des Reichstags, Herrn Friedrich Payer selbst zurück. Das gilt vor allem von der Haltung des Reichstags im Weltkriege, für die — man höre und staune! — das deutsche Volk dieser erlauchten Körperschaft den allerhöchsten Dank schuldet.

„Niemand kann ehrlicherweise dem Reichstag das Zeugnis versagen, daß er seine Schuldigkeit getan hat; er war von Anfang an zu allen Opfern bereit. Er hat nicht bloß am 4. August 1914 in jener würdigen und stimmungsvollen Kundgebung, sondern auch später bei vielen Anlässen, man denke nur an die gehaltvollen Ansprachen der Präsidenten, durch seine Einwirkung das Vertrauen des Volkes stark gehoben; er hat stets mit überwältigender Mehrheit die ungeheuren, von ihm geforderten Mittel nicht nur bewilligt, sondern sich auch bemüht, die Anstrengungen behufs Aufbringung derselben im Wege der Anleihe zu unterstützen. Er hätte zweifellos auch das Seinige getan, einen großen Teil dieser Mittel im Wege der Steuererhebung aufzubringen, wenn, was ein großes Glück für uns gewesen wäre, die Regierung wie in England diesen Weg vorgeschlagen hätte; daß er in dieser Richtung glaubte, die Initiative der Regierung abwarten zu sollen, kann ihm . . . weder formell noch materiell verargt werden . . . Auf wirtschaftlichem Gebiet hat er mehr getan als die Regierung von ihm erwartet hat. Das viel benützte Ermächtigungsgesetz vom 4. August 1914 zum Beispiel wurde der Regierung vom Reichstag förmlich angeboten."

In diesen Sätzen hat Herr Payer die geschichtliche Wahrheit, sowohl was den Reichstag wie was das Verhalten der ihm nahestehenden Parteien anbetrifft, in einer Weise auf den Kopf gestellt, die kaum überboten werden kann. Daß der Schand-Reichstag von 1912 „seine Schuldigkeit getan" und „das Vertrauen des Volkes stark gehoben" habe, wird schon durch die einfache Tatsache der Friedensresolution vom 17. Juli 1917 widerlegt; im übrigen genügt

der Hinweis darauf, daß dieser Reichstag von Flaumachern und Niederläglern wie Scheidemann, Erzberger, Payer und Haußmann beherrscht war; daß Leute wie der Pole Korfanty, der Däne Hansen und andere offene Feinde des Deutschen Reiches in ihm wichtige Ämter bekleideten und in alle, von ihnen sofort an die Entente verratenen militärischen und politischen Geheimnisse eingeweiht wurden, daß Hoch- und Landesverräter von ihm aus offen und ungestraft Matrosen und Rüstungsarbeiter zum Streik hetzen durften, um das bodenlos Unwahre der Payerischen Darstellung darzutun. Diese völlige Minderwertigkeit des deutschen Reichstags war bekanntlich auch den Staatsmännern der Entente wohl bewußt; wenn sie daran verzweifelten, Deutschland mit den Waffen besiegen zu können, so konnte doch bekanntlich ein Lloyd George im Kriegsrat der Verbündeten in klarer Erkenntnis der Sachlage das zuversichtliche Wort aussprechen: „Aber wir verlassen uns auf den deutschen Reichstag"; und diese Zuversicht hat ihn wahrlich nicht getrogen. Im übrigen geht gerade aus der späteren Darstellung Payers mit aller Deutlichkeit hervor, daß der Reichstag und mit an erster Stelle Herr Payer selbst gerade in den entscheidenden letzten Monaten des Krieges eben *nicht* „zu allen Opfern bereit" waren, sondern daß sie den Frieden um jeden Preis haben wollten, weil sie eben *keine* weiteren Opfer für einen erträglichen Frieden bringen wollten. Und angesichts dieser, die Erbärmlichkeiten des damaligen Reichstags nicht entfernt erschöpfenden Tatsachen wagt es Payer, dieser Gesellschaft eine verdienstliche Haltung im Kriege zuzuschreiben! Genau so falsch wie diese Darstellung ist übrigens auch sein Versuch, die Verantwortung für die unglückliche Finanzpolitik vom Reichstag ab und ausschließlich der Regierung zuzuschreiben; und auch hier fällt es angesichts der Haltung, die gerade er persönlich und seine nächsten Freunde zu dieser Frage eingenommen haben, außerordentlich schwer, ihm bei seiner Darstellung noch den guten Glauben zuzuschreiben. Daß die Aufbringung der Mittel im Kriege auf dem Wege der Anleihe völlig verfehlt war und schließlich viel zur entstandenen Verbitterung beitrug, ist ja heute allgemein zugestanden; sie entsprach eben den finanzpolitischen Anschauungen des Herrn Helfferich, der damals noch im schärfsten Gegensatz zu allen von der heutigen deutschnationalen Partei vertretenen Anschauungen stand. Aber — gerade die Partei des Herrn Payer spendete ja dieser falschen Finanzpolitik am lebhaftesten Beifall; gerade Payers zweites Ich, Konrad Haußmann war es, der Herrn Helfferich im Reichstag dazu beglückwünschte, daß er „den Wagen der finanziellen Deckung glücklich durch das Scheunentor der Reichstagsverhandlungen hindurch gefahren" habe, und Herr Payer hat es in einer öffentlichen Rede, wenn wir nicht irren in Stuttgart, für einen besonderen Vorzug der Helfferichschen Finanzpolitik erklärt, daß durch seine Kriegsanleihen das deutsche Volk *sein eigener Schuldner geworden* sei. Auch das war natürlich im Sinne des Börsenkapitalismus gesprochen, dessen Ziele ja bei der Partei des Herrn Payer stets wohlwollendste Förderung fanden; wenn er daher jetzt, wo die Einsicht in die Verfehltheit der im Kriege getriebenen Finanzpolitik wohl allgemein geworden ist, so tut, als ob diese Politik nicht den Wünschen und Absichten seiner eigenen Partei und Person entsprochen hätte, so braucht nicht gesagt zu werden, was man von dieser Beteuerung zu halten hat[1]).

[1]) Über einige Äußerungen, die einst Payer bei einer Aussprache über Währungsfragen im Reichstag machte, und die ein völliges Unverständnis einfachster Dinge bewiesen, hat sich Plenge in seinem Buche: „Von der Diskontpolitik zur Herrschaft über den Geld-

Wie dem Reichstag, so widmet Herr Friedrich Payer auch dem deutschen Unglückskanzler Bethmann Hollweg seine Liebe und hohe Anerkennung. Das ist wiederum nur natürlich, denn Bethmann Hollweg war ja, wie schon gesagt, ein vollkommener Gesinnungsgenosse, ja im Grunde genommen nur der politische Strohmann für die Herren Payer und Haußmann, und wohl alle innen- und außenpolitischen Äußerungen und Maßnahmen, die von diesem Manne ausgingen, waren mit Payer und Haußmann beraten und von ihnen genehmigt worden; wenn Herr Payer daher Herrn Bethmann Hollweg lobt und verteidigt, so lobt und verteidigt er auch damit in Wahrheit nur sich selbst. Und das geschieht dann auch sehr ausgiebig. Das verbrecherische Wort vom Unrecht an Belgien, mit dem Bethmann Hollweg gleich zu Beginn des Krieges Deutschland eine geistige Niederlage beibrachte und das aller Wahrscheinlichkeit nach ein tückischer Racheakt und Ausfluß des Hasses war, den Bethmann Hollweg stets gegen den Generalstab hegte, war „ein Akt fast übermenschlicher Ehrlichkeit" (!); seine „Tugenden der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit" (wie steht ein Bismarck da!) waren es auch, um derentwillen die Arbeiterbevölkerung und das Bürgertum der „nationalen Losung von 1914" Gefolgschaft hielten, die natürlich bei seinem Abgang gekündigt werden durfte. Seine Politik vor dem Kriege, die das Heil im Zusammengehen Englands mit Deutschland sah, war die richtige; daß diese Politik schon darum unsinnig und elende Stümperei war, weil die Engländer schon längst dem Ring gegen Deutschland beigetreten waren, und daß deshalb diese Politik am 4. August 1914 elend zusammenbrach, stört Herrn Payer in seiner Bewunderung dieses Staatsmannes weiter nicht. „Wie überlegen war diese staatsmännische Auffassung verglichen mit der alldeutscher Kreise, die ihn in erster Linie zu Fall gebracht haben (!) und die darauf schwuren, Deutschland sei, vollends seit es Kampfschiffe hatte, imstande, es allein mit der ganzen Welt aufzunehmen" — das wagt dabei dieser Payer zu schreiben, obwohl aus seiner eigenen Darstellung der Ereignisse hervorgeht, daß Bethmann Hollweg von Erzberger und Stresemann gestürzt worden ist, und obwohl er natürlich genau weiß, daß die von ihm mit diesem unsagbar albernen Gerede verleumdeten Alldeutschen im Kriege an den entscheidenden Stellen nicht den geringsten Einfluß hatten! Wenn aber vielleicht selbst Herr Bethmann Hollweg von Fehlern und einzelnen Irrtümern nicht frei war —, welch ungeheure Verdienste stehen denen gegenüber: „Keiner der Nachfolger Bethmann Hollwegs hat größere diplomatische Taten aufzuweisen als er, keiner hat warmherzigere vaterländische Töne gefunden als Bethmann Hollweg selbst, und keiner von ihnen hat daran gedacht, diese patriotischen Kundgebungen wunschgemäß durch lärmendere und aufpeitschendere Töne zu ersetzen." Darum fiel Herr Bethmann Hollweg — nach Friedrich Payer — auch eher über seine Verdienste — unter denen bekanntlich die Gründung des selbständigen Königreichs Polen und die dadurch bewirkte Verhinderung eines rechtzeitigen Friedensschlusses mit Rußland einen Ehrenplatz einnimmt — als über seine etwa vorhandenen Fehler, die höchstens in seiner allzu großen Nachgiebigkeit gegenüber

markt" mit Recht lustig gemacht. Man kann eben diesem einstigen stellvertretenden Reichskanzler begegnen, auf welchem Gebiete man will, so trifft man stets auf eine Armut, Plattheit und gerade herausgesagt Nullität der geistigen Persönlichkeit, die angesichts der Tatsache, daß ein solcher Mann jahrelang der Führer einer großen politischen Gruppe war und schließlich an die höchste Stelle des Reiches emporsteigen konnte, etwas Niederdrückendes hat.

dem Willen der Obersten Heeresleitung bestanden; denn diese trägt, nach Payer, selbstverständlich an allem Unglück, das über uns hereingebrochen ist, die eigentliche und hauptsächliche Schuld. Nicht Schuld auf Seite Bethmann Hollwegs, sondern lediglich eine „ungemein kunstreich durchgeführte Hetze" hat denn auch schließlich diesen großen Staatsmann zu Fall gebracht. Nun, dafür blieb Herr Friedrich Payer im Amt; damit hatte das deutsche Volk einen vollwertigen Ersatz für den Unglücksmann, dessen völlige Unfähigkeit zuletzt sogar — man höre und staune — von der „Frankfurter Zeitung" festgestellt wurde.

Wie Herrn v. Bethmann Hollweg die Liebe, so gilt aber der Obersten Heeresleitung der Haß des Herrn Payer; und er zeigt dabei, daß er gründlich hassen kann. Unter der Obersten Heeresleitung sind dabei — beinahe hätte ich gesagt natürlich — nur Hindenburg und Ludendorff zu verstehen, also die beiden Männer, die der Kaiser erst zu ihrem Amte berief, als durch die Schuld ihrer Vorgänger schon eine außerordentlich schwierige und nur mit der äußersten Krafteinsetzung von Heer und Volk noch zum Guten zu wendende militärische Lage entstanden war. Und wahrlich, diese Männer haben durch alles, was sie getan und unterlassen, ja selbst durch das was sie nur gedacht haben, den Haß des Herrn Payer reichlich verdient. Sie haben alles verkehrt gemacht, was sie anfaßten, sei es auf militärischem oder auf politischem Gebiet; sie sind die wahren Schuldigen an unserem Zusammenbruch. Sie trugen die Schuld an der übermäßigen Ausdehnung der Front (die in Wahrheit Falkenhayns Werk war); sie haben unmögliche und sinnlose Kriegsziele aufgestellt und dadurch den Gegenwillen unserer Feinde hervorgerufen, die uns sonst kein Haar gekrümmt hätten; sie sind verantwortlich für die falsche Behandlung der Bevölkerung in den besetzten Gebieten; sie haben vor allem — und das ist natürlich in den Augen des Herrn Payer ein besonders unsühnbares Verbrechen — zwar nicht durch unmittelbare Einwirkung — das muß selbst Herr Payer zugestehen —, aber doch durch ihre deutlich kundgegebene Abneigung die Änderung des preußischen Wahlrechts verhindert; sie haben von Anfang an die Leistungsfähigkeit der Tauchbootwaffe überschätzt und durch die Erklärung des unbeschränkten Unterseebootkrieges (den es nie gab und zu dem, soweit er tatsächlich geführt wurde, der Reichstag ausdrücklich die Regierung ermächtigte) das Eingreifen Amerikas in den Weltkrieg herbeigeführt (das nach Wilsons ausdrücklicher Erklärung auch sonst erfolgt wäre, um den deutschen Sieg zu verhindern); sie haben durch den Vorschlag des Waffenstillstandsangebots — das von ihnen nur als solches, nie als die tatsächlich damals ausgesprochene bedingungslose Unterwerfung gemeint war — die Regierung zu dem Schritt gezwungen, der unseren endgültigen Zusammenbruch einleitete; und wenn die der Form nach vom Prinzen Max von Baden, in Wahrheit von Herrn Payer geleitete Reichsregierung die Absicht der Heeresleitung, die völlige militärische Unterwerfung und Entwaffnung vor Beginn der Friedensverhandlungen nicht anzunehmen, sondern dagegen den Widerstand bis zum letzten aufzubieten, kurzerhand durchkreuzte, so hat sie „das allein Mögliche und auch allein Richtige" getan; denn „ein Heerführer kann mit seiner nächsten Umgebung eine Ruhmeslaufbahn, wenn sich das Schicksal gewendet hat, mit einem Todesritt abschließen, ein Volk von siebzig Millionen kann die Entscheidung nicht nach dem Ehrbegriff eines einzelnen Standes treffen; daher lehnte Herr Payer „die Mitwirkung bei Ausführung des Planes für seine Person ab" und — lieferte das deutsche Volk dem Vernichtungswillen seiner Feinde aus. Als selbstverständliche Folgerung reichte

dann General Ludendorff sein Abschiedsgesuch ein, für das demnach Herr Payer die Verantwortung trägt; hat er doch mit diesem Schritt — nach Payer — „die Konsequenz aus einer unhaltbaren Lage gezogen". Und trotzdem ist selbstverständlich — wieder nach Herrn Payer — alles was damals geschehen ist — wörtlich! — „die Schuld der Obersten Heeresleitung", und „von dieser Verantwortung für das trübste Blatt der Geschichte der deutschen Kämpfe, für das jähe Zusammenbrechen des deutschen Heeres und Volkes kann sie niemand befreien"; selbst die Leute, die damals Munitionsarbeiter zum Streik aufforderten oder an der Front kampfwillige Regimenter als „Streikbrecher" beschimpften, tragen dagegen offenbar für Herrn Payer am Zusammenbruch keinerlei Schuld, von den zahllosen Flaumachern und Niederläglern in Parlament und Presse — nicht zuletzt von Herrn Payer selbst natürlich zu schweigen. Nebenbei muß er bei seiner Darstellung der Ereignisse selbst zugeben, daß die Regierung selbst mehr als einmal öffentlich erklärte, falls die Verhandlungen nicht zu für uns erträglichen Bedingungen führen sollten, den Kampf wieder aufnehmen und bis zum bitteren Ende durchfechten zu wollen — ganz wie es Ludendorff wollte; daß sie es dann doch nicht tat, sondern im geraden Gegensatz zu dieser Erklärung den noch vorhandenen Willen und die Möglichkeit zum Widerstand absichtlich zerstörte, war aber — wieder nach Herrn Payer — natürlich nicht etwa Wortbruch und Hochverrat, sondern die Erfüllung der wahren Absicht der Regierung; denn, so erklärt Herr Payer auf S. 212 seiner Darstellung mit entwaffnender Offenheit — *diese Zusage der Regierung, daß sie im schlimmsten Fall zum Kampf bis aufs letzte aufrufen werde, war ja von vornherein eine bewußte Täuschung*, sie dachte gar nicht daran! Nachdem damit Herr Payer selbst in aller Unzweideutigkeit der Welt kundgegeben hat, wer am endgültigen Zusammenbruch Deutschlands mit all seinen Folgen die Schuld trägt, bringt er es dennoch schon auf der nächsten Seite fertig, mit dieser die Oberste Heeresleitung zu belasten; denn „in Wirklichkeit hätte sie, was die Wirkung auf das deutsche Volk und Heer anbelangt, mit dem Ersuchen an Wilson das Spiel aufgegeben".

Wahrlich, einer solchen, nicht einmal geschickten, sondern bloß albernen, handgreiflichen Rabulistik und Wahrheitsverdreherei gegenüber ist, um die alte Zeitungsformel zu gebrauchen, „jeder Kommentar überflüssig".

Auf der gleichen Höhe wie diese Stichproben steht dieses Buch, wo man es auch anpackt. Eifrig beteuert z. B. Herr Payer, daß für ihn und seine politischen Freunde „die Frage Monarchie oder Republik nicht zu den politischen Glaubenssätzen" gehört habe; es sei ihm „an einer Revolution, deren Auswirkung kein Mensch übersehen konnte", gar nichts gelegen gewesen. Offenbar ist ihm aber selbst inzwischen ein Licht darüber aufgegangen, welch ein Verbrechen — nicht so sehr vielleicht den Fürsten, als dem deutschen Volke gegenüber diese Revolution war, und er möchte die Verantwortung dafür gern von sich und seiner Partei abschütteln. Sachlichen Glauben verdient seine Versicherung, als ob die Revolution damals ihm persönlich oder gar seinen Parteifreunden unerwünscht gekommen wäre, aber natürlich gerade so viel wie seinerzeit die Beteuerungen der „Frankfurter Zeitung", daß es ihr bei ihrem Geschrei nach der Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts und der Parlamentarisierung des Staates nicht um eine Schwächung der Monarchie, sondern nur darum zu tun sei, Thron und Krone durch solche notwendige Reformen um so fester im Herzen des Volkes zu verankern. War es doch gerade Herr Payer, der nach der

Wahl des Herrn Ebert zum ersten Präsidenten der deutschen Republik in Weimar das Hoch auf diesen ausbrachte; und die Weimarer Verfassung ist das Werk seiner Parteigenossen Hugo Preuß und Konrad Haußmann! Freilich wird man sich über diesen Versuch, das Bild geschichtlicher Tatsachen in ihr Gegenteil zu verkehren, nicht wundern dürfen, wenn man bei Herrn Payer sogar die Überzeugung ausgesprochen findet, daß selbst die Führer der Sozialdemokratie „sich keineswegs mit Begeisterung für den Umsturz des Bestehenden eingesetzt" hätten; angesichts so allbekannter, feststehender Tatsachen, wie des Jubelrufs des Herrn Scheidemann über das glückliche Gelingen des Umsturzes und der von Payer selbst erzählten Tätigkeit des Herrn Ebert in jenen Tagen wahrlich eine nicht zu überbietende Leistung der — sagen wir: Tatsachenfärbung.

Zur Kennzeichnung der Persönlichkeit des Herrn Payer möchten wir nicht an einer Bemerkung vorbeigehen, die er bei der Schilderung der Verhandlungen der von ihm geführten Regierung mit der Obersten Heeresleitung mehrfach über diese zu machen für nötig findet. Er betont nämlich dabei wiederholt, sowohl von Hindenburg wie von Ludendorff, daß beide Heerführer bei diesen Verhandlungen nicht etwa nervös und aufgeregt, sondern ruhig und kaltblütig gewesen seien. Man würde natürlich sehr fehl gehen, wenn man etwa glauben wollte, daß in diesen Worten eine liebevolle Anteilnahme des Herrn Payer am Gesundheitszustand der beiden großen deutschen Führer Ausdruck finde; vielmehr entspringen sie zweifellos der Absicht, beiden Heerführern nicht nur die einzige und ausschließliche Schuld am Zusammenbruch zuzuschreiben, sondern ihnen auch noch einen Entschuldigungsgrund, der vom einen oder vom andern Gesinnungsgenossen des Herrn Payer angesichts der damaligen Lage vielleicht zu ihrer Entlastung geltend gemacht werden könnte, ausdrücklich und unmißverständlich abzusprechen — selbstverständlich in der äußeren Form streng sachlicher Berichterstattung; denn Herr Payer bleibt auch dem Gegner gegenüber stets eine vornehme Persönlichkeit. Oder nicht?

Doch genug von diesem Mann! Wahrlich nicht seiner Persönlichkeit wegen habe ich diesem in jeder Hinsicht so geringwertigen Buche hier eine so eingehende Beleuchtung angedeihen lassen, sondern, wie schon gesagt, lediglich um an diesem Beispiel darzutun, welche Sorte von „Politikern" dank der Urteilslosigkeit des deutschen Volkes zu dessen namenlosen Unglück bei uns jahrzehntelang eine führende Rolle spielen konnte. Solche Persönlichkeiten konnten zur Not ertragen werden, solange eine starke Wehrmacht das Reich schützte und eine überlegene Regierung, wie sie unter Bismarck und dank seiner Staatsgestaltung vorhanden war, die Geschicke des Reiches leitete; sie mußten aber in ihrer ganzen Jämmerlichkeit und Unfähigkeit dem deutschen Volke sichtbar werden, als sie selbst in schwerer Lage die Verantwortung für die Führung des Reiches auf sich nahmen, ihre Grundsätze vom Pazifismus nach außen und der schrankenlosen Demokratie nach innen sich bewähren sollte. Wie das geschehen ist, haben wir erlebt und erleben es täglich noch: Vernichtung des Reiches nach außen, Zerstörung jeder festen Staatsordnung im Innern sind die Folgen des Sieges, den im Kriege fortschreitend die politischen Grundsätze des Herrn Payer feiern durften, und über den er in dem Buche unverhohlen seine Befriedigung ausspricht. Auf der Seite unserer Feinde ein Clémenceau, ein Poincaré, ein Grey, ein Lloyd George, ein Wilson — auf deutscher Seite ein Bethmann Hollweg, ein Friedrich Payer und seine Gesinnungsgenossen: da mußte das deutsche Volk, nachdem durch schwere militärische Fehler eine Lage

entstanden war, in der nur höchste Klugheit und Opferbereitschaft noch Rettung bringen konnten, in den Abgrund stürzen. Das wird jedem deutlich, der die politischen Gestaltungen, Gesinnungen, Persönlichkeiten und Willensrichtungen, die in den letzten Jahren des Krieges in Deutschland ihre Auswirkung fanden, unbefangen nach ihrem Wert für die äußere Stellung und die innere Ordnung des deutschen Volkes prüft; und wenn Herr Payer selbst gar nicht merkt, in welchem Maße und wie offensichtlich seine politische Weisheit durch den Gang der Ereignisse seit seinem politischen Sieg Lügen gestraft ist, so ist das nur ein weiterer Beitrag zur Bewertung seiner geistigen Persönlichkeit, die in ihrer Enge und Unbeweglichkeit am ehesten wohl mit der des seligen Gustav Knörcke verglichen werden kann. Brauchen wir also diese wahrlich nicht weiter zu kennzeichnen, so können wir doch zum Schluß unserer Würdigung dieses Mannes an einer, der Obersten Heeresleitung gewidmeten Bemerkung nicht vorbeigehen, die auf Payers menschliche Persönlichkeit noch ein helles Licht wirft.

Zum Schlusse des Kapitels: „Von der Obersten Heeresleitung" wagt Payer wörtlich zu schreiben:

„Ich kann nicht sagen, wie sich andere Völker nach solchen Vorgängen ihren Feldherren gegenüber verhalten hätten. Mir will es als ein schönes Zeichen von Dankbarkeit erscheinen, wenn die Mehrheit des deutschen Volkes die Fehler der Obersten Heeresleitung nachsichtig durch das ihr im Kriege auferlegte Übermaß von Arbeit und Verantwortlichkeit zu entschuldigen versucht und gegen die nicht zu verkennenden unheilvollen Folgen dieser Mißgriffe und Versäumnisse die großen Verdienste der beiden Heerführer in die Wagschale wirft. Wer es gut mit der Obersten Heeresleitung meint, müßte ihr raten, es dabei bewenden zu lassen."

In diesen mit den Mitteln des schriftmäßigen deutschen Sprachschatzes schwer zu kennzeichnenden Worten tritt unzweifelhaft das Bedauern des Herrn Payer zutage, daß die beiden großen Heerführer Deutschlands im Kriege bisher — im ganzen — unangefochten ihr Dasein weiterführen konnten, ohne von der „Mehrheit des deutschen Volkes" vor Gericht gestellt, zum Verlust ihrer Pensionen, vielleicht gar zu noch anderen Strafen verurteilt worden zu sein — wenn ihm nicht gar noch andere Behandlungsweisen als die eigentlich gebührende Sühne für die angeblichen „Mißgriffe und Versäumnisse" Hindenburgs und Ludendorffs vorschwebten. Wenn man erwägt, daß Herr Friedrich Payer zum Lohn für sein im obigen gekennzeichnetes Wirken eine hohe Reichspension bezieht, wird man das Bekenntnis einer schönen Seele, das in diesen Worten seinen Ausdruck gefunden hat, zu würdigen wissen. Freilich können diese Worte auch zu anderen Gedankengängen Anlaß geben. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß einmal aus der Mitte des Volkes heraus ein unwiderstehlicher Ruf nach Einsetzung eines Gerichtshofes erschallt, der die Schuldigen am Zusammenbruch Deutschlands unter den damaligen Staatsmännern und Heerführern feststellen und über sie nach Verdienst befinden soll. Es wäre der Fall denkbar, daß der Reichsverderber Friedrich Payer dann allen Grund hätte zu wünschen, daß von einem solchen Gericht nicht im Sinne der in den obigen Sätzen von ihm kundgegebenen Gesinnung gegen i h n selbst verfahren würde.

Deutsche politische Urteilslosigkeit.

Von Dietrich Schäfer.

Als unsere Krieger aus dem Felde heimkehrten, brachten Zeitungen eines Tages die Nachricht, daß in der lobesamen württembergischen Oberamtsstadt Backnang unter anderen Empfangstafeln sich eine gefunden habe mit der Inschrift:

Seid willkommen, tapfere Streiter!
Gott und Wilson helfen weiter.

Nicht gerade überraschend inmitten des biederen und braven Schwabenvolkes, in dem ein Payer und ein Haußmann politische Führer sein konnten, ein Payer, der als Vizekanzler des Deutschen Reiches meinte, daß „wir mit dem Friedensschluß aus den ausgefahrenen Geleisen der Geschichte herauskommen müßten", ein Haußmann, der es als eine Entschuldigung ansah, wenn er nach der Enthüllung der Ententeabsichten erklärte: „Ja, wenn man das gewußt hätte!" — Nicht überraschend, aber bezeichnend, da es aus einem deutschen Stamme kommt, der an Wissen und Können keinem anderen weicht, dieses und jenes sogar voraus hat. In der Tat, die vom deutschen Volke während des Weltkrieges bewiesene politische Urteilslosigkeit ist erschütternd; die Belege dafür nicht allein in der herrschenden öffentlichen Meinung, sondern auch in den zur Führerschaft berufenen Kreisen, sind erdrückend. Hier soll versucht werden, die Ursachen dieses verhängnisvollen Versagens aufzuzeigen.

Was ist politisches Urteil? Was ist zunächst Politik? Beschäftigung mit staatlichen Fragen. Wir gebrauchen das Wort in Verbindung mit allen möglichen Aufgaben des öffentlichen Lebens, sprechen von Handels- und Gewerbe-, von Verkehrs- und Zoll-, von Finanz- und Steuer-, von Kirchen- und Schulpolitik, unterscheiden auch innere und äußere Politik. Faßt man dieſen Unterschied ins Auge, so kann für ein gesundes Urteil nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß äußere Politik die ungleich wichtigere ist, so viel wichtiger wie das Bestehen eines Staates gegenüber der Form seiner Einrichtungen. Ein richtiges Gefühl bezeichnet die Leitung des Auswärtigen als große Politik. Gewiß kann kein Staat auf die Dauer in Ansehen und Geltung bleiben, der innerlich ungesund ist; wird er aber nach außen abhängig, so ist er auch nicht mehr Herr seines inneren Lebens. Dafür liefert nicht nur die polnische, sondern auch die deutsche, die italienische Geschichte schlagende Belege, von der Gegenwart gar nicht zu reden.

Es ist das Gebiet der auswärtigen Politik, auf dem deutsche Unfähigkeit so verhängnisvoll zutage getreten ist. Bismarck hatte das Reich begründet in klarer Erkenntnis der Schwierigkeiten, die im Wege standen durch die mitteleuropäische Lage der deutschen Wohnsitze und das geschichtlich gewordene Kräftespiel der europäischen Mächte auf diesem Boden. Er erkannte als unerläßlichste Vorbedingung deutscher staatlicher Einheit die Notwendigkeit, eine europäische Lage zu schaffen, in der nicht alle großen Mächte einig waren, die Mitte des Erdteils in ihrer überlieferten Uneinigkeit und Vielgestaltigkeit zu erhalten. Diese Vorbedingung zu erfüllen, ist ihm gelungen. Deutsche politische Einsichtslosigkeit hat er fertig gebracht, mit der Abfassung des Entwurfs der neuen Reichsverfassung einen Mann zu betrauen, dessen geschichtliche Einsichtslosigkeit bekannt war, und der keine Ahnung hatte von den unveräußer-

lichen Grundlagen staatlichen Daseins. Er glaubte, gestützt auf Bismarcks bekannten Ausspruch, daß die großen Fragen der Zeit nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse entschieden werden, sondern durch Eisen und Blut, die „Bismarcksche Mentalität" tadeln zu dürfen, die das Reich nicht auf Rechte, sondern auf Gewalt begründet habe. Als wenn die Jahre 1848—1850 nicht klar wie der Tag bewiesen hätten, daß Recht ohne Macht ein Schwert ohne Griff ist, an dem die Klinge fehlt, eine Wahrheit, die unserem Volke jetzt täglich von seinen französischen und anderen Freunden eingehämmert wird.

Bismarck war ein Staatsmann, um den uns alle einsichtigen Völker, auch die feindseligsten, beneidet haben. In Frankreich wurde 1870 gern erzählt, daß er eigentlich ein Franzose sei, der sich nach Preußen gewandt habe, weil er im Heimatlande nicht genügend anerkannt worden sei. Trotzdem haben Lehre und Beispiel bei seinem Volke nicht durchschlagend gewirkt. Es ist einer der wenigen Irrtümer, denen er in der Beurteilung seiner Landsleute verfallen ist, daß er der Ansicht Ausdruck gegeben hat, man brauche Deutschland nur in den Sattel zu setzen, reiten werde es schon können. Es hat leider nicht reiten gelernt. In den Jahrzehnten vom deutsch-französischen bis zum Weltkriege hat es sich in den großen Fragen, deren Beantwortung über die dauernde Sicherung der deutschen Neuordnung entschied, verständnislos benommen. Es hat in seiner Mehrheit jede Machtpolitik zu hemmen, nicht zu fördern gesucht. England ist gedeckt durch die See, sofern es sie beherrscht. Sein Volk hat daher den sogenannten Zweimächte-Standard unentwegt aufrecht erhalten. Frankreichs Bevölkerung hat in der Entwicklung seiner Wehrkraft das denkbar Höchste geleistet. Deutschland ist entfernt nicht so gerüstet in den Weltkrieg gegangen, wie es hätte sein können, hat damit natürlich dem Vorwurf des angriffslustigen Militarismus und der Überfallsabsichten nicht entgehen können. Verständnislosigkeit unseres Volkes, die wieder lähmend auf seine Regierung wirkte! Wie hätten auf eine auch nur einigermaßen politisch urteilsfähige öffentliche Meinung die Sirenentöne des Feindes im letzten Kriegsjahr einen solchen Eindruck machen können, wie es tatsächlich der Fall gewesen ist? Man macht Bismarck den Vorwurf, er habe in den Jahren seines Regiments das deutsche Volk nicht genügend zum politischen Denken erzogen. Aber um Erfolg im Unterricht zu erzielen, bedarf es nicht nur eines tüchtigen Lehrers, sondern auch empfänglicher Schüler. Am Lehrer hat es wahrlich nicht gefehlt; aber die Schüler haben mehr auf die Weisheit eines Bebel und Liebknecht, eines Richter und Windthorst, eines Payer und Haußmann und später gar auf die eines Erzberger gehört als auf Bismarck.

Aber hier soll es sich nicht um die Feststellung des Übels handeln, sondern um die Frage, ob wir es mit einem organischen Mangel des deutschen Volkes, mit einem unausrottbar ihm anhaftenden Erbübel zu tun haben. Daß es vereinzelt staatsmännische Größen hervorbringen kann, zeigt das Beispiel des Fürsten Bismarck. Aber ist das nicht etwa eine alleinstehende Ausnahme?

Diese Frage kann man mit einem runden „nein" beantworten. Man kann die gegenteilige Behauptung aufstellen, daß die Germanen und unter ihnen auch die Deutschen und nicht nur die Engländer, Niederländer, Schweizer und Skandinavier, nachdem sie ein gesondertes Volk geworden waren, ganz hervorragende staatsmännische Begabung bewiesen haben.

Es ist leider noch immer eine weitverbreitete Ansicht, daß die Germanen

als Barbaren in die Geschichte eingetreten seien. Sie ist seit Gibbon wieder und wieder verkündet worden. Sie ist aber falsch; sie hatten ihre eigene und zwar überaus wertvolle, im höchsten Grade entwicklungsfähige Kultur. Es ist auch falsch, wenn man Kultur allein bemißt nach den Leistungen in Kunst und Wissenschaft und den Formen gesellschaftlichen Lebens; maßgebend sind die unentbehrlichen Grundlagen jeder entwickelteren Kultur, die Ausgestaltung des Staates und all der Lebensäußerungen, die mit ihm in unlösbarem Zusammenhange stehen. Weil der Staat im Römertum versagte, hat es nach dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung nichts mehr geleistet, was ein Schatz der Menschheit geblieben wäre. Nicht der Einbruch der Germanen ist schuld am Untergange der alten Welt, sondern das Vorkommen des Römertums sowohl in seiner westlichen, lateinischen wie in seiner östlichen, griechischen Form. Das Germanentum hat die Möglichkeit eines neuen Aufstiegs geschaffen. Es setzte an die Stelle des universalen, verrotteten den nationalen, entwicklungsfähigen Staat mit seinem auf Treue, nicht auf Gehorsam begründeten Königtum. Alle abendländischen Fürstenfamilien sind germanischen Ursprungs. Es war germanische Ordnung, die in der Verwaltung Platz griff. Die germanische Gliederung der Stände wurde maßgebend; germanische Adlige und Freie schufen wieder eine Form der Teilnahme weiter Volkskreise am Staatsleben, die im Römerreiche völlig verloren gegangen war. Sie bildeten in allen Staaten des Mittelalters den Kern der Herrschenden und Berechtigten, während den Unfreien noch ein besseres Los blieb als den Sklaven des Altertums. Germanisches Recht ersetzte oder durchsetzte das römische, das fast ein Jahrtausend brauchte, um in den Reichsgründungen auf römischem Boden, und keineswegs in allen, wieder einige Bedeutung zu gewinnen. Ländliche Wohn- und Lebensweise verdrängte die städtische, bis das Germanentum aus eigener Kraft ein neues Städtewesen schuf in keinem anderen Anschluß an das römische als der Kontinuität der Wohnplätze. Das eindringende Germanentum hat wieder wehrkräftige Völker geschaffen, wo man in römischer Schlaffheit versunken war. Abgesehen von äußerlichen, gleichsam technischen Entlehnungen sind nur zwei Errungenschaften der alten Welt unmittelbar in die abendländisch-germanische übergegangen, der christliche Glaube und die lateinische Sprache. Es hat eine Zeit äußeren Verfalles gegeben; aber das war unvermeidlich, wo es galt, eine versinkende Kultur durch eine neue zu ersetzen. Die neue aber war ein halbes Jahrtausend und länger germanisch und ist es in ihren Grundlagen durchs ganze Mittelalter und auch in der Neuzeit geblieben. Daß sie nach und nach das Beste, was das Altertum hervorgebracht hat, in sich aufnahm, hat ihren Wert erhöht, die Grundlagen ihres Wesens nicht zerstört. Eine durchaus einheitliche Kultur hat die Welt noch nicht gesehen, kann es überhaupt nicht geben.

Die glänzende staatliche Veranlagung des Germanen wird sofort erkennbar, wenn man den Blick auf einzelne Persönlichkeiten richtet. Armin ist in kaum ausgereiftem Jünglingsalter nach Rom gekommen. Der kurze Aufenthalt hat genügt, ihn so mit römischen Verhältnissen bekannt zu machen, daß er der „zweifellose Befreier Germaniens" werden konnte, haud dubie liberator Germaniae nach Tacitus. Germaniens in dem Sinne von ein paar hundert Quadratmeilen Landes gegenüber dem römischen Weltreich! Die Niederlage im Teutoburger Walde hat nach römischem Zeugnis bewirkt, daß „das Reich, was an den Gestaden des Ozeans nicht Halt gemacht hatte, an den

Ufern des Rheins zum Stehen kam". Wir haben auch aus römischem Munde eine Schilderung der Persönlichkeit: „Ein Jüngling, von edlem Geschlecht, von starker Hand, von rascher Fassungskraft, mit mehr als Barbarenverstand, dem die Glut der Seele aus dem Antlitz und den Augen leuchtete." Das ist keine mythische Figur, wie wohl gesagt worden ist, sondern eine Gestalt von Fleisch und Blut, ein berufener Führer und Vorkämpfer eines hochstrebenden, freiheitliebenden Volkes.

Und er steht nicht allein. Sind nicht Arioviſt vor und Marbod neben ihm aus dem gleichen Holz geschnitzt? Mit dem Suevenführer Arioviſt mußte sich Caesar auf gallischem Boden auseinandersetzen, und Marbods Markomannenreich war römischer Herrschaft kaum weniger ein Grenzwall als die Cheruskerfreiheit. Und erst in der Folgezeit! Der Bestand des Römerreichs hing nicht nur an den germanischen Söldnern, die seine Heere füllten, sondern auch an der Regierung und Verwaltung durch germanische Edle oder Freie. Das zeigt das Beispiel des Vandalen Stilicho, des Franken Arbogast, des Burgunders Gundobad, des Sueven Ricimer, des Skiren, Rugiers oder Herulers Odoaker, auch noch Chlodwigs und des großen Ostgoten Theoderich. Sie alle waren in den germanischen Wäldern geboren und erwachsen und regierten als Männer das Römische Reich oder begründeten neue Staaten auf römischem Boden. Man hat nicht so selten die Germanen mit bekannten neuzeitlichen wilden Kriegervölkern verglichen; aber solange nicht ein Zulu Ministerpräsident des Britischen Reiches ist oder ein Indianer im Weißen Haus von Washington residiert, sind solche Parallelen als irreführend abzulehnen.

Mit dem Aufsteigen des karolingischen Hauses geht die Leitung des Abendlandes an die Deutschen über. Die Kunst des Schreibens ist Karl dem Großen fremd geblieben; daß er aber einer der fähigsten Staatslenker aller Zeiten war, kann gar nicht bezweifelt werden. Durch die Vereinigung der festländischen Germanen in *einem* Reiche hat er die Möglichkeit eines deutschen Staates geschaffen, an den nach seiner Loslösung von den romanischen Reichsgenossen die Leitung der abendländischen Christenheit überging. An seiner Spitze standen Herrschernaturen ersten Ranges, die Karolinger Ludwig der Deutsche und Arnulf von Kärnten, die Sachsen Heinrich I. und Otto I., die Salier Konrad II., Heinrich III. und Heinrich V., Lothar von Sachsen, die Staufer Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. Daß trotz ihrer glänzenden Regierungstätigkeit Deutschland nicht bei Macht geblieben ist, hat nicht seinen Grund in dem vereinzelten Auftreten weniger leistungsfähiger Könige, sondern in der Unterbrechung durch Minderjährigkeitszeiten, wie sie mit Ludwig dem Kinde, Otto III., Heinrich IV. und nach Heinrichs IV. vorzeitigem Tode eintraten. Daß Heinrichs IV. hilflose Jugend mit dem Pontifikat Gregors VII., des zweijährigen Friedrichs II. Nachfolgerecht mit Innozenz III. zusammenfiel, ist verhängnisvoll geworden für den Gang der deutschen Geschichte. Die Fähigkeit starker Staatsmannschaft war in diesen Jahrhunderten auch nicht auf die regierenden Familien beschränkt. Das belegen nicht nur Gestalten des Fürstenstandes, sondern weit mehr noch die bischöflichen Diener der Krone, wie allein unter Friedrich Barbarossa z. B. ein Wichmann von Magdeburg, ein Reinald von Dassel, Christian von Buch, Philipp von Heinsberg.

Mit dem Investiturstreit, den Gregor VII. anfachte, hat die Zersetzung des Reichs begonnen; mit Friedrich II., der Deutschland von Sizilien her zu regieren suchte, ist sie vollendet worden. Es ist eine grobe Geschichtsfälschung,

wenn die Schuld an Deutschlands Schwäche und Zerfall Luther und der Reformation in die Schuhe geschoben wird. Im Gegenteil, die gleichzeitige Reichsreform hat die Einheit wieder straffer angezogen. Man denke nur an die Hussitenkriege, an Tannenberg, an das Emporkommen der Herzöge von Burgund, an die Regierung Friedrichs III., die alle der Reformation vorausgehen! Zwischen dem 12. und dem 15. Jahrhundert liegt eine Zeit, in der die staatlichen Territorialbildungen, zum Teil dank der europäischen Konstellation (englisch-französische, dänisch-schwedische, polnisch-russische Kriege) deutsche Macht an den Grenzen teils haben bewahren, teils in die Fremde haben hinaustragen können. Holsteinische Grafen konnten Schleswig gewinnen, in Dänemark den Herren spielen, ein Mecklenburger Herzog die schwedische Krone tragen, der Orden sich gegen Polen durchsetzen. An staatsmännischen Köpfen hat es hier und auch in den binnendeutschen Landschaften wahrlich nicht gefehlt; man denke nur an Friedrich den Siegreichen von der Pfalz, an die ersten Hohenzollern in der Mark! Und in den Städten! Die Ratsherren der Hanse haben die Verhältnisse in den Ländern des atlantischen Europas und in Rußland zu der Zeit, wo Englands Kroninsignien verpfändet in ihren Mauern lagen, klaren Blicks im Auge behalten und die Politik ihrer Städte darauf eingestellt. Am Reich haben sie nie eine brauchbare Stütze gehabt, sich vielmehr, wie auch vielfach die Grenzfürsten, oft gegen die Einmischung der auf Mehrung der Hausmacht eingestellten Träger der Königskrone wehren müssen.

Aber die Zeiten sind andere geworden. In ganz West- und Nordeuropa haben sich beim Übergange vom Mittelalter zur neueren Zeit die Dynastien gefestigt, die Völker unter ihrer Leitung national zusammengeschlossen; in Deutschland blieb es, wie in Italien, bei der Zersplitterung, nicht weil es an staatsmännischen Köpfen gefehlt hätte, sondern weil keine Gewalt vorhanden war, die Einheit hätte erzwingen können. Dazu reichte selbst die Macht Karls V. nicht aus, in dessen Händen zum erstenmal seit Erschaffung der Welt ein Reich vereint war, in dem die Sonne nicht unterging. Als dann Frankreich seine Hugenotten bezwungen hatte und unter Richelieus Leitung anfangen konnte, seine uralten Rheinherrschaftspläne ins Werk zu setzen, kam für Deutschland die Zeit, wo es Kampfplatz der Mächte wurde und die Beutestücke für den Sieger zu liefern hatte. Daß es aber in dieser Zeit in den Einzelstaaten, die allein Träger der Politik sein konnten, an politischen Fähigkeiten gefehlt habe, wäre eine sinnlose Behauptung. Schon der Große Kurfürst und Friedrich der Große würden sie glänzend widerlegen, nicht weniger Max von Bayern, Bernhard von Weimar, Publizisten wie Pufendorf und Leibniz, die endlose Zahl brauchbarer Staatsdiener. Verdanken nicht die Niederlande ihre Selbständigkeit den Oraniern? Ist nicht Dänemark von den Oldenburgern, England von Welfen, Polen von Wettinern, Ungarn (auch Spanien) von Habsburgern regiert worden? Hat nicht die Deutsche, Katharina II., Rußland in die Stellung einer europäischen Macht erhoben? Und die lange Reihe der vornehmen Deutschen, die leitende Stellungen im ausländischen Staatsdienst erfolgreich bekleidet haben! Von überlieferter deutscher politischer Unfähigkeit kann nicht die Rede sein.

Aber im deutschen Leben ist geblieben, was vom Mittelalter überkommen war, die Einstellung auf den landschaftlichen Sonderstaat, gleichviel ob territorialen oder städtischen Charakters. Dafür bietet das letztverflossene Jahrhundert zahllose Belege. Der Bremer Bürgermeister Johann Smidt war einer der besten Deutschen, die es je gegeben hat, ein staatsmännischer Kopf,

der den Aufgaben auch des größten Reiches gewachsen gewesen wäre, 1813 bis 1815 von den verbündeten Monarchen, auf dem Wiener Kongreß und im werdenden Deutschen Bunde anerkannt und einflußreich über das Maß des von ihm vertretenen kleinen Bundesstaates hinaus, aber so gut wie ausschließlich eingestellt auf die Interessen der Vaterstadt, die ihm unendlich viel zu verdanken hat. Bismarck, der noch einmal mit ihm zusammentraf, als er seine Stellung im Bundestage antrat, hat ihn vorzüglich charakterisiert: „Den interessiert Deutschland nur so weit, als Bremen darin liegt." Als die alte Hansestadt 1815 auch ein Kontingent gegen Napoleon ins Feld zu stellen hatte, setzte Smidt durch, daß es unter Wellingtons, nicht unter Blüchers Befehl gestellt wurde! Preußen denke nur an seine Vergrößerung! Der von Preußen erstrebten deutschen Zolleinigung ist er stets ein unversöhnlicher Gegner geblieben. Daß der Nordfriese Uwe Jens Lornsen in „Preußen" den denkbar schärfsten Gegensatz zum „Deutschen" sah, ist bekannt. Nach der November-Revolution, fast ein Jahrhundert später, hat aber der schleswig-holsteinische Gutsbesitzer Hedemann-Heespen, der in der Geschichtsforschung seiner Heimat berechtigtes Ansehen genießt, noch die Zeit für gekommen erachtet, darzulegen, daß nach dem Wegfall der preußischen Beengung Schleswig-Holstein in der Lage sei, seine Leistungsfähigkeit für wahres Deutschtum ungehindert zu betätigen. Die Beispiele ließen sich gerade aus den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts schier ins Endlose vermehren. Das deutsche Volk wäre nie zusammengebrochen, wie es geschehen ist, hätte es in seiner Gesamtheit deutsch und nicht so weit verbreitet landschaftlich empfunden. Fast sieben Jahrhunderte der Zersplitterung haben nicht ausgeglichen werden können durch die Jahrzehnte staatlicher Gemeinschaft im Deutschen Reiche.

Es ist aber noch eine andere Entwicklungsreihe, auf die hingewiesen werden muß, wenn man sich deutsche politische Urteilslosigkeit erklären will. Niemand kann leugnen, daß von allen Deutschen, die gelebt haben, keiner einen tiefer und weiter greifenden Einfluß auf deutsche Lebens- und Weltauffassung gehabt hat als Luther. Nun, Luther führte ein Glaubensleben; allem Staatlichen war er durchaus abgewandt. Er hat zwar, als ihm klar wurde, daß er der Kirche eine Neuordnung geben mußte, den Staat herangezogen; aber damit machte er aus der Not eine Tugend. Seine Auffassung war die altchristliche, der Chrysostomus die scharfe Form gegeben hat: „Der Staat ist ein notwendiges Übel; die Sünde hat ihn notwendig gemacht." Mit der Bannbulle hat Luther zugleich das Corpus juris canonici verbrannt; vielleicht war es mehr auf dieses als auf jenes abgesehen. Er wollte im schärfsten Gegensatz nicht nur zur Papstkirche, sondern auch zum Kalvinismus keinen Eingriff weltlicher Gewalt in Sachen der Lehre und des Glaubens. „Das Wort muß es bringen! Ist es von Gott, wer kanns hindern, ist es aber nicht von Gott, wer kanns fördern!" Damit war alles religiöse Leben auf die Persönlichkeit gestellt. Kein Zweifel, daß deutsche Denkungsart von allem Anfang an dieser Auffassung zuneigte, daß sie gegen Ende des Mittelalters wieder besonders an Kraft gewonnen hatte. Unerschütterlich festgelegt hat sie aber Luther. Ziel aller Erziehung wurde, bewußt oder unbewußt, Entwicklung, Festigung der Persönlichkeit. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit," sagt der nach und neben ihm größte Vertreter deutschen Geisteslebens. Es ist kein Zufall, daß alle führenden Geister des 18. Jahrhunderts, das ja deutscher Bildung ihren Charakter gab, in lutherischer Erziehung aufgewachsen sind:

Klopstock, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, und was neben ihnen genannt werden könnte. Es ist auch nicht ein Kalvinist darunter, geschweige denn ein Katholik; sie sind erst nachträglich von diesem Geistesstrom erfaßt worden. Ziel alles geistigen Strebens war Treue gegen sich selbst, ist das auch in der Folgezeit geblieben. Zweifellos ein Vorzug, eine Quelle der Kraft, aber auch eine Schwäche. Von hier die oft beklagte „Prinzipientreue", der es so schwer wird, gegen ihre „Grundsätze" zu verstoßen! Die besondere innere Stärke der deutschen Sozialdemokratie inmitten der ausländischen Zweige der Internationale hängt mit diesem Zuge enge zusammen.

Nun ist es aber Deutschlands Geschick gewesen, seine Prinzipien, soweit sie mit dem staatlichen, dem öffentlichen Leben in Verbindung stehen, ganz überwiegend dem Auslande, dem „fortgeschritteneren" Westen und der amerikanischen „Freiheit" zu entnehmen. Auch das ist natürlich eine Folge der Kleinstaaterei. Wären wir, wie England und Frankreich, in früheren Zeiten zu einem nationalen Staatswesen gelangt, es hätte selbständige Daseinsformen entwickelt, die fremdem Einfluß nicht so leicht gewichen wären. Das wäre eine Gestaltung gewesen, wie sie dem Freiherrn vom Stein vorschwebte. So aber ist uns der nationale Staatsgedanke durch die Franzosennot eingepeitscht worden; unsere klassische Zeit hatte ihn nicht. Konstitutionelles Leben haben wir nach englischem und französischem Muster zu erreichen gesucht. Selbst in unseren wirtschaftlichen Bestrebungen sind weiteste Kreise unseres Volkes von den Vorbildern früher entwickelter Nationen abhängig gewesen. Die Frage des 19. Jahrhunderts, die soziale, trat an uns heran, während wir noch um verfassungsmäßiges Leben und nationale Einheit zu ringen hatten. Kein Wunder, daß wir auch hier fremdem Einfluß dienstbar wurden. Der Internationalismus gewann bei uns eine Stärke wie nirgends sonst. Unserer Prinzipientreue ward er ein Evangelium. Rund um uns herum ist man erst national und dann sozial; unsere Sozialdemokratie verkündet: „Internationale und Klassenkampf" und ist blind gegen die Selbstvernichtung, die sie damit heraufbeschwört.

Das ist ein trauriges Ergebnis der Entwicklung eines Jahrtausends. Aber es ist nicht ganz ohne einen Hoffnungsschimmer. Unseres Volkes politische Urteilslosigkeit ist geschichtlich geworden; von unabänderlichen Naturanlagen kann nicht die Rede sein. Was geschichtlich geworden ist, kann geschichtlich vergehen. Deutschlands Werdegang ward von schweren Zwischenfällen heimgesucht; bleiben wir von solchen verschont, so ist ehrliches Bemühen nicht aussichtslos. Es hat vor allem zwei Ziele ins Auge zu fassen: Bekämpfung jeder Uneinigkeit in nationalen Fragen, vor allem aller internationalen Tendenzen in welcher Form auch immer, daher Feindschaft gegen jeden Sozialismus, der international eingestellt ist, und gegen jede politische Richtung, die sich mit ihm verbindet. Dann aber Befreiung unseres Daseins von allen Einflüssen, die unser sittliches und religiöses Leben belasten, Rückkehr zu der Schlichtheit und Einfachheit, der Geradheit und Wahrhaftigkeit, die unserem Volke einen Ehrenplatz unter den Nationen verschaffen. Nicht Lebensgenuß sei die Losung, sondern Leistung, Dienst am Ganzen für jeden, welchen Platz er auch einnimmt. An diesem Maß werde jeder gemessen; wer ihm genügt, ist ein voller Volksgenosse, welches Standes auch immer; aber auch nur er!

Die Verschweizerung Deutschlands.

Von Hans von Liebig.

I. Der Zweck.

Das deutsche Volk hört in der Politik gerne von dem, was war; es hört auch noch gerne von dem, was sein soll; aber es hört sehr ungern von dem, was ist. Ruhm und Anerkennung erntet leicht, wer geistreich erzählt, was war; auch wenn er Falsches erzählt. Seine Gemeinde findet jeder, der predigt, was sein soll; auch wenn er Unsinn predigt. Auf unverhohlene Abneigung und Schlimmeres aber stößt, wer schildert, was ist; wenigstens, wenn er es richtig schildert. Aber es muß schließlich auch Käuze der letzteren Art geben.

England hat sein Kriegsziel erreicht. Deutschland ist als Weltmacht vorläufig erledigt und wird in den nächsten 25 Jahren Englands Kreise nicht mehr stören. Die Unannehmlichkeiten, die es durch die europäischen Hegemoniebestrebungen Frankreichs dafür eingetauscht hat, wiegen leicht gegenüber dem Vorteil, von dem Wettbewerb befreit zu sein, den Deutschland bei friedlicher Weiterentwicklung notwendig hätte entfalten müssen. Auch in einem balkanisierten Europa — zu mehr wird es Frankreich nie bringen — wird England auf seine Kosten kommen.

In Frankreich wehrt sich eine untergehende Rasse gegen den Tod; kein Kampf verleiht stärkere Kräfte. Der Kampf erstreckt sich nach zwei Richtungen. Einmal auf die Gewinnung von frischem Blut. Wenn Elsaß-Lothringen, das Saargebiet und womöglich noch die Rheinlande den Franzosen wieder Beamte, Offiziere, fleißige Bauern, Arbeiter und Familienväter liefern, kann diese Blutauffrischung das Leben Frankreichs beträchtlich verlängern. Aber es ist Zeit dafür nötig; und diese Zeit will Frankreich gewinnen, indem es das übrige Deutschland in dauernde Ohnmacht schlägt. Dieses Ziel ist noch nicht erreicht.

Der dritte Gegner Deutschlands — alle andern mit Ausnahme Polens sind nicht Gegner aus innern Gründen, sondern Gelegenheitsgegner und Werkzeuge der andern Gegner — ist die Weltmacht Alljudaan. Man kann auch Amerika dafür sagen; aber das ist insoferne irreführend, als man dabei zu leicht an das Volk der Amerikaner denkt. Wenn man schon Russen und Deutsche als politische Kinder bezeichnen kann, so muß man das Volk der Amerikaner ins Säuglingsalter einreihen; es läßt sich von seiner Kindsmagd Alljudaan ins Wickelkissen stecken und schleppen, wohin sie will. Die oberste Regierungsbehörde Alljudaans, die jüdische Großfinanz Neuyorks und Washingtons, übt gleichzeitig die Regierungsgewalt über die Vereinigten Staaten von Nordamerika aus.

Das Ziel Alljudaans ist die wirtschaftliche Beherrschung der Welt. Da diese nicht möglich ist, solange Staaten durch eigenmächtige von Alljudaan unabhängige politische und völkische Bestrebungen die Wirtschaftspolitik Alljudaans zu durchkreuzen vermögen, müssen die Staaten auch politisch von Alljudaan abhängig gemacht werden. Sie dürfen wohl noch Politik treiben, aber nur innerhalb von Grenzen, in denen diese Politik der Politik Alljudaans förderlich oder wenigstens nicht schädlich ist. In Amerika ist das schon seit langem der Fall. In Großbritannien waren die widerstandsfähigen Kräfte schon unter Eduard VII., dem treuen Bundesgenossen Alljudaans, erheblich geschwächt worden und sind nun durch den Weltkrieg völlig in den Hinter-

grund gedrängt. Großbritannien wird in der Weltpolitik nichts mehr unternehmen, was nicht im Sinn Alljudaans läge. Damit hat Alljudaan die zwei einzigen Weltmächte, die es außer ihm noch gibt, in der Hand. Die dritte Weltmacht, Rußland, in die es sich nicht wie in die andern beiden einschleichen konnte, hat es von Grund aus zerstören lassen. Alle andern „Verbündeten" Amerikas und Englands sind nur Vasallen; wenn Alljudaan will, ist Frankreich innerhalb von acht Wochen kusch wie ein zahmer Pudel. Aber Alljudaan braucht an der Stelle, wo Frankreich steht, zurzeit keinen zahmen Pudel, sondern einen zähnefletschenden Wolf. Denn Alljudaan arbeitet auf lange Sicht. Es will nicht zwei Weltmächte sich unterworfen und eine dritte zum Zusammenbruch gebracht haben, um schließlich von einem vierten zur Weltmacht aufstrebenden Volk an die Wand gedrückt zu werden. Als solche Weltvölker der Zukunft kommen die Japaner im Osten und die Deutschen im Westen in Betracht.

Händlerherrschaft ruht auf guten Mauern; sie sind mit den Lebensbedürfnissen der Menschen und dem Hunger gemörtelt. Ist sie einmal aufgerichtet, so kann sie nur mehr durch eine besondere Sorte Menschen, den Helden, gebrochen werden. Es gibt aber in der Welt nur mehr zwei Völker, in denen noch entwicklungsfähiger heldischer Geist steckt, die Deutschen und die Japaner. Alljudaans Herrschaft ist Händlerherrschaft. Alljudaans gefährlichster und gehaßtester Feind ist auch heute noch der heldische Deutsche.

Als Ganzes wäre vielleicht das russische Volk noch gefährlicher, weil hier in der Volksgesamtheit mehr natürliches, den Juden ablehnendes Rassegefühl steckt als in dem verbildeten Deutschen, und die räumliche Ausdehnung des Landes mit seiner vorwiegend landwirtschaftlichen Eigenart das Land unabhängiger vom Außenhandel macht. Hier war daher die völlige Vernichtung der völkischen Widerstandskraft das gegebene und aussichtsreichere Mittel, obwohl damit auch für Alljudaan zunächst wirtschaftliche Einbußen und Verringerung baldiger Gewinnmöglichkeiten verbunden waren. Deutschland gegenüber ist Alljudaan nicht auf das Mittel der Zerstörung von Grund aus allein angewiesen. Es behält zwar als letzte Möglichkeit auch dieses Mittel ständig im Auge und wird die Glut des Bolschewismus und Kommunismus in Deutschland nie ausgehen lassen, um sie im Notfalle zur Flamme anfachen zu können. Daneben steht ihm in Deutschland noch ein anderer, wirtschaftlich sehr viel vorteilhafterer Weg zur Verfügung, den heldischen Geist zu töten: die Verschweizerung. Die Bolschewisierung arbeitet mit äußeren Mitteln; die Wirkung solcher äußerer Mittel ist immer eine zweifelhafte; namentlich kann man nie berechnen, ob sie dauerhaft ist und wie lange sie anhält. Die Verschweizerung aber arbeitet von innen heraus. Bolschewismus ist eine akute Krankheit mit ungewissem Ausgang; Verschweizerung eine chronische Krankheit mit sehr geringer Aussicht auf Heilung.

II. Das Ziel.

Im Februarheft 1920 der „Monatshefte für Politik und Wehrmacht" (Reim) schrieb ich: „Das Reich ist heute eine Beute der verbündeten am Deutschtum uninteressierten Mehrheitsmächte im Innern, soweit es nicht eine Beute der äußeren Mächte ist, und wird es bleiben; die Verschiebungen nach rechts, welche die nächsten Wahlen mit sich bringen werden, werden nicht stark genug

sein, um viel daran zu ändern ... Dieses Reich, wie wir es jetzt haben, wird kaum mehr aus eigener Kraft ein mächtiges Deutsches Reich werden können. Es kann sich vielleicht nach einigen Schwankungen und Zusammenbrüchen wieder wirtschaftlich erholen und dann eine Art vergrößerter Schweiz werden. Dort sind ja die Bürger im Feiern nationaler Feste sogar noch recht rege und bilden sich ein, Herren im Lande zu sein; in Wirklichkeit leben sie in einer Kolonie des internationalen Kapitalismus, der ihnen seine Bedienung, den Verwaltungsdienst, Garten-, Ackerbau und ähnliche Verrichtungen überläßt, solange und soweit er mit dieser Bedienung zufrieden ist. Diese Verschweizerung, die Verwandlung Deutschlands in einen Staat, der jeder Machtpolitik entsagt und nur mehr der „Wirtschaft und Kultur" lebt, auf deutsch, seine wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte dem Ausland und dem internationalen, vorwiegend jüdischen Ausbeutertum anheimgibt und dem eigenen Volkstum entzieht, liegt ganz in der Richtung der gegenwärtig Deutschland beherrschenden Mächte."

Die Dinge haben sich in der hier vorausgesagten Weise ununterbrochen weiter entwickelt; ihre Erkenntnis hat leider damit nicht Schritt gehalten. Man konnte noch vor kurzem geistreiche, anscheinend sehr tief dringende Auslassungen über die Bedeutung des Ringens am Rhein lesen; dabei handle es sich letzten Endes um ein riesenhaftes Ringen zwischen den deutschen und französischen Eisen- und Kohleninteressenten um die wirtschaftliche Herrschaft über Erz und Kohle, und damit über die europäische Industrie. Aber dieses Ringen ist nur ein Vordergrundschauspiel, dessen Regie Alljudaan führt; die Regierung Alljudaans ist immer mehr ein Regieführen als ein Regieren. Alljudaan will bei diesem Ringen beide Gruppen in seine Hand bekommen; darum handelt es sich in diesem Sonderfalle. Weder die französische noch die deutsche Erzeugung an sich ist ihm dabei das Wichtige, sondern die wirtschaftliche Herrschaft über beide Gruppen. Wenn sich der Weltmacht Alljudaan irgend wo anders in der Welt, sagen wir in Sibirien, eine Gelegenheit bietet, billiger und mit größeren Gewinnmöglichkeiten Eisen zu erzeugen, will es sowohl die französische wie die deutsche Eisenerzeugung nach Wunsch einschränken oder stillegen können. Das ist das eigentliche Ziel der Weltherrschaftsbestrebungen Alljudaans: eine Welt, in der es sich alle Rohstoff- und Fertigstofferzeugung so einrichten kann, wie sie unter geringstmöglichem Kostenaufwand den alljüdischen Staatsbürgern den höchstmöglichen Gewinn auf raschestem Wege bringt. Den alljüdischen Staatsbürgern allein; andern höchstens als Mitläufern, soweit sich das aus technischen Gründen nicht gut vermeiden läßt.

Es ist einer der erfolgreichsten Kunstgriffe Alljudaans, alle seine wirtschaftlichen und politischen Maßregeln, die in Wirklichkeit nur auf den Nutzen Alljudaans zugeschnitten sind, durch seine Werkzeuge in der Presse, der Wissenschaft, bei den „Fachmännern" und im Parlament immer so hinstellen zu lassen, als ob sich dabei allgemein gültige politische oder wirtschaftliche Gesetze auswirkten. Noch vor ein paar Jahren glaubte ganz Deutschland, der Zug zur Demokratie sei ein Gesetz der Zeit, obwohl es lediglich ein von Alljudaan erfundener und verbreiteter Glaubenssatz war. Heute hält jeder Wirtschaftler die Entwicklung der Wirtschaft zu immer größeren senkrechten und wagrechten Konzernen für unabänderlich, obwohl sie lediglich ein Sonderziel der jüdischen Großfinanz ist.

Allerdings holt auch Alljudaan seine Lehren nicht aus dem blauen Himmel

herunter; es liegt ihnen etwas Tatsächliches zugrunde. Aber es biegt sich die Tatsachen für seine Zwecke zurecht und baut sie sich dafür aus. Die Entwicklung zum Großbetrieb ist naturgemäß und berechtigt, soweit sich dadurch Ware billiger und besser erzeugen und preiswerter auf den Markt bringen läßt. Diese Entwicklung würde auch nicht die Vernichtung der mittleren und kleineren Betriebe nach sich ziehen müssen. Es gibt kaum eine Fertigindustrie, bei deren Übergang in den Großbetrieb nicht Nebenzweige, Spezialitäten, überblieben, deren Übernahme den sämtlichen oder meisten bisherigen Klein- und Mittelbetrieben den Weiterbestand ermöglichen würde. Wenn auch bei der natürlichen Entwicklung viele solcher Betriebe verschwinden, so liegt die Schuld häufig bei ihnen selbst. Entweder vermögen sie sich nicht neu einzustellen, oder sie verderben sich, was noch häufiger ist, durch Uneinigkeit unter sich oder mit den Großunternehmern die Wettbewerbsfähigkeit mit den Großbetrieben, gehen in schwierigen Lagen der Gesamtindustrie nicht einheitlich vor, sondern versuchen sich durch ihre größere Unabhängigkeit von den Lohnarbeitern Sondervorteile zu verschaffen; lassen in günstigen Lagen erst recht die Gesamtinteressen außer acht und wollen durch Preisunterbietungen die Konjunktur ausnützen und was dergleichen Kurzsichtigkeiten mehr sind. Dabei geraten sie früher oder später unter die Räder, und zwar, wie gesagt, nicht unverdient.

Aus allen solchen und ähnlichen natürlichen Entwicklungen wird aber sofort etwas anderes, wenn sich der Jude mit seinem Leihkapital hineinmengt und sie auf die Ziele seiner Weltmacht umbiegt. Nun hat der Großbetrieb, der Konzern, der Trust nicht mehr den Sinn, den Wirtschaftsbedürfnissen des Volkes, des Staates oder der Welt auf zweckmäßigere und billigere Weise gerecht zu werden als es im Kleinbetriebe möglich wäre, sondern jetzt haben sie nur mehr den Sinn, das Leihkapital der jüdischen Großfinanz rascher umzusetzen und zu vermehren als es bei der natürlichen wirtschaftlichen Entwicklung der Völker geschehen würde.

Vielleicht legt ein Beispiel den Unterschied am raschesten klar. Die Hausgeräte eines Volkes sind ein Ausdruck seiner Kultur. Eine Kaffeekanne in einer englischen Familie wird, selbst wenn sie in Deutschland hergestellt worden sein sollte, bei natürlicher Entwicklung der Wirtschaft immer ein etwas anderes Aussehen haben, einem etwas anderen Geschmack entsprechen als eine Kaffeekanne in einer deutschen, französischen oder ungarischen Familie. Daran ändert es nichts, ob diese Kanne nun wie früher in kleinen Betrieben mit zehn und zwanzig Arbeitern oder in großen mit 500 und 1000 Arbeitern hergestellt wird. Die Fabrikware braucht deshalb auch noch keineswegs eine Massenware dem Geschmack nach zu sein, und der Großbetrieb verhindert auch nicht das Weiterbestehen kleinerer Betriebe, die dann wohl etwas teurere Kannen erzeugen, die sich durch irgendwelche für die Massenherstellung nicht geeignete Eigenart auszeichnen und eben deshalb auch ihren Absatz finden.

Nun bringt der Jude die Steingut- und Porzellanindustrie in seine Hand. Zunächst erwirbt er Aktienmehrheiten einzelner deutscher, englischer und französischer Aktiengesellschaften; von ihnen aus verschluckt er kleinere G. m. b. H.'s und Kommanditgesellschaften; dazwischendurch gliedert er sich neue große Gesellschaften an; der Konzern wird gebildet und mit jüdischem Geld finanziert; allmählich entsteht der Welttrust. Nun ist die Möglichkeit da, die gesamte Erzeugung auf das oben erwähnte Ziel umzustellen. Alljudaan wird sich also

sein, um viel daran zu ändern ... Dieses Reich, wie wir es jetzt haben, wird kaum mehr aus eigener Kraft ein mächtiges Deutsches Reich werden können. Es kann sich vielleicht nach einigen Schwankungen und Zusammenbrüchen wieder wirtschaftlich erholen und dann eine Art vergrößerter Schweiz werden. Dort sind ja die Bürger im Feiern nationaler Feste sogar noch recht rege und bilden sich ein, Herren im Lande zu sein; in Wirklichkeit leben sie in einer Kolonie des internationalen Kapitalismus, der ihnen seine Bedienung, den Verwaltungsdienst, Garten-, Ackerbau und ähnliche Verrichtungen überläßt, solange und soweit er mit dieser Bedienung zufrieden ist. Diese Verschweizerung, die Verwandlung Deutschlands in einen Staat, der jeder Machtpolitik entsagt und nur mehr der „Wirtschaft und Kultur" lebt, auf deutsch, seine wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte dem Ausland und dem internationalen, vorwiegend jüdischen Ausbeutertum anheimgibt und dem eigenen Volkstum entzieht, liegt ganz in der Richtung der gegenwärtig Deutschland beherrschenden Mächte."

Die Dinge haben sich in der hier vorausgesagten Weise ununterbrochen weiter entwickelt; ihre Erkenntnis hat leider damit nicht Schritt gehalten. Man konnte noch vor kurzem geistreiche, anscheinend sehr tief dringende Auslassungen über die Bedeutung des Ringens am Rhein lesen; dabei handle es sich letzten Endes um ein riesenhaftes Ringen zwischen den deutschen und französischen Eisen- und Kohleninteressenten um die wirtschaftliche Herrschaft über Erz und Kohle, und damit über die europäische Industrie. Aber dieses Ringen ist nur ein Vordergrundschauspiel, dessen Regie Alljudaan führt; die Regierung Alljudaans ist immer mehr ein Regieführen als ein Regieren. Alljudaan will bei diesem Ringen beide Gruppen in seine Hand bekommen; darum handelt es sich in diesem Sonderfalle. Weder die französische noch die deutsche Erzeugung an sich ist ihm dabei das Wichtige, sondern die wirtschaftliche Herrschaft über beide Gruppen. Wenn sich der Weltmacht Alljudaan irgend wo anders in der Welt, sagen wir in Sibirien, eine Gelegenheit bietet, billiger und mit größeren Gewinnmöglichkeiten Eisen zu erzeugen, will es sowohl die französische wie die deutsche Eisenerzeugung nach Wunsch einschränken oder stillegen können. Das ist das eigentliche Ziel der Weltherrschaftsbestrebungen Alljudaans: eine Welt, in der es sich alle Rohstoff- und Fertigstofferzeugung so einrichten kann, wie sie unter geringstmöglichem Kostenaufwand den alljüdischen Staatsbürgern den höchstmöglichen Gewinn auf raschestem Wege bringt. Den alljüdischen Staatsbürgern allein; andern höchstens als Mitläufern, soweit sich das aus technischen Gründen nicht gut vermeiden läßt.

Es ist einer der erfolgreichsten Kunstgriffe Alljudaans, alle seine wirtschaftlichen und politischen Maßregeln, die in Wirklichkeit nur auf den Nutzen Alljudaans zugeschnitten sind, durch seine Werkzeuge in der Presse, der Wissenschaft, bei den „Fachmännern" und im Parlament immer so hinstellen zu lassen, als ob sich dabei allgemein gültige politische oder wirtschaftliche Gesetze auswirkten. Noch vor ein paar Jahren glaubte ganz Deutschland, der Zug zur Demokratie sei ein Gesetz der Zeit, obwohl es lediglich ein von Alljudaan erfundener und verbreiteter Glaubenssatz war. Heute hält jeder Wirtschaftler die Entwicklung der Wirtschaft zu immer größeren senkrechten und wagrechten Konzernen für unabänderlich, obwohl sie lediglich ein Sonderziel der jüdischen Großfinanz ist.

Allerdings holt auch Alljudaan seine Lehren nicht aus dem blauen Himmel

herunter; es liegt ihnen etwas Tatsächliches zugrunde. Aber es biegt sich die Tatsachen für seine Zwecke zurecht und baut sie sich dafür aus. Die Entwicklung zum Großbetrieb ist naturgemäß und berechtigt, soweit sich dadurch Ware billiger und besser erzeugen und preiswerter auf den Markt bringen läßt. Diese Entwicklung würde auch nicht die Vernichtung der mittleren und kleineren Betriebe nach sich ziehen müssen. Es gibt kaum eine Fertigindustrie, bei deren Übergang in den Großbetrieb nicht Nebenzweige, Spezialitäten, überblieben, deren Übernahme den sämtlichen oder meisten bisherigen Klein- und Mittelbetrieben den Weiterbestand ermöglichen würde. Wenn auch bei der natürlichen Entwicklung viele solcher Betriebe verschwinden, so liegt die Schuld häufig bei ihnen selbst. Entweder vermögen sie sich nicht neu einzustellen, oder sie verderben sich, was noch häufiger ist, durch Uneinigkeit unter sich oder mit den Großunternehmern die Wettbewerbsfähigkeit mit den Großbetrieben, gehen in schwierigen Lagen der Gesamtindustrie nicht einheitlich vor, sondern versuchen sich durch ihre größere Unabhängigkeit von den Lohnarbeitern Sondervorteile zu verschaffen; lassen in günstigen Lagen erst recht die Gesamtinteressen außer acht und wollen durch Preisunterbietungen die Konjunktur ausnützen und was dergleichen Kurzsichtigkeiten mehr sind. Dabei geraten sie früher oder später unter die Räder, und zwar, wie gesagt, nicht unverdient.

Aus allen solchen und ähnlichen natürlichen Entwicklungen wird aber sofort etwas anderes, wenn sich der Jude mit seinem Leihkapital hineinmengt und sie auf die Ziele seiner Weltmacht umbiegt. Nun hat der Großbetrieb, der Konzern, der Trust nicht mehr den Sinn, den Wirtschaftsbedürfnissen des Volkes, des Staates oder der Welt auf zweckmäßigere und billigere Weise gerecht zu werden als es im Kleinbetriebe möglich wäre, sondern jetzt haben sie nur mehr den Sinn, das Leihkapital der jüdischen Großfinanz rascher umzusetzen und zu vermehren als es bei der natürlichen wirtschaftlichen Entwicklung der Völker geschehen würde.

Vielleicht legt ein Beispiel den Unterschied am raschesten klar. Die Hausgeräte eines Volkes sind ein Ausdruck seiner Kultur. Eine Kaffeekanne in einer englischen Familie wird, selbst wenn sie in Deutschland hergestellt worden sein sollte, bei natürlicher Entwicklung der Wirtschaft immer ein etwas anderes Aussehen haben, einem etwas anderen Geschmack entsprechen als eine Kaffeekanne in einer deutschen, französischen oder ungarischen Familie. Daran ändert es nichts, ob diese Kanne nun wie früher in kleinen Betrieben mit zehn und zwanzig Arbeitern oder in großen mit 500 und 1000 Arbeitern hergestellt wird. Die Fabrikware braucht deshalb auch noch keineswegs eine Massenware dem Geschmack nach zu sein, und der Großbetrieb verhindert auch nicht das Weiterbestehen kleinerer Betriebe, die dann wohl etwas teurere Kannen erzeugen, die sich durch irgendwelche für die Massenherstellung nicht geeignete Eigenart auszeichnen und eben deshalb auch ihren Absatz finden.

Nun bringt der Jude die Steingut- und Porzellanindustrie in seine Hand. Zunächst erwirbt er Aktienmehrheiten einzelner deutscher, englischer und französischer Aktiengesellschaften; von ihnen aus verschluckt er kleinere G. m. b. H.'s und Kommanditgesellschaften; dazwischendurch gliedert er sich neue große Gesellschaften an; der Konzern wird gebildet und mit jüdischem Geld finanziert; allmählich entsteht der Welttrust. Nun ist die Möglichkeit da, die gesamte Erzeugung auf das oben erwähnte Ziel umzustellen. Alljudaan wird sich also

z. B., wenn es in China nicht noch billiger ist, in Deutschland irgendeine große Porzellanfabrik herausſuchen, die reiche Erfahrung in der Herſtellung von Kaffeekannen hat, und dieſe Fabrik ausſchließlich mit der Herſtellung von Kaffeekannen betrauen. Sämtliche anderen Fabriken Deutſchlands, Englands und Frankreichs werden mit der Herſtellung anderer Waren beſchäftigt oder, wenn ſie ſich infolge ungünſtigerer Lage im Verkehr oder zu den Rohſtoffbezugsquellen ſchlecht rentieren, ſtillgelegt. Die Weltkonkurrenz iſt ausgeſchaltet; der Konzern braucht ſich alſo auch weiter keine Mühe mehr zu geben, durch irgendwelches Werben um den Abſatz, durch Qualität, reiche Auswahl u. dgl. den Abſatz zu vergrößern. Er wird ſich darauf beſchränken, für größere Länder vielleicht drei bis vier, für kleinere ein bis zwei Muſter von Kaffeekannen auf den Markt zu bringen, die alle möglichſt günſtig für die Fabrikation geformt ſind. Wer keines dieſer Muſter kaufen will, bekommt überhaupt keine mehr zu kaufen. Höchſtens beſchäftigt der Konzern noch eine weitere Fabrik mit der Herſtellung beſonderen Luxusporzellans in vielleicht fünf bis zehn Muſtern, damit die jüdiſche Großfinanz nicht aus denſelben Kaffeekannen zu trinken braucht wie das andere Volk; die ſind dann um das Zehnfache teurer. Natürlich ſind auch die für die Maſſe beſtimmten Kannen nicht etwa billiger als ſie waren, als ſie noch von den deutſchen, engliſchen oder franzöſiſchen Fabriken hergeſtellt wurden, ſondern teurer; es iſt ja keine Unterbietung durch die Konkurrenz mehr zu befürchten. Es iſt lediglich die Spannung zwiſchen Herſtellungspreis und Verkaufspreis geſtiegen, welche der Konzern und der Zwiſchenhandel, den inzwiſchen der Konzern auch in die Hände der Juden geſpielt hat, als Gewinn einſteckt. Selbſtverſtändlich kann dieſe Entwicklung keine kleineren und mittleren Betriebe mehr brauchen, weil ſeine Preis- und Lohnpolitik nur bei Monopolſtellung durchführbar iſt; wenn ein mittlerer Betrieb beſſere Kannen zu billigeren Preiſen auf den Markt bringen würde und dabei beſtehen bliebe, ſo wären damit dem „Volk“ die Augen geöffnet über die Ausbeutung, der es vom jüdiſchen Konzern unterworfen wird.

Das einfache Beiſpiel der Kaffeekanne zeigt die Bedeutung der wirtſchaftlichen Entwicklung auf den Weltſtaat Alljudaan hin in ihrer dreifachen Bedeutung für die Kultur, für die Volkswirtſchaft und für das Volkstum jeden Volkes. Die Bedeutung für die Kultur liegt auf der Hand; gebräuchlich iſt bereits der Ausdruck „Amerikaniſierung“; aber er iſt wie in der Politik falſch; das amerikaniſche Volk ſelbſt iſt dabei Objekt, nicht Subjekt; man müßte von Alljudaaniſierung der Kultur ſprechen. Die Amerikaner ſind nur das erſte bereits durchalljudaaniſierte Volk. Die Judaaniſierung bedeutet den Tod aller lebendigen Kultur und den Übergang der von den lebendigen Kulturen bisher erzeugten Kulturwerte in die Muſeen der Ziviliſation oder in die Paläſte und Sammlungen Alljudaans.

Auch die Bedeutung für die Volkswirtſchaft eines Volkes iſt leicht zu überſehen. Die Völker werden überhaupt keine eigene völkiſche Volkswirtſchaft mehr haben; ſie werden auch nicht mehr das erzeugen, was ihrer Art beſonders liegt und worin ſich das Weſen des Volkes beſonders ausdrückt, ſondern das, was der jüdiſchen Großfinanz am meiſten einträgt. Wozu braucht die deutſche Induſtrie der Welt deutſche Lokomotiven oder deutſche Automobile zu liefern, die jeder Fachmann ſofort an ihrer genauen Ausführung von amerikaniſchen Lokomotiven und Automobilen unterſcheiden kann, wenn an den billiger herzuſtellenden und raſcher verſchleißenden Maſchinen amerikaniſcher Bauart All-

judaan mehr verdient? Es wird dann nur mehr eine alljüdische Volkswirtschaft geben, die dann von den jüdischen Nationalökonomen der verschiedenen Völker der wißbegierigen Jugend unter dem Namen Weltwirtschaft schmackhaft gemacht werden wird.

Das Volkstum der Völker selbst sinkt dann zu einer Rohstoffbezugsquelle lebendiger Arbeitskräfte für die Weltmacht Alljudaan herunter. Als es noch Sklaverei gab, wurden bestimmte Völker immer gern für diese, andere wieder für jene Arbeitszwecke herangezogen. Wenn der Alljudaan vorschwebende wirtschaftliche und politische Idealzustand einmal erreicht ist, wird sich wahrscheinlich in jeder großen Fabrik das Bild internationaler Menschheitsverbrüderung widerspiegeln. Für bestimmte Arbeiten, für bestimmte leitende Stellen werden Deutsche, für andere Schweizer, für dritte Engländer, für wieder andere Polen oder Slawen usw. bevorzugt werden, je nachdem die Rentabilität des Betriebes durch die Verwendung der einzelnen Volksangehörigen an der betreffenden Stelle am meisten gesichert wird. Menschheitsverbrüderung wird dieser Zustand natürlich nur in den ethischen oder volkswirtschaftlichen Lehrbüchern der Juden genannt; wenn es dann noch Verlage und Druckereien gibt, welche die Werke noch völkisch empfindender Männer drucken und verlegen, wird der Zustand richtiger mit jener Art Menschheitsverbrüderung auf eine Stufe gestellt werden, welche der internationale Sklaventroß eines römischen Cäsaren in sich verkörperte.

Wie ohne weiteres klar ist, setzt die Erreichung dieser alljüdischen Endziele eine Umstellung der geistigen Verfassung der Völker und ihres Empfindens voraus. Am glattesten ginge die Geschichte ja, wenn es Alljudaan gelänge, die ganzen Völker so auf die „Internationale" schwören zu lassen, wie es ihr bei dem Großteil der deutschen Arbeiterschaft bereits gelungen ist. Wenn z. B. in einem sibirischen Bergwerk chinesische Kulis sich schlecht bewähren, so ist es sehr angenehm für Alljudaan, an der Ruhr tüchtige deutsche Bergleute zu wissen, die durch keinerlei heimatliche Hemmungen abgehalten werden, sich nach Sibirien überführen zu lassen und dort für Alljudaan zu arbeiten. Wo sich aber das Volks- und Nationalgefühl nicht glatt ausrotten läßt, kann man sich immer noch helfen, indem man das Volk „verschweizert".

III. Der Weg.

Die Schweiz ist das beste Beispiel dafür, wie ein Volk in der Einbildung und in dem Stolz eines lebendigen Volkstums erhalten werden kann, während es in Wirklichkeit völkisch schon lange gestorben ist und wahrscheinlich nie mehr auferstehen wird. Leben ist Wachstum, und Wachstum ist Ausdehnung. Wofür lebt eigentlich das Volk der Schweizer noch? Wenn man einmal feststellen wollte, wieviel vom Schweizer Boden noch wirklichen Schweizern gehört, würde man wahrscheinlich zu erschreckenden Zahlen kommen. Die 15% ausländischer Bewohner, welche 1910 die Statistik erfaßt hat, geben natürlich auch kein annähernd richtiges Bild. Aber auch die wirklichen Schweizer leben längst nicht mehr für ihr Volk, sondern arbeiten und pflanzen sich fort für den Erhalt von Familien und Nachkommen, die zufällig innerhalb der Grenzen des Schweizer Staates geboren sind. Finden die Kinder innerhalb dieser Grenzen ihren Unterhalt und es gefällt ihnen dort, so bleiben sie; wenn nicht, wandern sie eben aus und suchen anderwärts ihr Auskommen. Welchem Schweizer käme

auch nur der Gedanke, eine Ausdehnung seiner Grenzen zur Erhaltung seines überschüssigen Volkstums anzustreben oder an irgendeinem Punkt der Welt staatseigene Kolonien zu diesem Zweck gründen zu wollen? Würden die heutigen Deutschschweizer auch nur die Kraft aufbringen, ihre jetzigen Grenzen mit der Glut der einstigen Eidgenossenschaften zu verteidigen, wenn Frankreich oder Italien ihre Grenzen ernstlich vorschieben wollten? Oder würde nicht viel wahrscheinlicher, vielleicht nach einigen schwachen Anfangsversuchen von Widerstand, die Geschichte mit einem faulen „Vergleich" schließen, im Namen der „Menschheit" oder einer sonstigen ähnlich idealen Sache? Weder Frankreich noch Italien werden Schritte der genannten Art tun, weil in der verschweizerten Schweiz die französischen und italienischen Vorpostenkantone die Belange beider Staaten gegenüber den Deutschschweizern und gegenüber Deutschland und Österreich viel wirkungsvoller zu vertreten vermögen als es dieselben Teile einverleibt zu tun vermöchten.

Die Tatsache dieser Wirksamkeit beleuchtet hell die politische Bedeutung der Verschweizerung für ein an sich lebenskräftiges Volk; weder den näheren Feinden dieses Volkes noch dem Feind aller Völker, dem Staat Alljudaan, wird ein solches Volk politisch mehr hindernd im Wege stehen. Ebensowenig wirtschaftlich; wenn sich das dort angelegte jüdische Kapital nicht mehr entsprechend rasch vermehrt, wandern die Industrien eben in andere Länder mit besseren Erzeugungsbedingungen ab, ohne auf nationale Hemmungen zu stoßen. Fast alle großen schweizerischen Unternehmungen, Sulzer, Brown, Boveri u. Co., Maschinen Oerlikon, Gebrüder Schwarzenbach und viele andere hatten schon vor dem Weltkrieg Niederlassungen in den Nachbarstaaten und über See; gegenwärtig verschiebt sich das Hauptgewicht immer mehr in diese ausländischen Zweigstellen, weil die Schweizer Löhne höher sind als die des Auslandes. Es ist also so ziemlich in jeder Beziehung in der Schweiz der Zustand erreicht, den Alljudaan braucht, um seine Weltherrschaft über die Völker auszuüben.

Das Deutsche Reich befindet sich zurzeit im Endstadium der Verschweizerung. Die Entwicklung konnte in den letzten Jahren einen so raschen Verlauf nehmen, weil durch die Revolution die schon lange vorher darauf eingeschulten marxistischen Parteien die Herrschaft erlangten und dem Leihkapital Alljudaans die Wege in alle wirtschaftlichen Kanäle des Reiches öffneten. Der gesamte Mittelstand, der durch die große Masse der kleinen Vermögen gegenüber dem jüdischen Großkapital immerhin noch widerstandsfähig war, wurde enteignet und darauf angewiesen, von dem zu leben, was ihm Alljudaan wirtschaftlich oder auf dem Umwege über den Staat noch zu verdienen gestattet; das Schwert des Verhungerns schwebt heute über jedem Einzelnen des deutschen Mittelstandes. Alle landwirtschaftlichen, industriellen und kaufmännischen Betriebe aber haben großenteils Teile der Substanz, so ziemlich alle aber das Betriebskapital verloren; sogar den vorzugsweise im Inland arbeitenden Banken ist das Betriebskapital knapp geworden. Teilweise wanderten Substanz und Kapital durch die Erfüllungspolitik ins Ausland, teilweise durch die Wirtschaftspolitik in die Taschen von Schiebern und Spekulanten, teilweise wurde es durch die Sozialpolitik aufgezehrt, ohne in Leistungen umgewandelt zu werden. Landwirtschaft, Industrie und Handel beschaffen die Einnahmen, von denen der Staat lebt. Die Republik Deutschland entwickelte aber ihre hervorragendste und eigentlich einzige Erfindungsgabe darin, Stellen und Gelegenheiten zu schaffen, in denen Leute vom Staat ernährt wurden, die keinerlei notwendige

oder nützliche Arbeit verrichteten und die Erträgnisse der schaffenden Wirtschaft aufzehrten; es dürfte in der ganzen Weltgeschichte noch niemals in einem Staat soviel staatlich bezahlte Scheinarbeit und Scheinleistungen gegeben haben wie in den Jahren der Republik in Deutschland.

Die Lage hat sich auf diese Weise mit Alljudaans Segen sehr einfach gestaltet. Sowohl die deutsche Wirtschaft wie der deutsche Staat sind in allen ihren Teilen bankrott und auf fremdes Geld angewiesen. Um die Bevölkerung ernähren zu können, müssen die Betriebe arbeiten; um arbeiten zu können, brauchen die Betriebe Betriebskapital; deutsches verleihbares Kapital gibt es nicht mehr, also muß ausländisches her, und dieses ausländische Kapital ist alljüdisches. Der Staat befindet sich in der gleichen Lage; aus Deutschland kann er nichts mehr herauspressen; zum Staatsbetrieb braucht er Geld, und das kann er nur vom Ausland, von Alljudaan bekommen. In die Wirtschaft fließt es auf dem Weg über die Banken, in den Staat auf dem Weg über die Dawesverträge. Alljudaan stellt selbstverständlich seine Bedingungen, wirtschaftliche wie politische, und diese Bedingungen laufen alle auf eine restlose wirtschaftliche wie politische Versklavung hinaus. Da die unmittelbare Umwandlung Deutschlands in Kolonien der Entente und Alljudaans schon deshalb nicht gut geht, weil die Verteilung eine unlösbare Aufgabe darstellen würde, wird sich die politische Versklavung in der Umwandlung Deutschlands in eine Art Schweiz unter der Kontrolle der Entente und Alljudaans vollziehen; es wird dann eine Art gemeinsamer Völkerkolonie. Das deutsche Volk steht gegenwärtig vor der angenehmen Wahl, entweder zu versklaven und zu verschweizern oder zu verhungern.

Innenpolitisch bedeutet die Verschweizerung die Beibehaltung des bisherigen Regierungssystems, außenpolitisch die Weiterführung der Erfüllungspolitik. Daran wird auch der neue Reichstag mit seiner starken nationalen Opposition nichts ändern. Es ist die Kunst Alljudaans, Staaten in Lagen hineinzumanövrieren, in denen die Staaten nicht mehr anders handeln *können* als ihnen Alljudaan vorschreibt. Und es ist die Besonderheit deutscher nationaler Oppositionen, in ihrer Allgemeinheit die Notwendigkeiten politischen Verhaltens erst dann einzusehen, wenn ihre letzten kurzsichtigen Mitläufer in der Erkenntnis nachgekommen sind, also etwa 3—4 Jahre zu spät. Das Neinsagen gegenüber jeder unbilligen Feindesforderung war das einzige richtige schon 1918; war noch leicht möglich 1919 und 1920, war schon schwer 1921 und 1922 und dürfte 1924 fast unmöglich geworden sein. Aber die nationale Opposition hat von 1918 bis 1924 zwar häufig den anderen lehren wollen, was sie tun sollten, aber nie getan, was sie selbst hätte tun können. Der schroffe Abbruch der Erfüllungspolitik wäre in der Theorie heute noch durchführbar, wenn wir in einem wirtschaftlich geschlossenen Staate lebten, der genügend Lebensmittel für seine Bevölkerung auf eigenem Boden erzeugt. Er wäre schließlich auch noch durchführbar, wenn sich Arbeiter und Bauern zu einigen Jahren härtester Arbeit und größter Sparsamkeit entschließen könnten. Aber er ist nicht durchführbar in einem Reich, in dem ein Großteil der Arbeiter unter alljüdischer Führung steht, welche die Verschweizerung *will*; in dem ein Großteil der Bauern unter ultramontaner Führung steht, die gegen ein verschweizertes Deutschland zum mindesten nichts einzuwenden hat, weil für die Kurie genau wie für alle andern Staaten ein verschweizertes Deutschland ein politisch viel bequemerer Staat ist als ein kaiserliches oder völkisches; in dem dem größeren

Teil des wirtschaftlichen Unternehmertums der Blick für den Unterschied, ob die Kamine in einer Schweiz oder in einem selbständigen völkischen Staat rauchen, schlechterdings fehlt; in einem Reich endlich, in dem die nationale Opposition aus dem Zustand der Aktionsunfähigkeit überhaupt nie herauskommt und den einzigen Mann, der bisher Marxismus und Ultramontanismus Abbruch zu tun verstand, Hitler, entweder links liegen ließ oder bekämpfte.

IV. Das Versagen der Nationalen.

Was sind die tieferen inneren Gründe des Versagens der Nationalen? Solange das Kaiserreich noch bestand, war der Grund sehr offensichtlich: sie hielten den Staat durch Regierung und Heer für ausreichend gesichert und sahen die Notwendigkeit eigenen politischen Handelns oder gar einer Opposition gegen die Regierung nicht ein. Noch während des ganzen Krieges galten dem überwiegenden Teil der national empfindenden Leute die Männer, welche die Nationalen zur schärfsten nationalen Opposition gegen das Regierungssystem der Bethmänner und Hertlinge aufstacheln wollten, als Hochverräter und wurden in fast gleiche Linie mit Liebknecht und Ledebour gestellt. Nach der Revolution waren sie dieses Schutzes, in dem sie sich wohl und sicher fühlten, beraubt und auf sich selbst angewiesen. Auf sich selbst in Form parlamentarischer Parteien. Damit waren sie aber gegenüber den schwarzrotgoldenen Parteien in einen schweren Nachteil versetzt.

Die Grundlagen der Abgeordnetenwahlen bilden die örtlichen Parteivereine. In kleinen wie in großen Orten wird Vorstand, wer beliebt ist und nicht anstößt. Die Menge ist immer mittelmäßig, und Mittelmäßigkeit ist bei ihr beliebter als Überlegenheit. Der Herr Vorsitzende darf wohl in einzelnen Eigenschaften etwas hervorragen; denn man will auch stolz sein können auf ihn; aber nicht zu viel. Die örtlichen Vorstände bilden die Unterlage für den weiteren Kreis- und Landesvorstand, und im obersten Vorstand werden die Abgeordneten bestimmt. Durch alle Stufen zieht sich der Grundsatz der Wohlgefälligkeit und wohltemperierten Begabung hindurch; daneben spielen noch Besitz, äußere Stellung, Vorsitz in andern mitgliederreichen Vereinen und Gewerkschaften eine Rolle. Das natürliche Ergebnis ist in allen aus demokratischen Wahlen hervorgegangenen Körperschaften die Vorherrschaft des besseren oder schlechteren Durchschnitts. Alle Staaten, denen das Schicksal der Schweiz bestimmt ist, müssen zunächst einmal demokratisiert werden, weil in ihnen die Mittelmäßigkeit des Parlaments und der Regierungen als Dauerzustand verbürgt ist; die Mittelmäßigkeit der vom „Volke" *gewählten* Regierungen. Sonst könnten nämlich in ihnen die *nicht* gewählten Regierungen nicht regieren. Diese brauchen die Mittelmäßigkeit, um die ihnen ergebenen Parteien leiten zu können und von den ihnen nicht ergebenen Parteien keine ernstlichen Hindernisse befürchten zu müssen.

Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie in Deutschland verfügen im Parlament gewiß nicht über befähigtere Köpfe als die nationalen Parteien; trotzdem haben diese Parteien noch unter Wilhelm II. und nach ihm weit über das Mittelmaß Hervorragendes geleistet; natürlich nicht für Deutschland, aber für Rom und Alljudaan, die hinter ihnen stehen und sich ihre führenden Köpfe nicht nach dem Mittelmäßigkeitsgrundsatz, sondern nach dem Grundsatz politischer Fähigkeit aussuchen. (Fortsetzung folgt.)

Das Judentum.

Von Siegfried Paſſarge,
o. ö. Profeſſor der Geographie an der Univerſität Hamburg.[1])

Wie das Chriſtentum als Fremdreligion eine ſo gewaltige und keineswegs nur ſegenbringende Rolle geſpielt hat, ſo hat das Fremdvolk der Juden einen unheimlichen Einfluß auf die Kulturentwicklung der europäiſchen Völker gewonnen. Während der Handwerkskulturzeit ins Ghetto verbannt, waren ſie nicht in der Lage, auf die innere Entwicklung der Völker einen entſcheidenden Einfluß auszuüben. Sie ſpielten indes wirtſchaftlich trotz der Abſperrung eine wichtige Rolle, ähnlich den gutartigen Darmbakterien, die die Speiſen verdauen helfen und für den Wirtskörper aufnahmefähig machen. Während der Maſchinenkulturzeit wurden die Juden als Staatsbürger aufgenommen, und ſeit dieſer Zeit haben ſie ſich in ſteigendem Maße an der Entfaltung der Maſchinenkultur beteiligt. Hervorragende Männer hat das Judentum auch in der Jetztzeit aufzuweiſen, die Bedeutendes geleiſtet haben. Allein es läßt ſich nicht verkennen, daß im ganzen genommen das Wirken des Judentums bedenklich iſt[2]). Das gerade in der letzten Zeit rieſige Anſchwellen des Antiſemitismus iſt eine Reaktion gegen ſolches ſchädliches Wirken.

„Wo ich eine große Wirkung ſehe, pflege ich auch eine große Urſache anzunehmen", ſagt Goethe einmal in den Geſprächen mit Eckemann. Mit Recht wird man aus der Gewalt der antiſemitiſchen Bewegung auf die Urſache Rückſchlüſſe ziehen dürfen.

Das Judenproblem iſt ein landſchaftskundliches Problem. Seine Beſprechung kann aber erſt in Angriff genommen werden, wenn die Einwirkung ſubtropiſcher und tropiſcher Landſchaften auf den Menſchen feſtgeſtellt worden iſt. . . . Eine eingehende Erörterung würde weit über den Rahmen dieſer Schrift hinausgehen. Sie iſt auch nicht notwendig. Denn der hier geſchilderte Ablauf der Kulturentwicklung würde auch ohne eine Beteiligung des Judentums eingetreten ſein. Freilich iſt der armenoide Abſturz[3]) durch die Juden ganz weſentlich beſchleunigt worden. Das muß jeder einſehen, der objektiv beobachten kann. Wer es leugnet, iſt entweder blind oder nicht aufrichtig. Schon rein äußerlich iſt dieſe ſtarke Wirkung auf die armenoide Umwand-

---

[1]) Wortgetreuer Auszug aus deſſen Werk „Landſchaft und Kulturentwicklung in unſeren Klimabreiten". Hamburg, L. Friederichſen & Co., 1922.

[2]) Wenn im nachfolgenden ganz allgemein von dem verderblichen Einfluß der Juden die Rede iſt, ſo gilt eine ſolche Auffaſſung mit demſelben Recht wie die Anſicht, daß die Deutſchen kein Nationalgefühl haben. Ebenſogut wie es zahlreiche Deutſche mit ſtarkem Nationalgefühl gibt, üben viele Juden keinen zerſetzenden Einfluß aus. Auch ſind die Juden ja nicht einheitlich geſtaltet. Die „polniſchen" Juden ſind weſentlich anders als die weſtlichen, aus Spanien und Portugal ſtammenden. (Paſſarge.)

[3]) Darunter verſteht Paſſarge den Abſchluß der Charakterentwicklung, der in Weſtaſien, im Bereich der „armenoiden" Raſſe, d. h. der den Armeniern ähnlichen Urbevölkerung erreicht worden iſt. „Für die armenoide Raſſe iſt es bezeichnend, daß ſie alle jene Eigenſchaften, die unter dem Einfluſſe des Stadtlebens zuſtande kommen und im ſchreienden Gegenſatz zu den Fundamentalcharaktern ſtehen, in geradezu vollendeter Form aufweiſt. Sie iſt im friedlichen Kampfe zwiſchen Menſch und Menſch in einer Weiſe geſchult, die ihr eine große Überlegenheit gegenüber den natürlichen Fundamentalcharakteren auf all den Gebieten ſichert, wo es auf Schlauheit, Gewiſſenloſigkeit und Geiſtesgegenwart ankommt, alſo namentlich auf dem Gebiet des Handels."

lung offensichtlich. Überall, wo sich deutliche Anzeichen des geistigen Verfalls zeigen, auf den Gebieten der Kunst, der Literatur, der Malerei, der Musik, sind Juden die Führer. Die Schmutzliteratur mit Lüsternheit, Sexualpathologie, Zynismus, ferner Effekthascherei und Geschäftspolitik, alles liegt in jüdischen Händen. Schauerlich ist die Geschwindigkeit, mit der viele jüdische Familien, die den Halt am orthodoxen Glauben verloren haben, degenerieren. Der Großvater Pindeljude in Polen, der Sohn auf der Höhe der Macht in Berlin, bereits der Enkel oft genug dem Untergang geweiht, ein Futurist. Dadaist, Kubist oder sonstiger wertvoller „ist". Einsichtsvolle Juden sehen mit Entsetzen das sittliche und physische Verkommen ihres Volkes nach unabänderlichen Gesetzen sich vollziehen. Mag die Macht des Judentums auch einige Zeitlang bestehen, sein Untergang ist unvermeidlich. Es steigt durch Demoralisieren der Wirtsvölker und stürzt mit den Demoralisierten in den Abgrund [1]).

Einen Blick wollen wir noch auf die Bedeutung des Judentums für das politische Leben aller Völker werfen. Man weist von philosemitischer Seite so häufig auf die geringe Zahl der Juden hin, um Bedenken zu entkräften. Der Einwand ist nicht stichhaltig. Man könnte folgenden Vergleich benutzen, um sich den politischen Einfluß des Judentums klarzustellen.

Wenn sich in einem Gefäß die Lösung eines Salzes befindet, so scheidet sich beim Verdunsten des Wassers schließlich das Salz aus, wenn das Maximum der Konzentration erreicht worden ist. Hängt man aber einen Kristall des Salzes in die Lösung, so wirkt jener als Kristallisationsprodukt und lange vor dem Erreichen der stärkst möglichen Konzentration scheidet sich das Salz um ihn ab; er wächst. Genau so wie der Kristall, wirkt das Judentum auf die in armenoider Umwandlung befindlichen Wirtsvölker. Die armenoid werdenden Bestandteile sammeln sich um den jüdischen Kristallkern und bringen dessen Einfluß zum Wachsen. Dieser Einfluß tritt in erster Linie im politischen Leben bei der Bildung politischer Parteien zutage.

Die arischen Wirtsvölker setzen sich aus verschiedenen sozialen Schichten zusammen, aber auch die Juden haben Vertreter in allen sozialen Schichten. Nun müssen aber dort, wo die soziale Schichtung für das politische Leben ausschlaggebend wird, notgedrungen politische Parteien entstehen, die sich nach der sozialen Schichtung richten. Da nun in fast allen Schichten Juden ihre Wirksamkeit entfalten, dienen sie überall den armenoid werdenden arischen Kreisen als Kristallisationspunkte. Damit wird der gewaltige politische Einfluß des Judentums verständlich. Bestimmte Parteien besitzen einen jüdischen Kristallkern, der gleichsam als Herz und Hirn wirkt. Um diesen Kern lagert sich eine Schicht von hoffnungslos armenoid gewordenen Ariern. Dann folgt die große Masse der politischen Partei, die überwiegend aus verführten, demoralisierten Mitläufern besteht, die aber durch Not und Elend wieder gesunden können. Wer die heutigen politischen Parteien aller Völker leidenschaftslos prüft, wird zugeben müssen, daß sie in zwei Teile zerfallen, in solche mit und solche ohne jüdischen Kristallkern, und zwar sind die jüdisch orientierten Parteien bei denjenigen Völkern, deren Nationalgefühl schwach entwickelt ist,

[1]) Es muß ein furchtbares Bewußtsein sein, einer Rasse anzugehören, die alle Völker ruiniert, mit denen sie zusammenlebt. M. E. ist die Zahl der Juden, die innerlich an diesem Bewußtsein zugrunde gehen, nicht gering. Daß sich so viele taufen lassen, mag damit zusammenhängen. (Passarge.)

ausgesprochen international gerichtet. Wo dagegen auf die Volksmassen nur auf nationaler Grundlage Einfluß zu gewinnen ist, bildet sich *auch* in nationalen Parteien ein jüdischer Kristallkern mit *ultranationaler Tendenz*. Dort sammeln sich also auch die nationalen Parteien um einen jüdischen Kristall. Northcliffe in England, d'Annunzio — ein ungarischer Jude — in Italien sind sehr bezeichnende Beispiele als Träger eines verderblichen, nationalen Phantomidealismus.

Es hieß vorher absichtlich, *auch* die nationalen Parteien sammelten sich um einen jüdischen Kristall, denn *außerdem* besitzen dort auch alle international gerichteten Parteien einen solchen. Das Judentum ist eben anpassungsfähig.

Es ist von großem Interesse und auch praktisch wichtig, den inneren Aufbau der judenfreundlichen politischen Parteien zu kennen. Denn von diesem inneren Bau hängt ihre weitere Entwicklung ab. Man muß sich nur einmal die Art des jüdischen Einflusses klarmachen. Der Einfluß auf die Mitläufer kommt dadurch zustande, daß rücksichtslose Interessenpolitik getrieben wird, d. h. nicht die Belange der Gesamtheit, sondern die der Partei stehen im Vordergrund. Mit solcher Politik sind aber Demoralisation, Verfall, Elend unausbleiblich verknüpft. Verelendete Massen aber wenden sich schließlich stets gegen ihre Verführer. Man sieht also, auf wie schwachen Füßen der jüdische Einfluß steht und von welchen Gefahren er bedroht ist. Dies erklärt auch die bange Angst vor dem Antisemitismus und die krampfhaften Abwehrmaßregeln. Keine Vereine zur Abwehr des Antisemitismus werden aber das Judentum vor der Rache der Verführten schützen. Gewaltmaßregeln gegen Äußerungen antisemitischer Gefühle würden obendrein gewiß eine gewaltige Steigerung des Hasses bewirken und den Untergang des Judentums nur beschleunigen. —

Mahnung an die deutsche Jugend.

„. . . Auf der andern Seite ist kein Land jemals durch ein noch so heißes Fühlen und Wollen gerettet worden, und wenn ich mich frage, ob die deutsche Jugend an politischem *Können*, an Verständnis für die erreichbaren Ziele und die zu ihrer Erreichung notwendigen Mittel, an *praktischem* Wissen und *praktischem* Instinkt ihrer Leidenschaft etwas Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hat, so habe ich als Antwort, das scheue ich mich nicht hier auszusprechen, nur ein rückhaltloses *Nein*.

Nationale Politik ist in Deutschland seit dem Kriege als eine Art Rausch verstanden worden. Die Jugend begeisterte sich in Masse an Farben und Abzeichen, an Musik und Umzügen, an theatralischen Gelübden und dilettantischen Aufrufen und Theorien. Ohne Zweifel werden die Gefühle dabei befriedigt, aber Politik ist etwas anderes. Mit dem Herzen allein ist noch niemals erfolgreiche Politik gemacht worden. *Und auf den Erfolg kommt es an* — sonst hat diese Tätigkeit überhaupt keinen Sinn. Alle Erfolge staatsmännischer Kunst und kluger Volksinstinkte waren das Ergebnis kühlen Wägens, langen Schweigens und Wartens, harter Selbstbeherrschung und vor allem eines grundsätzlichen Verzichtes auf Rausch und Szenen".

Aus *Oswald Spengler*: Politische Pflichten der deutschen Jugend. C. H. Beck, München.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Mai 1924.)

I.

„In England gehört es zum guten Ton unter den großen Parteien, die in Wirklichkeit fertige Regierungen in Bereitschaft sind, Talente zu entdecken, auszuzeichnen und vorzutreiben. Unsere Parteien sind dazu zu dumm, und unsere alte Verwaltung hatte die Anforderungen der Lage nicht verstanden[1]). Sie besaß kein Prinzip der taktischen Ausbildung, das mehr als mittelmäßige Ergebnisse liefern konnte; ich schweige von den neuesten Parteiministern, denn sie haben diese Auslese nicht einmal gewollt."

So schreibt Oswald Spengler in seinem Buch „Neubau des Deutschen Reiches", das in Kürze bei Beck in München erscheinen wird. —

In diesen Blättern ist oft genug darauf hingewiesen, daß besonders starke, eigenwüchsige Talente in den landläufigen Parteien nicht hochkommen. Ich glaube aber nicht, wie Spengler, daß das sozusagen an der Dummheit der Parteiführer liegt. Wirklich dumme Parteiführer sind sehr selten. Zum kleineren Teil auch nur wird es an einer etwaigen Eitelkeit und Kleinlichkeit dieser Leute liegen. Diese Eigenschaften, noch bestärkt durch byzantinische Liebedienerei der nächsten Umgebung, mögen hie und da mitsprechen. In der Hauptsache ist es aber m. E. der jüdische Einfluß, der sich auch in dieser Beziehung in den meisten Parteien äußert. Der Jude läßt starke arische Persönlichkeiten am liebsten gar nicht hochkommen. Gewisse Talente, wenn sie nicht unangenehme Charakterstärke zeigen, begönnert er, hilft ihnen sogar selbst zu Erfolgen, doch legt er sie irgendwie vorher an seine Leine und spannt sie, ohne daß sie es immer merken, vor den eigenen Wagen.

Dieses Verfahren der Gegenauslese von unserem Standpunkt aus machte sich schon lange vor dem Kriege bemerkbar und wurde vermutlich auch in den maßgebenden Zentralbehörden durchgeführt. Genau so, wie man an jede Stelle, die irgendwie über jüdische Belange zu entscheiden hatte, einen Juden oder Judengenossen geschoben hatte, ebenso dürfte man es verstanden haben, im Beamtennachwuchs das meiste auszuschalten, fernzuhalten oder kaltzustellen, was irgendwie eine unerschrockene, unbestechliche Betätigung im rein deutschen Sinne, gar in bismärckischem Geist erwarten ließ. Nach der Judenrevolution vom Jahre 1918 ist das ja ganz offen die Regel geworden, und herausgestellt werden nach dem Rezept der Weisen von Zion im allgemeinen nur noch Leute, die man auf seine Weise in der Hand hat.

Erst wenn man den Juden voll als biologisches Phänomen erfaßt hat, wird man die Selbstverständlichkeit begreifen, mit er der die angedeuteten Grundsätze anwendet. Bevor aber diese Erkenntnis Allgemeingut geworden und dementsprechend jeder jüdische Einfluß auf das öffentliche Leben ausgemerzt ist, werden weder die schönsten Verfassungen noch die edelsten Programme irgendeinen Fortschritt in unserem Sinne bringen. Wenn man bedenkt, wie das deutsche Volk es sich gefallen läßt, daß jüdische Zeitungen und

[1]) Vgl. dazu z. B. in diesem Heft den Aufsatz des Generals v. Liebert über den hervorragenden Kolonisator Grafen Pfeil! Die Schriftleitung.

Zeitschriften — besonders die illustrierten — immer noch ganz bewußt die falsche Auslese fördern, indem sie Juden und Verjudete auffällig in den Vordergrund rücken, schöpferische arische Kräfte aber totschweigen, wird man einsehn, daß wir erst am Anfang des Erwachens stehn. Die Masse muß erst wieder Vertrauen zu den deutschblütigen Führern bekommen. — Natürlich dürfte man nun nicht in den Gegenfehler verfallen und glauben, daß arische Köpfe allein deshalb schon die unfehlbaren Führer wären, etwa weil für sie eine händlerisch erfolgreiche Reklame mit Lichtbildern und Postkarten getrieben wird. Reklame kann natürlich auch in der Politik bekannt machen und darf unter Umständen Mittel zum Zweck sein, aber wie bei einer Ware, muß die Qualität der Reklame entsprechen.

2.

Die Reichstagswahlen haben nun ja einen offensichtlichen Erfolg der Deutschnationalen gebracht, aber auch ebenso der Kommunisten. Die „große" Koalition der Erfüllungspolitik, d. h. die Front derjenigen, die sich an den Lebensgesetzen einer Nation in feiger Klugheit vorbeidrücken wollen, die Front der Unheldischen, ist stark erschüttert, und der deutsche Wähler hat deutlich gezeigt, daß er sich auf sein nationales Selbstbestimmungsrecht und die dazugehörige geistige Einstellung, nämlich den nationalen Kampfeswillen, besinnt.

Auch die Partei-Völkischen haben einen großen Erfolg zu verzeichnen, über den man sich freuen muß, auch wenn man, wie wir, die Anschauung vertritt, daß die völkische Auffassung von Staat und Leben in erster Linie Sache der Gesamtgesinnung, nicht eines Parteiprogramms ist, und daß diese Gesinnung eben die Grundstimmung in allen Parteien, d. h. die des ganzen Volkes werden muß. Von dem positiven Arbeitswillen der Partei-Völkischen und ihrem Verantwortungsgefühl gegenüber dem Schicksal der ganzen Nation, das in so manchen Dingen ein unfruchtbares Beiseitestehn nicht mehr lange wird dulden können, wird es abhängen, ob der Erfolg der Partei-Völkischen weiter wachsen wird. Der Zauber, der von den Personen Hitlers und Ludendorffs an und für sich ausgeht, war naturgemäß besonders stark unmittelbar nach dem Prozeß über die Novemberereignisse, in dem der unerschrockene, mannhafte Einsatz ihrer ganzen Person für den völkischen Gedanken in hellem Glanz aufleuchtete. Dem Erfolg der Völkischen bei den bayrischen Landtagswahlen hat das Ergebnis bei den Reichstagswahlen, wenigstens in Bayern, nicht mehr entsprochen. „Das Spielen mit den niederen Instinkten", auf das die klug geleitete „Großdeutsche Zeitung" mit Recht als unvereinbar mit völkischem Geist hingewiesen hat, dürfte mit Schuld sein am Stimmenrückgang. Die radikalen Elemente in der Bewegung, die „es nicht erwarten können" und mit marxistischen, gar kommunistischen Anleihen die Arbeitermassen ganz rasch zu bekehren hoffen, dürfen nicht außer Acht lassen, daß völkische Gesinnung im allgemeinen Opfer bringen bedeutet, Aufgabe des Eigennutzes und Hingabe an das Volksganze; daß Opfer aber nur für ein höheres Ziel gebracht werden, nicht für ein niederes. Und sehr bald wird man in der ganzen Bewegung zwei Richtungen unterscheiden, nämlich auf der einen Seite die, welche tatsächlich opfern, und auf der anderen Seite jene, welche die Sache als „Konjunktur", als „Karriere" betrachten. Wehe der Bewegung, wenn die Letztgenannten die Oberhand gewinnen sollten! Die Opfernden meinen die Erhaltung und den Aufstieg des Volkes als Ganzes, — nicht etwa den Erfolg entwurzelter Groß-

städter, die sich der neuen Strömung zuwenden in der Hoffnung, dort mühelos zu finden, was sie in anderen Parteien nicht fanden.

Eines noch scheinen die Wahlen im Reiche bewiesen zu haben: das Erwachen zum völkischen Bewußtsein erfolgt nicht zuerst über das Soziale, sondern ganz einfach über das Nationale. Auch das sollten sich die radikalen Kreise innerhalb der Partei-Völkischen gesagt sein lassen. Ob es zu der notwendigen und erwünschten Vereinigung aller rechts-, d. h. national gerichteten Gruppen kommt, in denen völkische Erkenntnis sich mit völkischem Kampfeswillen paart, — das wird nun wieder sehr stark von dem Verhalten der vorderhand siegreichen Deutschnationalen abhängen. Finden sie die richtige Entschlossenheit und Klarheit in ihrer Stellung zur Judenfrage und verstehn sie es — falls ihnen tatsächlich eine führende Rolle im Parlament und in der Regierung zufällt — die Kraft aufzubringen, das Gutachten der Sachverständigen abzulehnen oder sonst irgendwie seine Durchführung zu verhindern, wird der Einigungsgedanke unter ihrer Führung sicherlich Freunde auch im völkischen Lager finden. Diplomatische Haltung gegenüber dem sehr wachen und sehr mißtrauischen Ausland darf ihnen dabei keineswegs gleich als „Verrat" ausgelegt werden. Wer positiv in der Politik arbeitet, weiß, daß alles zur richtigen Zeit geschehn muß, wenn es Erfolg haben will, d. h. daß die Dinge nicht nach abstrakten Gedanken allein, sondern auch von außen mit bestimmt werden. „Ich diene dem Vaterlande nach den Umständen, nicht nach meiner Meinung", sagte der praktische Idealist Bismarck. Doch darf man als sicher annehmen, daß eine Enttäuschung der nationalen Wählermassen in bezug auf die Ablehnung des Sachverständigengutachtens sich auf die Dauer bitter rächen würde. Hergt darf, auch im Geiste des verstorbenen Helfferich, nicht in Stresemännerei verfallen. Dr. Maurenbrecher von der „Deutschen Zeitung" tat sehr recht daran, ihn zu erinnern, daß eine Neuwahl — bei etwaiger Auflösung des neuen Reichstages — „nur dann einen Sinn und für die Deutschnationalen nur dann einen Erfolg hat, wenn sie mit der Anspannung der äußersten nationalen Energie und Leidenschaft geführt wird" [1]). Und diese äußerste nationale Leidenschaft muß natürlich unter allen Umständen schon jetzt entwickelt werden. Daß die Marxisten in der Frage des Wucherausschusses, gen. Sachverständigenkommission (s. den hervorragenden Aufsatz von Bang im Maiheft der Zeitschrift!) nun gar einen Volksentscheid haben wollen, beweist, wie stark sie für ihre Macht fürchten, die ja mit Kriegsschuldlüge und Versailles, d. h. Erfüllung, steht und fällt. Die Kunst Hergts würde darin zu bestehn haben, eine nationale Regierung zu bilden und doch das Gutachten zu Fall zu bringen. Beides werden die Marxisten mit dem ihnen verbündeten Feindbund mit allen Mitteln zu verhindern trachten. Gäbe es ein Mittel, die Entscheidung über das Gutachten hintanzuhalten und eine nationale Regierung zu bilden, die sofort das Republikschutzgesetz aufhebt und eine nationale Bewegung im ganzen Reich entfacht, sollte man nicht zögern, es anzuwenden — selbst wenn es außerhalb des parlamentarischen Rahmens läge. Die nächste Zukunft wird lehren, ob dies möglich ist. Daß die ganz und gar unvölkische Erfüllungs-Regierung Marx zögert, zurückzutreten, ist ein Anlaß mehr, alle Minen springen zu lassen, um so mehr als Stresemann das unerhörte Geständnis gemacht hat, daß „über dieses Gutachten auch von uns schon seit Wochen Beratungen gepflogen sind [2]),

[1]) Deutsche Zeitung, Nr. 202 vom 7. Mai 1924.
[2]) Deutsche Zeitung.

während diese Regierung das deutsche Volk über den vollständigen Inhalt des Gutachtens im Dunkeln ließ. In dieser entsetzlichen Not unseres Vaterlandes darf eine solche Regierung wohl kaum noch allzuviel Rücksicht erwarten, wenn sie sich trotz der durch die Neuwahlen veränderten Lage zu gehn sträubt.

3.

Es gibt viele Leute, die sich wundern, daß man angesichts unserer mehr als tragischen Lage — man kann sie getrost verzweifelt nennen — noch die Ruhe aufbringt, die Dinge sachlich zu erörtern. Man nennt das gern „Mangel an Temperament" oder „akademische Kühle". Aber es sei die Gegenfrage gestattet: was würde es nützen, wenn man sich mit verzweifelten Zornesausbrüchen und dem immer wiederholten Aufruf zum Kampf begnügen würde? Wir haben früher und nachhaltiger zum Kampf aufgerufen als so mancher andere, der uns jetzt Mangel an Temperament vorwirft, und wir werden gewiß nie müde werden, es immer wieder zu tun. Aber die letzte Wahl war gewiß in ihrer Art auch ein Aufruf zum Kampf — und sie hat gezeigt, daß Hitlers „Lawinentheorie" wirklich noch auf völlig unreifen Boden gefallen wäre — womit seinem nachahmenswertem Tatwillen in keiner Weise zu nahe getreten werden soll. Es hat keinen Sinn, ja, es ist außerordentlich gefährlich, von der völkischen Bewegung politische Auswirkungen erzwingen zu wollen, bevor ihre Hauptgedanken in der Seele der Bevölkerung wirklich feste Wurzeln geschlagen haben. Das hieße, ernten wollen, bevor die Saat ausgereift ist. Die ganze völkische Bewegung kann daran zugrunde gehn; es ist klar, daß alle unsere Feinde daran mit Fieberhast arbeiten, daß sie es auf diese Weise tut. Es handelt sich wirklich nicht darum, daß der oder jener ein Mandat erhält. Darum haben wir nicht jahrelang gekämpft. Bevor wir nicht eine Aristokratie der Gesinnungs-Völkischen von oben bis unten durch das ganze Volk geschaffen, bevor wir nicht den Begriff der Volksgemeinschaft in die Tat umgesetzt haben — wo ist es in Wirklichkeit bisher geschehn? Gemeinsame Versammlungsbegeisterung ist noch keine Volksgemeinschaft! —, dürfen wir nicht daran denken, praktische Folgerungen zu ziehn. Im Gegenteil: verfrühte Experimente zerschlagen die jungen Keime. Beherzigen wir erst wirklich, was Max Wundt sagt: „Wollen wir den großen Königsgedanken, daß Deutschland nicht nur ein Reich, sondern ein Volk werden müsse, vorbereiten helfen, so müssen wir uns auf die sonstigen Bedingungen völkischer Gemeinschaft besinnen, und von ihnen aus dann auch die Gemeinschaft der Arbeit und der Bildung verstehen und regeln. Wir müssen uns auf den sittlichen Gehalt unseres Volkstums besinnen, der uns in den verschiedenen Gestaltungen der Volksgemeinschaft entgegentritt. Nur eine Erneuerung des sittlich-religiösen Geistes wird unserem Volkstum die Rettung bringen. Liebe und Ehrfurcht muß wieder erwachen, und der Pflichtgedanke, nicht die Geldgier, muß unsere Arbeit beseelen. In der Erinnerung der großen Zeiten des deutschen Volkes muß das Gefühl für völkische Ehre wieder in uns lebendig werden, und alle diese Kräfte müssen in der höchsten völkischen Tugend, der Treue, zusammenfließen. Aus der Kraft der Treue müssen wir den schmählichen Verrat, den wir alle an unserem Volkstum begangen haben, überwinden" [1]).

[1]) Aus Max Wundt: Was heißt völkisch? Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. Schriften der Gesellschaft „Deutscher Staat", Heft 10.

In eigener Sache.

Zu meinem Bedauern sehe ich mich genötigt, nach langem, wohl begründetem Schweigen meine Leser noch einmal mit einer Erklärung zu behelligen, die den Herrn Hans Kipper, Herausgeber des „Michel" in Graz betrifft. Herr Kipper hat es nicht verwunden, daß ihn ein Ehrengericht zweimal für nicht genugtuungsfähig erklärt hat. Er hatte sich s. Zt. — der erste Spruch liegt ein Jahr zurück — ehrenwörtlich verpflichtet, den Spruch des Ehrengerichts anzuerkennen. Dies Ehrenwort hat ihn in keiner Weise verhindert, das Ehrengericht selbst zu verdächtigen, den Spruch anzuzweifeln und mich sowie andere bekannte Männer aus der völkischen Bewegung, mit denen er den Ehrenhandel hatte, nach dem Spruch fortgesetzt unerhört zu verdächtigen und zu beleidigen. Wir haben lange geschwiegen, aus der Erwägung heraus, einmal, daß für uns mit dem Spruch des Ehrengerichts die Angelegenheit naturgemäß erledigt sei, und ferner, daß es mit Rücksicht auf die Sache und die völkische Bewegung besser wäre, die Angelegenheit, die für Herrn Kipper ein so unrühmliches und beschämendes Ende nahm, auf sich beruhen zu lassen, da wir das Blatt des Herrn Kipper, den „Michel", nicht schädigen wollten. Das aber verträgt Herr Kipper eben nicht, und so hat er denn immer wieder den Schmutz, der ihn selbst betrifft, von Neuem aufgerührt und neuerdings sogar den Obmann des Alldeutschen Verbandes für Österreich, Herrn Professor Dr. Hertle, Graz, in niederträchtiger Weise verleumdet.

Es gibt nun Kreise, welche die weit zurückliegenden Vorgänge nicht kennen. Herr Kipper benutzt die ihm s. Zt. durch mich verschafften Anschriften des Alldeutschen Verbandes, um seine unerhörten Verdächtigungen gegen den Verband, seinen Obmann, mich und andere Verbandsmitglieder in falscher, rührseliger Aufmachung den Verbandsmitgliedern zuzusenden. Es darf aber auf die Dauer nicht der Eindruck entstehn, daß wir uns Beleidigungen ungerügt gefallen ließen. Daher sehe ich mich genötigt, zu erklären, daß Herr Kipper durch den zweimaligen Spruch des Ehrengerichtes, der für ihn vernichtend ist und dessen Gründe er unrichtig wiedergibt, für mich ein für allemal abgetan ist. Ich habe Besseres und Wichtigeres zu tun, als immer wieder auf die lange erledigten und als haltlos erwiesenen Verdächtigungen eines Menschen einzugehen, von dem es durch Spruch des Ehrengerichts zweimal festgestellt ist, daß er kein Ehrenmann ist. Es ist zwecklos, sich mit derlei Menschen herumzubalgen. Mir ist dazu meine Zeit zu schade. Zum letzten Male gehe ich in dieser Sache an die Öffentlichkeit, um mich von Herrn Kipper mit der Erklärung zu verabschieden, daß ein Mensch mit seiner Vergangenheit — ich erwähne nur: Holzschiebungen mit Juden; gesetzwidrige Verwendung eines nicht für ihn bestimmten Briefes — nicht in die völkische Bewegung gehört, wenn er es auch noch so gut versteht, führende völkische Persönlichkeiten für sich und sein Blatt einzufangen.

1. Mai 1924. Dr. E. Kühn.

Bücherschau.

Friedrich Lauer: Alte Geschichte. — Joh. Ferber: Mittelalter u. Reformationszeit. München 1923, R. Oldenbourg.

2 Teile des Reimannschen Geschichtswerkes, die das streng gegliederte notwendige Tatsachenmaterial bringen und auf der Oberstufe als Grundlage eingehender Studien verwendet werden können. Das neue Lehrbuch läßt vollen Spielraum für die freie Gestaltung des Unterrichts.

Bieberstein (Rhön). H. Zeiß.

Wellen und Wiesen. Eine Wanderung durch das Tal der Schwarzen Laber von J. B. Laßleben. Bilder von Max Schultze. Verlag von Michael Laßleben, Kallmünz (Bayern).

Eine ständig wachsende Zahl von Menschen hat erfahren, daß man um Schönes zu schauen nicht nötig hat ins Ausland zu fahren. Auch unsere Heimat birgt genug des Schönen, man muß es nur zu finden wissen. Das Büchlein mit den vielen anheimelnden Bildern ist so recht dazu angetan, dem Durchwandern unserer heimatlichen Gaue neue Freunde zu werben; wer aber, durch diese Bilder angeregt, das vergessene Seitental der Donau durchstreift, dem berichten sie viel Wissenswertes aus Vergangenheit und Gegenwart des Landes. F. S.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Waldemar Vollerthau: Der Kampf um Tsingtau: Eine Episode aus dem Weltkrieg 1914/18. Nach Tagebuchblättern. Verlag S. Hirzel, Leipzig.

In fesselnder, ergreifender Weise schildert uns Konteradmiral a. D. Vollerthau, der als Vorstand der Nachrichtenabteilung die Belagerung und Eroberung Tsingtaus mitmachte, den Heldenkampf von nicht ganz 4000 Deutschen gegen eine Übermacht von 50—60 000 Japanern. Wie wenig man im deutschen Mutterlande daran dachte, diese ostasiatische Kolonie einmal mit dem Schwerte in der Hand verteidigen zu müssen, geht am besten aus der ganz unzulänglichen Befestigung Tsingtaus hervor, weshalb der Platz in einem Zeitraum von knapp drei Wochen mit den vorhandenen, höchst unzureichenden Mitteln erst notdürftig in Verteidigungszustand versetzt werden mußte. Dabei erfährt man weiter, wie schlecht unsere Diplomatie unterrichtet war, denn noch am 9. August 1914 erhielt der Gouverneur, Kapitän z. S. Meyer-Waldeck, von unserer Botschaft in Tokio ein Telegramm, „das die Haltung Japans geradezu optimistisch beurteilte". Sehr bemerkenswert sind auch die Mitteilungen des Verfassers im ersten Kapitel darüber, daß in jenen kritischen Julitagen, als man in Deutschland noch immer nicht an einen Krieg glauben wollte, er in Shanghai u. a. am 27. Juli schon beobachtete, wie zwei dort liegende englische Kriegsschiffe mit äußerster Beschleunigung kohlten.

J. St—g.

Dr. Alfons Heilmann: Gottesträger. Das Schönste aus den Kirchenvätern. Verlag Herder & Co., Freiburg i. B.

Wer außer den Theologen hat heute noch Zeit, in den Kirchenvätern zu lesen? Und doch enthalten sie so unendlich viel des Tiefsten und Erhabensten, was je über Religion gedacht, empfunden und niedergeschrieben wurde. Dem religiösen Wiedererwachen der deutschen Volksseele kommt dieses Büchlein gerade zupaß, denn es bringt in geschickter Auswahl und übersichtlicher Anordnung wirklich vieles von dem Schönsten, was uns die Kirchenväter an schriftlichen Aufzeichnungen hinterließen. Besonderes Lob sei dem formvollendeten Deutsch der Übertragung gezollt.

J. St. — g.

Die Zionistischen Protokolle

Das politische Programm der internationalen Geheim-Regierung

Übersetzt aus dem Englischen nach dem im Britischen Museum befindlichen russischen Original

Mit einem Vor- und Nachwort von Theodor Fritsch

2. Auflage

Preis geheftet Mark —.80

Die Kenntnis der „Zionistischen Protokolle" ist unerläßlich zum restlosen Verständnis der politischen und wirtschaftlichen Vorgänge. Erscheinungen und Zusammenhänge der letzten 20 Jahre und der Gegenwart finden hier ihre Erklärung. Wird die Echtheit der Protokolle vom Judentum natürlich auch bestritten, so ist doch für Jeden, der sie eingehend studiert, der tägliche Verlauf der Weltgeschichte der schlüssige und untrügliche Beweis für deren Echtheit. Die Protokolle sind die beste und schärfste Waffe gegen die Weltherrschaftspläne des Judentums. Sie sind aber auch gleichzeitig ein Buch der Erziehung zum politischen Denken und Handeln. Deshalb gehören die „Zionistischen Protokolle" in die Hand eines jeden Deutschvölkischen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hammer-Verlag, Leipzig 13

Postschließfach 276 :: Postscheckkonto 51252

Sittenlehre der Juden

Auszug aus dem Talmud

Preis —.30 Mark

Deutschvölkischer Verlag (Alfred Roth) Stuttgart

Soeben erschienen:

Von deutschen Ahnen und Enkeln

Richtlinien aus der Vererbungslehre und Rassenkunde von

Prof. Dr. med. Phil. Kuhn,

Direktor des hygienischen Institutes der Technischen Hochschule zu Dresden.

Preis Mk. 1.—.

E. Beutelspacher & Co., Dresden A 1, Marienstraße 18

Inhaber Max Heinzmann.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Zusammenbruch und Aufstieg des französischen Wirtschaftslebens 1789 und 1799 von Fritz von Hake (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung).

Der Verfasser verspricht im Vorwort, von einer Parallele mit den heutigen Verhältnissen absehen zu wollen, ungewollt tritt diese trotzdem überall hervor: Papiergeldwirtschaft, Höchstpreise, Beschlagnahmen, Schieber (accapareurs), Neureiche, Wucherbekämpfung, passiver Widerstand der Landbevölkerung, Nothilfe, der es gelingt, die Ernte zu bergen, nicht aber die Neubestellung der Felder zu sichern; Herrschaft der Straße, überstürzten und schwankenden Gesetzgebung, die heute widerruft, was sie gestern angeordnet hat, und deren hervorstechendsten Kennzeichen der Mangel an Achtung vor dem Eigentum und jedem wohlerworbenen Recht ist; kurz, alles, was wir auch heute erleben, vergröbert und verschärft durch die Bösartigkeit des französischen Volkscharakters, seine Mordlust, die Guillotine, der es schließlich doch nicht gelingt, die Naturgesetze zu meistern. Die ganze auf verkehrten volkswirtschaftlichen Anschauungen und Lehren fußende Wirtschaft führt nur schneller zum Ende; als die heutige auf denselben Irrlehren aufgebaute, weil sie rücksichtsloser durchgeführt wird. Das Land war ausgeraubt; die Beutezüge der Revolutionsarmee brachten keine Nahrungsmittel mehr in die Hauptstadt, weil auf dem Lande auch nichts mehr war; das Volk hungerte — und wurde reif für die Diktatur. Napoleon zeigte dann, daß er nicht nur Heere, sondern auch die Volkswirtschaft zu reorganisieren verstehe. Die Mittel, die er anwandte, waren mannigfach, als daß sie hier aufgezählt werden könnten, alle aber hatten sie zur Voraussetzung oder zum Ziele: die Wiederherstellung der Sicherheit des Privateigentums. Napoleon kam bei seiner Wiederherstellung der Volkswirtschaft der Raub aus den Nachbarländern zugute. Der wird uns fehlen. Ein deutscher Diktator wird also eine schwierigere Aufgabe vorfinden. Wird er überhaupt erstehen? Oder hat uns das Schicksal, indem es uns den einen Bismarck bot, für längere Zeit abgefunden?

Fritz Lesser.

Alle hier besprochenen Werke wie jedes andere Buch liefert schnell: **Buchhandlung der „Stimme vom Rhein"**, Verlag Norbert Windfelder, **Köln 23 und Siegen 1.**

Franz Müller

Mit Hakenkreuz und Stahlhelm

Sturmtrupplieder und völkische Dichtungen.

1. Ausgabe. 2. vermehrte Auflage. Geh. 0.60, schön geb. 0.90 Mk.

Mit glühender Begeisterung und Vaterlandsliebe sind diese Lieder geschrieben und passen wie vielleicht kein anderes Gedichtbändchen in die jetzige Zeit.

Rache für Versailles

Völkische Lieder und Balladen.

Dieses neue Buch des bekannten völkischen Dichters bedarf wohl keiner besonderen Empfehlung. Deutscher Geist, der flammende Ruf nach Freiheit aus unserer geknechteten Zeit werden ihm die Herzen aller Deutschen erobern.

Preis geh. 1.—, geb. 1.50 GM.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag Jos. Weixler, Kirchheim-Teck (Württemberg).

Ingenieur-Ausbildung

nach neuesten, bewährten Grundsätzen,
bei billigster Anstalts-Verpflegung.

Technikum Hainichen i. Sachsen

Bad Warmbrunn

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. (Bahnstation.) 8 schwefelhaltige, stark radioaktive Thermalquellen. Angezeigt geg. alle Form. v. chron. Gelenk- u. Muskel-Rheum., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenl., b. Nerven-, Frauen- u. Hautkrankh., Kriegsverletzungen. ✓ Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw. Kurzeit Mai-Oktober. ✓ Brunnenversand d. „Neuen" u. „Kleinen" Quelle sowie d. Tafelw. „Ludwigs-Quelle" durch Herm. Kunicke, Hirschberg i. Schl.

Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Musik-Instrumente jeder Art

auch Trommeln / Signalhörner / Pfeifen / Grammophone usw.

Gebr. Glaß, Markneukirchen Nr. 50. / Preisliste frei

Für kommende Zeiten unentbehrliches Rüstzeug!

Otto Kernholt, **Vom Ghetto zur Macht.** 4.—6. Aufl. Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Deutschlands Schuld und Sühne. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 6.—.

Marcion, **Das Alte Testament eine heilige Schrift?** Geh. Mk. 1.40.

Prof. von Hoor, **Der numerus clausus an den ungarischen Universitäten.** Geh. Mk. 1.—.

Diese Schrift hat für alle Staaten die gleiche große Bedeutung.

Adolf Bartels, **Die Berechtigung des Antisemitismus.** Eine Widerlegung der Schrift von Herrn v. Oppeln-Bronikowski „Antisemitismus". Preis 50 Pfg.

Ein jetzt sehr stark verlangter **H.-Ver-Roman** ist

Fritz Halbach

Genosse Levi

Preis geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher / Leipzig

Inselstraße 10 Fernspr.-Nr. 4396

Woher?

Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserleben. 5. A. 31.—44. Tausend. Geb. GM. 5.—, postfrei 5.30.

„Ein wirkliches Geschenk an das deutsche Volk." (Rud. Herzog.)

Ferd. Dümmlers Verlag
Berlin SW 68 (Postscheck 145).

„Andreas Hofer"

Die Tragödie eines Volkes.
Von Richard Elsner.
Preis: —.90 Mark.

Deutsche Kulturgemeinschaft
Berlin-Pankow
Postscheckkonto Berlin 10214.

Die Buchhandlung

der „Stimme vom Rhein"
Verlag Norbert Windfelder
Köln 28 u. Siegen 1
empfiehlt sich zur schnellen und billigen Ausführung jeder Buchbestellung.

(1922 gegründet zur Stärkung und Ausbreitung des deutschen Schrifttums im bedrohten Rheinland).

Bei größ. Bestellungen Zahlungserleichterung und Monatskonto.

Interessante
Bücherkataloge

über alle Gebiete der Lebensreform und Körperkultur
kostenlos.

Verlag W. Hacker,
St. Andreasberg i. H.

Wir machen unsere Leser besonders auf den diesem Heft liegenden Prospekt der Firma Vereinigung Völkischer Verleger e. G. m. b. H. Leipzig, Königstr. 17 aufmerksam.

Neuerscheinungen:

Die Kriegsbeschuldigtenfrage

Ihre Bedeutung für Deutschland u. den Feindbund
von Oberstleutnant a. D. **von Stosch.**
Geh. 6.—.

Deutsches Parteiwesen

Ein Führer d. d. politischen Parteien Deutschlands
—.40.

Recht und Staat in unserer Dichtung

Flüchtige Bilder für nachdenkliche Leute
von RGR. **Dr. Georg Müller.**
Geh. 1.50. Geb. 2.50.

Ernst Letsch Verlag, Hannover, Hainhölzerstr. 23/25

Sind Sie ein Germane ein Deutscher hell od. dunkel ?

dann lesen Sie bitte folgende 2 Bücher

Der Aufstieg der deutschen Kultur.

Erläutert an 17 illustr.
Charakterbildern
der Kaiser, Könige, Fürsten usw. aus dem Weltkriege
Kaiser Wilh., Kronprinz usw.
v. Barelhako. Preis 1.—.

Rangordnung der hellen u. dunklen Germanen.

Erklärt an 24 Abbildungen der bekannt. Heerführer u. Helden des Weltkrieges
v. Hindenburg, Ludendorff usw.
v. Barelhako. Preis 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen od. direkt vom
Verlag Menschenkunde, Hellerau-Dresden 6
— Unser Bücheranzeiger: Deutsches Volkstum frei —

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Germanen-Bibel

Aus heil. Schriften germanischer Völker.

Von **Wilhelm Schwaner**

mit Bildern von Fidus und Volkert.

In Halbleinen gebunden 2 Bände, je Goldmark 10.—,
Ganzleinen in einem Band Goldmark 25.—.

Erster Band: Germania, Edda, Nibelungen, Heliand, Märchen und Sagen, Walter von der Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach, Hans Sachs, Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe (Eckermann), Schiller, Schlegel, Novalis, Jean Paul, Hölderlin, Kleist, Uhland, Rückert, Grillparzer, Eichendorff, Hebbel, Mörike, Gilm, G. Keller, Rosegger.

Zweiter Band: Ullrich v. Hutten, Eckehart, Jakob Böhme, Leibniz, Kant, Schleiermacher, Hegel, Schelling, Fichte, Bogumil Goltz, Fechner, Schoppenhauer, Nietzsche, E. v. Hartmann, Friedrich der Große, Pestalozzi, Stein, Arndt, Lagarde, Moltke, Bismarck, Wagner, Ludwig Jahn, Heinrich von Treitschke.

Dr. Wachler im Hammer: Schwaners großes Verdienst ist, als der erste sich an die Bezwingung eines Zeitproblems von epochemachender Bedeutung gewagt zu haben: aus dem literarischen Nationalschatz des Germanentums ein Grundbuch zu gewinnen. Der Versuch ist gelungen, denn soviel ist schon jetzt klar: die Aufgabe, an die Schwaner sich gewagt hat, führt in das zentrale Problem der Germanisierung unserer Religion: ein Hauptziel unserer Zukunft. Für den Genius der Nation aber bedeutet dieses Buch nichts weniger, als den Anfang der Befreiung aus den unwürdigen Fesseln, in die ihn Rom seit einem Jahrtausend verstrickt hielt.

Volkserzieher-Verlag / Berlin-Schlachtensee
Krottnauerstraße 5.

Die völkische Weltsendung

Wege zur völkischen Staatsidee.

Von **Paul Hartig.**

Umfang 42 Seiten. Preis 60 Pfennig.

Um bewußt und bewegt aus tiefstem Herzensgrund zur völkischen Idee als göttlicher Weltsendung zu kommen, ist es notwendig, daß endlich einmal klar umrissen gezeigt wird, was eigentlich „völkisch" ist und welche naturgeborenen Forderungen darin verborgen liegen. Wenn etwas Positives aus all der völkischen Gärung herauswächst, so sind es die Gedanken dieser Schrift. In der Abrechnung mit vielen neugewordenen Ideen liegt zugleich ihre Vertiefung des „Völkischen". Sie ist die Schrift der völkischen Aufklärung, mit der sich Freunde und Gegner befassen müssen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder zuzüglich des Postgeldes von 10 Pfennigen unmittelbar vom Verlag.

Verlag Deutsche Gemeinschaft, Bad Berka bei Weimar.

Jeder Deutsche sollte den Sinn und die Herkunft seines Familiennamens kennen. **Deutsche Sippennamen** deutet gegen Vergütung **Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Tröltschstraße 4.**

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Von deutscher Regierungsethik. Von Armin von Oefele	Seite	389
Die großpolitische Wiedergeburt Deutschlands. Von Erich Schlaikjer	„	399
Die Verschweizerung Deutschlands. (Schluß). Von Hans von Liebig ..	„	407
Die letzten 8 Monate Faschistenherrschaft in Italien. Von Adolf Dresler	„	416
Die Voraussetzung des völkischen Staates. Von Elisabet Boehm ..	„	422
Nordische Glaubensgestaltung. Von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß	„	424
Technische Errungenschaften. Von Dr. ing. Max Otto Wurmbach	„	433
Musik und Bühne. Von Dr. Karl Grunsky	„	439
Bild der Lage. Von Dr. Erich Kühn	„	443
Bücherschau	„	450

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis vierteljährlich Mk. 3.—, Einzelheft Mk. 1.10 (postfrei).

Soeben erschienen **25** Auflage von

Henry Ford: Der internationale Jude.

Henry Ford bekannt als der größte Industrielle Amerikas und als Pazifist, gilt vielen als das Vorbild eines sozialdenkenden und erfolgreichen Unternehmers und eines umsichtigen Wirtschaftspolitikers. Henry Ford ist aber ebensosehr **politischer Führer** durch sein Buch

Der internationale Jude.

Wie ein Scheinwerfer in die dunkle Nacht wirft dieses Buch ein grelles Licht in das Dunkel der Ereignisse und Zustände der letzten zehn Jahre. Der „Sinn der Weltgeschichte", die „geheimen, sehr subtilen Ziele" der dreihundert geheimen Weltregenten finden hier restlose Aufdeckung und Erklärung.

Der Preis für beide Bände beträgt geheftet je Mk. 2.—, gebunden je Mk. 3.—. Jeder Band kann einzeln bezogen werden. Beide Teile in einem Band auf holzfreiem Papier in Ganzl. M. 8.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Bei Zustellung unmittelbar vom Verlag 20 Pfennig Versandunkosten.

Hammer-Verlag, Leipzig 13 Postscheckkonto Nr. 51252.

„Andreas Hofer"
Die Tragödie eines Volkes.
Von Richard Elsner.
Preis: —.90 Mark.
Deutsche Kulturgemeinschaft
Berlin-Bankow
Postscheckkonto Berlin 10214.

Waldsanatorium
Schwarzeck
in Bad Blankenburg
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Es werde Licht!

Kurze Darstellung über Wesen u. Wirken des internationalen Geheimbundes d. Freimaurer.

1.—10. Tausend.

Man bestelle sofort. Preis 30 Pfg.

Deutschvölkischer Verlag
Stuttgart
Weißenburgstr. 29.

Betrag in Brief einsenden!

Deutschvölkische Buchhandlung Carl R. Moeckels Nachf.
(Rudolf Schaufuß) **Zwickau Sa., Wilhelmstraße 29.**

Soeben erschien:

Dr. Georg Schott,
Das Volksbuch vom Hitler

330 Seiten Großoktav. Preis kart. Mk. 7.—, in Pappe Mk. 8.—, in Halbleder Mk. 12.—.

Ein wahres Hausbuch deutschen Geistes- und Seelenlebens, das jeder lesen sollte, der die Persönlichkeit Adolf Hitlers voll erfassen will.

Im Laufe des Monats Juli erscheint:

Adolf Hitler, 4½ Jahre Kampf gegen Lüge, Dummheit u. Feigheit.

Umfang etwa 400 Druckseiten; Festsetzung des Preises, den der Verlag bestrebt ist, so niedrig als möglich zu halten, erst nach Abschluß des Manuskriptes. Es wird eine Liebhaberausgabe hergestellt, welche fortlaufend numeriert und vom Verfasser eigenhändig gezeichnet wird.

Diese Abrechnung unseres Führers wird bei Erscheinen im Mittelpunkt des Interesses aller wahrhaft Deutschen stehen.

Ingenieur-Ausbildung

nach neuesten, bewährten Grundsätzen,
bei billigster Anstalts-Verpflegung.

Technikum Hainichen i. Sachsen

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg, Profeſſor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 89 894 — Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 46 585) — Schweizeriſche Poſtſcheckrechnung III 4846

8. Jahrgang 1924 Heft 7 Juli

Von deutſcher Regierungsethik.

Von Armin von Oefele.

Ein Schiff mit Deck käm mir jetzt recht,
Darein ich ſetzt der Herren Knecht
Und andre, die zu Hof gehn ſchlecken
Und heimlich bei den Herren ſtecken,
Damit ſie ſäßen ganz alleine
Und ungedrängt von der Gemeine,
Denn die ſcheint ihnen da zum Leide.

Brants Narrenſchiff.

Wenn ein deutſcher Reichskanzler hergeht und nur wenig verblümt der Welt ſein Inneres offenbart und kundgibt, daß er es nicht ungerne ſähe, wenn die national-völkiſche Bewegung in Bayern mit afrikaniſchen Negern unter franzöſiſchem Kommando niedergeſchlagen würde, ſo iſt es ſchwierig, denkende Deutſche zu der Annahme zu bewegen, daß bei den verantwortlichen Regierungsmännern in Deutſchland noch ſo etwas wie nationale Ethik oder Moral vorausgeſetzt werden dürfte.

Die außerdeutſche Welt erfreut ſich durchaus keines moraliſchen Hochſtandes, aber ſie fühlt ſich immer noch erhaben über ein Konſortium von Menſchen, das ſich deutſche Regierung nennt und ſeine ganze Kraft dazu verwendet, auf den weichgepolſterten Regierungsſtühlen kleben zu bleiben. Betrachtet man Reden und Taten dieſer Leute, ſo darf es doch keinen wundern, daß Frankreich immer wieder Glauben findet, wenn es das geſamte deutſche Volk als ſchlechten Kerl hinſtellt, der nur mit des Dolches Spitze zu reeller Pflichterfüllung angetrieben werden kann. Das Ausland ſieht, und es ſieht ſcharf und deutlich, daß die Regierung dieſes Landes fortgeſetzt das eigene Volk ſo behandelt, daß alle Rechtsbegriffe zu ſchwimmen anfangen und eine juriſtiſche Relativitätslehre ſich breit macht, worin man von geſetzlicher Ungeſetzlichkeit

und ungesetzlicher Gesetzlichkeit sprechen kann. Es braucht da wenig Überzeugungskraft, um der nichtdeutschen Welt einzureden, dem Deutschen ist in keiner Weise zu trauen, aber man kann mit ihm alles versuchen. Das fortgesetzte Erneuern der Kontroll- und Schnüffelkommissionen würde ganz allein eine französische Aktion bleiben, wenn unsere Regierung ein Ansehen vor der Welt hätte.

Der Mißkredit unserer Regierung ist also eine feststehende Tatsache, welche insofern als sehr richtig erkannt werden muß, als auf Unterschriften und Versprechungen einer solchen Regierung nicht sehr viel Wert gelegt werden wird. Auf jeden Fall nicht so viel, wie man sich gegenwärtig den Anschein zu geben pflegt. Die Zukunft wird also Deutschland ein drückendes Aufsichtspersonal bringen.

Wie nun aber die Sachverständigen, die die Welt mit dem Dawesrapport beglückten, von märchenhaften deutschen Prosperitätsmöglichkeiten ausgingen, so will ich das Verhalten der unter- und auftauchenden deutschen Regierung zu diesem originellen Plan auf eine ethische Grundlage zu stellen suchen, auf die Gefahr hin, die Frage in einem märchenhaften Lichte zu betrachten. Die Fragestellung lautet: Welche national-ethischen Beweggründe veranlaßten die deutsche Regierung, dem Dawesvorschlag zuzustimmen, d. h. ihn dem deutschen Volke zu empfehlen?

Es gab einmal eine Zeit, da war das deutsche Volk in den Schraubstock der Hungerblockade eingezwängt. Es wurde gefoltert, bis ihm ganze Glieder abstarben und es sich vor Schmerzen ins gesunde Fleisch biß. Das Inquisitionsverfahren hatte den gleichen Erfolg wie bei den Hexentorturen im Mittelalter. Wie unschuldige Jungfrauen, unter scheußlichen Qualen halb wahnsinnig geworden, zugaben, mit dem Satan Unzucht getrieben zu haben, so nickte das vom Hunger stumpfsinnig gewordene deutsche Volk zu der teuflischen Einflüsterung: Bekenne dich schuldig am Kriege! Herz und Seele wurden dem Magen geopfert.

Ein unter diesen Umständen gemachtes falsches Schuldbekenntnis ist menschlich begreiflich und darum an sich verzeihlich, obwohl man von einem starken Geist auch hier Standhaftigkeit hätte verlangen können. Auf dieses mit Hilfe von Torturen erpreßte Schuldgeständnis, über das einmal die Nachfahren der heutigen Menschheit genau so entsetzt sein werden, wie wir es heute über die Hexenprozesse sind, wurde das Strafverfahren aufgebaut; denn dieses Strafverfahren ist ein Gebäude mit unzähligen Stockwerken zu Luftwohnungen der Inquisitoren.

Das deutsche Volk lag gefesselt auf der Folterbank. Recht oder Unrecht, es nahm das hin, was nur ein einiges Heldenvolk hätte ablehnen können. Das national empfindende deutsche Volk hat auch stets im Bewußtsein festgehalten, daß es unschuldig schuldig gesprochen wurde. Anders die jeweiligen Regierungen, obwohl *sie* es doch waren, die dem Volk eine Schuld aufgeladen, indem sie ihre Unterschriften hergegeben hatten. Sie haben in der Folge eher das Bestreben gehabt, das durch keinen menschlich vernünftigen Rechtsakt bestätigte Urteil als fertige Tatsache hinzunehmen.

Für das falsche Schuldbekenntnis lassen sich ethische Gründe finden, wenn sie auch meilenweit von der absoluten Moral liegen. Mit der Maxime: Leben um jeden Preis! kann man sich vorläufig den Forderungen wahnwitziger Machthaber fügen. Aber diese Gründe waren höchstens im ersten Jahre nach unserem

Zusammenbruch annehmbar. In der Folge, als der Deutsche wieder im Auslande gehört wurde, verlangten sie eine eifrige Arbeit für die eines Tages einzureichende Berufung gegen das auf einem falschen Schuldbekenntnis fußende Strafurteil.

Was tat aber die Regierung? In bodenloser Verblendung handelte sie an den Strafbestimmungen herum, gerade als ob durch deren Milderung ein Rechtsverhältnis entstände. Die Strafbestimmungen waren übrigens derartig, daß bei einem Schachern gar nichts fürs Volk herauskam. Die Pflicht der Regierung war einzig und allein, die Schuldfrage und das Justizverbrechen am deutschen Volk vor dem Forum der Welt auszubreiten. Aber gerade das wurde ängstlich vermieden, und es sah mitunter aus, als ob die heutigen deutschen Regenten tatsächlich ein schlechtes Gewissen bezüglich der Schuld am Kriege hätten. Hier meine ich Zentrum und Sozialdemokratie. Auf keiner der nun folgenden Konferenzen spielte die Schuldfrage auch nur die bescheidenste Rolle, sondern nur die Zahlungsmethode, die Frage: wie bringt man den deutschen Besitz unter den Hammer und die deutsche Arbeitskraft ins Joch. Auf jeder Konferenz ging es auch mehr und mehr mit der Achtung vor der deutschen Redlichkeit bergab, weil man von dem erzwungenen Schuldbekenntnis so allmählich in ein mehr freiwilliges hinüberglitt. Für unser erzwungenes Schuldbekenntnis hatten die Feinde ein sehr feines Verständnis, sonst hätte General Smuts nicht sagen können: „Die Deutschen hätten den Vertrag von Versailles gar nicht lesen sollen, sondern einfach sagen: Es ist uns alles recht, was ihr da geschrieben habt. Unser Volk hungert, wir unterzeichnen."

In dieser Ära des politisch-moralischen Abgleitens unserer Regierungsfiguren haben diese fortgesetzt Volk und Ausland, Freund und Feind mit unserem Zahlungswillen, mit unseren Zahlungsmöglichkeiten getäuscht. Der Erfüllungswille kann niemals in einem unschuldig, also mehr als ungerecht Verurteilten wohnen. Da aber unsere Feinde wußten, daß wir unschuldig verurteilt worden waren, wußten sie auch, daß die Herren Wirth und Konsorten immer nur die Lüge im Munde führten. Hier ist auch nicht der Schein eines ethischen Prinzips aufzuspüren, sondern nur die Absicht, unter Volksopfern alles hinauszuschieben. Mit dieser Methode handelte aber die Regierung wie ein im Schlitten von Wölfen verfolgter russischer Bauer, der seine mitfahrende Familie Stück für Stück den Bestien vorwirft, um sich selbst das Leben zu retten. Aber gerade wie der Bauer merken wird, daß er seine Familie umsonst geopfert hat, wenn die Wölfe anfangen seine Pferde niederzureißen, so hätten auch unsere Regenten ihr vergebliches Beginnen einsehen müssen, als das Ruhrgebiet besetzt wurde.

Eine moralische Entrüstung gab es damals in ziemlich lauter Form. Wollen wir annehmen, daß sie echt war. Auch wurde zu einer geschlossenen Abwehr aufgerufen und im Lande mit starken Worten um sich geschmissen, während der Kämpfer selbst sich in einer unglaublichen, einzigartigen Lage befand. Dem Ruhrmann wurde gestattet, zu kämpfen. Aber wie zu kämpfen? Aus dem marxistischen Evangelium hatte die deutsche Regierung, damals sogar mit bürgerlichem Kopfputz, die Ruhrkämpferstellung herausgeweisheitet. Der Kämpfer mußte sich beim Eintritt seines Gegners in die Arena sofort scheintot stellen. Die Strategie à la Marx macht tatsächlich alle Kriegsschulen überflüssig.

Während des Ruhrkampfes erhob sich wieder ein Lüftchen verwehter deutscher Kriegspsychose. Wer nicht an den Sieg des Scheintoten über den

Springlebendigen glaubte, war ein Vaterlandsverräter oder doch in der hintern Gegend des Kommunistenwinkels zuhause. Desgleichen war aber auch der ein Vaterlandsverräter, der verlangte, daß der Scheintote sich lebendig fühle, einen Knüppel nähme und damit, so gut es ginge, seinem Gegner aufs Hirn schlage. Die ganze Welt wäre auf deutscher Seite gestanden, nicht mit Waffen, auch nicht mit Geld, aber mit der Sympathie, mit jener Sympathie, um deretwillen sich unsere Regierung immer wieder vor den Alliierten in den Staub wirft.

Bei dem widersinnigen Ruhrexperiment wurden viel Geld, viel Zeit und moralische Werte verloren. Schalten wir den Gedanken an bodenlose Schlechtigkeit aus und glauben wir nicht daran, daß man mit Hilfe des Ruhrabenteuers Deutschlands nationale Widerstandskraft auch noch durch Beschleunigung der Proletarisierung des Mittelstandes herabzumindern versuchte, so ist doch von einem ethischen Willen in diesem Verschwendungstaumel nichts oder kaum Sichtbares zu entdecken, dagegen sehr viel von jener Dummheit, die man nicht genügend mit zoologischen Schmuckworten ausstatten kann.

Der Masse des Volkes wurde vorgeredet, wenn sich der Ruhrmann nur recht lange tapfer tot stelle, und das Volk recht viel Geld zur Erhaltung dieser Front hergebe, so werde der edle, kluge oder dumme, unnütze Franzose gern wieder abziehen. Die Masse hat es geglaubt, weil die Masse alles glaubt, was sie wünscht, weil die Masse immer dümmer ist als der Dümmste in der Masse. Darum tut man auch gut daran, an der Wahrheit jener berühmten Lincolnschen Worte zu zweifeln, die sagen: „Man kann das Volk betrügen, man kann das Volk lange betrügen, man kann aber das Volk nicht immer betrügen." Mir scheint: das Volk kann man immer betrügen. Nachdem im Ruhrkampf das Ruhrgebiet, eine ansehnliche Menge geopfertes Geld und der Restwert unserer alten Währung verloren waren, konnte sich der ethische Wille der Regierung dem inneren Aufbau wieder zuwenden. Die Ära des Fortwurstelns hat jedoch solche Ballastwerte nicht nötig. Man verspürte deshalb seine Abwesenheit gar nicht. Da kam der Tag, an dem die wirtschaftlichen Medizinmänner den Dawesrapport Deutschland vorlegten. Der ethische Wille der deutschen Regierung wurde dadurch unsanft wachgeschüttelt.

Jeder Deutsche, jeder Ausländer, der von wirtschaftlichen Dingen nur einige Kenntnis besitzt, sieht auf den ersten Blick, daß man hier das Spiel mit dem Unmöglichen und Unglaublichen vor der ganzen Welt fortsetzt. Die Methoden haben sich nur geändert. M. Keynes gibt einen Fingerzeig für die Beurteilung des Vorschlags der Sachverständigen. Er sagt: Die Sachverständigen sprechen die Sprache von Vernünftigen, die sich der Sprache der Narren anzupassen bemühen.

Aber letzten Endes sind nicht die Feinde der Deutschen die Narren, sondern das deutsche Volk ist der Narr. Darum kann auch der Dawesvorschlag als nichts anderes als eine ruchlose, wirtschaftliche Zwangsjacke gelten. Die Gewaltigen der Erde haben ihre Grundanschauungen nicht geändert, nur der Vorwand ihrer Taten hat eine Entwicklung durchgemacht. Der deutsche Michel wurde erst als Verbrecher verurteilt und darauf ausgeplündert, um nun als Narr in die Zwangsjacke gesteckt zu werden. Die Franzosen sind einzig in das Dilemma geraten, ob es der Mühe wert wäre, vorübergehend die Fesselung des Michels zu lockern, um das Überstülpen der Zwangsjacke zu erleichtern, oder ob man hieran keine Zeit vergeuden wolle. Es handelt sich nun darum, wie lange es dauert, bis es den Sachverständigen gelungen ist, die Franzosen zu

überzeugen, daß die Zwangsjacke noch bessere Dienste tue als die Fesselung. Sonst wird eben eines Tages der Versuch gemacht werden, dem Gefesselten auch noch die Zwangsjacke anzuziehen.

Obwohl nun für jeden wachen Menschen vorauszusehen ist, daß in einer Zwangsjacke keine ersprießliche Arbeit geleistet werden kann, empfiehlt unsere unglaubliche Regierung dieses Instrument dem deutschen Volk und preist es als eine Art von warme Hülle für den nacktgeplünderten Leib an. Dazu machen die Leute ein moralisch entrüstetes Gesicht, wenn gegen ihre Anpreisung zu Felde gezogen wird. Sie haben also wieder einmal ethische Gründe, und es ist nicht uninteressant, nach dem ethischen Willen zu fahnden, der sich anschickt, dem deutschen Volke solche Ungeheuerlichkeiten aufzubürden. Welche Absicht, welcher national sittliche Trieb kann die Herrn veranlaßt haben, dem Feinde die Eisenbahnen und die Landesindustrien ohne viel Vorbehalt ausliefern zu wollen?

Mit dem Edelmut des Feindes, der verzeiht, wenn der Kriegszorn verraucht ist, der sich von dem Scheintoten aus der Arena hinausmoralisieren läßt, hat man diesmal doch kaum gerechnet. Unsere Regierungsfiguren waren schlauer und reifer geworden, sie rechneten mit realen Dingen. Vielleicht hatten sie gar einen doppelten ethischen Gesichtspunkt.

Einmal könnten sich die Herrn gesagt haben, geben wir wohl des Volkes bestes Gut in Feindes Hand, aber dieser muß doch trachten, das Gut rentierlich zu erhalten, sonst hat es für ihn gar keinen Wert. Erfreut sich jedoch Eisenbahn und Industrie einer rentierlichen Geschäftslage, so hat das ganze Volk sein Auskommen. Mögen es auch Hungerlöhne sein, welche die Menschen am Leben halten, das macht nichts, sie müssen vegetieren können, da sie ja Arbeit leisten müssen.

Die Herren erwarten dann wohl von der Zukunft, daß sie sich in der Glorie der Volksretter zeigen dürfen; denn ihrer politischen Gewandtheit und Einsicht hat das deutsche Volk seine Existenz zu verdanken. Sie haben ihm Wasser und Brot gerettet.

Die ethische Willenserregung könnte noch eine andere Ursache haben. Die Zwangsjacke dürfte wohl auch aus einem sehr naheliegenden Grund empfohlen worden sein. Die neudeutschen Regenten waren sich ja immer ihrer eigenen Schwäche bewußt. Jeder fühlte, daß der lavierende Kurs unserer parlamentarischen Halbheiten einmal links oder rechts festfahren müsse. Nach dem Zusammenbruch meinte man zwar, schon links gelandet zu sein. Da erwachte aber das Bürgertum, und man steuerte wieder ins tobende Meer hinaus, wo das Bürgertum Stück für Stück über Bord geschlagen werden sollte. Dieser Bürgergeist ist doch zäher als man geglaubt hatte. Man wird ihn nicht los, und er drückt den Kurs immer mehr nach rechts hinüber. Es ist nun soweit gekommen, daß die Seefahrer stets mehr Scheu vor dem Landen bekunden. Legt man rechts an, so geht man des Pöstchens verlustig; legt man links an, so kann man wohl sein Pöstchen noch wahren, aber man kann da den Kopf vor dem Posten verlieren. Deshalb wäre es doch eine unbezahlbare Sicherung, wenn ein großer Teil des deutschen Gutes so in den Händen der Mächtigen auf Erden wäre, daß diese sich gezwungen sähen, es gegen jede radikale Übermacht in Schutz zu nehmen. Das eigene ungestörte Wohl und auch die Ruhe im deutschen Volke würde durch das sofortige Eingreifen fremder Machtaufgebote bestens verbürgt sein. Das ergibt einen ethischen Standpunkt, der auf den beiden Grundsätzen ruht: Leben um jeden Preis, und Ruhe

um jeden Preis! Von dieser realistischen Ethik wird zwar der Normalethiker weit zurückweichen, viele würden sie sogar unglaublich finden, hätte nicht Reichskanzler Marx seinen Gefühlen freien Lauf gelassen. Von einem „verschrobenen Nationalismus" kann dabei nicht die Rede sein. Es sind die gleichen moralischen Maximen, mit denen armselige Potentaten der Tropenländer ihre duldsamen Untertanen an die kolonisierenden Mächte verschacherten, um den Gefahren eines Kampfes zu entgehen und ein wohlig faules Leben führen zu können.

Aber sehen wir einmal ganz von einer Kritik dieser ethischen Beweggründe ab und stellen wir uns auf den Untergrund ihres Standpunktes: Leben um jeden Preis! Steht das deutsche Volk nicht am Ende auch hier auf schwankem Grund, auf Triebsand, in dem es über kurz oder lang zu versinken droht? Könnte nicht der Gedankengang der Leute, die an der Spitze des deutschen Staates herumturnen, wieder eine Täuschung sein? Ja die Herrn betrügen sich und das Volk mit ihren Schlauheiten zum wiederholten Male, wenn sie glauben, mit der Annahme des Dawesvorschlages dem deutschen Volke das dürftige Leben und die friedliche Arbeit zu retten; wenn sie glauben, damit Deutschland in ein lebenswürdiges Verhältnis zu der übrigen Welt zu bringen.

Abgesehen von dem französischen Vernichtungswillen, der Deutschland niemals einen helfenden Finger entgegenstrecken wird, hat auch das Anglikanertum nicht die geringste Absicht, Deutschland zu einem mächtigen, wenn nicht gar dem mächtigsten Industriestaat auszubauen, vielmehr verlangt sein Interesse, Deutschland als Industrieland zu vernichten; denn es produziert vielfach die gleiche Ware wie England und Amerika. Wenn wir Deutsche hergingen und den Engländern den Vorschlag machen würden, daß wir unsere Industrie zehn Jahre lang, in einem bestimmten Verhältnis Jahr für Jahr abbauen wollten und unsere nationale Arbeitskraft auf die Landwirtschaft richten würden, bin ich überzeugt, daß wir sogar in reichem Maße Kredite zum Ausbau der Landwirtschaft erhalten würden. Für die konkurrierende deutsche Industrie geben die Anglikaner nur das Geld für den Strick her, der dazu bestimmt ist, die deutsche Industrie zu erdrosseln.

Wer über den engen Kreis der Heimat hinausgeschaut und die wirtschaftliche Entwicklung der Dinge in der Welt wenigstens teilweise mitgemacht hat, muß wissen, daß die Welt seit geraumer Zeit überindustrialisiert ist. Die Erde war vor dem Kriege schon ein zusammenhängender Wirtschaftskörper geworden, aber eine Organisation der industriellen Produktion kam nicht zustande, alles machte wilde Fahrt. Trotz aller möglichen künstlichen Hemmungen fällt man nun nach dem Krieg in diese abwegigen Bahnen zurück. Das wird aber nicht lange dauern. Organisieren will man nicht, also bleibt nur Zerstörung. Noch ist aber die Finanzmacht der Erde nicht so weit, ihre Hand schützend vor die Sklavenvölker hinzuhalten, wenn die Lebensfragen an die großen Nationen herantreten. Muß im Lebenskampfe der Industrievölker ein Volk geopfert werden, so wird es heute noch das besiegte sein müssen.

Gegenwärtig ist in fast allen Industriegegenden der Erde der jeweilige Heimatsmarkt schwach. Das drückt sich weniger in den Umsatzzahlen als vielmehr in der geringen Bautätigkeit der Länder aus. Die Kaufkraft eines Volkes hat drei Verelendungsstufen: erstens schwindet die Bautätigkeit, zweitens die gute Kleidung, drittens die auskömmliche Nahrung. Der Genußluxus hat mit der Kaufkraft eines Volkes gar nichts zu tun.

Die großen Industriezentren sehen durchwegs ihr Heil im Export. Die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes ist jedoch nur gering. Die wilde Jahrt ist wieder im vollen Gang, und eine starke künstliche Anregung der deutschen industriellen Produktion wäre dabei alles andere als wünschenswert, ja gewissermaßen tötlich für die übrigen. Nun glaube ich aber an keine Selbstmordgedanken der englischen Industrie, sondern daran, daß sie sich ruchlos verteidigen wird. Es ist das dem Sinne nach schon oft gesagt, aber immer wieder vergessen worden. Man hat dieses Argument damit zu widerlegen gesucht, daß man darauf hinwies, wie gut es allen Ländern ergangen sei, als jedes Land in der Produktionskraft mit dem andern wetteiferte. Die Vertreter dieser Theorie leugnen dabei glattweg wichtige Kriegsursachen und drücken sich an der Tatsache vorbei, daß unsere allgemeine Konsumtionskraft zum großen Teil auf einer ganz ungesunden Schuldenwirtschaft fußte, die ohne den Weltkrieg in den letzten zehn Jahren zu großen Finanzkatastrophen geführt hätte. Die Erfahrung widerlegt auch diese Theorie. Die Engländer posaunen ihre Absichten nicht in die Welt hinaus, aber ihre Geschäftsregeln sind ihnen geläufig, sie werden immer ihrer Natur gemäß handeln. Ihre heimische Textilindustrie erlebte erst die hohe Blüte, nachdem sie die indische völlig vernichtet hatte. In der Hauptsache wurde die indische Weberei dadurch ruiniert, daß man sie einfach *totbesteuerte*. Der Auftakt zum Steuertod ist ja bei uns schon gemacht, die Überraschung wird darum nicht so groß sein.

In dem Dawesplan kommt der salbungsvolle Satz vor: „Man darf die Empfehlungen des Ausschusses nicht ansehen, als ob sie beabsichtigen, Strafen aufzuerlegen, sondern als einen Vorschlag von Maßnahmen, die zum wirtschaftlichen Wiederaufbau aller europäischen Völker und zum Beginne einer neuen Epoche von Glück und Wohlfahrt, sicher vor den Drohungen des Krieges beitragen sollen." Diese halbbiblischen Phrasen bedeuten nichts als jene Schmeichelei, mit der man den Narren fängt, um ihm die Zwangsjacke überwerfen zu können. Das Ausbeutungsprogramm verhöhnt auf jeden Fall diese schönen Worte.

Legen wir die Vorkriegswirtschaft der Berechnung zugrunde, so müßten wir für mindestens vier Milliarden Goldmark mehr Güter erzeugen als in den glänzenden Zeiten unseres industriellen Aufschwungs. Vor dem Kriege lebte nämlich das deutsche Volk zum Teil auch von der Arbeit anderer Nationen. Unsere passive Handelsbilanz hatte damals die stattliche Höhe von rund 1,5 Milliarden Goldmark erreicht. Sie wurde meist durch die Rentenbezüge aus dem Auslande ausgeglichen. Diese Zuflüsse sind so gut wie weggefallen. Vielleicht sind die Marxisten stolz darauf. Normalerweise müßten sie jetzt erarbeitet werden. Dieser Posten käme zu den 2,5 Milliarden Goldmark Tribut, so daß tatsächlich eine Mehrleistung von 4 Milliarden Goldmark gegenüber der Vorkriegsproduktion dem Dawesplan zugrundeliegt. Die Vernichtung unserer Anleihen hat dem Staatsbudget eine Verpflichtungserleichterung von jährlich einer halben Milliarde gebracht, dem stehen aber die Kriegsschädenverpflichtungen im Lande als schwereres Gewicht gegenüber. Es bleibt bei der großen Summe. Wenn man dort abzieht, muß man hier wieder dazuzählen. *Ich zweifle nun keinen Augenblick an der Unehrlichkeit des Dawesplanes.* Sollte er es ja ehrlich meinen, so geht er nicht auf das Erfassen des Besitzes, sondern auf die Erfassung der Arbeit aus. Dabei könnte ich dem deutschen Arbeiter wahrlich nicht gratulieren. Aber hinter dem Gutachten der

Sachverständigen lauert nicht einmal die Sklaverei des Arbeiters, sondern die Vernichtung des deutschen Industriestaates, verblümt und eingehüllt in anglikanische Heuchelei: Die Unehrlichkeit liegt doch dick oben auf, wenn ein englisches Arbeiterblatt „New Statesman" zum Dawesplan schreibt: „Wenn Deutschland jede Gelegenheit zum Arbeiten geboten wird, gibt es in der Welt keinen Grund, warum es keine 125 Millionen £ im Jahre zahlen sollte. Auch dann noch wird Deutschland eine leichtere Steuerlast zu tragen haben, als sie Großbritannien für das nächste Menschenalter zu tragen hat. Import, den wir nicht zu bezahlen brauchen, vermag uns nicht zu schaden, da er uns als Nation einen Zusatz an Kaufkraft gibt."

Von diesem dummdreisten, verlogenen Geschwätz unterscheidet sich allerdings das Unternehmerblatt „Spektator" mit seinen Ausführungen: „Wenn wir z. B. 100 Millionen £ in bar von Deutschland zu erhalten wünschen, so müssen wir darauf vorbereitet sein, für 100 Millionen £ Güter zu empfangen. Wenn wir die Waren übernehmen, so werden wir zweifellos nicht wünschen, sie bei uns selbst zu produzieren. Die Alliierten müssen dann etwa sagen: Wir wollen unseren Stahlarbeitern eine Ruhepause schenken und deutschen Stahl als Reparationszahlung annehmen." Hier ist das Problem ganz richtig erfaßt worden. Denken wir nur an die angefeindete Konkurrenz der Zuchthausarbeit, so dürfte es doch nicht allzuschwer sein, jedermann zu überzeugen, daß durch wohlfeilste Überproduktion die Weltwirtschaft niemals genesen kann. Es ist eitel Lug und Trug, wenn die Times schreibt: „Die technischen Vorschläge der Experten sind neuartig. Sie bedeuten ein internationales Finanzexperiment großen Stiles. Die Vorkehrungen für die internationale Kontrolle sind geschickt getroffen und in keiner Weise drückend." Nur selten weist eine englische Stimme auf die Unmöglichkeit des ganzen Experiments. Auf solche Stimmen darf man aber auch gar nichts geben; denn immer hat ein Teil der Engländer in der Welt Schandtaten verübt, worüber sich ein anderer Teil regelmäßig entrüstete.

Die Engländer verfolgen ihre Ziele in der Wirtschaftswelt heute noch mit der gleichen Hartnäckigkeit wie in früheren Perioden. Man stellt heute gerne Betrachtungen über das Versagen der neueren englischen Politik an. Dabei vergißt man, daß eine schwankende, unsicher scheinende äußere und innere Politik in England häufig zu beobachten war. Doch ging immer alles zum Besten Englands, weil in einem Lande, wo sich alles wieder im politischen Instinkt findet, selbst grobe Fehler keine verderbliche Rolle spielen. Der Deutsche lebt in der Welt der Phantasie, hat anstatt Instinkt einen politischen Märchenglauben. Solange die Weltwirtschaft nicht einer allgemeinen Produktionsregelung unterworfen ist, solange wird dem Engländer die deutsche Industrie ein Dorn im Auge sein. Es ist nicht Abneigung gegen den Deutschen, sondern einfach Schicksal, was ihn zum Feinde Deutschlands macht, und nicht Neigung, sondern Schicksal läßt den Engländer heute mit dem Franzosen zusammengehn, um mit seiner Hilfe die deutsche Industriewelt zu zertrümmern. Der Engländer weiß auch, daß er ein gefährliches Spiel mit Frankreich und Deutschland spielt, aber er ist nicht feige.

In der Gesamtheit der Ziele sind sich England und Frankreich natürlich nicht einig, aber in dem Bestreben, Deutschland als Industriestaat zu erledigen, sind sie getreue Bundesgenossen, sonst hätte der englische Propagandaapparat

ganz anders gegen Frankreich Stimmung gemacht, als dieses in das Ruhrgebiet einbrach. —

Obwohl auch in den westlichen Ländern der Parlamentarismus seine Schattenseiten zeigt, so hat er wenigstens politische Köpfe erzogen. In Deutschland darf auch dieser Posten nicht auf die Aktivseite geschrieben werden. Was wir aus dem Parlamentarismus herausgezüchtet haben, sind durchwegs Versager gewesen. Der Parlamentarismus hat nicht nur die Massen korrumpiert, sondern auch die politischen Männer beseitigt und an ihre Stelle freches Schreiertum gesetzt. Braucht eine Partei in höchster politischer Not einen Mann, so muß sie zu alten Militärs, Beamten oder verdienstvollen Industriellen greifen. Die Früchte am Baume des Parlamentarismus sind für's deutsche Volk ungenießbar, und wenn der Sturm einmal die Früchte mitsamt dem Baum auf den Boden wirft, wird sie kein Mensch aufheben wollen.

Die Erfahrung, die wir mit Wilsons 14 Punkten gemacht haben, sollte uns vor amerikanischen Friedenslockvögeln, die ihre Eier in Paris ausgebrütet haben, warnen und das allergrößte Mißtrauen wachrufen. Kommt also von dieser Seite wieder irgendein Menschlichkeitsdokument, so ist es nur ein Beweis für die unklare Lage, in der sich Frankreich und England befinden. Hier kann man einwenden, wir hätten selbst nach so etwas geschrien. Nach den 14 Punkten zeigten wir auch ähnliches Verlangen, nur nicht das, damit betrogen zu werden. Was jeden gegen den Dawesvorschlag mißtrauisch machen muß, ist die Forderung, daß er als Ganzes angenommen werden muß. Das ist doch eine Unfehlbarkeitserklärung für ein teilweise sehr flüchtig ausgearbeitetes Elaborat, das an sich schon zu schweren Bedenken führen muß. Wenn unsere Regierung nicht einsehen will, daß der Dawesrapport nur die Geschäfte Frankreichs und Englands ohne jede Rücksichtnahme auf Leben und Sterben des deutschen Volkes betreibt, so wird sie eben oben angeführte Gründe haben.

Wir haben durch ein Notenbankexperiment und künstliche Beschränkung der Einfuhr unsere Währung für eine längere Zeit stabilisieren können. Es ist uns dabei nicht einmal gelungen, die Notenpresse völlig still zu legen. Wir mußten sogar die passive Handelsbilanz des ersten Vierteljahrs 1924 so ungefähr mit Notendruck wieder ausgleichen. Die Torheit, die deutsche Rentenmark im Auslande so hochkursig zu erhalten, hat gerade dieses Ausland zu der Annahme gebracht, daß sich Deutschland eigentlich doch einer ungeheuren Wirtschaftskraft erfreue. Das deutsche Volk wird dieses Valutaprotzentum schwer büßen müssen. Aber das ist alles von nebensächlicher Bedeutung. In dem Hoffnungsgrün des Sachverständigenberichts lauert eine gefährlichere Schlange. Die Charaktereigenschaften maßgebender deutscher Regierungsmänner haben das Aufrollen der Schuldfrage am Kriege immer zu vereiteln gewußt. Aber dies Vereiteln wird schwieriger, und auch bei den Anglikanern rühren sich Elemente, die nicht geschäftlich am Zusammenbruch Deutschlands beteiligt sind, um diese Frage zu klären. Es wird darum höchste Zeit, um das falsche Schuldbekenntnis in ein echtes Schuldenbekenntnis umzuwandeln. Die Annahme des Sachverständigenberichts erreicht, daß jedes Aufrollen der Schuldfrage und des Strafurteils nur mehr akademische Bedeutung haben wird. Wenn fünf Jahre nach dem erpreßten Schuldbekenntnis eine freiwillige Schulderklärung erfolgt, so können die Alliierten verhältnismäßig leicht deutsche Reklamationen in bezug auf den Versailler Vertrag abweisen. Sie sagen einfach: „Versailles liegt weit hinter uns, ihr seid in unseren Augen nurmehr Schuldner, keine

Schuldigen." Mit einem unwilligen, säumigen Schuldner zeigt aber die Welt weniger Mitleid als mit einem unschuldig Bestraften. Dawes wirft das Lasso geschickt um den Hals des deutschen Volkes und entzieht ihm noch das aufkeimende Mitleid der anderen. Es gibt nun wohl auch törichte Franzosen, welche die Zeichen der Zeit nicht erkennen und in ihrer Albernheit eine Freundestat nicht zu schätzen wissen, so schreibt die „Revue bleue":

„Der Vertrag von Versailles ist ein Strafvertrag, er setzt die anerkannte Schuld Deutschlands voraus, er ist kein Abkommen zwischen Kriegführenden zur Beendigung ihres Streites, sondern ein von den Großmächten der zivilisierten Welt ausgesprochenes Urteil über eine von ihnen, die schuldig war, die Gesetze der Zivilisation verletzt zu haben. Und gerade diesen Charakter anzuerkennen hat der Sachverständigenausschuß anzuerkennen verweigert." Diese Franzosen scheinen nicht einzusehen, daß sich die Welt nicht in einem permanenten Rauschzustand erhalten läßt. Sie wird allmählich nüchtern, und deshalb muß man ihr andere Dinge vorsetzen. Der Dawesplan übergibt im Zivilverfahren Deutschland den Alliierten nicht zur Ausbeutung, sondern auf Abbruch. Geht Deutschland nicht auf den Plan ein, ja dann ist die Ruhrbesetzung der Franzosen durchs Zivilverfahren legitimiert. Der Sachverständigenrapport ist also nicht umsonst in Paris angefertigt worden.

Nach all dem wird mit Recht die Frage gestellt werden: Was sollte die deutsche Regierung in dieser Notlage tun?

Die Antwort ist wie immer, wenn man ehrlich und aufrecht einer Frage gegenübersteht, einfach. Die Regierung müßte auf den Sachverständigenbericht schlicht antworten:

„Wir halten den uns vorgelegten Plan der Sachverständigen in Sachen deutscher Kriegstributsanierung aus den und den Gründen (Lebenshaushalt des deutschen Volkes, Weltmarktschwierigkeiten) unausführbar. Sollten aber die Alliierten die Durchführung dieses Planes als Zwangsmaßnahme vornehmen wollen, so müssen wir uns unterwerfen, obwohl wir uns schuldlos hart bestraft fühlen."

Auf diese Weise würde jedes Schuldbekenntnis abgelehnt, und zugleich am alten Schuldbekenntnis gerüttelt. Zu dieser Stellungnahme gehört durchaus kein Heldenmut, sondern nur eine nationale Gesinnung, wie sie jeder deutsche Staatsbürger haben sollte. Die deutsche Lebensfrage bietet sich vielen als ein reines Wirtschaftsproblem dar. Das ist sie aber erst in zweiter Linie.

Das deutsche Lebensproblem ist vor allen Dingen ein ethisches. Wenn sich die Welt mit unserem Schicksal beschäftigt, so muß unser Ruf nicht auf Geld und ähnliche Dinge gerichtet sein, sondern unser großes gemeinsames Verlangen einige sich in dem Schrei nach einem gerechten Richter! Wir haben in einer Zwangslage vor befangenen Richtern gestanden. Jetzt, da das Weltgewissen zu erwachen beginnt, müssen wir uns nicht übertölpeln lassen, sondern auf ein neues Verfahren vor unbefangenen Richtern dringen. Diese Ethik muß sich die deutsche Regierung zu eigen machen, oder sie muß gestürzt werden.

Die großpolitische Wiedergeburt Deutschlands.

Von Erich Schlaikjer.

Ein Beitrag zum Wahnsinn der Erfüllungspolitik.

I.

In der jüdischen Presse wird immer wieder darüber gehöhnt, daß unsere völkischen Aufsätze mehr deutsches Selbstbewußtsein enthalten, als den jüdischen Journalisten auf dem Hintergrund unseres zusammengebrochenen Vaterlandes verständlich scheinen will, und so mag es am Ende angebracht sein, mit klaren Gründen zu belegen, warum wir Deutsche uns durch die gegenwärtige Nacht nicht schrecken und in unserem Vertrauen auf eine baldige Wendung der Dinge nicht beirren lassen.

Wir lagen vor dem Kriege zwischen dem feindlichen zaristischen Rußland und Frankreich, während überm Kanal der Engländer zum Krieg gegen uns trieb, weil er sich vor dem Geist unserer Technik auf dem Weltmarkt nicht zu behaupten vermochte. In den ersten vier Jahren des Kriegs haben sich die Zustände dann so entwickelt, daß der russische Zarismus von Ludendorff in der Schlacht bei Tannenberg so furchtbar geschlagen wurde, daß er auf Nimmerwiedersehen aus der russischen Geschichte verschwand, während England und Frankreich zum Sieg von Versailles kamen, weil unsere Front nach dem bekannten Wort eines englischen Generals von hinten erdolcht wurde. Amerika hat sich nach Versailles mehr auf sich selbst zurückgezogen, bildet aber mit England sowohl eine kapitalistische wie völkische Interessengemeinschaft, so daß es in seiner europäischen Politik von den Interessen des englischen Weltreichs mitbestimmt wird. Die beiden Mächte, die gegenwärtig unser Schicksal beherrschen, sind also England und Frankreich, von denen England immer auf die Unterstützung Amerikas rechnen kann, und wenn wir unser Schicksal kennen lernen wollen, müssen wir also England und Frankreich zu erkennen suchen.

England nun genoß von je den großen Vorzug, eine Insel zu sein, so daß es durch eine mächtige Flotte sich selbst und sein Weltreich schützen konnte, während es einer nennenswerten Landmacht nicht bedurfte. Das englische Weltreich ist aber nicht überall eine Insel, sondern hat eine Stelle, wo es vom europäischen Festland aus auf dem Landweg erreicht werden kann, und diese Stelle ist die indische Landgrenze. An der indischen Landgrenze kann das englische Weltreich durch eine europäische Festlandsmacht aufgehoben werden, ohne daß Englands Flotte es zu hindern vermöchte, und alle auswärtige Politik Englands war darum von je unter den einen Gesichtspunkt gestellt, diese gefährliche Grenze zu schützen. Wenn wir darum die Politik erkennen wollen, die England unter dem Zwang seiner Selbstbehauptung mit eherner Notwendigkeit führen muß, müssen wir zu erkennen suchen, was zum Schutze der indischen Landgrenze nötig ist. Hier ist der Punkt, wo England sterblich ist, weil eine Lebensader seines Reiches von einer festländischen Macht durchschnitten werden kann, und die gesamte englische Politik dem europäischen Festland gegenüber muß darum von dem Schutz dieses verhängnisvollen Punktes bestimmt werden. Was muß also geschehen, damit England in bezug auf die Sicherheit der

indischen Landgrenze ruhig schlafen kann? Das ist die Kernfrage der englischen Politik, über die wir zunächst Klarheit gewinnen müssen.

Nun ist jedem aus der Erdkunde bekannt, daß die indische Landgrenze der starken Macht Rußlands unterliegt und also erfordert das englische Interesse zunächst, daß die russische Macht durch eine andere gebunden wird, damit sie nicht auf den Gedanken komme, das engliche Weltreich in Indien aufzuheben. Diese Macht war vor dem Kriege Deutschland, das sich teils unmittelbar, teils auf dem Umweg über Österreich zum zaristischen Rußland in einem Gegensatz befand, so daß Rußland gegen die indische Landgrenze nichts unternehmen konnte, weil es unter allen Umständen vermeiden mußte, daß England mit seiner Flotte und seiner großen wirtschaftlichen Macht auf die Seite Deutschlands trat.

Nun ließe sich aber denken, daß das deutsche Volk des zaristischen Rußlands Herr würde und dann wäre die indische Landgrenze wieder durch Deutschland bedroht, das in einem solchen Fall den Weg durch ein besiegtes Rußland bis zur indischen Landgrenze zu legen vermöchte. Damit dieser Fall nicht eintrat, war die englische Diplomatie daran interessiert, daß die deutsche Macht im Westen durch Frankreich festgehalten wurde. Auf diese Weise waren Rußland—Frankreich durch Deutschland gebunden, Deutschland wieder war durch Rußland—Frankreich festgelegt und an die indische Landgrenze konnte von allen drei Mächten nicht eine heran.

Nun bestand aber vor dem Krieg in immer höherem Maße die Gefahr, daß Deutschland, nicht durch die Zahl seiner Menschen, wohl aber durch die Gewalt seiner Technik und die Kraft seiner militärischen Erziehung so stark wurde, daß es auch im Zwei-Frontenkrieg über Rußland—Frankreich zu siegen vermochte. Damit aber wäre es der Herr des europäischen Festlandes gewesen, der Weg zur indischen Landgrenze hätte von der deutschen Infanterie beschritten werden können und das englische Weltreich wäre von der deutschen Landmacht abhängig gewesen. Weil wir auf dem Festland die Herrschaft zu übernehmen drohten und weil im Interesse der indischen Landgrenze auf dem europäischen Festland niemand der Herr sein darf: darum und aus Gründen des industriellen Wettbewerbs trat England auf die Seite unserer Feinde und erreichte durch die zermürbende Wirkung des Hungerkriegs, daß der jüdische Verrat die Seele unserer Frontsoldaten umgarnen konnte.

Die englische Politik muß im Interesse ihrer Selbsterhaltung fordern, daß von den drei großen Mächten Rußland, Deutschland, Frankreich keine das Festland beherrsche, weil jeder Beherrscher des Festlandes zugleich an der indischen Grenze der Beherrscher des englischen Weltreichs wäre. Die drei Mächte müssen untereinander so gestellt sein, daß sie sich gegenseitig in der Schwebe halten: dann ist die indische Landgrenze sicher und man braucht in London den Untergang des Reiches nicht zu fürchten. Dieser Zustand nun, in dem die drei Großmächte sich in der Schwebe halten, hat man das europäische Gleichgewicht genannt und die Erhaltung dieses Gleichgewichts war von je der unerschütterliche Grundsatz der englischen Politik und muß es um der indischen Landgrenze willen in aller Zukunft bleiben. England kann so wenig dulden, daß sich eine der drei Großmächte zum Herrn des Festlandes aufwirft, wie man die Veranstaltungen zu seinem eigenen

Morde dulden kann, und damit haben wir das unzerbrechliche Interesse der englischen Festlandspolitik erkannt. —

Wenden wir uns nun Frankreich zu, um in der gleichen Weise das unzerbrechliche Grundinteresse der französischen Politik kennen zu lernen. Von dem alten bestechlichen Panamisten Clemenceau, der bezeichnenderweise während des Krieges in Frankreich die politische Führung hatte, stammt das Wort, daß zwanzig oder dreißig Millionen Deutsche in der Welt zuviel seien, und dieses Wort ist vom französischen Standpunkt aus durchaus richtig. Frankreich ist ein Volk von einigen und dreißig Millionen, Deutschland ist ein Volk von einigen und sechzig Millionen, wozu noch mit stärkster Verschärfung hinzutritt, daß Deutschland wächst, während Frankreich stirbt. Solange dieses Mißverhältnis in der Bevölkerungszahl bestehen bleibt, kann Frankreich sich zwar vorübergehend durch Entwaffnung vor einem deutschen Angriff sichern, wie es ja augenblicklich in diesem Punkt auch dann zuverlässig geschützt wäre, wenn die Parteigänger der Juden nicht jedes etwa vergessene Maschinengewehr dem Feind anzeigten. Auf die Dauer aber muß mit der unentrinnbaren Gewalt der Selbstbehauptung jedes gepeinigte und mißhandelte Volk zur geschlossenen völkischen Einheit gelangen und dann vermag keine Macht der Erde zu hindern, daß in diesem Volk die Waffen eines Freiheitskriegs entstehen.

Jeder Sieg, der auf der Entwaffnung eines Volkes ruht und sonst auf nichts, ist also ein vorübergehender und er pflegt nach allen historischen Erfahrungen von kurzer Dauer zu sein. Solange sich Frankreich einem deutschen Volk gegenüber sieht, das ihm an Zahl, an Technik, an kriegerischer Tüchtigkeit weit überlegen ist, ist es seines Sieges nicht sicher. Es muß immer wieder fürchten, daß die deutsche Vergeltung aufstehe und an dem Tag wird es um mehr gehen als nur um Elsaß-Lothringen. Clemenceau spricht darum ausnahmsweise einmal die Wahrheit, wenn er sagt, daß vom französischen Standpunkt aus zwanzig oder dreißig Millionen Deutsche zuviel in der Welt seien, und das unzerbrechliche Grundinteresse der französischen Politik ist darum, den Kraftüberschuß dieser dreißig Millionen in irgendeiner Form aufzuheben.

Erschlagen kann man sie nicht. Nicht etwa, weil wir dem sadistischen Frankreich den dazu nötigen Blutrausch nicht zutrauen würden, wohl aber, weil ein derartiges Gemetzel das gesamte deutsche Volk in einer Massenerhebung würde aufstehen lassen, und dann kämen die französischen Heere zwar nach Deutschland hinein, aber nicht wieder hinaus. Da die alternde Marianne ihren späten Trieb an diesem Blut also nicht entzünden kann, muß die französische Politik auf andere Mittel sinnen, um die überschüssigen dreißig Millionen aus der Welt zu bringen, und zu dem Zweck muß sie mit eisenharter Notwendigkeit den Zerfall des Deutschen Reiches erstreben.

Die französische Politik will Deutschland durch grausame wirtschaftliche Peinigungen so mürbe machen, daß es auseinanderfällt, worauf die westlichen und südlichen Stämme zu einem erträglichen Leben kommen sollen, wenn sie bereit sind, sich an Frankreich anzuschließen. Frankreich erstrebt die Tage des Rheinbundes und will einen so großen Teil der Deutschen zu seinen bewaffneten Vasallen machen, daß für die übrigen eine Auflehnung sinnlos wird, wodurch die Unterwerfung des ganzen deutschen Volkes eine vollzogene Tatsache wäre. Dieses Ziel muß Frankreich unter dem Zwang seiner Interessen erstreben, weil

es auf andere Weise den Sieg von Versailles nie in einen dauernden Zustand der europäischen Geschichte verwandeln kann.

Bleiben die deutschen Millionen, wie sie sind, so kann Frankreich nirgends in der festländischen und nirgends in der überseeischen Welt seine Ansprüche anmelden, da England—Amerika es jederzeit durch Unterstützung Deutschlands in Schach halten kann. Die beiden angelsächsischen Staaten brauchen ja nur damit zu winken, daß sie geneigt seien, Artillerie, Maschinengewehre und ähnliche nützliche Dinge an Deutschland zu verkaufen, und die französische Herrlichkeit liegt sofort in Scherben. Wenn Frankreich aber im Bunde mit deutschen Vasallenstaaten Deutschland unterwürfe, *wäre es zugleich der Herr des europäischen Festlandes* und hätte *mit* Rußland (was das Wahrscheinlichere wäre) oder *gegen* Rußland die indische Landgrenze in der Hand, wodurch das englische Interesse in seinem empfindlichsten Punkt tödlich getroffen würde. England hätte den Weltkrieg nicht anzuzetteln brauchen, wenn es die drohende deutsche Herrschaft auf dem Festland lediglich durch die französische ersetzen wollte, denn die Franzosen würden ihm als Herren des Festlandes durch ihren Hang nach reichen Schätzen zehnmal gefährlicher werden, als die fleißigen und ruhigen Deutschen je geworden wären.

Frankreich also muß nach der Vernichtung Deutschlands und damit nach der Festlandsherrschaft streben, weil es sonst von einem kommenden Tag der deutschen Vergeltung den Zusammenbruch seines Landes zu fürchten hat. *Durch dieses notwendige Streben der französischen Politik aber wird das englische Weltreich an der indischen Landgrenze aufgehoben* und dieser unversöhnliche Interessengegensatz zwischen Frankreich und England ist es, der die Tage von Versailles beherrscht hat und der augenblicklich in der Frage der Ruhrbesetzung wieder einmal eine Krise durchmacht. Damit haben wir also erkannt, daß die beiden Staaten, die gegenwärtig unser Schicksal bestimmen, in den Zielen ihrer Politik auf Tod und Leben miteinander *verfeindet* sind, und daß sie sich trotzdem immer wieder in einer Kompromißformel zusammenfinden, ist das staatsmännische Verdienst unserer Erfüllungspolitiker. England kann auf dem Festland keinen Krieg gegen Frankreich führen. Es braucht den deutschen Widerstand, um Frankreich durch die Aussicht in Schach zu halten, daß es diesen Widerstand unter Umständen unterstützen würde. Der deutsche Widerstand aber wird von der wahnsinnigen Erfüllungspolitik *ausgeschaltet*, so daß England sich nicht zu rühren vermag, während uns die französischen Sklavenketten angelegt werden können. Die jüdische Presse beliebt diesen unerhörten Verrat an unserem Volke ihren „Sinn für das Gegenständliche" zu nennen und beklagt in wehmütigen Worten, daß wir von diesem Sinn so vollständig verlassen sind.

II.

Wir sahen im ersten Teil, daß die großpolitischen Interessen Englands und Frankreichs miteinander in einem grundlegenden Konflikt sind, den keine Macht der Erde aufheben kann, und da England nicht nur wirtschaftlich das stärkere Land ist, sondern durch Waffenlieferung an Deutschland Frankreich auch militärisch matt setzen kann, wird das englische Interesse mit Notwendigkeit siegen müssen. Immer wieder blitzt in Paris und London der gegenseitige Haß wie ein gezücktes Messer auf, immer wieder sucht man nach einer Einigungsformel und immer schwieriger findet man sie. Es ist durchaus

möglich, daß man sich auch nach der Ruhrbesetzung noch eine Weile mit zusammengequälten Verständigungen durchs Leben hilft und daß der Wahnsinn unserer Erfüllungspolitik die feindliche Front immer wieder schließt. Da sich aber die grundlegenden Interessen beider Länder wie Feuer und Wasser scheiden, ist am letzten Ende der Bruch zwischen ihnen so unvermeidlich wie eine naturgesetzliche Wirkung und es verschlägt historisch wenig, ob er etwas früher oder später kommt.

Das französische Volk ist durch seine jüdische Hochfinanz, durch ein korruptes Parlament und durch die eiskalte Klugheit der englischen Diplomatie in einen Krieg hineingeworfen worden, den es nie gewinnen konnte, da es am ersten Tag seines Sieges England gegen sich haben und von England um die Früchte des Sieges gebracht werden mußte. *Für die kapitalistische Sicherheit der Bank von England sind die Söhne Frankreichs gefallen, für die Konkurrenzfähigkeit der englischen Industrie sind die Fluren Frankreichs durch den Krieg verwüstet worden, und auf der aufdämmernden Erkenntnis dieser furchtbaren Tatsache beruhen die revolutionären Zersetzungserscheinungen, die wir in der Ruhrarmee beobachten konnten.* An dem Tag aber, an dem das französische Volk mit voller Klarheit erkennt, daß es in den Ketten des englischen Interesses liegt, *bricht* das militärische Bündnis der beiden Länder, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das französische Volk in einem wilden Aufruhr seine jüdische Hochfinanz und seine verjudete Regierung zerreißt.

Die französische Regierung hat nicht ohne Grund im Innern Frankreichs schwarze Truppen zusammengezogen. Es ist ein blutrotes Zeichen der Zeit, in dem sich das schlechte Gewissen der jüdisch-französischen Hochfinanz spiegelt, und die historische Nemesis könnte leicht wollen, daß das französische Volk die militärischen Umgangsformen seiner schwarzen Truppen auch einmal am eigenen Leib kennen lernt. Was wir in den abgelaufenen Kriegsjahren erlebten, war der *erste* Akt des Weltkrieges und er brachte den gemeinsamen Kampf der Einkreisungsmächte gegen Deutschland. Was wir seit Versailles erleben, ist der *zweite* Akt und er bringt die Auseinandersetzung der Einkreisungsmächte untereinander, im besonderen aber flammt in ihm der englisch-französische Gegensatz auf. Im ersten Akt fielen wir durch innerpolitischen jüdischen Verrat in die Gewalt der Feinde, im zweiten Akt wird Frankreich von England auf diplomatisch-wirtschaftlichem Weg geschlagen werden. Wenn der zweite Akt zu Ende ist, wird Deutschland den französischen Blutegel abgeschüttelt haben, es bleibt aber von England abhängig und diese Abhängigkeit wird dauern, bis der Krieg in den dritten und letzten Akt tritt, den wir nunmehr kennen lernen wollen.

Während die Erdolchung unserer Westfront zum englisch-französischen Sieg von Versailles führte, wurde im Osten der russische Zarismus so vernichtend geschlagen, daß er aus der russischen Geschichte verschwand, und mit den großpolitischen Folgen dieses militärischen Vorgangs müssen wir uns jetzt beschäftigen. Die großen Kriege der Völker werden nicht, wie die Unmündigen meinen, von der Niedertracht der herrschenden Klassen ausgeklügelt, sondern sie stellen den wirtschaftlichen Kampf der verschiedenen Völker um ihr Dasein dar. Alle gesunden Völker *wachsen*, aber die Erdkugel, auf der wir wohnen, wächst leider nicht, und der vorhandene Erdboden muß darum immer wieder

in blutigen Kriegen neu aufgeteilt werden, denn aus dem Erdboden muß jedes Volk sowohl seine landwirtschaftlichen wie seine industriellen Werte holen.

Wirft man nun einen Blick auf die russische Karte des Jahres 1914, greift man sich an den Kopf und fragt: „Warum in aller Welt ging der russische Zarismus in den Krieg?" Die Karte zeigt uns ein Land von schier unermeßlicher Größe und im Boden des Landes ruhen ungeheure Schätze der Landwirtschaft und der Industrie. Das russische Volk hätte ein Jahrhundert und mehr mit der gleichen Stärke wachsen können und hätte immer noch Boden und Reichtum genug gehabt. Warum legte sich der russische Zarismus also nicht darauf, den Boden seines Reiches in friedlicher Weise zu erschließen, anstatt in einem zweifelhaften Krieg von furchtbarer Ausdehnung nach neuen Länderstrecken zu trachten? Diese befremdende Haltung des russischen Zarismus müssen wir zunächst zu begreifen suchen, um von hier aus die Verhältnisse im Osten überblicken zu können.

Was hätte der Zarismus tun müssen, um in reicherem Umfang als bisher die Ackerschätze des russischen Bodens zu heben?

Er hätte die zurückgebliebene russische Landwirtschaft auf die Höhe der europäischen Entwicklung bringen müssen.

Wäre es aber möglich gewesen, russische Bauern, die weder lesen noch schreiben können, in einen zeitgemäßen landwirtschaftlichen Betrieb einzuführen? Wäre es möglich gewesen, ihnen das nötige Verständnis für landwirtschaftliche Maschinen, für künstliche Düngung, für genossenschaftliches Zusammenarbeiten usw. beizubringen? Ja, wäre es auch nur möglich gewesen, sie an eine geordnete Buchführung und an eine kaufmännisch sichere Berechnung der Rentabilität zu gewöhnen, da sie doch weder schreiben noch rechnen konnten? Wäre es möglich gewesen, ihnen die notwendigen Nachrichten vom Weltmarkt durch die Presse zukommen zu lassen, da sie das Lesen doch nicht gelernt hatten?

Die Antwort auf alle diese Fragen liegt auf der Hand und lautet: Nein.

Was also hätte der Zarismus tun müssen, wenn er die landwirtschaftlichen Schätze des eigenen Bodens hätte heben wollen?

Er hätte überall im Lande Volksschulen errichten und den russischen Bauern aufklären müssen. Wenn eine moderne Landwirtschaft entstehen soll, müssen Volksschulen, Zeitungen, Fachzeitschriften, Vorträge und landwirtschaftliche Fachschulen der Bauernbevölkerung ununterbrochen die notwendige wissenschaftliche Aufklärung zuführen, sonst entsteht nichts und noch weniger vermag das Entstandene mit der Entwicklung der Wissenschaft Schritt zu halten.

Was aber hätte der Zarismus tun müssen, wenn er die industriellen Schätze seines Reiches heben wollte?

Er hätte mit den Mitteln der modernen Technik eine Industrie gründen müssen.

Nun können aber industrielle Arbeiter keine Analphabeten sein, denn ohne eine bestimmte Einsicht in die Technik kann die Sicherheit des Betriebs nicht gewährleistet werden. Der Werkführer muß diese Einsicht in noch höherem Grade haben als der gewöhnliche Arbeiter und über dem Werkführer wieder muß eine ganze Armee von fachmännisch geschulten Technikern vorhanden sein, die überall im Lande die Betriebe leiten. Wollte der Zarismus also eine

Industrie gründen, mußte er die gesamte Arbeiterschaft in den Städten durch neu zu gründende Schulen verstandesmäßig ausbilden und er mußte außerdem ein Netz von Fachschulen über das Land legen, in denen die Armee der Techniker herangebildet werden konnte. Die Hebung der landwirtschaftlichen wie der technischen Bodenschätze war also an eine großzügige Aufklärung des gesamten Volkes als an ihre Voraussetzung gebunden. —

Der Zarismus war aber eine außerordentlich rohe Form der Herrschaft. Er regierte mit der Knute und seine Beamten füllten sich die Taschen mit Bestechungsgeldern. Solange er ein Volk vor sich hatte, das weder lesen noch schreiben konnte und sich religiös verpflichtet glaubte, dem Zaren zu gehorchen, vermochte er damit durchzukommen. Wurde das Volk aber aufgeklärt, wurde er mit voller Sicherheit abgeschafft und darum war der Zarismus der geschworene Gegner jeder Volksaufklärung. Weil die Hebung der russischen Bodenschätze also eine großartige Volksaufklärung forderte, die der Zarismus nicht geben konnte, ohne sich selber aufzuheben: darum trachtete er, dem wachsenden Volk durch kriegerischen Landerwerb entgegenzukommen und ließ die Reichtümer im Innern des Landes unerschlossen liegen.

In der Schlacht von Tannenberg aber, die ewig vom Licht der Geschichte umspielt sein wird, wurde der Zarismus beseitigt und damit wurde das russische Volk in eine ganz neue Lage versetzt. Nun war niemand mehr da, der die Volksbildung zu unterdrücken ein Interesse hatte und die Reichtümer in der Tiefe des Bodens begannen ihr lockendes Lied zu singen. Das russische Volk kann aber zu diesen Schätzen nicht gelangen, wenn ihm nicht ein großes Volk der Schulen und der Technik zu Hilfe kommt und ihm die Riesenarmee von Lehrern und Technikern stellt, deren es bedarf und die es aus eigenem nun einmal nicht besitzt. Aus dieser Tatsache erwuchs in Rußland die Sehnsucht nach einem Bündnis mit Deutschland und da auch wir in einem solchen Bündnis zu neuen Aufgaben für unsere technischen Kräfte kommen würden, fand der Gedanke bei uns lebhaften Widerhall und beherrscht seitdem in beiden Ländern die national gesinnten Kreise. Rußland hat zuviel Land und zu wenig Menschen, wir haben zu wenig Land und zuviel Menschen. Rußland hat große technische Aufgaben, aber keine technischen Kräfte, wir aber haben die Kräfte, während uns die Aufgaben fehlen. Die Gewalt der Tatsachen drängt in beiden Ländern zum Bündnis und sobald die Schreckensherrschaft der jüdischen Sowjets stürzt, die durch die zaristische Fäulnis möglich wurde, brechen die Tage des deutsch-russischen Bündnisses an.

Als der Zarismus noch vorhanden war, der seiner historischen Natur nach kriegerisch nach außen drängen mußte, konnte England Deutschland durch Rußland in Schach halten. Als der Zarismus in der Schlacht von Tannenberg geschlagen wurde, verlor es die Möglichkeit dieses Spieles und eine neue Epoche in der Geschichte des europäischen Festlandes wurde eröffnet. Sobald das deutsch-russische Bündnis vorhanden ist, sind beide Länder von England unabhängig geworden. Die englische Blockade verliert ihre Schrecken, wenn Deutschland die russische Kornkammer im Hintergrund hat, und beide Länder vermögen

auf die indische Landgrenze einen Druck auszuüben, der der kapitalistischen Gefräßigkeit Englands außerordentlich segensreiche Zügel anlegen wird.

Wenn das deutsch-russische Bündnis eintritt, ist Deutschland sowohl von den französischen wie von den englischen Ketten frei und seine großpolitische Wiedergeburt ist vollzogen. Wir Deutsche haben allen Grund, uns unter die Hand Gottes zu beugen, der uns nicht ohne Sinn und Absicht in die Leidensschule der Niederlage nahm. Wir haben allen Grund, nach einem brüderlich-völkischen Geist zu trachten, damit nie wieder die deutsche Front von verführten Deutschen gebrochen werden kann. Wir haben allen Grund, uns mit der Tatsache vertraut zu machen, daß unsere Nacht vielleicht noch schwärzer werden muß, bevor das völkische Licht geboren werden kann, aber wir haben glücklicherweise nicht einen einzigen Grund, an unserer Zukunft zu verzweifeln. Wir haben in dieser Arbeit nicht einen Augenblick den Boden der realpolitischen Betrachtung verlassen und haben nicht eine Größe in unsere Rechnung eingesetzt, die nicht geprüft und als richtig erkannt werden könnte. Die von uns getrennt wurden, mögen darum des sicheren Morgens harren, die aber an reich besetzten Tafeln ihre Siegesfeier halten, weil der deutsche Riese sich von listigen Zwergen blenden ließ, mögen selbst untersuchen und entscheiden, ob ihre Festfreude dauerhaft begründet ist oder ob sie vielleicht eines Tages unter den Trümmern des zusammenbrechenden Palastes begraben werden könnte.

Dem deutschen Volke.

So wie du bist, bist du geschaffen,
Du kannst nicht anders sein.
Drum gib es auf, nach Anderen zu gaffen,
Und laß' den Schein!

Mit eigner Sendung jedes Volk der Erde
Nimmt an dem Ganzen Teil.
Daß dein Gedanke kraftvoll Leben werde,
Ist Aller Heil!

Vollende deine Art und deine Weise,
Wie Gott in dir es will!
So wirkst du mit im großen Weltenkreise
Zum höchsten Ziel!

Gottfried Nickl.

Die Verschweizerung Deutschlands.

Von Hans von Liebig.

(Schluß.)

Wenn man als Außenseiter gelegentlich mit nationalen Führern und Führerschaften zu tun hat, wundert man sich immer wieder über die ungeheure Hochachtung, die man in diesen Kreisen vor der geistigen Überlegenheit der Jesuiten und Juden antrifft. In Wirklichkeit ist es mit dieser geistigen Überlegenheit gar nicht weit her; es drückt sich in jener Hochachtung lediglich das unbewußte Gefühl aus, die Führerschaften jener Mächte sind anders zusammengesetzt als wir selbst und sind uns dadurch über.

Auch die nationalen deutschen Reichstagsparteien leisteten solange gute Arbeit, als eine tüchtige geistige Leitung hinter ihnen stand; das waren in der deutschen Monarchie die Regierung selbst oder in der Regierung stehende Gruppen. Mit der Verschlechterung der Regierung verschlechterten sich auch genau gleichlaufend ihre Leistungen — am besten waren sie unter Bismarcks, am schlechtesten unter Bethmanns Hand —, und seitdem ihnen mit der Revolution die Regierungsstütze überhaupt genommen wurde, kann man sie ruhig als in Wirklichkeit wenn auch nicht führerlos, doch als führungslos ansprechen. Oder wüßte jemand aus der republikanischen Zeit irgendeine politische Handlung oder ein politisches Verhalten der nationalen Parteien anzuführen, das den Stempel einer bewußten Führung auf ein bewußtes Ziel hin trüge; etwas, was anders wäre, wenn statt der gewählten Vorstandschaft sich die Vorstandsmitglieder alle zwei Monate dem Alphabet nach abgelöst hätten, wenn also auch der äußeren Form nach die Leitung dem Durchschnitt überlassen worden wäre?

Wie sehr das Bedürfnis nach einer hinter den Parteien lenkenden Macht den Parteien schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, kann ein jeden Tag festzustellender Umstand lehren: wenn die Gegner der nationalen Parteien von irgendwelchen Handlungen derselben sprechen, schieben sie den Ursprung und die Verantwortung dafür so gut wie nie den Parteien selbst zu, sondern suchen stets nach irgendwelchen Hintermännern: der Schwerindustrie, den Schlotbaronen, den Krautjunkern, dem Alldeutschen Verband. Aber sie greifen in allen Fällen fehl. Soweit Schwerindustrie und Wirtschaftskreise die Reichstagsparteien zu beeinflussen versuchen, handelt es sich meist selbst schon um Werkzeuge, durch welche die Leitungen anderer Parteien Fäden zu den nationalen Parteien hinüberzuspinnen versuchen; der wohl vorwiegend national denkende und wollende Stinnes stand zu Stresemann meist in Gegensatz und mit Helfferich nicht im Einklang. Die Großagrarier sind nicht einmal im Reichslandbund die wirklich Führenden. Der Alldeutsche Verband nimmt im politischen Leben Deutschlands ungefähr die Stelle ein, welche an den Universitäten die Theologie innehat; er hat den „richtigen" politischen Glauben, lehrt ihn mit Eifer und mit Überzeugung, und will das „Gewissen" der deutschen Nation sein; zu politischer Aktivität im eigentlichen Sinne hat er es noch nie gebracht, und im Reichstag steht ihm keine Fraktion zur Verfügung[1]).

[1]) Der Herr Verfasser scheint mir bei diesem Urteil zu wenig zu berücksichtigen, daß der Alldeutsche Verband keine Partei ist oder sein will, und daß seine Wirkungs-

Aber nicht nur die Gegner erkennen das Bedürfnis der nationalen Gruppen nach einer überlegenen Führung; auch innerhalb derselben bricht es immer wieder durch. Aber es steht noch völlig im Banne der Vergangenheit, jener Vergangenheit, in der man an der Regierung die benötigte Stütze fand. Unmittelbar nach der Revolution trat es in der Voranstellung von Hergt und Helfferich hervor, und jetzt läßt es sich wieder deutlich in der Wahl von Tirpitz und Ludendorff zu Führern erkennen. Wären Helfferich und Hergt Vorsitzende der Deutschnationalen geworden, wenn sie nicht vorher Minister gewesen wären? Was hätte man sonst für Gründe gehabt, sie zu nehmen? Was für politische, nationale oder völkische Leistungen hätte Hergt aufzuweisen? Ist Helfferich in den Vorstand der Deutschnationalen gekommen, weil er am 30. Mai 1916 dem Abgeordneten von Graefe, der der Regierung Schwäche vorwarf, erwiderte: „Die größte Schwäche wäre es, wenn wir — das wir sind Bethmann und Helfferich — uns durch solche Vorwürfe von dem Wege (Bethmanns) abbringen lassen wollten, den wir als richtig erkannt haben?“ Oder weil er Bethmanns wichtigste Stütze im Kampf gegen den U-Bootskrieg und gegen Tirpitz war? Oder weil seine Anleihepolitik im Krieg so originell war und dem Volk zu so großem Segen gereichte?

Steckt in der Wahl von Tirpitz und Ludendorff zu politischen Führern nicht schließlich auch letzten Endes das Anlehnebedürfnis an Staatsautorität, wenn es hier auch mit Anlehnung an Leistungsautorität bemäntelt werden kann? Aber Leistungen sind nur Stütze und Rüstung auf den Gebieten, auf denen sie vollbracht wurden. Die Verdienste von Tirpitz um die Schaffung der deutschen Flotte sind unvergänglich, und nicht nur das: unter sämtlichen Ministern Wilhelms II. war Tirpitz ohne Zweifel der politisch fähigste Kopf. Nach der Kriegserklärung Englands im August 1914 wäre die Ernennung von Tirpitz zum deutschen Reichskanzler die einzig richtige Antwort gewesen. Er wäre vermutlich ein glänzender Reichskanzler geworden, und der Krieg hätte unter ihm sicher nicht so geendet als er geendet hat. Aber nur in Deutschland glaubt man, wenn der richtige Mann zur richtigen Zeit nicht an den richtigen Platz gestellt worden ist, diese Sünde wieder gut machen zu können, indem man denselben Mann zur unrichtigen Zeit an den unrichtigen Platz stellt. Es ist eine ganz andere Aufgabe, ein zerrüttetes Reich im Kampf gegen die herrschende Staatsgewalt aus dem Elend herauszuführen, als in einem geordneten monarchischen Staat als hoher Beamter ein Ressort zu verwalten. In der Opposition hat aber Tirpitz bis jetzt versagt. Er hat in der Opposition gegen den Kaiser versagt, den er schon ein Jahr früher vor die Wahl zwischen sich und Bethmann hätte stellen müssen als er es getan hat. Dann hat er in der „Vaterlandspartei“ eine oppositionelle Macht in seiner Hand gehabt, die größer war als sie z. B. Hitler gehabt hat, und hat nicht viel damit anzufangen gewußt. Hier war auch seine schwache Seite, die gouvernementale, leicht erkennbar: er wollte nichts von den „Radikalen“ wissen und hat die Alldeutschen sorgfältig von jedem Einfluß auf seine Vaterlandspartei ferngehalten. Aber die Vaterlandspartei war nur brauchbar, wenn sie der Revolution von unten durch eine Revolution von oben zuvorkam, und davon wollte der Tirpitzkreis nichts wissen.

---

möglichkeiten und tatsächlichen Wirkungen durch andere Formen als die hier angedeuteten bedingt sind. Die Schriftleitung.

Noch klarer liegt die Sache bei Ludendorff. Wenn die Völkischen mit glühender Verehrung zu dem Feldherrn Ludendorff aufschauen, der das deutsche Heer von Sieg zu Sieg geführt hat, dem es zu verdanken ist, wenn kein Feind während des Krieges deutschen Boden betrat, es sei denn als Gefangener, so kann man sich nur freuen darüber. Aber nur in Deutschland kommt am andern Tage, nachdem eine Oper einen durchschlagenden Erfolg errungen hat, zu dem Komponisten der Schriftleiter einer politischen Tageszeitung und befragt ihn um seine Meinung in einer politischen Tagesfrage. Hat es einen Sinn, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit als Grundlage der eigenen Politik auszugeben und dann von Gegnern und Freunden Unehrlichkeit in der Beurteilung der eigenen Führer zu verlangen? Wenn die Völkischen Anerkennung für die Führereigenschaften Ludendorffs fordern, so weisen sie auf seine Leistungen als Feldherr hin und nicht auf seine blauen Augen. Dann müssen sie logischerweise die Beurteilung Ludendorffs auf seine Eigenschaft als politischer Führer ebenfalls auf Grund seiner politischen Leistungen zulassen. Und diese Untersuchung spricht nicht für Ludendorff.

Ludendorff hat im Weltkrieg die Unmöglichkeit, mit Bethmann den Krieg zu gewinnen, viel zu spät erkannt, jedenfalls später als andere Leute. Nicht Ludendorff, sondern Erzberger hat Bethmann gestürzt. Damals hatte auch Ludendorff die Schädlichkeit Bethmanns eingesehen. Aber er hat nicht irgendeiner kraftvollen nationalen Persönlichkeit zum Kanzleramt verholfen, sondern sich zunächst den schwachen Kompromißkandidaten Michaelis und dann sogar den Zentrumskanzler Hertling aufdrängen lassen. In allen politischen Zwistigkeiten zwischen Bethmann, Michaelis, Hertling und ihm, im Hilfsdienstgesetz, in Fragen der auswärtigen Politik, fast immer hat Ludendorff den kürzeren gezogen. Dann kamen die dringenden Waffenstillstandstelegramme vom September und Oktober 1918, die jedenfalls nicht für eine besonders klare Erkenntnis der politischen Psyche der Berliner Regierungsmänner sprachen. In dem sich daran anknüpfenden politischen Kampf zwischen Heeresleitung und Regierung trugen wiederum die Prinz Max, Erzberger und Scheidemann den Sieg davon. Dann hörte man den Namen Ludendorff zunächst wieder in Verbindung mit dem Namen Arnold Rechberg nennen. Am 9. November bat Hitler Ludendorff um Übernahme der militärischen Obergewalt über das neu zu bildende Reichsheer. Erst nach Hitlers Verhaftung wurde Ludendorff in die Rolle eines politischen Führers der Völkischen hineingeschoben.

Sein erstes politisches Auftreten war die Verteidigungsrede im Hitlerprozeß. Der Kampf der Völkischen gegen den Ultramontanismus war notwendig und nicht zu umgehen; er hätte spätestens im Sommer 1923 aufgenommen werden müssen. Aber der Vorstoß Ludendorffs war politisch vierfach verfehlt, in bezug auf die Zeit, auf die Person, auf den Ort und auf die Form. Der Kampf durfte nicht wenige Wochen vor den Wahlen, nicht von einem protestantischen Preußen, nicht im Gerichtssaal und nicht in der Form eines Angriffes gegen den Papst aufgenommen werden. Ludendorff hat damit dem Ultramontanismus nur Wasser auf seine stillstehenden Mühlen geliefert.

Die Nationalen haben einige grundsätzliche Sachen noch nicht begriffen. In einem parlamentarischen Staat ist der Sturz der Staatsgewalt auch auf „gesetzlichem" Wege möglich, wenigstens in der Theorie. Aber die Umwälzung, welche die Nationalen anstreben, trägt alle Merkmale eines Umsturzes, einer Revolution an sich; entweder sie geht doch nicht auf gesetzlichem

Wege, dann ist es aufgelegte Revolution, oder sie geht wirklich auf gesetzlichem Wege; dann werden die „Andern" Revolution machen, Revolution gegen den gesetzlichen Umsturz, und dabei wird der gesetzliche Umsturz wiederum den Charakter der Revolution annehmen. Mit den Widerständen, welche die Staatsmänner des alten Systems in ihren Ämtern zu überwinden hatten, haben die Aufgaben revolutionärer Zeiten nichts zu tun. In der ganzen Weltgeschichte haben noch niemals höchste Beamte eines gestürzten Systems Revolutionen gegen das neue Regiment durchgeführt; Revolutionen werden immer von neuen Männern gemacht. Man muß geborener Rebell sein, um Revolutionen machen zu können. Tirpitz wie Ludendorff haben sich, wie gezeigt, als Rebellen nicht bewährt. Politisch hat sich in den Jahren der Republik als Rebell Hitler viel größere Verdienste erworben als Tirpitz, Ehrhardt militärisch viel größere als Ludendorff. Beide hätten zusammenkommen müssen; warum es nicht geschehen ist, davon soll noch, abgesehen von persönlichen Dingen, von denen auch Ludendorff einiges erzählen kann, später die Rede sein. Im Deutschvölkischen Jahrbuch 1921 schloß ich meinen Jahresbericht über den Abschnitt 1919/1920 mit den Sätzen: „Wer ein Zeichen haben will, wann die deutsche Morgenröte aufzudämmern beginnt, der achte darauf, ob an maßgebenden Stellen des politischen und staatlichen Lebens Deutschlands Namen auftauchen, die unter dem monarchischen wie unter dem republikanischen System „unmöglich" gewesen wären. Bis dahin wird Nacht über Deutschland liegen."

Die deutschen Nationalen wollen lieber noch die letzten und ältesten „Möglichen" verbrauchen, ehe sie sich den „Unmöglichen" des alten Systems zuwenden. Das werden Hitler und Ehrhardt und alle andern nationalen Rebellen ihrer Art noch weiterhin erfahren müssen. Ohne Rebellen und ohne Rebellion aber wird Deutschland der Verschweizerung verfallen.

V. Die Völkischen.

In den Keim'schen Monatsheften für Politik und Wehrmacht (vgl. auch „Wege zur politischen Macht", Verl. J. F. Lehmann, München, S. 88) schrieb ich 1920: „Um es immer und immer wieder zu betonen: es muß ein anderer Schlag Menschen her, der Deutschland führt, wenn Deutschland wieder in die Höhe kommen soll." Im Mai 1919 schrieb ich in „Deutschlands Erneuerung" (vgl. „Der Betrug am deutschen Volke", Verl. J. F. Lehmann, München, S. 114): „Den Weg, der jetzt vielfach vorgeschlagen wird, eine Einigung der bestehenden nationalen Parteien zu einer Nationalpartei, hat die Wahlerfahrung als ungangbar erwiesen; ein Volk, das sich für diese durch die Lage gebotene Einigung vor den Wahlen nicht reif genug erwiesen hat, bringt sie nach den Wahlen nicht mehr zustande; nun müssen erst die neuen Parteien wieder abgewirtschaftet haben, nicht nur die internationalen, sondern auch die nationalen. Eine Rettung kann jetzt nur kommen, wenn ein „Scharfer" das Glück hat, zunächst eine kleine entschlossene Gemeinde brauchbarer Mitarbeiter um sich zu sammeln, und dann das Geschick hat, aus dieser Gemeinde den Sauerteig zu machen, der das Volk national durchsetzt und eines Tages die nationale Partei aus sich gebärt." Diese neue Partei und ihr Führer müssen sich über die alten schieben, sie aufsaugen oder vernichten.

Ein Eindruck war wohl allen, die den Hitlerprozeß verfolgten, gemeinsam: hier steht ein anderer Schlag Menschen vor uns als der, der uns regiert; dem Charakter nach der Schlag Menschen, den Deutschland braucht, um aus

dem Sumpf herauszukommen. Auch die weitere Forderung, nach dem „Scharfen", der sich eine neue Gemeinde und eine neue Partei schafft, schien in Hitler und seinen Nationalsozialisten eine erste Erfüllung zu finden. Aber irgendwo muß es hier noch fehlen; sonst wären der Bewegung größere Erfolge beschieden. Woran?

Zunächst: wenn die Hitlerbewegung am 9. November gescheitert sein sollte — und mit dieser Möglichkeit muß man rechnen —, ist nicht das Mißlingen des Putsches an sich das Verderbliche gewesen; vielleicht war es förderlicher als ein Gelingen. Es bedeutete zunächst auch noch keinen Sieg der Gegner. Die Schießerei an der Feldherrnhalle war das Unangenehmste, was den Ultramontanen widerfahren konnte, wenn die daran sich anknüpfende Erregung rechtzeitig und richtig ausgenützt worden wäre. Tatsächlich herrschte Verwirrung und Bestürzung in den ultramontanen Kreisen; ein Plan jagte den andern; Kahr sollte gehen; Möhl sollte militärischer Diktator werden; aus der Pfalz sollte ein neuer Staatskommissar geholt werden; bei König Rupprecht stand die Türklingel nicht still. Tatkräftiges Handeln hätte in jenen Tagen die Lage wahrscheinlich noch völlig zugunsten der Völkischen wenden können.

Aber es kam anders. Hitler hatte kein Parlament zur Seite, sondern nur Unterführer; sein Wille allein leitete. Nun war diese Leitung genommen. Statt sich nun einen Platzhalter für Hitler zu küren und sich dessen einheitlicher Leitung zu unterwerfen, setzten sich die Unterführer der Nationalsozialisten mit Führern angegliederter und nahestehender Verbände zusammen und bildeten ein Führerparlament, in dem sich die einzelnen Führer als in der Führung gleichstehende und gleichberechtigte freie Schweizer betrachteten. Damit war die Lage für Ultramontanismus und Judentum gerettet. Die bayerische Regierung ließ Hitler beruhigt in Landsberg sitzen — warum denn nicht? —, sperrte von seinen Unterführern noch so viel wie möglich ein, und das Restparlament ließ sie ruhig Sitzungen über Sitzungen abhalten und hochmoralische Beschlüsse und Entrüstungskundgebungen fassen. Die auf parlamentarischem Wege entstandene deutschvölkische Freiheitspartei im Norden, die aus eigener Kraft Volksmassen nicht in Bewegung zu setzen vermocht hatte, — wenigstens nicht *jene* Volksmassen, deren nationale Erweckung das unvergängliche Verdienst Hitlers ist —, nützte die Lage sehr geschickt aus und schob sich über die nationalsozialistische Partei, gleichzeitig Ludendorff an die Spitze drängend. Damit war aus der nationalsozialistischen Sturmkolonne mit der kraftvollen Persönlichkeit Hitlers als Kopf ein Verband vereinigter Verbände geworden mit einer dreiköpfigen Spitze Ludendorff-Hitler-Graefe. Als nominelles Oberhaupt hat Ludendorff zu gelten; wenigstens hat er offiziell Graefe als seinen „Bevollmächtigten" für den Norden Deutschlands bezeichnet, woraus zu schließen wäre, daß er Hitler für seinen Bevollmächtigten für den Süden hält. Der Name Hitler erscheint jetzt regelmäßig zwischen den Namen Ludendorff und Graefe. Damit war erreicht, was der Ultramontanismus nur immer mit der zeitweisen Entfernung Hitlers erreichen wollen konnte: der gefährliche Rebell Hitler, der „neue" Mann, war in die „Mitte genommen" zwischen zwei geborenen Nichtrebellen, die politisch für Ultramontanismus und Judentum nur mehr eine Gefahr minderen Grades bedeuten. In der Dreiheit Ludendorff-Hitler-Graefe regieren außerdem nicht drei, sondern es regieren noch einige weitere Dutzende mit. Die Bewegung wird in eine Art demokratisches Fahrwasser gelenkt; sie wird unter nationaler Flagge verschweizert. Es widerfährt ihr dasselbe, was der Deutsch-

nationalen Partei schon lange widerfahren ist; die jüngere Bewegung wird sich, nachdem sie der älteren nun dem Wesen nach bereits näher gerückt ist, auch ihrem Einfluß nicht entziehen können, und die Verschweizerung in beiden Reihen wird dabei weitere Fortschritte machen. Die erneuernde Kraft der Hitlerbewegung ist in Gefahr, gebrochen zu werden.

VI. Klugheit, Begabung und Gescheitheit.

Woran liegt es nun eigentlich, wenn die nationalen deutschen Bewegungen es so furchtbar schwer zur Blüte und Frucht bringen, in demselben Volke, in dem seiner Natur zuwidere Bewegungen wie der Ultramontanismus und der Marxismus es zu größter Macht und Dauer bringen? Wie am Anfang ausgeführt, haben Ultramontanismus und Marxismus ihre eigentliche Leitung in Gruppen geistiger Hochzucht, die hinter den Parteien stehen. Um ihnen ebenbürtig zu sein, müßten die nationalen Bewegungen aus den Parteien selbst sich den entsprechenden leitenden Kopf erst bilden. Hängen die nationalen Mißerfolge vielleicht mit der Unmöglichkeit solcher Bildungen zusammen? Und woran könnte die Unmöglichkeit liegen?

In der „Umschau" (Januar 1922 Nr. 5) stand einmal ein Aufsatz von Dr. Hans Wildermuth: „Der gescheite Mensch". Er unterscheidet drei Verstandesanlagen: Klugheit, Begabung, Gescheitheit. „Der Begabte faßt rasch auf, lernt leicht, er überwindet spielend Schwierigkeiten, die von andern erst in heißer Arbeit besiegt werden können." „Etwas vollständig anderes bedeutet Klugheit; dies ist die Kunst, Menschen und Dinge der Umgebung in Beziehung auf die eigenen Lebensziele richtig zu werten. Klugheit ist keineswegs eine reine Funktion des Verstandes; das Gefühl ist mindestens ebensosehr daran beteiligt wie dieser." „Bedeutet nun Klugheit ein in Beziehung auf das eigene Leben, also relativ richtiges Urteil, so ist Gescheitheit das unbedingt richtige Erkennen und Einschätzen von Menschen und menschlichen Dingen. Es ist die höchstmögliche Verstandesstufe überhaupt." „Ein Beispiel aus dem täglichen Leben wird den Unterschied dieser drei Verstandestypen veranschaulichen, etwa ihr Verhalten der antroposophischen Bewegung gegenüber. Der Begabte wird die in Frage kommenden Probleme rasch erfassen, der Kluge wird merken, ob es geraten ist, mitzumachen oder zu bekämpfen, der Gescheite und nur dieser wird den Wert oder Unwert einer solchen Bewegung einzuschätzen wissen." „Das Merkwürdige ist: Gescheitheit allein ist für den durch sie Ausgezeichneten vollkommen unfruchtbar; sie spielt fürs Fortkommen im Leben gar keine Rolle. Es kann einer unbedingt gescheit sein, sein Urteil hat sich stets als richtig erwiesen; dabei ist er von langsamer Auffassung und sein Auftreten ist von lähmenden Ungeschick. Klug sein heißt, klug handeln; der Begabte wird durch sein rasches und leichtes Arbeiten die Aufmerksamkeit auf sich lenken; Gescheitheit offenbart sich uns im vertrauten Verkehr." (Das letztere ist natürlich nur dann richtig, wenn der Gescheite nicht Gelegenheit hat, seine richtige Erkenntnis im richtigen Augenblick durch Handlungen oder durch Veröffentlichungen vor einer Öffentlichkeit zu beweisen.)

Aus der Politik lassen sich leicht Beispiele für die Ansichten Wildermuths heranziehen. Bismarck war klug, begabt und gescheit. Holstein war begabt und gescheit, aber nicht klug. Bülow war klug und begabt, aber nicht gescheit. Bethmann war weder begabt noch gescheit: aber klug.

Es leuchtet ohne weiteres ein: keine der drei Verstandesanlagen wird es so schwer haben, sich im politischen Leben durchzusetzen und eine Führerrolle zu erlangen als die dritte, die höchste, und die Schwierigkeit wird um so größer sein, je demokratischer sich die Führerauswahl gestaltet. Dem Klugen fehlt das Verständnis für die Überlegenheit des Gescheiten überhaupt. Bei den Begabten ist es selten, weil der Begabte sich die Mehrzahl der Gedanken des Gescheiten schon in der Schule angeeignet hat und während des Lebens fortwährend hinzulernt; auf Grund des gleichen Besitzes an Erkenntnissen fühlt er sich dem Gescheiten in jeder Hinsicht gewachsen, ja wenn er noch dazu klug ist, sogar überlegen. Der Unterschied tritt nur in der Zeitigkeit der Erkenntnisse hervor; dann wenn eine Maßregel eben getroffen oder eine Erscheinung eben neu eingetreten ist, dann beurteilt sie der Gescheite sofort richtig, der Begabte nur dann, wenn sie genau in ein ihm schon bekanntes, von ihm bereits angeeignetes Schema hineinpaßt. Ist irgend etwas Neuartiges darin, so ist es reiner Zufall, wenn der Begabte das Richtige trifft; meistens wird er fehlgreifen, weil er unwillkürlich die neue Erscheinung samt ihrem Neuartigen in ein ihm geläufiges altes Schema zu pressen suchen wird und dabei danebenhaut. Nach einiger Zeit wird dann auch der Begabte die Richtigkeit des von dem Gescheiten sofort Erkannten einsehen und dann diese Einsicht seinem Erkenntnisschatz einverleiben; er wird dann aber außerordentlich rasch vergessen haben, daß er zu der neuen Erkenntnis viel längere Zeit gebraucht hat als der andere, und wenn es ihm überhaupt zum Bewußtsein kommt, wird er hundert Ausreden vor sich und andern haben, um die Überlegenheit des früher Erkennenden, des Gescheiten, nicht anerkennen zu müssen.

Man überdenke einmal, wie viel Führer der Nationalen deshalb zu Führern gewählt wurden, weil sie in Wort, Schrift und Handlungen ihre Fähigkeit, Lagen und Notwendigkeiten früher zu überschauen als andere, bewiesen haben; prüfe einmal Wort, Schrift und Handlungen der augenblicklichen Gegenwartsführer daraufhin nach, von wem und aus welcher Zeit sie stammen und ob die tatsächlichen Führer der Gegenwart, die sie in der Gegenwart vertreten, in jener Zeit, aus der sie stammen, dieselben Ansichten vertreten haben und nicht vielmehr andere; man lege sich endlich die Frage vor, ob eigentlich schon einmal ein nationaler Führer deswegen, weil die Folge seinen Worten, Schriften oder Handlungen der Gegenwart stets, meistens oder häufig Unrecht gegeben hat, seiner Führerschaft verlustig gegangen ist, und man wird sich über die Mißerfolge der nationalen Sache sehr viel klarer werden. Bilden schon die Minderbegabten die große Mehrheit gegenüber den Begabten, so bilden wiederum die Begabten die große Mehrheit gegenüber den Gescheiten; schaltet der Mehrheitsgrundsatz der Demokratie automatisch aus der Führerschaft schon die hervorragend Begabten aus, so wird sich eine Mehrheit von Begabten noch sicherer das Regiment oder Mitregiment der Gescheiten fernzuhalten wissen. Es gibt bekanntlich keine unangenehmeren und unbeliebteren Menschen als die, die recht behalten, namentlich da, wo man selbst unrecht behält.

Das Fehlen der Gescheiten wirkt aber besonders verhängnisvoll in Lagen wie denen, in der sich gegenwärtig die nationale und völkische Sache in Deutschland befindet. Wille, Charakter und Begabung reichen zur Durchsetzung nationaler und völkischer Ziele aus, wenn hinter ihnen eine den Widersachern gewachsene Macht steht; aber sie reichen nicht aus, wenn eine solche Macht nicht vorhanden ist, sondern erst geschaffen werden muß, geschaffen werden

muß unter ständiger Überwachung, ständigem Widerstand und ständiger Anfeindung einer nicht nur an Zahl und äußeren Machtmitteln, sondern auch an gescheiten Köpfen überlegenen gegnerischen Führerschaft. Was in der gegenwärtigen Lage an Arbeit von den Nationalen und Völkischen geleistet werden muß, ist Augenblicksarbeit, Arbeit von Tag zu Tag und von Woche zu Woche, natürlich das große Ziel vor Augen, aber nicht mit den großen Mitteln des großen Zieles als Werkzeug. Denn die großen Mittel können erst eingesetzt werden im Besitz der genügenden Macht, und die wird nur errungen durch Augenblicksarbeit, richtige Ausnützung jeder Tageslage, richtige Erkenntnis der augenblicklichen schwachen Punkte der Gegner, sofortige Ausnützung jeder Blöße derselben, Übersehen jedes demnächst zu erwartenden Gegenzuges des Gegners, sofortige Erfassung jeder sich freundlich entgegenstreckenden annehmbaren Hand usw. Da nützt weder der Besitz der Erkenntnis jener großen Linien, innerhalb deren man auf das große Ziel sich hinbewegen muß, nützt auch nichts das tiefe Schürfen in allen jenen Möglichkeiten des Schönen und Guten, das man einmal schaffen will, wenn man die Macht dazu hat; da nützt es auch nichts, wenn man ein halbes Jahr später richtig einsieht, was vor einem halben Jahr das Richtige gewesen wäre; sondern da muß der gescheite Kopf her, der jeweils im gegebenen Augenblick einsieht, was in jenem Augenblick zu tun ist, und an seiner Seite müssen Wille, Charakter und Begabung stehen, welche sich seiner Einsicht beugen. Das Idealste wäre der Führer, der alle die genannten Eigenschaften: Klugheit, Begabung, Gescheitheit, Wille und Charakter in sich vereinigt. Aber das kommt alle paar Jahrhunderte einmal vor, und darauf kann man nicht warten. Es genügt auch ein Zusammenarbeiten der verschiedenen Wesens- und Charaktereigenschaften. Aber man darf nicht eine notwendige Anlage ständig ausschalten.

Die Alleinherrschaft der geringeren und größeren Begabungen hat noch eine weitere sehr bedenkliche Seite, auf die ich im Februar 1920 in den „Monatsheften für Politik und Wehrmacht" hingewiesen habe: „Ein fähiger Staatsmann kann auf den verschiedensten Wegen zum gleichen Ziele gelangen ... Es gehört dazu, solchen Naturen auch durch scheinbar selbstverständliche Dogmen nicht den Weg zu verbauen; wenn jemals dem deutschen Volke wieder ein Bismarck geboren werden sollte, wird nichts so sicher sein wie das: er wird nicht den Weg der Dogmen gehen, ganz gewiß nicht den der schwarz-rot-goldenen, aber auch nicht den der alldeutsch-nationalen." Man gehe einmal in eine alldeutsche oder deutschnationale oder völkische Führerversammlung: da wissen schon alle genau, was der künftige Bismarck zu tun hat, und wehe ihm, wenn er anders verfahren sollte: er würde genau dem Ketzergericht verfallen, das die nationalen Achtundvierziger über Bismarck abgehalten haben. Aber mit den Weisheiten, die bereits in das geistige Eigentum der begabten 24 Jährigen übergegangen sind, kann ein Bismarck nicht regieren. Ob die Nationalen und Völkischen von heute, in die Lage vor 1866 versetzt, wohl den Krieg Bismarcks gegen Österreich gebilligt hätten? Vorher natürlich: nicht ein halbes Jahr oder vier Jahre später. Und der künftige Bismarck wird sich nicht auf einen König, eine königlich preußische Regierung und ein königlich preußisches Heer stützen können, sondern vermutlich nur auf die Nationalen und Völkischen. Der künftige Bismarck wird ein sehr gescheiter Herr sein müssen, und wenn er nicht überall in den Führungen der einzelnen nationalen und völkischen Gruppen gescheite Köpfe schon vorfindet, dann fehlen dort die Leute,

die sofort einsehen, warum der Bismarck die und jene zunächst vielleicht außer allen Dogmen liegende Maßregel ergreift, und die ihm die Gefolgschaft jener Gruppen sichern, die er nicht entbehren kann.

Man rufe sich einmal den ganzen Hitlerprozeß ins Gedächtnis zurück: hatte man da nicht fortwährend das Gefühl, es hätte nur auf allen drei Seiten — auf den zwei in München und auf der dritten in Berlin — einiger gescheiter Köpfe bedurft, und es wäre alles anders, besser gegangen? Hat man im Wahlkampf nicht ständig das gleiche empfunden? So steht man wieder vor derselben Lage wie vor vier Jahren auch: man wird wieder warten müssen, bis die vorhandenen Parteien, auch die nationalen, von neuem abgewirtschaftet haben, und dann ein Scharfer kommt, der sich eine neue Partei schafft und sich mit ihr über die alten Parteien hinwegschiebt und sie auffaugt. Ob Hitler sich noch frei machen kann, ist fraglich; auch noch aus den engsten Umstrickungen der Feinde gibt es Auswege; aber sich aus den Umklammerungen der Freunde zu befreien ist unendlich schwer. Die völkische und nationale Bewegung aber befindet sich auf dem Weg zur Verschweizerung, oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, auf Wegen, auf denen die Verschweizerung Deutschlands nicht mehr aufgehalten werden kann. In dem verschweizerten Deutschland werden aber die Völkischen so wenig ausrichten können wie das kleine Häuflein völkischer Schweizer in der Schweiz, die es auch dort immerhin noch gibt. Dann ist erreicht, was Alljudaan, Frankreich und England anstreben: für Alljudaan eine neue Provinz seines Weltreichs, für England ein Reich, das ihm sicher in seiner Weltpolitik nicht mehr in den Weg läuft, und für Frankreich ein Reich, bei dem es vor der Wiedereroberung der geraubten Provinzen sicher ist und das ihm wahrscheinlich nicht einmal mehr besondere Schwierigkeiten bereiten wird, wenn es etwa die Rheinlande in einen französisch sprechenden Kanton des Deutschen Reiches verwandelt. Die Neuenburger waren auch vor gar nicht langer Zeit noch gute Deutschschweizer oder Deutsche.

Die völkische Bewegung bedeutet einen großen Fortschritt schon deshalb, weil sie Menschen anderen Schlages zur Geltung verhilft. Es ist auch nicht an ihrem Willen zu zweifeln, Begabungen an die richtige Stelle zu setzen. Nun muß sie auch noch den Gescheiten ihr Recht werden lassen und darf nicht glauben, ihre Wirksamkeit durch Klugheit, Begabung, Charakter, Wille und Sittlichkeit ersetzen zu können. Auch in der Politik gilt das Liebigsche agrikulturchemische Gesetz des Minimums: der Ertrag eines Ackers wird bestimmt durch den am wenigsten vorhandenen Nährstoff. Ein Acker kann versorgt worden sein mit überreichen Mengen von Stickstoff, Kali und Kalk; wenn nicht auch vom Phosphor ein bestimmtes Minimum vorhanden ist, trägt der Acker so wenig, als ob man ihm nichts gegeben hätte.

Dem Führer!

Die Masse jubelt, die Masse droht —
Heut ist es Liebe, die dich umloht,
Doch morgen schon kann ein glühend Hassen
Dich zwingen, Haus und Hof zu verlassen,
Denn wandelbar ist der Masse Sinn;
Heut: Hosianna! dann: Kreuzigt ihn!
Nur das Vertrauen auf eigne Kraft
Ist's, das die großen Taten schafft.
Nur Menschen, die über der Masse steh'n,
Können den Weg als Führer geh'n.

Erich Limpach.

Die letzten 8 Monate Faschistenherrschaft in Italien.[1]

Von Adolf Dresler.

Die letzten acht Monate der faschistischen Regierung sind vor allem wichtig auf dem Gebiete der Außenpolitik. Trotzdem soll zunächst von der inneren Entwicklung des Faschismus die Rede sein. Hier handelt es sich besonders um die Neuwahlen zur Kammer, durch welche Mussolini auch auf parlamentarischem Wege an der Macht zu bleiben hoffte, ohne sich die mit Ende des Jahres 1923 ablaufende unumschränkte Regierungsvollmacht verlängern zu lassen. Sie wäre ihm zweifelsohne bewilligt worden, sogar die Parlamentsfraktion der Popolarpartei hatte beschlossen, sie zu bewilligen, aber Mussolini lehnte sie mit großer Geste ab, indem er erklärte, fortan auf völlig verfassungsmäßige Art regieren zu wollen. Immerhin bot ja aber die Wahlreform die sichere Aussicht auf Erfolg. Nachdem sie im Juli von der Kammer genehmigt worden war, fand sie im November auch die Billigung des Senates und wurde vom Könige unterschrieben, so daß sie nunmehr Gesetzeskraft erlangte. Infolgedessen schickte Mussolini die Kammer frühzeitig nach Hause, und im Januar 1924 ließ er sie nur wieder zusammentreten, um sie sogleich aufzulösen. Die Wahlen wurden für den 6. April festgesetzt, und in der Zeit von Ende Januar bis zu diesem Tage setzte eine gewaltige Propaganda der Faschisten ein. Es wurde hierbei auf die übrigen Parteien ein starker Terror ausgeübt, ihre Versammlungen verhindert oder gesprengt, auch kam es sehr häufig zu blutigen Zusammenstößen mit tödlichem Ausgang. Bis zum 10. April verbot die Regierung den Verkauf von Schußwaffen außer von Jagdgewehren, doch wurden bei den Gewalttaten meistens Stichwaffen angewandt.

Unter den geschilderten Verhältnissen war es klar, daß sich eigentlich nur die faschistische Wahlpropaganda frei entfalten konnte. So hatten denn auch die Faschisten von vornherein eine Regierungsliste mit 356 Mitgliedern ihrer Partei und ihr nahestehenden Liberalen und Kriegsteilnehmern aufgestellt. Dabei legten sie Wert darauf, möglichst viele Kriegsteilnehmer als Kandidaten zu haben. Sie bezeichneten diese als die „Kriegsaristokratie" und die ganze Liste als die „Auswahl der Besten" des italienischen Volkes. Unter den Kandidaten der Faschisten waren 200 Kriegsteilnehmer, mehr als 80 Kriegsbeschädigte, 10 waren ausgezeichnet mit der goldenen, 114 mit der silbernen und 98 mit der bronzenen Tapferkeitsmedaille. Unter den Liberalen, welche auf dieser Liste standen, befand sich auch Salandra und der frühere Kammerpräsident de Nicola. Dieser trat jedoch kurz vor der Wahl wieder zurück. Außer der Regierungsliste wurde dann noch eine regierungsfreundliche Liste Nr. 2 (Lista bis) aufgestellt, auf der ebenfalls Faschisten, Liberale und andere dem Faschismus zuneigende Politiker standen. Diese Liste wurde zu den Minderheitslisten gerechnet, und die Gegner der Faschisten erhoben gegen diese den Vorwurf, daß sie entgegen den Bestimmungen des Wahlgesetzes nun eigentlich zwei Listen zur Verfügung hatten, von denen die eine zur Schwächung der Minderheitslisten bestimmt war. Außerdem hatten die Faschisten auch noch mit dem früheren Ministerpräsidenten Giolitti ein Abkommen getroffen, wonach dieser in

[1]) Siehe den Aufsatz: „Ein Jahr Faschistenherrschaft in Italien" im Novemberheft 1923 von „Deutschlands Erneuerung". — Die Arbeit ist verfaßt vor dem Skandal, den die Ermordung des Abgeordneten Matteoti entfesselt hat und der sich zu einer Mussolini-Krise auszuwachsen droht. Die Schriftleitung.

Vereinbarung mit ihnen eine besondere Liste aufstellte, so daß seine Kandidaten und die der Liste Nr. 2 die Zahl 22 erreichten. Mit irgendeiner Partei ein Wahlbündnis einzugehen, hatten die Faschisten abgelehnt. Der Postminister di Cesaro, der Führer der Demosozialen, versuchte ein solches zustande zu bringen, Mussolini aber ließ sich darauf nicht ein, und Cesaro trat von seinem Amte als Minister zurück. Er wurde sofort durch den Marinesekretär Ciano ersetzt.

Die Wahlen vom 6. April brachten den erwarteten Erfolg der Faschisten. Von etwa 12 Millionen Wahlberechtigten übten 7218162 ihr Wahlrecht aus. Davon erhielt die Regierungsliste 4322485 Stimmen, was mit denen der regierungsfreundlichen Listen zusammen 4844539 Stimmen für den Faschismus ergab, wogegen die übrigen 20 Minderheitslisten zusammen es nur auf 2373623 Stimmen brachten. Nach dem Ergebnis der Wahlen setzt sich nunmehr die neue Kammer aus den 356 faschistischen Abgeordneten zusammen, aus 13 Abgeordneten der Lista bis und 5 Anhängern Giolittis, sowie aus 40 der Popolarpartei, 26 Einheitssozialisten, 24 Mehrheitssozialisten, 18 Kommunisten, 7 Republikanern, 9 Demokraten, welche in die beiden Gruppen ihrer Führer Amendola und Corradini zerfallen, und einigen kleineren Gruppen. Die Deutschen und Slawen Italiens waren in Venedig ein Wahlbündnis eingegangen, da die Slawen nur in einem Wahlkreis vertreten sind, während nach den neuen Bestimmungen eine Wahlliste mindestens in zwei Bezirken (Circoscrizione) von je 300 Personen unterschrieben sein muß. Die mit einem Edelweiß und einem Lindenblatt gekennzeichnete Liste der Deutschen und Slawen erreichte 4 Abgeordnete, obgleich besonders die Deutschen unter sehr starkem Wahlterror zu leiden hatten. Die bisherige Kammer hatte sich folgendermaßen zusammengesetzt: 273 Anhänger der Regierung, 124 Sozialisten, 107 Popolari, 16 Kommunisten, 6 Republikaner, 5 Slowenen und 4 Deutsche. Die nationalen Minderheiten haben also im ganzen 5 Stimmen eingebüßt. Gegenüber der früheren Kammer zählt die jetzige 20 Abgeordnete mehr.

Anläßlich der Wahl kam es unter den Faschisten selbst auch wieder erneut zu Spaltungserscheinungen. Selbst im Hauptsitze des Faschismus, in Mailand, gewannen diese erheblich an Boden. Mussolini wandte sich in einer Kundgebung sofort gegen diese „brutale und lächerliche Rebellion", und das Lokal der dissidenten Faschisten wurde in ähnlicher Weise verwüstet wie früher die Lokale der Sozialisten und Kommunisten. Bei dieser Gelegenheit und während der ganzen Wahlzeit überhaupt brachten die faschistischen Zeitungen wieder ständig Kundgebungen aus dem ganzen Lande für Mussolini und seine Politik unter der Überschrift „Plebiszit des italienischen Volkes". Immerhin erhielten die dissidenten Faschisten bei den Wahlen 32000 Stimmen. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Zahl der Säbelduelle infolge politischer Meinungsverschiedenheiten sowohl unter den Faschisten selbst als auch zwischen ihnen und ihren Gegnern sehr an Zahl zugenommen haben.

Erneut hat die Freimaurerei versucht, sich an den Faschismus heranzumachen. Die Maurerei schottischen Ritus' veröffentlichte mit der Unterschrift ihres Großmeisters Palermi einen Aufruf, welcher von der Abneigung des italienischen Volkes gegen das parlamentarische System spricht und den Faschismus als die für Italien geeignetste Regierungsform erklärte. Die Freimaurer wurden infolgedessen aufgefordert, „im Namen des Vaterlandes" für Mussolini und die nationale Liste des Faschismus zu stimmen. Das „Popolo d'Italia" druckte diesen Aufruf am 4. April ohne Kommentar ab.

In der Ablehnung des Antisemitismus durch die Faschisten hat sich in letzter Zeit nichts geändert. Im Dezember 1923 erklärte Mussolini dem Ober-

rabbiner von Italien, Sacerdote, daß es für den Faschismus keine Gegnerschaft gegen die Juden gäbe, und das „Popolo d'Italia" erklärte Anfang 1914 dasselbe einem faschistischen Juden gegenüber, der sich über antisemitische Äußerungen beschwerte.[2])

In der Außenpolitik des Faschismus sind seit Oktober 1923 mehrere beachtenswerte Ereignisse zu verzeichnen: vor allem die Annäherung Spaniens an Italien im November mit dem Besuche des spanischen Königspaares in Rom, und das südslawisch-italienische Bündnis vom Januar 1924. Nachdem das gute Verhältnis mit England durch Italiens Weigerung im Streitfalle mit Griechenland, den von England geförderten Völkerbund als Schiedsrichter anzuerkennen, getrübt worden war, suchte Italien, um nicht allein auf weiter Flur dazustehen, in Spanien einen Ersatz für England zu finden. Es gelang dies auch, und man sprach von einer italienisch-spanischen Beherrschung des Mittelmeeres und gemeinsamen Flottenmanövern. Das spanische Königspaar stattete auch dem Papste einen Besuch ab, ein Ereignis, wie es seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen war. Die Gemeinsamkeit des katholischen Glaubens Italiens und Spaniens wurde betont, daran erinnert, daß der Genuese Columbus in spanischem Dienste Amerika entdeckte und in Lateinamerika die spanische und italienische Einwandererbevölkerung die gleichen Interessen habe. Weiter wurde ein gewisser Vergleich gezogen zwischen Mussolinis Marsch auf Rom und dem Staatsstreich Primo de Riveras vom 12. September 1923. Primo de Rivera bekannte sich gewissermaßen als Schüler Mussolinis und sprach von einem spanischen Faschismus „iberischer Prägung". Natürlich beunruhigte die neue spanisch-italienische Freundschaft Frankreich in hohem Maße, da die Flotten beider Länder zusammen der französischen gewachsen, wenn nicht gar überlegen sind. Infolgedessen setzten sofort einerseits verstärkte Treibereien Frankreichs gegen Italien, andererseits erneute Versuche, Italien zu einem Anschluß an Frankreich zu bringen, ein.

Was Italien besonders verstimmte, war vor allen Dingen Frankreichs Balkanpolitik, die Anleihen in Höhe von mehreren Hundert Millionen Franken an Südslawien zu Rüstungszwecken, die Inspektionsreise des Generals Le Rond zur südslawischen Armee und Flotte usw. Auch spielte der alte Ärger noch mit, daß Frankreich Wilson in seiner Weigerung, Fiume Italien zuzusprechen, 1919 bestärkt und sich auch im September 1923 gegen die Besetzung Korfus durch Italien ausgesprochen hatte. So drängte die italienfeindliche Haltung Frankreichs in den Balkanfragen Italien dazu, ein gutes Verhältnis mit Südslawien herzustellen, um sich den Rücken von einem gefährlichen Gegner freizuhalten. Außerdem waren es innerpolitische Rücksichten auf beiden Seiten, welche das italienisch-südslawische Bündnis zustande kommen ließen. In Italien stand man vor den Neuwahlen zur Kammer, und ein Hauptargument der Gegner des Faschismus gegen diesen war, daß er Italien außenpolitisch isoliert habe, was sich durch die Freundschaft mit Spanien noch nicht in befriedigender Weise geändert hatte. In Südslawien hatte der greise Ministerpräsident Paschitsch in der Kammer mit einer starken Opposition besonders der kroatischen Abgeordneten zu kämpfen. Auch er war wie Mussolini darauf angewiesen, irgend welche politischen Erfolge aufzeigen zu können. Und für Südslawien war die Stellung zu Italien der wichtigste außenpolitische Faktor. Auch war es endlich an der Zeit, die Fiumefrage einer dauernden Lösung entgegenzuführen. Es wurde infolgedessen die Vereinbarung getroffen, daß

[2]) Bei ihrer Wahlpropaganda verbreitete die faschistische Partei als Flugschrift eine Rede, welche der New-Yorker Großbankjude Otto Kahn am 15. Nov. 1923 in der Universität von Middletown über seine Reiseeindrücke im faschistischen Italien gehalten hat.

die Stadt mit ihrem Hafen an Italien fallen solle, Südslawien aber den Barashafen und das sogenannte Delta erhalte. Dieses Ergebnis der Belgrader Konferenz der kleinen Entente rief natürlich große Überraschung hervor, aber die französische Presse war klug genug, den diplomatischen Mißerfolg Frankreichs dahin auszulegen, daß in dem südslawisch-italienischen Bündnis nichts anderes als eine Ergänzung des soeben abgeschlossenen tschechisch-französischen zu sehen sei. Es lasse sich jetzt zwischen den beiden lateinischen und den beiden slawischen Nationen um so leichter ein gemeinsames Bündnis herstellen. Bisher hat sich freilich diese französische Hoffnung noch nicht verwirklicht und dürfte es auch in der nächsten Zeit nicht tun.

Infolge des Vertrages mit Südslawien wurde dann Fiume den Italienern übergeben, wobei der König persönlich anwesend war. Zur Kammer wird die neugewonnene Stadt noch nachträglich einen Abgeordneten wählen. Fiumes Handel freilich dürfte noch längere Zeit brauchen, bis er sich von den Schäden des Krieges und der späteren fünfjährigen Ungewißheit seines Schicksals erholt. — Ein italienisch-rumänisches Bündnis schien sich anfangs auch bereits anzubahnen, doch haben die Aussichten sich inzwischen als trügerisch erwiesen. Italien hatte seinen Einfluß auf Rumänien schon so weit zu stärken verstanden, daß Rumänien einen französischen Kredit von 100 Millionen Franken ablehnte und nun Italien als Geldgeber in Frage kam. Bald darauf aber trübte sich das Verhältnis infolge Meinungsverschiedenheiten über untergeordnete Finanzfragen und besonders auch, weil die Rumänen argwöhnten, Italien unterstütze Sowjetrußlands Ansprüche auf Bessarabien. Hinzu kamen geschickte diplomatische Schritte der Franzosen, die dann den Erfolg hatten, daß statt des einstweilen verschobenen Besuches des rumänischen Königspaares in Rom ein Besuch in Paris Mitte April abgestattet wurde, wobei ein französisch-rumänisches Bündnis ähnlich dem französisch-tschechischen abgeschlossen wurde. Dieses Zurückschwenken Rumäniens auf die Seite Frankreichs hat in Italien begreiflicherweise keine geringe Enttäuschung hervorgerufen.

Überraschend genug war die Haltung Mussolinis gegenüber Sowjetrußland. Nachdem er immer den Kampf gegen den Bolschewismus gepredigt hatte und als Europas Retter vor ihm gefeiert worden war, erklärte er plötzlich in der Kammer, die Handelsbeziehungen mit Sowjetrußland wieder aufnehmen und es anerkennen zu wollen. Es kam zu lebhaften Auseinandersetzungen, wobei Mussolini Inkonsequenz vorgeworfen wurde. Er ließ aber wie schon öfter durchblicken, daß er auch ohne die Einwilligung der Kammer sein Ziel verfolgen werde. Verhandlungen durch den russischen Unterhändler Jurowski in Rom waren bereits im Gange. Die Unterzeichnung des Handelsvertrages, der Italien sehr günstige Bedingungen für die Schwarze-Meer-Schiffahrt einräumte, wurde aber plötzlich um mehrere Tage verzögert. Inzwischen kam England Italien in der Anerkennung Rußlands zuvor, was Mussolini sehr verstimmte, da er den Ruhm gerne für sich in Anspruch genommen hätte, als erster europäischer Staatsmann die abgerissenen Verbindungen zwischen West und Ost wieder aufgenommen zu haben.

Dies Zuvorkommen Englands in der Anerkennung Rußlands war einer der Punkte, welcher sich einer Wiederannäherung Englands und Italiens bisher in den Weg gestellt haben. Das spanisch-italienische Bündnis ist ja nur als Zwischenlösung für eine Neugruppierung der Kräfte im Mittelmeerbecken zu betrachten. Spanien und Italien allein können dieses Meer noch nicht beherrschen, irgendwie muß sich Frankreich oder England beteiligen, und mehr oder minder verhüllt ist ja auch bei den verschiedensten Anlässen schon der englisch-französische Gegensatz in Erscheinung getreten, sowohl in Kleinasien

als auch auf dem Balkan, sowie auch wieder bei dem Werben um Italien. Besorgnis erregten in Italien die neuerliche Verlegung der Hauptseestreitkräfte Englands ins Mittelmeer und die großen Flottenmanöver bei den Balearen. Mussolini selbst neigt in seiner Sympathie mehr zu Frankreich, zweifellos aber liegt der größere politische Vorteil Italiens in einem Zusammengehen mit England. Nur bei einem solchen kann die englische Seemacht im Mittelmeer nicht als Bedrohung der italienischen Interessen betrachtet werden. Ein Hindernis für eine Verständigung war vor allem die Frage der Abtretung des englischen Jubalandes an Italien, die seit langem erörtert wurde. Im Londoner Abkommen vom April 1915, in dem Italien seine Teilnahme am Kriege gegen uns festlegte, war ihm dafür eine Entschädigung auf kolonialem Gebiete in Afrika zugesichert worden. Dieses Versprechen harrte bisher seiner Einlösung. Einerseits hofften die Italiener, von Frankreich einen Teil von Tunesien zu erhalten, andererseits das englische Jubaland. Die Übernahme der Regierung in England durch die Arbeiterpartei und Mac Donald wurde von vielen italienischen Zeitungen deshalb lebhaft begrüßt, weil sie hofften, daß jetzt ohne weitere Schwierigkeiten Italien das Jubaland erhalten würde. Um so mehr war man wieder verärgert, als Mac Donald ganz nach Art der bisherigen englischen Diplomatie zu handeln und zu feilschen begann und die Abtretung des Jubalandes von der Rückgabe der italienischen 12 Inseln im Ägäischen Meer an Englands Schützling Griechenland abhängig machen wollte. Italienische Blätter haben schon mehrmals durchblicken lassen, daß in einem Kriege zwischen England und Frankreich Italien wahrscheinlich den Ausschlag geben werde. Es war also zugleich ein Schachzug gegen Frankreich, daß Mac Donald Ende Mai durch einen persönlichen Briefwechsel mit Mussolini die langwierige Frage endlich zu einer befriedigenden Lösung brachte, die Italien bezüglich der 12 Inseln freie Hand läßt. England hat sich Italien dadurch sehr verpflichtet, denn wie im Weltkrieg wird das Land des „sacroegoismo" mit demjenigen gehen, der ihm am meisten bietet. Der Besuch des italienischen Königspaares in London Ende Mai wurde denn auch als Zeichen der Wiederannäherung Englands und Italiens gedeutet.

Die bisher schon sehr umfangreichen Handelsbeziehungen, welche das faschistische Italien angeknüpft hatte, sind in den letzten Monaten noch erweitert worden. Ein Handelsvertrag wurde abgeschlossen mit Südslawien (der mit Sowjetrußland wurde schon erwähnt), weiter einer mit Albanien, auch neue Abkommen mit der Tschechei, mit Ungarn und Rumänien, wodurch besonders der Handel Triests und Fiumes wieder gehoben werden soll. Nach den statistischen Daten über Italiens Außenhandel ist in den ersten drei Monaten dieses Jahres eine Erhöhung der Einfuhr um 130 Millionen und eine Erhöhung der Ausfuhr um 734 Millionen gegenüber dem gleichen Zeitraum im Vorjahre festzustellen.

Von gewisser Bedeutung für die italienische Politik ist natürlich auch das Verhältnis zwischen dem Vatikan und dem Faschismus. Der Vatikan unterstützte, wie das „Popolo d'Italia" schrieb, bei den Wahlen in den Jahren 1919 und 1921 die klerikale Popolarpartei in einer Weise, daß „die Geistlichkeit, vom einfachsten Dorfpfarrer bis zu den höchsten Spitzen der kirchlichen Hierarchie den Kandidaten der Popolaren zur Verfügung stand". Der Erfolg war, daß die erst am 1. Februar 1919 gegründete Popolarpartei 1919 schon 100 Abgeordnete, 1921 108 erhalten konnte und damit die zweitstärkste Partei im Parlament wurde. Bei den jetzigen Wahlen aber fand die Popolarpartei keine Unterstützung mehr vom Vatikan, vielmehr wurde ein vom Kardinal Laurenti unterzeichnetes Schreiben an die Geistlichen herausgegeben, in

welchem auf den Wunsch des Vatikans hingewiesen wurde, daß die Geistlichkeit sich politisch nicht betätigen möge. Trotzdem ist die Popolarpartei auch heute noch die zweitstärkste parlamentarische Fraktion und haben außerordentlich viel Geistliche für sie am 6. April gestimmt. Die auswärtige Politik des Faschismus hat insofern auf die Beziehungen des Vatikans eingewirkt, als die Annäherung an Spanien den Besuch des spanischen Königspaares zur Folge hatte und das Bündnis mit Südslawien denjenigen der Minister Paschitsch und Nintschitsch. Hierbei wurde über das in Vorbereitung befindliche Konkordat mit Südslawien verhandelt. Außer diesem Konkordat steht noch der Abschluß eines weiteren mit Rumänien bevor, dasjenige mit Bayern wurde Ende März 1924 bereits vom Kultusminister Dr. Matt unterzeichnet, es bedarf freilich noch der Genehmigung des neuen Landtages. Eine Trübung des Verhältnisses zwischen Vatikan und Faschismus drohte dadurch zu entstehen, daß bei den Wahlen eine Anzahl katholischer Vereinshäuser von den Faschisten verwüstet wurde und der Staatssekretär Gaspari im Namen des Papstes 500 Millionen Lire zu ihrer Wiederherstellung ausgab. Abgesehen von einer lebhaften Pressefehde zog diese Schenkung aber doch keine Folgen nach sich.

Was nun die Finanzlage Italiens anbetrifft, so kann sie nicht ohne weiteres als gebessert angesehen werden. Die Lire hat zwar an der Pariser Börse am 18. Februar 1924 zum erstenmal den Wert des Franken überstiegen (100,55), aber dies war nur möglich durch den plötzlichen Sturz der französischen Währung. Nach den Erklärungen des Finanzministers de Stefani ist das Budget annähernd ausgeglichen, aber es bleibt zu bedenken, daß die Lebensverhältnisse in Italien sich im allgemeinen ganz erheblich verteuert haben. Die Gewährung großer Anleihen an Polen und Südslawien mögen politisch von Vorteil sein, sind aber doch eine starke Belastung der Finanzen. Es hat auch nicht an Angriffen gegen Stefanis Finanzpolitik gefehlt.

Im Mai tauchte wieder eine Krise im Faschismus auf. Während Mussolini auf einer Reise in Sizilien weilte, erhob die „Fronde" der Revisionisten unter Massimo Rocca wieder ihr Haupt, um den schon einmal ein ernster Streit in der Partei entbrannt war. Diesmal endete die Sache damit, daß Rocca aus der Partei ausgeschlossen und aufgefordert wurde, sein Mandat als Abgeordneter niederzulegen.

Hunderte von Orten haben Mussolini die Ehrenbürgerschaft übertragen; soeben erschienen seine Aufsätze im „Popolo d'Italia" von dessen Gründung bis zum „Marsch auf Rom" gesammelt unter dem Titel „Diuturna" (Imperia, Mailand). In der Tat, es ist nicht wenig, was der Diktator Italiens in den letzten Monaten erreicht hat. Auch seine letzten Besprechungen mit Benesch, mit Theunis und Hymans sind von großer Bedeutung für die Politik Mitteleuropas und die Reparationsfrage. Ferner leitete er in Rom die von ihm einberufene internationale Tagung für Auswanderungsfragen und den Reichskongreß der faschistischen Gewerkschaften mit längeren Reden ein. Bei Eröffnung der neuen faschistischen Kammer sagte er, diese stelle den letzten parlamentarischen Versuch in Italien dar. Schlage er fehl, so müsse eine andere Art der Regierung gewählt werden. Eine unverhüllte Anspielung auf die Diktatur, die er in Wirklichkeit schon seit 20 Monaten ausübte.[3])

[3]) In Kürze erscheint von mir im Wiener Deutsch-Akademischen Verlage eine Schrift „Das neue Italien", welche einen Abriß der 9jährigen Geschichte des Faschismus darstellt. Der Verfasser.

Die Voraussetzung des völkischen Staates.

Von Elisabet Boehm, Haus Lamgarben.

Der völkische Gedanke marschiert, — wer könnte es bezweifeln? Überall regt es sich, und überall bilden sich völkische Vereine, Verbände, Gruppen! Aber ist das Ziel bei ihnen allen das gleiche? Wollen sie alle den völkischen Staat? Wollen sie die völkische Einheit? Sicherlich nicht, denn sonst würden sie sich nicht so zersplittern, würden jeden völkisch gesinnten Deutschen freudig als ihren Bruder lieben, und sie, die vor allem die politischen Parteien als den völkischen Staatsgedanken hindernd, bekämpfen müßten, würden nicht selbst völkische Parteien bilden. Und statt der völkischen Einheit sehen wir arge Zersplitterung der Kräfte, ja, wir sehen sogar erbitterten Kampf gegen den Vater aller völkischen Bestrebungen, den Alldeutschen Verband.

Danach scheint es, als ob wir erst die Grundlagen schaffen müßten für den völkischen Gedanken, daß wir dem Organismus des völkischen Staates erst die völkische Zelle aufbauen müßten, *die völkische Familie*!

Wer kann dazu helfen, und *wie* kann es geschehen?

Wer? Wir alle, die erkannt haben, daß Deutschlands Zusammenbruch und sein ersehnter Aufstieg eine Frage des Blutes seiner führenden Schichten ist. Der deutsche Adel hat als Führer vielfach versagt, weil er zuviel fremdstämmiges Blut in sich aufgenommen hat; das liegt klar zutage. Und der deutsche Bürger hat so kläglich versagt, weil er, an die Führung durch den Adel gewöhnt, immer auf den großen Führer gewartet hat und noch wartet, anstatt zu erkennen, daß er selbst, jeder Einzelne, sich aufzuraffen hat, und daß er die Verantwortung trägt für das, was mit unserm Staat geschieht. Das *bewußte Volkstum* mit allen seinen Voraussetzungen und Folgerungen ist zu pflegen im deutschen Volke, und dazu muß eben jeder mithelfen, der die Bedeutung der Rassenfragen für unser Volks- und Staatsleben erkannt hat.

Und wie soll er helfen? Freytagh v. Loringhoven hat in seinen „Gedanken über eine neue Reichsverfassung“ [1]) wertvolle Anregungen gegeben. Wichtig ist der von ihm geforderte Unterschied zwischen den Rechten eines *Staatsangehörigen* und denen eines *Staatsbürgers*; wichtig sind seine Ausführungen über die Notwendigkeit eines Fremdenrechts. Aber werden wir solche Bestimmungen bei den jetzigen Ansichten und Zusammensetzung unseres Volkes erreichen? Ich fürchte nein, und daher muß ich als Vorarbeit den Aufbau *der völkischen Familie* für notwendig erkennen.

Wie kann der geschehen? Wir müssen überall die Pflege der Familiengeschichte fördern; in jeder Familie müssen Geschlechterrollen geführt werden. Nachkommen gleicher Stammeltern, die gleichen Namen tragen, müssen sich zu Familienverbänden zusammenschließen, mit regelmäßigen Tagungen, festen Satzungen, völkischen Zielen. Wer fremdes Blut heiratet, scheidet mit seinen Nachkommen aus dem Familienverband aus. Bestimmend für das, was man als fremdes Blut ansieht, könnten sehr wohl die Bestimmungen sein, die Freytagh v. Loringhoven über die Aberkennung von Bürgerrechten für die deutschen Staatsangehörigen fordert. So würde innerhalb der Familien der völkische Geist gepflegt, und außerdem würde den jungen Menschen bei Eingehung der Ehe eine Sicherheit über das Blut des Ehegenossen gegeben in der Zugehörigkeit desselben zu einem völkischen Familien-

[1]) Vgl. Heft 11 dieser Zeitschrift, Jahrg. 71 Die Schriftleitung.

verband. Schon hat ein Teil unseres deutschen Adels die Bestimmung aufgenommen, daß nicht mehr eine bürgerliche Eheschließung, sondern nur eine fremdblütige die Ahnenreihe unterbrechen soll, während die bürgerliche Frau germanischen Blutes als ebenbürtig gelten soll. Das zeigt die Notwendigkeit der Führung von Geschlechterrollen auch für alle bürgerlichen Familien.

Gewiß, man kann sie nicht dazu zwingen, aber man kann sie dazu gewöhnen. Die Völkischen Verbände und — der Buchhandel — können hierbei besonders fördernd arbeiten. Die völkischen Verbände, indem sie sich für den Gedanken einsetzen und indem sie eine Normalsatzung für solche Familienverbände entwerfen. — Der Buchhandel aber müßte die Bücher zur Führung solcher Geschlechterrollen schaffen und vertreiben. Ich denke mir dieselben so: 1. ein Buch, geschmückt mit dem Hakenkreuz und dem typischen Kopf eines nordrassigen Menschen. In Farben! Denn wir müssen den Deutschen wieder das Schönheitsbild nordischer Rasse in die Seele prägen. Darin hat Dr. Günther vollständig recht. Ich wenigstens sehe die Menschen meines Volkes mit ganz andern Augen an, seit ich sein Buch gelesen habe über „die Rassenkunde des deutschen Volkes", und wie mir geht es vielen, die auf meine Empfehlung sein Buch lasen. Also wir müssen uns und unsere Familien ganz auf den nordischen Menschen einstellen; das ist ein Weg zur Heraufzüchtung unseres Volkes. Das Hakenkreuz und das Vorbild der nordischen Rasse müßte die Geschlechterrolle von außen tragen, daneben Platz für das Familienwappen und den Namen, die nachträglich einzudrucken oder einzubrennen wären. Dann müßte die erste Seite die grundlegenden völkischen Bestimmungen für die Familiensatzung enthalten und Platz für die Sonderbestimmungen jedes Familienverbandes. Und nun folgen leere weiße Blätter zur Eintragung der einzelnen Familienmitglieder — Männer wie Frauen — mit kurzen Zeitangaben über Geburt und Tod und vielleicht die einschneidendsten Ereignisse ihres Lebens. Zum Schluß eine Bemerkung: Lebensbeschreibung auf Seite so und so viel der „Familiengeschichte".

2. Diese Familiengeschichte müßte ein würdiges Buch mit breitem Rücken sein, voll loser, leerer Blätter, die auf eine einfache Weise entweder einzukleben oder einzuheften wären, nachdem sie vollgeschrieben sind. Und hierauf wäre dann — je nach Begabung, Wunsch und Bedeutung — kürzer oder länger die Lebensbeschreibung der verstorbenen Familienmitglieder festzuhalten. Festzuhalten wären, wo Licht- oder andere Bilder nicht vorhanden sind, genaue Angaben über das Äußere, die Lebensgewohnheiten und die vorstechenden Charaktereigenschaften.

Im Volksleben kommt es ja sogar auf einige Jahrhunderte nicht an, die Hauptsache ist nur, daß dem völkischen Geist bei den Deutschen erst eine Gasse gebahnt wird, auf der er sicher seinem Ziel zuschreiten kann. Wir Deutschen sind noch ein junges Volk, noch haben wir nie einen wirklichen deutschen Staat gehabt, noch konnten wir uns nie ausleben — Dank dem Neid und der Eifersucht unserer Nachbarn. Immer wieder wurden wir zurückgeworfen, immer wieder mußten wir von vorne anfangen, immer wieder galt es Kampf! Das hat uns jung erhalten, und so wollen wir mit jungen Kräften und froher Zuversicht herangehen an die Arbeit des Aufbaus des völkischen Staates, der wurzelt in der völkischen Familie!

Nordische Glaubensgestaltung.[1]

Von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß.

I.

In meinem Buche über „Die nordische Seele“[2]) habe ich gefragt, woher es wohl komme, daß so viele Menschen — auch Volksgenossen, Blutsverwandte, Geschwister — einander so oft auf keine Weise verstehen können? und habe gezeigt, wie alles Erleben der Seele von Gesetzen durchherrscht und von Schranken umschlossen sei, und habe versucht, Gesetz und Schranke des Erlebens zu enthüllen. Geschieden ist Seele von Seele und also einsam jede Seele in sich selbst, weil ein unbedingt vollkommenes Verstehen nirgends möglich ist, auch zwischen solchen Seelen nicht, die sich nahe verwandt und von gleicher Artung sind; denn niemals sind die Inhalte ihres Erlebens sich völlig gleich. Keine Gemeinschaft zwischen Seele und Seele, keine noch so innige, vermag es je, diese Schranke letzter Einsamkeit zu lösen. Und dennoch ist Gemeinschaft möglich, dennoch ein Verstehen. Zwei Seelen können zwar nie den Inhalt ihres Erlebens völlig miteinander teilen bis ins Letzte, aber dennoch kann ihnen etwas vollkommen gemeinsam sein: ihre Weise des Erlebens, ihr Styl des Erlebens, gleichsam ihr seelischer Gang. Zwei Seelen oder viele können so sehr sich gleichen, daß sie wissen: wenn an die eine und die andre dies oder jenes heranklingt als ein Ruf des Schicksals von außen, so müssen sie alle Antwort geben mit gleichem Hall, weil in allen das gleiche Gesetz des inneren Schicksals gilt und all ihr Erleben durchwaltet. Das Gewicht des innern Schicksals aber liegt in jenem Style des Erlebens, in welchem die Artung der Seele (ihre „Rasse“) gründet. Die Artung umschließt die Seele mit einer Schranke des Verstehens: verstehen können sich (der Weise, dem Style des Erlebens nach, nicht aber notwendig auch nach seinem Inhalt) alle die Seelen, die von gleicher Artung sind. Über die Schranke der Artung hinaus ist reines Verstehen nicht möglich. Die Schranke des inneren Schicksals verbindet also die gleichgearteten Seelen zu einer möglichen Gemeinschaft von Artgenossen, und sie scheidet zugleich die Artgenossen von allen anderen Seelen, die nicht von gleicher Artung sind. Die verbindende Schranke des Schicksals ist zugleich eine trennende Scheide.

Es ist schwer, in den Menschen unsres heutigen Volkes noch die reinen Gesetze des inneren Schicksals zu schauen, denn wir sind Mischlinge und Wirrlinge geworden, in denen viele sich widerstreitende Gesetze einander überschreien. Dennoch ist diese Arbeit unternommen worden, und sie hat ergeben, daß die Artung, aus welcher das deutsche Leben und aller deutsche Ausdruck entspringt, die „nordische“ Artung sei; und wir haben es versucht, die Gesetze dieser nordischen Artung zu schauen. „Ausgreifend“ nannten wir die Erlebensweise der nordischen Seele, ausgreifend bis „in die Ferne des Endlosen“; „abständig“ nannten wir sie und meinten damit, sie könne ihre Gebärde in der Gemeinschaft nicht entfalten, ohne daß eine Ferne, ein kühler Abstand zwischen Seele und Seele verbleibt; schicksalbejahend nannten wir sie, denn sie schreitet stets ihrem äußeren Schicksal entgegen und lebt im Bewußtsein

[1]) Diese prächtige Arbeit, welche im nächsten Heft vollendet wird, erscheint als Sonderdruck in guter Ausstattung zum Preis von Mk. —.60.

[2]) Die nordische Seele. Artung, Prägung, Ausdruck. (Halle a. S., M. Niemeyer.)

jener letzten inneren Schranke, durch welche Seele von Seele geſchieden und einſam iſt. Die nordiſche Seele bejaht ihre Einſamkeit, auch in der innigſten Gemeinſchaft.

Mehr können wir an dieſer Stelle hierüber nicht ſagen, ich müßte ſonſt mein Buch hier wiederholen. Aus ihrem artlichen Geſetz heraus, aus dem Style ihres Erlebens, geſtaltet ſich die Seele ihre Welt; die nordiſche Seele muß eine nordiſche Welt geſtalten. Dies läßt ſich erweiſen in allen Gebieten des Geiſtes, ſei es Kunſt, Sitte, Sprache, Geſtaltung der Gemeinſchaft, Glaube. Wir wenden uns heute der Welt des Glaubens zu und fragen, was es heiße: Glauben zu geſtalten auf nordiſche Weiſe, nach nordiſchem Geſetze der Geſtaltung.

Wir ſtellen uns zunächſt dies oder jenes Bild aus der Frühe nordländiſchen Glaubens vor Augen, um den artlichen Styl des Erlebens zu faſſen, der ſich in dieſen Bildern ausdrückt[1]).

„Odin, der ruhloſe Gott des Nordens, erzählt:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Nächte ganze neun,
gerverwundet, dem Odin geweiht,
ſelber ich mir ſelbſt
(an jenem Baume, da jedem fremd,
aus welcher Wurzel er ſprießt).

Sie reichten nicht Brot und reichten nicht Trank,
nieder neigte mein Blick.
Auf nahm ich die Runen, nahm ſie ächzend auf:
da fiel ich vom Baume befreit.

Die ſagenkundliche Deutung dieſer Zeilen iſt beſtritten; unbeſtreitbar aber iſt ihre artkundliche Bedeutung. Das Bild an ſich ſelber genügt: der Gott im Winde hangend an der heiligen Eſche (die Qual erleidend, die ſonſt jene leiden, die ſeine Opfer ſind und ihm geweiht), bis ſein Auge die Runen erſpäht, deren Geheimniſſe ihn löſen: ein Bild vollendeter Einſamkeit. Einſam iſt Odin, weil er der Herr über alle iſt, „Allvater", „Walvater"; er iſt der Gott, deſſen Auge immer wach und ſorgend in die Ferne der Zukunft ausſpäht, denn er iſt auch der Wiſſendſte von allen und ſchaut den kommenden Untergang. Wiſſend iſt er, aber nicht allwiſſend: immer eilt er und ſucht er von einem Geheimnis fort zum anderen. Was tut, was gibt der ruhloſe Gott nicht alles, um Weisheit zu erringen: er verpfändet um Weisheit ſein Auge; und wie ſchon die Hähne des Unterganges krähen und Odins Heervolk erwacht und alles dröhnt vom Sturm der haſſenden Gewalten, da ſieht man den Gott mit Mimirs Haupte reden, ob er nicht durch letzten Zwang des Wiſſens dem Schickſal noch gebieten könne (dem Schickſal, das nur dem Scheine nach von außen droht, in Wahrheit aber aus dem Innerſten des Gottes aufwächſt, ein Bildwurf ſeiner fernausgreifenden Sorge)."

„Einſam iſt Odin: der wiſſendſte unter den Göttern iſt der einſamſte. Zwar ſitzt er am Tiſch der gefallenen Helden in Walhall, aber einſam bleibt

[1]) Ich habe die folgenden, als Anführung gekennzeichneten Abſätze meinem erwähnten Buche entnommen, weil ich das dort Geſagte in dieſem Augenblick nicht beſſer zu ſagen vermag und ſchlechter nicht ſagen möchte.

er auch in ihrer Mitte: was wissen die Fröhlichen von seiner Sorge und vom fernher drohenden Untergang! Das Wissen ums drohende Schicksal und zugleich der spähende Blick ins Endelose, aus dem er Weisheit sich erringen will, machtvolle Weisheit als Waffe im letzten Streit: das schafft diese ruhlose Einsamkeit dem Gotte. Er, der Herrscher über alle, ist auch der Einsamste."

„Der Odin- und Walhall-Glaube stand noch in seinem Anfang, als ihn die römische Kirche vernichtete. In Deutschland hat sich dergleichen nicht mehr entfalten können, die Kirche kam da zu früh. Doch finden wir Spuren, die auf gleiches zielen: den ‚wilden Jäger' und das ‚wütige Heer' (d. i. Wuotans Heer), das der Heervater durch die Lüfte führt im Sturme: aus dem Endelosen und auch ins Endelose fort (niemand weiß, woher und wohin). Dem Walhallglauben entsteigen Bilder eines kommenden Unterganges, nichts aber von einer abschließenden „Eschatologie". Alles wird da gestaltet in ‚Sage', die nicht ‚Geschichte' sein will weder des Geschehenen noch des Kommenden, sondern schöpferische Schau in wortgefaßten Bildern, die aus der Weihe ferner Urzeit aufsteigt (beliebig ferne für das Gefühl des Schauenden): aufsteigt aus dem Endelosen und auch vorwärts fort ins Endelose drängt. Einmal zwar (wer weiß wann?) wird ‚das Ende' kommen, aber nach dem Ende kommt ein neuer Anfang, und dann vielleicht wieder ein Ende, und so immer fort: wie die Woge der See (die Heimat des Nordmanns), so wogt die Welt, die ganze, im Werden und Vergehen auf und ab."

„Was wäre wohl aus der Walhall geworden, wenn die römischen Priester sie nicht abgebrochen hätten, ehe noch sie fest in den Herzen des Nordvolks stand! — Die Halle der Wal (d. i. der gefallenen Helden) erhebt sich irgendwo im Weiten und nimmt die wachsende Streitschar Odins, des Walvaters, auf. Nicht jeder findet dort Eingang, sondern nur solche, die ihr Leben ‚heldisch' zu gestalten wußten auch im Tode. Auch ehe die Walhall errichtet war im Schauen der nordischen Seher, galt es dem Streiter als Pflicht, daß sein Leben abschließe mit dem Mal des Streites: daß es abbreche mitten in seiner gewaltigsten Tat (am liebsten ‚kurz vorm Siege'). Der Tod des Helden gehört zu seinem Leben mit, durch ihn erst erhält es seine Gesamtgestalt als ein Heldenleben. Von seinem Tode hängt es ab, ob etwas noch lebendig bleibt vom Helden: ob er fortlebt als ein Vorbild der Sippe (in deren endlos-gewollter Geschlechterfolge er steht), als Vorbild des Stammes und der gesamten Blut- und Ausdrucksgemeinschaft. Vorbild zu werden in Gestalt der ‚Sage' (und so in die Ferne zu leben) oder doch sagenwürdig zu sein: das war sein Ziel und die Hoffnung. Wenn der Held dahinsinkt, vom Stahl getroffen, dann ist nicht sein Lied zu Ende, sondern sein Lied beginnt: sein Leben selber wird zum Liede und klingt in die Ferne der Zukunft."

„Dies Vorbild-Dasein der Helden im Nachruhm, in der ‚Sage', hat sich gesammelt im Bilde der Walhall: die Nachruhm-Würdigen, die Besten, werden Odins Gäste; er ist der Saalherr, der sie ruft. Und weil er grade die Bewährtesten braucht zum Endstreit vorm Untergange, darum fällt er die Besten in der Schlacht und läßt sie oft der Meute der Geringern unterliegen: wen Walvater liebt, den fällt er durch Feindeswaffen und ruft ihn so in sein Gefolge. Wehe dem, der seinen Tod nicht heldisch zu gestalten weiß und sein Leben auf dem Lager von Stroh beschließt anstatt im blutigen Felde: er findet zu Walvaters Halle keinen Weg, bleibt nachruhmlos und also ohne Ferne."

Darum gab es Gewalttätige im frühnordischen Leben, die das Tor zu ihrem Gotte aufstießen mit Gewalt, eh es für sie zu spät ward. Alternde Männer bestiegen gemeinsam ein Schiff, ohne Ziel der Fahrt: nur hinaus ins ewig Ferne, ewig Endelose. Auf solcher Fahrt erhoben sie widereinander das Schwert und liebten sich und fällten sich mit dem Schwerte. So nahmen sie den Streit auf dem Felde der Walhall voraus, wo sich die Helden mit dem Schwerte küssen, und zwangen so ihren Gott, sie zu küren in seine Gefolgschaft. —

Das sind erlesene Glaubensbilder, die nur erst in die Herzen der Edelsten gesunken waren und noch nicht allgemeines Gut des Volks; da kam — nicht der Gottessohn, nicht der Heiland, sondern eine fremdgestaltige Kirche und schlug den jungen Glauben mit römischen Formeln tot. Wäre Gottes Sohn in seiner eigenen Gestalt dem Norden erschienen — er war dem Norden nicht völlig fremd, er war schon vorgeahnt im jungen Glauben des Nordens, und er wollte in nordischen Herzen selber ein Nordmann sein. Aber die neuen Priester wollten ihn römisch.

Doch ich greife vor. Wir gehen genauer zu Werke und stellen neben die gezeigten Bilder ein anderes.

In den ersten Jahren des ersten Jahrhunderts der gegenwärtigen Zeitrechnung trat ein Mann auf im jüdischen Lande, Jesus aus Nazareth, und verkündete allem Volk: „Tut Buße! Die Zeit ist erfüllt: das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen!“ Dieser Mann war kein Jude von Geblüt, sondern stammte aus Nazareth in Galiläa; aber seine Verkündigung war an das Volk gerichtet, das auf das „Reich Gottes“ wartete: an das ganze Israel. Man hoffte dort auf das Kommen einer großen Zeitenwende. Die einen dachten an eine Befreiung des Landes von der römischen Herrschaft; tiefer im Volke rührte sich eine alte Glaubenshoffnung, die in den Schriften des Alten Bundes begründet war: daß zunächst dies Zeitalter der Bedrängnis und der Sünde anschwellen sollte zu einer letzten ungeheuren Drangsal, das Böse der ganzen Welt stürmt an gegen Israel, der Satan erhebt sein Haupt frech wider Gott und scheint zu siegen, aber auf den Wolken des Himmels erscheint der Messias, zertritt den Satan und richtet die Gerechten und Ungerechten. Mit seinem Kommen bricht der neue Äon, das neue Zeitalter, das erwartete „Reich Gottes“ an. — Wann und wie dies Reich Gottes kommen sollte, darüber sann und raunte man im Volk. Die einen wollten seine Ankunft mit Zahlen errechnen, die andern glaubten es mit Gewalt herabzuzwingen durch Buße, d. h. durch sittliche Erneuerung: durch Abkehr von den Dingen der Welt und erwartende Hinwendung zum kommenden Gottesreiche.

Diesen Gewalttätigen tritt der Verkünder bei: „Tut Buße!“ Aber er ist nicht ein Verkünder nur, ein Vorläufer des Reiches, so wie es vor ihm Johannes der Täufer war. Bei der Taufe im Jordan, zur Frühlingszeit, in seinem dreißigsten Jahre, seinem letzten, hat er ein Geheimnis empfangen von Gott selber: er, Jesus, der vom Weibe geborene Mensch aus geringem Stande, ist Gottes eigener Sohn, ist eins mit jenem kommenden Messias. Er ist Gott in menschlicher Leibsgestalt und wird sein „der Menschensohn“, von dem die Schrift weissagte, daß er auf den Wolken des Himmels erscheinen werde am Tage des Reichs.

Sein Geheimnis wahrt er schweigend, aber er schreitet mit Zeichen und Wundern durchs Land und sammelt um sich eine Schar von Gläubigen.

Seiner Getreuen sind nur wenige; mit ihnen aber ist er gewiß, gewaltsam in die letzte Drangsal einzutreten, welche dem Reiche vorangeht. Zum Volke spricht er von seiner Sendung nur in Gleichnissen („wer Ohren hat, zu hören, der höre"), und auch seine Schar weiß nicht, daß er eins ist mit dem kommenden Menschensohne. Sie alle glauben, er sei der Elias, dessen Wiederkunft dem Anbruch des Reiches voraufgehen soll nach der Schrift.

Zur Erntezeit sendet Jesus von Nazareth seine Jünger in alle Städte des Landes, sie alle ein letztes Mal zur Buße aufzurufen. Nichts sollen die Jünger verkünden als nur: „Tut Buße! Das Reich ist nah!" Wo ihnen nicht geglaubt wird, da sollen sie nicht verweilen — Fluch über alle, die nicht hören wollen! —, da sollen sie weitereilen: denn das Reich ist so nahe schon, daß sie mit den Städten des Landes vielleicht nimmer zu Ende kommen vor seinem Anbruch. Das ist der Inhalt seiner Aussendungsrede an die Jünger: von der Drangsal redet er und von der Nähe des Reiches. Er selber zieht sich in die Einsamkeit zurück und erwartet dort die Seinen.

Die Aussendung der Jünger war die letzte Tat, das Reich herabzuzwingen. Die Jünger kommen zurück, sie künden ihren Erfolg: alles ist bereitet. Jetzt *muß* die gewaltige letzte Drangsal kommen, in der er selbst mit seinen Wenigen die furchtbarste Qual und Erniedrigung erleiden wird und so das Tor zum Heil aufbrechen für Viele. Die gläubige Menge, die ihm und den Seinen gefolgt ist, ermahnt er, bei ihm auszuharren und ihn nicht zu verleugnen in der Stunde der Qual und der Erniedrigung. Noch aber wissen sie alle nicht, daß er selber der Erwartete ist, der Menschensohn, der das Reich heraufführt.

Sechs Tage später geht er mit seinen Vertrauten unter den Jüngern auf den Berg, wo er einsam gebetet hatte. Dort wird er ihnen als der Menschensohn geoffenbart. Auf dem Rückweg aber verbietet er ihnen, ihr Wissen um sein Geheimnis weiterzusagen, bis er im Glanz des Menschensohns erschiene.

Aber das Reich Gottes, das nah erwartete, *kam nicht*.

Da zieht sich Jesus mit seinen Jüngern in die Einsamkeit zurück, um einzudringen in den Sinn seiner Enttäuschung. Warum kommt das Reich nicht, da doch alles bereitet ist zu seinem Anbruch? — Jesus forscht in der Schrift und findet die Lösung. Gott führt das Reich herauf ohne *allgemeine* Drangsal, auch seine kleine Schar nicht wird sie mit ihm teilen; er nur allein, der einzige, der von Gott erwählte, der Mensch, der Gottes Sohn ist in menschlicher Leibs- und Seelengestalt, und der zur Herrschaft bestimmt ist in der Herrlichkeit des Reiches: er muß die Drangsal leiden, *er allein*: in vollendeter Einsamkeit. Er muß sie selbst vollziehen an sich selber, indem er sich in die Hand der Menschen gibt und gerichtet wird als ein Missetäter. Er in vollendeter Einsamkeit; dafür werden die anderen frei von der Endqual und Drangsal sein, denn er leistet „die Sühne für viele": der Menschensohn wird so ihr Heiland. Er allein muß das Tor zum Reich aufschlagen, dann können die Gläubigen ihm folgen.

Darum zog er hinauf nach Jerusalem. Auf dem Wege tut er den Jüngern allen das Geheimnis kund: das Geheimnis von seiner Heilandschaft und vom Reiche und das Geheimnis seines kommenden Leidens, das in dem ersten Geheimnis entspringt. Simon Petrus nimmt ihn beiseite und sucht ihn von seinem Entschlusse abzudrängen; der Heiland aber fährt ihn hart an, daß er

nicht anders als menschlich zu denken wisse, da Gottes Stimme schon die höchste Heldentat gebietet. So wenig ist Petrus, der Vertrauteste, ein Held.

So fuhr der Heiland nach der Hauptstadt des Landes, ihm war es die Todesfahrt zum Siege. Das Kommen des Reiches hing ab von seiner Tat, das war sein Geheimnis. Hinter ihm zogen die Jünger. Sie wußten nur, daß nachher, wenn die letzte Drangsal ihm geschehen sei, er als der Menschensohn erscheinen werde. Aber ihnen bangte vor dem, was kommen sollte. Sie verstanden nicht, warum das alles so geschehen sollte. Die ihm die Nächsten waren, verstanden ihn nicht, und sie scheuten sich, ihn zu fragen. Ihre Gedanken gingen auf das, was ihnen selbst geschehen werde im nahen Reiche: wenn er dort Herrscher war, was würden sie dann sein? So redeten sie untereinander. Er aber wies sie zurecht und deutete ihnen an, warum er leiden müsse. Nur wer sich dienend erniedrigt in der Gegenwart und die letzte irdische Eitelkeit von sich fortwirft, nur der ist bereitet, im kommenden Reiche zu herrschen. Darum muß der, welcher künftig die Herrschaft halten soll im Gottesreiche, jetzt für die Vielen den Dienst aller Dienste leisten: als „Sühne für sie" sein Leben hingeben in Qual. Wenn er in vollendeter Einsamkeit die Tat des Leidens vollbringt, dann nur vermögen die Vielen, die Schwächeren, ihm zu folgen.

Was er in der Hauptstadt redet zum Volke, das sind Warn- und Weckrufe, die zugleich eine Drohung sind für jene, die sich verstocken gegen die Kunde vom nahen Reich. Das Volk weiß nicht, daß er der Menschensohn und Heiland ist. Nicht davon wird geredet, ob er es sei oder nicht, sondern davon, ob das Reich denn wirklich so nahe sei, wie er verkündet.

Unter denen, die sich der Botschaft vom nahen Reiche verstocken, sind vor allen die Schriftgelehrten und die Pharisäer: sie nehmen Ärgernis an ihm und beschließen, ihn zu verderben. Aber sie fanden nichts, woraus sie eine wirksame Anklage hätten bilden können. Da verriet ihnen Judas jenes innerste Geheimnis, welches nur die Jünger kannten: daß er sich selbst als den Menschensohn bezeichnet habe. Jetzt war sein Tod gewiß.

Jesus weiß es, daß einer aus seiner eigenen Schar ihn verraten werde; er weiß, daß sein Tod gewiß ist; mit seinem Tode aber kommt das Reich. Wieder sucht er die Einsamkeit, um zu beten. Er hat die Einsamkeit erlebt wie nie ein Mensch und hat sie bejaht mit hartem Heldensinne. Er hat aus aller Gemeinschaft sich herausgehoben, und gelassen sagt er den Jüngern voraus, daß in dieser Nacht sie alle sich an ihm ärgern werden. Er braucht ihnen nicht zu zürnen, den Schwachen, und sie nicht verdammen: sie müssen abfallen von ihm, ihn verlassen und verleugnen in seiner schwersten Stunde, denn zu dieser seiner Stunde gehört es, daß er vollendet einsam sei.

Zwar — noch steht es in Gottes Macht, auch ihm selber die letzte Drangsal zu erlassen. Im einsamsten Gebete ringt er mit Gott um Kraft zu seinem Werke. Wenn es denn aber Gottes Wille ist, daß er den Leidenskelch austrinke, so fühlt er sich bereit und stark genug. Nur um die Vertrauten unter seinen Jüngern ist ihm bange. Petrus und seine beiden Brüder haben sich vermessen, den Leidensbecher mit ihm auszutrinken und die Leidenstaufe mit ihm zu empfangen, weil sie — im kommenden Reiche — im Hochsitz weilen möchten zur Rechten und Linken der Herrschaft. Petrus hat sich verschworen, bei Jesus auszuhalten bis zum Äußersten, auch wenn er mit ihm sterben müsse: um durch solches Dienen Mitherrscher zu werden im Reiche. Jesus weiß nicht,

wie Gott über sie bestimmt hat, ob er ihnen auferlegen wird, was sie auf sich nehmen wollen. Darum heißt Jesus sie in seiner Nähe bleiben. Und während er sich zu Gott hinwendet in heißem Gebete, gedenkt er ihrer und weckt sie zu zweien Malen, daß sie zu Gott sich hinwenden möchten gleich ihm, betend, er möge sie nicht durch „die Versuchung" der letzten Drangsal führen. Doch immer findet er sie schlafend. Das greift ihm an sein einsames Herz: „Könnet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?" So mehrt sich und mehrt sich seine Einsamkeit.

Beim dritten Male war die Schar mit dem Verräter nahe. Jesus weiß: die Stunde ist gekommen, seine Stunde. Da richtet er sich auf: er ist allein. Die Seinen fliehen, auch die Vertrauten, die sich zum Äußersten verschworen haben: es ist unter ihnen allen nicht ein Held. Da endlich ist seine Einsamkeit vollendet.

Das Zeugenverhör ist nur ein Schauspiel zum Scheine. Ganz unvermittelt stellt der Hohepriester ihm die Frage: „Bist du der Messias?" Und Jesus spricht: „Ich bin's", und weist auf die Stunde, da er kommen wird auf den Wolken des Himmels in der Herrlichkeit des Reichs. Darum wird er zum Tode verurteilt wegen Gotteslästerung. — Und eh noch der Morgen kommt, wird er von Petrus, seinem Vertrautesten, dreimal verleugnet.

Am vierzehnten Nisan, des Nachmittags, da man im jüdischen Lande das Passah-Lamm verzehrte, schrie er laut auf und verschied. Aber das Reich kam nicht in der Gestalt, wie es die an ihn glaubenden Juden erwartet hatten — und dann noch weiter erwarteten, als es schon sinnlos war. — — —

Das Leben Jesu, das ich hier gezeichnet habe[1]), das ist der Stoff, aus dem ein neues, höchstes Vor-Bild reinen nordischen Heldentumes zu gestalten wäre in freier nordischer Schau. Wäre die Kunde vom Heiland so nach dem Norden gedrungen: als Stoff zu nordischer Gestaltung, so wäre die Walhall nicht zerbrochen worden ehe sie feststand, sondern hätte sich mit einem neuen, reinen, nordheldischen Glanz erfüllt. Aber der Heiland kam dem Norden nicht als er selbst, und seine Geschichte nicht als Stoff, sondern als ein römisches Dogma. Unter seinem Namen (und sein Name gerade ist das Allerentbehrlichste an ihm: der hätte im Norden verklingen müssen an einem nordisch gefügten Klang!) — unter seinem Namen hat die römische Kirche ihre eigene Macht entfaltet und hat so seine Macht gehemmt bis auf unseren Tag.

Aber davon reden wir noch nicht. Erst gilt es, dies neue Heldenbild noch zu betrachten. Wenn wir uns auf den Boden des Glaubens stellen, so gibt sich Jesus: war kein Jude, nicht allein darum, weil er aus galiläischem Stamm geboren und somit offenbar nicht jüdischen Stammes war. Jesus war Gottes Sohn, war Gott in einer menschlichen Leibs- und Seelengestalt: daran hängt alles. Wer dies nicht zu glauben vermag, der nennt ihn einen Narren (denn nur das noch kann er sein, wenn er das nicht war, woran er selber glaubte); und wer ihn so nennt, nimmt Ärgernis an ihm und gesellt sich seinen Widersachern. Es gibt kein Drittes. Gott, dessen Wesen es ist, daß an ihn keine Schicksalsschranke heranreicht, weil er der Herr ist über alle Schicksale; er, der von keiner Schranke der Artung umschlossen ist, weil von ihm alle Artung

[1]) Meine Zeichnung gründet im Wesentlichen in der geschichtlichen Forschungsarbeit Albert Schweitzers, leicht zugänglich in „Das Abendmahl im Zusammenhang mit dem Leben Jesu und der Geschichte des Urchristentums", II. (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen.)

ihren Sinn empfängt: er, Gott, ist herabgestiegen in die Welt der Schicksale, in die Welt der Schranken, in die Zeit und in den Raum — in unsre Welt —, herabgestiegen in die seelische und leibliche Gestalt eines Menschen, also: in eine Artgestalt. Denn Seele und Leib können ja nicht anders da sein denn als von Artgesetzen durchherrschte.

In die Welt der Schicksale, in Zeit und Raum. Irgendwo, in einer bestimmten Gestalt, zu einer bestimmten Zeit hat das geschehen müssen, weil in der Welt der Schranken alles nach Ort und Zeit und Gestalt bestimmt sein muß. Warum denn aber kam er gerade damals und warum im Volke der Juden? Ich weiß es nicht. Wie sollte ich auch? Hier gibt es nichts zu „wissen", wo das Reich des Glaubens beginnt. So „weiß" ich denn also nicht, aber — sollte wohl das der Sinn solchen Kommens sein (oder doch: der Sinn für uns Nordische): darum kam er gerade damals und darum unter den Juden, weil er die letzte Neige des Schicksals, die voll-endete Einsamkeit, dort nur kosten konnte unter solchen, die so anders waren als er selber, so fremd dem inneren Schicksal, in dessen Schranken seine Seele ging. Nur dort, wo selbst die Treusten und Besten in einem Volke ihn verlassen und verleugnen konnten aus Furcht vor Menschen und vor leiblichem Schmerz, dort nur konnte ihn die unerbittlich schicksalhafte Einsamkeit der Seele mit ihrer ganzen Qual umschließen (schmerzender als der Dornenreif, der seine Stirn umschloß), und dort nur konnte denn die letzte, volle Kraft eines heldischen Ja ans Schicksal, eines Ja an die Einsamkeit entbunden werden: jenes Ja, in welchem der Held sich zum einsamen Gott erhebt. Unter nordischen Männern wär' er nicht verraten worden um Silberlinge und wär' um keinen Preis verleugnet worden aus Furcht. Erschien er aber einmal dort — als Mensch im jüdischen Volke —, so war sein Gang an das Schicksal dieses seines Volkes und an dessen Umwelt gebunden (an ihre Sprache, ihre geschichtliche Rückschau zu den Verheißungen des Alten Bundes, an ihre heiligen Schriften, an die Gestalt ihrer Glaubenshoffnung) und war bestimmt von diesem Schicksal. All sein Handeln ist bestimmt von der Erwartung des kommenden Reiches, das er mit seinem Tod herabzuzwingen glaubt. Er starb — am vierzehnten Nisan eines bestimmten Jahres —, aber das Reich kam nicht in der Gestalt, in der er selbst und die Gläubigen es erwartet hatten. Damit ist diese Gestalt, ist die Fassung zerbrochen, und sein Heldengeist ist freigeworden aus den Klammern des Schicksals, das ihn umschließen mußte, sobald er „die Welt" (den Bereich der Schicksals-Schranken) betrat, und solang er in ihm weilte. Er starb — damit hat alles örtlich, räumlich, zeitlich Bestimmte an seiner Erscheinung seine Kraft verloren. Gott, der über allem Schicksal und so über aller Geschichte ragt, ist einmal in die Welt der Geschichte herabgestiegen; er hat in ihr ein Leben geführt, das in Stunden ging und auch in einer bestimmten Stunde endete, einer Stunde weltlicher Zeit: am 14. Nisan, des Nachmittags. Aber mit diesem seinem Tode („Tod" gehört zum „Leben" in der Welt des Schicksals) ist all dies Ort- und Zeit- und Stundenwesen abgefallen von ihm wie ein verbrauchtes Kleid. Was uns noch angeht, ist nur dieses: daß er, der Schicksalskönig, herabgestiegen ist zu uns ins Schicksal, und daß dies notwendig irgendeinmal irgendwo — in Zeit und Raum — geschah. Und eines noch: daß in seinem Lebensbilde — aus genügendem Abstand — das reine Vor-Bild eines nordischen Helden erschaubar ist. Und noch ein Drittes (und darin liegt vielleicht der Sinn seines Niedersteigens): daß er der heldischen Tat

ein neues Reich gewiesen hat, das „nicht von dieser Welt" ist, nicht mit dem Schwerte zu erobern ist und dennoch mit Gewalt. Das Tor zu diesem Reiche hat er selbst uns aufgestoßen mit jenem einsamsten Ja in seiner Todesstunde: nun mögen wir das Reich erschauen!

Schauen — ja, wo? Ist es die Messias-Herrlichkeit der jüdischen Erwartung? Wer dies glaubt, der hat sich den Juden gesellt. Dies Reich, das jüdisch erwartete, kam nicht mit seinem Tode. Damit ist unser Blick uns freigeworden. Wo wir es suchen sollen, das kann uns nur das Gesetz unsrer nordischen Artung weisen, und so weist es denn: ins Endelose, aber nach innen zu. Von Schranken und Scheiden ist die Seele umschlossen nach außen zu durch Schicksal, nach innen aber führt ein endeloser Weg ins Reich. — Das ist gotische Schau, voll-nordische, und wir können nicht anders schauen, wenn wir wir selber sind. Die Tat, die das Tor aufstößt, heißt „Leiden", und das bedeutet auf nordisch: Tat nach innen zu. Nur in vollendeter Einsamkeit vermag sie voll zu reifen.

Das war seine Botschaft an uns, die wir nordischen Schicksals, nordischer Artung sind. Wer Ohren hat, zu hören, der höre.

Es ist nicht auszudenken, welcher Schwung des Schauens und Glaubens durch den Norden hätte brausen müssen, wäre Gottes Sohn dort eingezogen in solcher Fahrt! Er hätte den Saalherrn der Walhall nicht verdrängt und als einen Teufel bekämpft, aber er hätte ihn abgelöst nach Odins Untergange, der ja in Odins eigenem Schicksal lag. Denn Odin hat Schicksal, steht unter dem Schicksal, darum ist Odin nicht Gott in ganzer Fülle. Odin ist einer, der sich erst müht und leidet, Gott zu werden. Vielleicht war das der Sinn seines großen Unterganges: sich so — durch Untergänge — aus allen Schranken des Schicksals hinaus- und hinaufzuringen? Ich „weiß" es nicht. Aber dies weiß ich gewiß, daß alle nordische Gottschau, wenn sie echt ist, in ihrem Gotte stets etwas von Odin finden wird: sie kann nicht anders. Odin, der Walvater, stammt aus dem Endelosen, aus dem Winde, von dem man nicht weiß, woher er weht und wohin. Die nordische Seele wird ihren Gott stets unter dem Drange des Endelosen schauen. Es ist sinnlos und schicksalsblind, die „alten Götter" wieder „einführen" zu wollen in ihrem alten Gewande. Gibt es Leute, die das wollen? Die betrügen sich selber, wenn sie glauben, sie „glaubten" an sie. Auch wenn kein Christentum in unsere nordische Welt gekommen wäre, auch wenn keine Kirche unsern Glauben verwüstet hätte, wir sähen heute unsern Gott nicht mehr mit dem Schlapphut oder auf dem achtbeinigen Hengste und mit dem Speer. Aber wir sähen ihn reiner mit unsern Augen: als einen, der vom Endelosen ins Endelose drängt und über allem Schicksal, allen Schranken des Schicksals, waltet; als einen, der höher ist denn alle Vernunft und ein König der Schicksale und welcher dort zu herrschen weiß in unsern Seelen, wo „das Edle" wohnt, das Artbestimmte, an das die Vernunft nicht heranreicht. Wenn wir so ihn schauten, dann wären wir reifer, ihn zu empfangen, wenn er in die Welt der Schranken träte als „der Sohn" und uns dann lehrte, hinabzutauchen in die endelosen Tiefen unsrer eigenen Seele — mutvoll, als Helden, nicht fürchtend, daß uns da der Atem bald vergehe — und dort, nach der Tiefe zu, zwischen allem inneren Schicksal hindurch, den Weg zu finden zu dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist und wo allein wir finden können, was er uns weisen möchte: ihn selber. (Schluß folgt.)

Technische Errungenschaften.

Von Dr.-Ing. Max Otto Wurmbach, München.

Wir leben in einer Zeit der Umwälzung, nicht nur in politischem, sondern vor allem und beinahe noch mehr auf wirtschaftlichem Gebiet. Weit vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung war das Kupfer das Metall, das unsren Vorfahren das Material für alles lieferte, was sie an Gerätschaften für Jagd und Haushalt, für Krieg und Frieden brauchten, und es bedeutete eine Umwälzung fundamentalster Art, als es gelang, an seine Stelle mehr und mehr das in seinen Eigenschaften weit überlegene Eisen zu setzen. Dies war aber nur möglich, weil die damalige Technik in ihren Methoden schon so weit fortgeschritten war, daß sie eine Darstellung und Verarbeitung des viel rauheren Materials ermöglichte. Wir sind heute wohl kaum mehr in der Lage uns einen Begriff davon zu machen, welche Geistestätigkeit, welche Unzahl von Mißerfolgen diesen Anfängen vorangegangen sein müssen; denn für uns ist durch die unendlich lange Zeitepoche der Beginn des „Eisenzeitalters" ein fixer Zeitbegriff geworden. Es mutet uns sogar sonderbar an, wenn man von den damaligen Erfolgen als „von Errungenschaften der Technik" spricht, weil wir mit unsern hochkultivierten Hochofenwerken und Maschinenfabriken, weil wir mit unsrer Großorganisation der Produktion vergleichen. Dabei übersehen wir aber ganz, daß wir heute im Prozentsatz der Bewohner der Erde vielleicht doch kaum mehr industrielle Betätigung haben, als zu jener fernen Zeit.

Ja, wir sind sogar augenblicklich unsern damaligen Vorfahren in gewisser Beziehung vielleicht näher, als die größte Mehrzahl unsrer Zeitgenossen dies glauben mag! Denn auch wir stehen an der Stufe eines neuen Zeitalters! So wie damals das Kupfer durch das in seinen technischen Eigenschaften hochwertigere Eisen langsam abgelöst wurde, so beginnt heute das Aluminium das Eisen zu verdrängen. Die Analogie ist in den allermeisten Punkten sogar völlig vorhanden: Das Kupfer ist zähe, dehnbar, wird von der Luft nur wenig zerstört, vom Wasser nicht angegriffen, läßt sich leicht darstellen und verarbeiten, das sind seine Vorteile gegenüber dem Eisen; dahingegen ist es weich und gibt den Speisen, die damit in Berührung kommen, gesundheitsschädigende Eigenschaften. Wie war nun das Eisen, das unsre Urväter erzeugten und verwendeten? Es war hart, spröde, schwer darzustellen, verrostete leicht an der Luft, und es erforderte eine große Anzahl von Erfahrungen, um dieses Metall für den Gebrauch verwendbar zu machen. Dann aber war es dem Kupfer überlegen, und es hat dieses auf wenige Verwendungsgebiete zurückgedrängt.

Woraus aber kam der Anreiz für diese Arbeiten, für diese Umwandlung? Wie stets und überall nur aus dem Bedarf! Die Kupferwerkzeuge genügten den erhöhten Anforderungen der damaligen Zeit nicht mehr, sie waren zu weich, boten auf der Jagd, im Kriege und bei der Landwirtschaft bei der Benutzung keinen genügenden Widerstand, und so entwickelte sich zwangläufig die Verwertung des Eisens.

Wie liegen aber nun heute die Verhältnisse? Das Eisen ist so ziemlich auf dem Höhepunkt seiner Verwertbarkeit und Leistungsfähigkeit angelangt. Wir werden allerdings sicher noch das eine oder andere herausholen können, was seine Verwendungsmöglichkeit verbessert, so wie es uns gelungen ist in

dem V2A von Krupp einen Stahl zu erzeugen, der nicht rostet, also eine der unangenehmsten Eigenschaften des Eisens verloren hat; aber in einem Punkte werden wir niemals in der Lage sein das Eisen zu ändern, da es eine seiner spezifischen Eigenschaften ist, in seinem spezifischen Gewicht; das Eisen wiegt nun eben 7—8mal so viel als Wasser! Und wir brauchen ein leichteres Material! Unsre Automobile, unsre Flugmotoren, unsre Lokomotiven, kurz alles, was sich vom Platze bewegt und dabei Lasten befördern soll, muß leicht sein, möglichst leicht bei möglichst großer Leistungsfähigkeit, damit seine Verwendung eine hohe Ausnutzung ermöglicht!

Wie steht es nun mit der oben erwähnten Analogie? Das Eisen, wie wir es jetzt kennen und verwenden (die Bezeichnung ist ganz falsch; wir haben nur mehr oder weniger hochwertige Legierungen, und der Normenausschuß der deutschen Industrie hat sich daher auch entschlossen, das Wort Eisen auszumerzen und alles Material als Stahl zu bezeichnen!), ist zäh, hat große Festigkeit, ist widerstandsfähig gegen Atmosphärilien (wenigstens bis zu einem gewissen Grade), läßt sich infolge unsrer großen Werke gut herstellen, also die gleichen Verhältnisse wie s. Zt. beim Kupfer. Dagegen ist es ziemlich schwer, und vor allem nach dem Schmachdiktat von Versailles ist es für uns auch rar geworden; denn wann wir wieder in den Vollbesitz des Ruhrreviers kommen, in den vollen uneingeschränkten Besitz, das wird wohl jetzt noch niemand voraussagen können! Also handelte es sich darum, aus der Not der Zeit einen Ersatz zu finden, der in genügender Menge zu haben war und dabei nach Möglichkeit die schlechten Eigenschaften nicht hatte, die das Eisen, d. h. der Stahl in jeder Form besitzt, das ist seine Schwere! Von den uns bekannten Metallen kann da nur eines in Frage kommen, das Aluminium. Fast 6% der gesamten Erde bestehen aus Aluminiumoxyd, während das Eisen nur den Bruchteil eines Prozents ausmacht! Und es ist leicht, nur etwa ein Drittel so schwer wie Eisen! Aber auch hier ist's wie damals! Das Aluminium hat auch — und leider recht viele! — schlechte Eigenschaften! Durch Luft und Wasser wird es stark angegriffen, es hat nur geringe Festigkeit und im Vergleich mit Eisen fast gar keine Härte.

Hier mußte also der Hebel angesetzt werden, und die Not der Zeit, das Bedürfnis hat den Erfolg erzwungen. Obwohl das Aluminium schon seit hundert Jahren als Baustoff bekannt ist, hat es doch erst jetzt seine Bedeutung erlangt, nachdem wir es verstanden haben, brauchbare Legierungen und Verbesserungen durchzuführen. So verfügen wir jetzt schon über eine Reihe von brauchbaren und ausprobierten Aluminiumlegierungen: Duraluminium, Elektron, Skleron und Lautal als „stahlähnliche", also gezogene, gewalzte usw. Legierungen, und Silumin als Gußlegierung!

Aber es wird noch viele Jahre dauern, bis sie auch nur annähernd da überall Verwendung finden werden, wo sie an Stelle von Stahl gebraucht werden können, sie werden noch durch viele neue Erfindungen ergänzt und verbessert werden, gerade wie es mit dem Eisen gegenüber dem Kupfer gegangen ist. Und trotzdem wird man später sagen, daß unsre Zeit der Beginn des „Aluminiumzeitalters" war!

Der verhältnismäßige Abschluß des Eisenzeitalters zeigt sich aber auch noch in einer anderen Erscheinung in unserer Industrie, der Normung des Eisens als Ausgangsmaterial. Nur ein Stoff, der in seinen Eigenschaften, in der Art seiner Herstellung schon eindeutig bestimmt vorliegt, gibt die Möglich-

keit ihn in Normen zu fassen. Diese für unsre Industrie höchst bedeutungsvolle Aufgabe hat der Normenausschuß der deutschen Industrie in Berlin in seinen Grundzügen nunmehr durchgeführt. Er hat im Zusammenwirken von Stahlerzeugern und -verbrauchern die Tatsachen festgelegt, die für die Eigenschaften des Stahls und damit seine Verwendungsmöglichkeiten von maßgebender Bedeutung sind. Der Konstrukteur ist heute gezwungen, mit einem Mindestverbrauch an Material auszukommen, und so ist es für ihn und damit für das Erzeugnis ausschlaggebend, welche Beanspruchungen er seinem Baustoff zumuten darf. Darüber unterrichtet ihn die Normentabelle.

Zwangläufig hieraus ergibt sich aber die Notwendigkeit, nun auch die Materialien vor ihrer Verwendung darauf zu prüfen, ob sie auch diesen Anforderungen entsprechen, ob sie das sind, was sie zu sein vorgeben, und daraus hat sich eine neue Wissenschaft, ein neuer Zweig in den industriellen Unternehmungen entwickelt, das Materialprüfungswesen. Es ist noch jung, und doch hat es infolge seiner Bedeutung an der Hochschule und im Betrieb eine wichtige Stellung eingenommen!

Für die weitaus meisten Maschinen ist der Stahl noch *der* Baustoff. Seine chemische Zusammensetzung läßt bereits einen Schluß auf seine Eigenschaften zu, sein Kohlenstoffgehalt bedingt die Art seiner Verarbeitung. Aber in gleichem Maße wichtig ist sein metallographisches Gefüge, d. h. sein kristallographischer Aufbau, der uns einen Einblick in das innerste Wesen dieser Materie ermöglicht. Die physikalische Prüfung gibt uns das, was wir aber zur Herstellung einzig und allein im Endeffekt benötigen, die Festigkeit des Stückes! Doch ist der Begriff der Festigkeit noch wenig definiert, und es ist eine verdienstvolle Arbeit von Dr. Welter, daß er hier neue, bessere Grundlagen für den Konstrukteur zu schaffen sucht, indem er dem bisher maßgebenden Begriff der statischen Elastizitätsgrenze den der dynamischen gegenüberstellt. Er hat hierfür mittelst eines der bekannten Pendelschlagwerke besondere Versuchsbedingungen festgelegt, auf Grund deren er hofft, Werte festlegen zu können, die dem Konstrukteur eine viel weitergehende Ausnutzung des Materials ermöglichen. Vor allem käme das ja dann für unsre hochwertige Industrie und davon vor allem wieder dem Auto und dem Flugzeug zugute!

Das Automobil ist ja überhaupt vom Luxus- schon längst zu einem für die Wirtschaft notwendigen Gebrauchsgegenstand geworden. Wir in unserm geknechteten und zertretenen Vaterlande sind arm geworden, uns erscheint es ein Unding, daß ein Ford mit einer Produktion von 10 000 Wagen pro Tag überhaupt existieren, daß er überhaupt Käufer finden kann; und gerade dieser Mann hat bewiesen, daß der Absatz immer da ist, wenn man es nur versteht, den Artikel so billig herzustellen, daß der Bevölkerungsdurchschnitt ihn kaufen kann. Dazu gehört aber ein Denken, wie er es verkörpert, ein wirtschaftliches Denken, das klar und unbeirrt das Ding bis in seine letzten Konsequenzen durchdacht hat, bevor der Versuch in Szene gesetzt wird. Ford bezahlt seinen Arbeitern 5 $ als Tageslohn, eine Summe, von der wir himmelweit entfernt sind, und doch sind seine Wagen billiger als irgendein anderes Produkt! Wie ist das möglich? In vielen Punkten gibt uns darüber sein Buch „Mein Leben und Werk" Aufschluß, und es ist nur bedauerlich, daß die deutsche Übersetzung so viele Fehler und Unsinnigkeiten aufweist, die den Sinn manchesmal vollkommen verstümmeln! Trotzdem zeigt es, daß der Fabrikherr nicht der Sklavenhalter, sondern der „erste Diener *seines* Staates" sein muß, wenn er wirklich

Hervorragendes schaffen will! Er muß von vielen Wissenschaften viel verstehen, er muß der Lehrer seiner Angestellten und Arbeiter sein, der individuell auf jeden einzelnen eingeht und ihn an dem Platz verwendet, wo er seinen Fähigkeiten entsprechend das Maximum leisten kann, ohne deshalb ausgequetscht, übermüdet nach Hause zu kommen und mit Sorgen zu fragen: „Was werde ich essen?", d. h. wie soll ich's bezahlen! Ford zeigt in seinem Werke, daß volle produktive Arbeitsleistung mehr an der Organisation, an der Verteilung der Arbeit als an der Fähigkeit des Arbeiters hängt, und gerade für die nützliche Betätigung von vielen, die ihre Gesundheit für die Heimat im Felde geopfert haben, möchte ich wünschen, daß das Kapitel VII seines Buches von uns allen recht genau und erfolgreich studiert werden möge! Hier gibt er an, daß in seiner Fabrik neben Tausenden von weniger stark verkrüppelten 10 Blinde und 2 armlose (!) voll produktiv tätig sind! Aber das darf nicht, wie er auch selbst schreibt, ein Almosen sein: „Ich glaube, es ist nur sehr wenig Raum für Wohltätigkeit in der Welt vorhanden" (S. 125). Das Beschenktwerden macht die Menschen nicht glücklich, es macht sie unzufrieden, und es kann nichts Wohltuenderes für einen Mann geben, als wenn er fühlt, daß er an seinem Posten sein vollgemessen Teil an der Produktion leistet! Aber nur die straffe Organisation, die Pünktlichkeit ermöglicht das, und gerade sie gibt dem Tüchtigen den Weg zum Aufstieg frei, nicht im Sinne des Schlagwortes der Revolution, sondern dem wirklich Brauchbaren, der Tüchtiges leistet. Wir sind nicht am Ende, wir sind erst am Anfang der Ausnutzung der Naturkräfte, und vorläufig noch die Sklaven, werden wir es lernen, „die Herrn der Natur zu sein!" Der Schlußsatz des Fordschen Buches ist besonders für uns Deutsche jetzt beherzigenswert: „Alles ist möglich — der Glaube ist die Substanz der Dinge, die wir erhoffen, der Beweis des Unsichtbaren."

Aber zum Fortschritt gehört Intelligenz, Beobachtungsgabe, und wie sehr uns die noch in den einfachsten Dingen abgeht, dafür ist eine Bezeichnung, die sich in den letzten Jahren eingebürgert hat, der beste Beweis, „das Tropfenauto!" Gemeint ist damit die Form der Karosserie, vorn eirund, hinten flach spitz, um der Luft und der Saugwirkung eine möglichst geringe Angriffsfläche zu bieten. Selbst die „Hütte" schreibt S. 428 24. Auflage: „Bei Körpern geringsten Formwiderstandes wird die Ablösung durch sehr schlanke und glatte Verjüngung bis zu scharfer hinterer Schneide oder Spitze ganz oder doch nahezu verhindert (Fischform, Form des fallenden Tropfens)..." Aber wie sieht denn der fallende Tropfen aus? Er ist eine fast mathematisch genaue Kugel, er kann nichts anderes sein; denn die vorn runde, hinten spitze Gestalt würde sich beim Fall sofort überschlagen und schließlich quer zur Längsachse herunterflattern! An und für sich ist die in den „Stromlinienwagen" festgelegte Form durchaus richtig, sie paßt sich den Linien, die die Flüssigkeitsteilchen beim Strömen beschreiben, an und bietet somit den geringsten Widerstand; aber auch der Name muß richtig gewählt werden!

Zum Gedeihen eines Unternehmens gehört aber nicht nur die Produktion, in ganz erheblichem Ausmaße ist daran auch, wie dies Ford wieder so klar und, ich möchte sagen hausbacken, in seinem Werke darlegt, die richtige Reklame beteiligt. Auch hier heißt es immer wieder neue Wege zu finden, die auf das Produkt aufmerksam machen, und da ist es ein Mittel, das noch ziemlich neu auf dem Markt ist, das „Heimkino". Die ganze Apparatur ist so vereinfacht, sowohl in der Aufnahme wie auch in der Reproduktion, daß es auch dem Laien

die Möglichkeit bietet, ohne geschulte Hilfskräfte seinen Zweck zu erreichen. Ganz besonders vorteilhaft ist hier die „Tageslichtwand", die es ermöglicht, die Reproduktion ohne Verdunkelung vorzunehmen, ohne daß dadurch die Schärfe und Klarheit des Films abnimmt. Hierdurch können auch Vorgänge, die sich sonst unsichtbar z. B. im Innern einer Maschine abspielen oder durch die schnelle Aufeinanderfolge nicht zu beobachten sind, dem Betrachter durch besonders vergrößerte Aufnahmen oder durch die Zeitlupe deutlich gemacht werden, und eine besondere Einrichtung am Vorführungsapparat ermöglicht es auch, jederzeit die Bewegung zu unterbrechen, um auf einzelne Einrichtungen oder Bewegungen besonders hinzuweisen.

Aber nicht nur für Maschinen, auch für vieles andere, so für die Vorführung neuer Kleider, für den Unterricht an Schule und Hochschule, als Ersatz für die so notwendigen und doch so wenig gerne gesehenen Besichtigungen von Werken ist diese Neuerung von großem Vorteil. Es sind keine mehr oder weniger langen Reisen mit Kosten- und Zeitaufwand erforderlich, das Werk wird nicht in seinem Betriebe aufgehalten und gestört, und neben der Möglichkeit, besonders auf das hinzuweisen, was für den Fabrikanten wichtig ist, neben dem Vorteil, daß die Erklärungen, die sonst nur von einem geringen Teile der Teilnehmer verstanden werden, ist vor allem auch gewährleistet, daß Betriebsgeheimnisse nicht gesehen werden können.

Eine weitere Möglichkeit wäre aber hierdurch auch gegeben, wenn eine genügend reichliche Anzahl von Films, d. h. von Werkfilmen, zur Verfügung ständen, nämlich die, die nationale Eigenart in der Technik zu studieren. Denn jedes Land, sogar jeder Landstrich hat sein besonderes Gesicht in seiner Technik. Sie ist ebenso wie der Mensch ein Produkt der Umgebung und der sich daraus ergebenden Notwendigkeiten. In ganz großem Maße zeigt sich das z. B. bei einem Vergleich zwischen Deutschland und Amerika. Bei uns ist der hochqualifizierte, der gelernte Arbeiter zu Hause, die ganze Produktion ist hierauf eingestellt; daher ist der Vorzug der deutschen Technik die Qualitätserzeugung, die wieder einen großen Stab von geschulten Arbeitern und Ingenieuren verlangt, wodurch dann die Durchschnittsleistung nicht merklich billiger wird als ein erstklassiges Produkt. Doch ist für ein derartiges Erzeugnis naturgemäß die Absatzmöglichkeit geringer als für einen Massenartikel. Ganz umgekehrt liegen die Verhältnisse in Amerika. Auch hier gibt wieder Ford den besten Aufschluß. Seine Produktion beruht darauf, daß ein völlig ungelernter Arbeiter nach wenigen Stunden oder Tagen bereits die mögliche Höchstleistung erreichen kann, d. h. also, daß die Maschine die Arbeit leistet und der Arbeiter nur zu ihrer Bedienung da ist. Hierauf beruht die hochentwickelte Konstruktion von Automaten, die eine conditio sine qua non für diese Organisation der Produktion ist. Als Gegensatz hierzu wäre die völlig dezentralisierte Arbeit, die Heimarbeit zu bezeichnen, und es wäre vielleicht möglich, gerade auf Grund dieser völlig anders gearteten Arbeitsmethode eine neue Organisation zu schaffen, die die Ausnutzung dieser Möglichkeit böte und damit manchem, der heute aus den verschiedensten Gründen nicht in der Lage ist, in einem Betriebe tätig zu sein, die Gelegenheit gäbe, ebenfalls als voll tätiges Rädchen am Gesamtbetrieb seines Volkes mitzuwirken!

Allerdings sind wir ja z. Zt. noch entschieden auf dem entgegengesetzten Wege, auf dem der immer größeren Zentralisation. Ist doch jetzt erst das Wilhelm-Marx-Haus in Düsseldorf fertiggestellt worden, ein Bau, der sich

den Newyorker Wolkenkratzern schon beträchtlich nähert. Das Gebäude bedeckt einen Raum von 1600 qm, hat eine Höhe von fast 50 m, ist vollkommen aus Eisenbeton hergestellt und wegen der ungleichmäßigen Bodenbeschaffenheit völlig unterkellert, so daß es auf einer durchgehenden Eisenbetonplatte steht.

Das Bauen mit Eisenbeton findet infolge seiner Stabilität und seiner großen Feuersicherheit wegen für Städte immer mehr Anklang, und besonders in Rußland sollen in der letzten Zeit derartige Projekte erörtert worden sein. Das vollkommen „marxistische" Rußland geht überhaupt mehr und mehr auf den Standpunkt des „kapitalistischen" übrigen Europas über, d. h. es schwört den Errungenschaften seiner Revolution ab und führt das früher als gut befundene sogar teilweise in viel schärferer Form wieder ein. So ist jetzt auch wieder ein Patentschutz in Rußland möglich, und das russische „Komitee für Erfindungen" übernimmt sogar gerne, natürlich gegen entsprechende Vergütung in amerikanischen $!, die Übersetzung aus dem Deutschen, Französischen oder Englischen; mehr Entgegenkommen kann man doch wirklich nicht erwarten! Allerdings ist man ja immer noch etwas skeptisch gegen derartiges Entgegenkommen, jedoch wird dabei besonders betont, daß derartig angemeldete Erfindungen in Rußland nicht beschlagnahmt werden dürfen, und es ist nur die Bedingung gestellt, daß der Anmelder auch der wirkliche Erfinder ist, oder der Anmelder muß den Nachweis erbringen, daß die Erfindung rechtmäßig auf ihn übergegangen ist.

Immerhin ist die Verbindung mit Rußland doch in der letzten Zeit wesentlich lebhafter geworden, und wenn die Verhältnisse sich dort auch weiterhin stabilisieren, so daß wieder ein Vertrauen im Geschäftsverkehr eintritt, so haben wir dort mit einem enormen Feld für unsre Tätigkeit zu rechnen; denn es gibt unendlich viel aufzubauen und in Stand zu setzen, zu organisieren und einzurichten, so daß dort vielleicht für viele unsrer Volksgenossen die Möglichkeit des Fortkommens liegt, die ihnen durch den Raub unsrer Kolonien genommen worden ist!

Judaspuppen.

In Mexiko, da ist ein Brauch —
Ich wollt', er wär in Deutschland auch!
— — — — — — — — — —
Wenn die Charwoche kommt in's Land,
Verkauft man Puppen allerhand
Mit spitzem Bart und krummer Nase,
Der Bauch ist eine dicke Blase,
Mit Gas gefüllt der ganze Mann,
Und hinten hängt die Zündschnur dran. —
„Judaspuppen!" ruft man sie aus.
Jeder nimmt sich eine nach Haus.
Und am Charsamstag in der Nacht,
Hei, wie es flammt, hei, wie es kracht!
Den Judas zündet Jeder an,
Daß morgen Christus aufsteh'n kann!
— — — — — — — — — —
Das ist in Mexiko der Brauch —
Ich wollt, er wär' in Deutschland auch!
Wann wirst du, Michel, einmal klug?
Judasse gibt's um dich genug. —
Hol' sie heraus und zünd' sie an, —
Daß deine Freiheit aufsteh'n kann! Gottfried Nickl.

Musik und Bühne.

Eine Umschau.

Von Dr. Karl Grunsky in Stuttgart.

Unser letzter Bericht erschien im September 1923. Zum Schweigen trug auch die Beobachtung bei, daß unsere Umschau einstweilen keine greifbare Besserung verzeichnen kann. Doch gilt es nach wie vor, auf die Zusammenhänge zwischen politischen und künstlerischen Verhältnissen aufmerksam zu machen. In einem Staatswesen, das nicht an übermäßiger Selbstachtung krankt, wird fremde Kunst gerne geduldet sein. Erich Schlaikjer weist am Wirken Reinhardts nach, wie planvoll in Stoffen und in Gebarung das Artfremde eingeführt worden ist (Deutsche Zeitung, 21. Mai 1924; Nr. 225). In Reichenberg in Böhmen hat man sich kürzlich trotz der Polizei eines Stückes zu erwehren gewußt, das einen deutschfeindlichen Verfasser hatte (Dresdner Nachrichten, 18. März 1924; Nr. 78). Naturgemäß ist der Überfremdung und Entdeutschung das Schauspiel viel mehr noch ausgesetzt als die Oper. Doch wäre es an der Zeit, daß auch die maßgebenden musikalischen Kreise die feineren Zusammenhänge ahnten. Aufsehen erregte der Übertritt eines Dirigenten wie Schulz-Dornburg zum katholischen Bekenntnisse. Wen von Jugend auf der Weihrauch umfängt, bleibe ihm treu. Ein Wechsel aber ist kaum ohne politischen Anstrich. Oder verrät er jene Schwäche, welche der Unruhe ein gewaltsames Ziel setzt: behauptet man doch auf katholischer Seite alles Ernstes, auch Nietzsche wäre bei längerem gesundem Leben in Rom gelandet. Ungeschmälert und unvergessen sei, was Schulz-Dornburg schon vor Jahren für Bruckner getan hat, dessen hundertjähriger Geburtstag in den September dieses Jahres fällt. In bemerkenswerter Weise trat auch Dr. Andreä (Zürich) auf seiner italienischen Fahrt für Bruckner ein. Nachdem man in Mailand kurz zuvor die Vierte unter Toscanini ausgepfiffen hatte, spendete man der Dritten unter Andreä eine warme Aufnahme. In Mailand hat Andreä als erster die Matthäus-Passion gemacht. Bruckner hörte ich kürzlich unter Leitung Furtwänglers mit schwerer Enttäuschung: wie ist eine derartig unmusikalische Auffassung möglich? Eine Auffassung, die rücksichtslos einen ganzen Hauptabschnitt des Finales (der Vierten) streicht?

Die protestantische Kirche feiert zurzeit das Andenken daran, daß vor vierhundert Jahren die Bemühungen um deutschen Kirchengesang einen wichtigen Schritt voran kamen. Johann Walter, Musikmeister in Torgau, gab auf Anregung Luthers 1524 fünfstimmige Chorsätze heraus, die dann auch dem gottesdienstlichen Gebrauche dienten. Eigentliche Kirchengesangbücher kamen erst im 18. Jahrhundert auf. Um den evangelischen Choral flocht sich dann wie einst um den gregorianischen eine eigene Kunst, die sich besonders an den Namen Bachs knüpft. Im Juli findet in Stuttgart das 12. deutsche Bachfest der Neuen Bachgesellschaft statt, um das auch der Württembergische Bachverein seine Verdienste hat. Merkwürdig ist, daß gerade in Stuttgart, als sich im Frühjahr einige Bachaufführungen häuften, eine Mahnung *gegen* Bach laut wurde wegen Schädigung der Mendelssohn, Hiller, Reinthaler, Dierling, Rubinstein, Dworschak und vieler sogar noch größerer Tonsetzer.

In der Hamburger Musikhalle veranstaltete vom 1. bis 8. April 1924

Prof. Dr. Willibald Gurlitt aus Freiburg im Breisgau Vorführungen mittelalterlicher Musik auf wissenschaftlicher Grundlage, aber mit dem Bestreben, weite Kreise für eine Befassung mit jener alten Musik zu gewinnen. Geschichtlicher Sinn und Überblick seien am sichersten gegen die unedle Berührung mit artfremdem Getue der Gegenwart. Läßt ja doch das Frankfurter Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins den Herren Schönberg, Haba, Krenek freien Lauf. Was wohl Liszt dazu sagte? Als Zeichen der Zeit erwähnen wir, daß es offenbar als fortschrittlich gilt, über einen Choral auch eine Foxtrott-Variation zu schreiben, und neben einem Ave Maria auch das Kol Nidrei-Gebet aufzuführen.

In Wien hat die Volksoper den Vertrag mit Weingartner nicht erneuert, weil der gefeierte Leiter eigentlich immer nur auf der Durchreise in Wien weilte. Seine Tätigkeit an der Volksoper ist wenig ersprießlich gewesen. Nun aber wendet sich der Liebling der großen Welt gleich wieder nach Berlin, wo er am Deutschen Opernhaus Wagnervorstellungen leitet. Die Deutsche Zeitung vom 18. Mai (Nr. 221) nimmt mit Recht Anstoß an diesem seltsamen Beginnen. Man weiß doch, wie Weingartner über die Deutschen denkt. Wir können uns den neuesten Vorstoß des von den Philharmonikern Abgewiesenen höchstens aus dem Gefühl erklären, sich von der deutschen Kronprinzessin beschützt zu wissen.

Als unumschränkter Gebieter der Staatsoper betätigt sich in Wien Richard Strauß. Eine Vorfeier seines 60. Geburtstags war das Ballett „Schlagobers", von dem man sich zunächst nach Berichten ein Bild machen muß. Es scheint, daß weder Stoff noch Gestaltung zu neuem Aufstiege ansetzt. Wir bedauern nicht nur, wir beklagen, daß es Strauß nicht gelungen ist, die Besten um sich zu sammeln. Seiner hochwertigen Begabung wären wohl andere Würfe geglückt, wenn er dem idealen Sinne Wagners und Liszts treu geblieben wäre. Wir wollen abwarten, was nun aus seiner „Ägyptischen Helena" wird, an der er arbeiten soll. Übel vermerkt wurde, daß der Schöpfer des Schlagobers eine jüdische Anspielung unterließ, weil ein Boykott gedroht haben soll; ebenso, daß er eigentlich den deutschen Michel mit der französischen Marianne tanzen lassen wollte.

Schrekers, des gefeierten Wagnerüberwinders, „Irrelohe", erreicht an musikalischen und anderen Anstößigkeiten bei weitem nicht die „Gezeichneten". Die Oper ist merkwürdig zahm und lau; ihr Bestes sind einzelne Stimmungen. Es fehlt der Kern, dem etwas entwüchse. Drollig ist, daß es Schreker und andere ernst damit nehmen, den „psychologischen Ballast" aus der Dichtung einer Oper auszuscheiden. Damit sind wir wieder auf dem Standpunkte, daß gesungen wird, was zu dumm ist, als daß man es spräche. Kommt man mit diesen Albernheiten weiter? Über Julius Weismanns Schwanenweiß (streng nach Strindbergs Märchenspiel), oder des Schönbergschülers Egon Wellesz Alkestis möchten wir uns erst äußern, wenn wir Gelegenheit zum eigenen Anhören fanden. Von Siegfried Wagner kam in Rostock die Uraufführung des „Schmieds von Marienburg" heraus. Gerhard von Keußler bot in Hamburg ein „symbolisches Drama" „Die Geißelfahrt". Karl Bleyle ist nach dem „Hochzeiter" noch mit einer Oper „Teufelssteg" hervorgetreten. Weiter nennen wir den „Toten Gast" von José Berr, „Das verfehmte Lachen" von Fritz Cortolezis, den „Dieb des Glücks" von Bernhard Schuster.

Aus den Speichern der Vergangenheit kommen abwechselnd immer neue

Schätze zur Schaustellung. Die Gegenwart erinnert sich der Opern Händels. Sein „Cäsar" ist ja gerade zweihundert Jahre alt. Jedenfalls hat solche Wiederbelebung die Folge, daß Händel nicht mehr bloß als Anwalt des Alten Testaments gilt. Von Gluck wurde neuerdings (in Stuttgart, unter Prof. Leonhardt) die Alkestis in einer neuen Bearbeitung Hermann Aberts erfolgreich wiederaufgenommen. Auch fügte gerade in Stuttgart Hans Pfitzner, der für Marschner eine verständliche Vorliebe zeigt, dem Hans Heiling und dem Templer, die er schon in Straßburg vertreten hatte, als dritte Oper den Vampyr hinzu. Er übte dieses Werk des bedeutenden Romantikers persönlich ein und leitete es mit lebhaftestem Erfolge.

Aus dem Konzertsaal erwähnen wir das Oratorium „Jesus von Nazareth" von Gerhard von Keußler, die symphonische Dichtung „Glück" von Siegfried Wagner, Othmar Schoecks Liedfolge „Elegie" und die Ausbreitung der Lieder von Armin Knab, um die sich z. B. in Nürnberg Käthe Döbereiner verdient machte. Den Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi hat Hermann Suter zu einem Oratorium gestaltet.

Mit Aufzählen der Neuigkeiten des Schauspiels wäre dem Leser wenig gedient. Es ist immer noch das alte Lied. Mehr oder weniger verkappter Revolutionsschwindel, dichterisch unfruchtbare „Richtung", dann in breitestem Strome Frechheit und Lüsternheit. Zum Schnödesten, was in letzter Zeit bekannt wurde, gehört eine Verherrlichung des Expressionistenabgottes van Gogh: wenn nämlich die Enthüllung blöder Gemeinheit „verherrlicht". Das Erbgut unserer echten dramatischen Dichter ist in Gefahr, durch die Art der Ausstattung verleidet zu werden. Wir hörten aus Berlin von einer besonders verfehlten Gebarung mit Hebbels Nibelungen. Geschichtliche Stoffe empfehlen wir warmer Teilnahme. Notker den Stammler hat ein St. Gallener behandelt (Dr. Hans Berli, mit dem Übernamen Hagenbuch). Den Aufführungen in St. Gallen und Basel folgten solche im Rahmen der Hohentwiel-Festspiele. Der Freiheitsdichterbund „Hain" sucht dichterische Kräfte im völkischen Zeichen zu sammeln. Einstweilen wuchern Stücke wie Schnitzlers Reigen immer weiter, behütet von der lieben Obrigkeit, die Gewalt über uns hat. So verliefen die neuesten Aufführungen in Heilbronn am Neckar äußerst glatt und reibungslos. In Hamburg wurde für den Reigen mit der Anzeige geworben: „Jugendlichen unter sechzehn Jahren ist der Zutritt nicht gestattet." Der Staat sieht ruhig zu, wie auch sonst mit ähnlichen Ansagen gerade die Jugend geködert wird; so etwas bringt ja Steuern ein.

Um nicht mit dem Hoffnungslosen zu schließen, nennen wir einige Bucherscheinungen, welche hoffen lassen. In den altkirchlichen Choral führt Dominikus Johner ein (Spemanns Musikalische Volksbücher; Engelhorn, Stuttgart). Händel hat in Hugo Leichtentritt einen Lebensbeschreiber gefunden, der auch die Werke alle zu würdigen weiß (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). An Bachs Matthäuspassion rühmt Wilhelm Werker den Gesamtplan, der ungekürzte Aufführungen rechtfertigt (Breitkopf und Härtel, Leipzig). Im Gedenkjahre von Beethovens Neunter liest man gerne wieder, was Richard Wagner über Beethoven wußte (gesammelt als Musikalisches Volksbuch; Engelhorn, Stuttgart). Einen sehr guten Mozartroman hat Ottokar Janetschek geschrieben (Richard Bong, Berlin): der Verfasser hütet sich, die Zeitgenossen zu schonen, wie es der Geschichtsschreiber gerne tut. In der Sammlung Fritz Bartels (Braunschweig) veröffentlichte Fritz Meyer zwei Schriften über die

Violine und über Werke für Violine. Das Smetana-Jahr hat eine Lebensbeschreibung des böhmischen Tonsetzers von Ernst Rychnowsky gebracht (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Hugo Wolfs Briefe an Heinrich Potpeschnigg erschienen bei der Union in Stuttgart. Das Schrifttum über Bruckner wird sich im Gedenkjahr um das Werk von Prof. Dr. Kurth (in Bern) vermehren und bereichern (Max Hesse, Leipzig). Die Erinnerungen Eckſteins (Universaledition, Wien) bringen Neues über Bruckner als Lehrer. Erinnerungen! — Die Deutsche Selbstbiographie, deren Geschichte Theodor Klaiber so meisterhaft beschrieb (Metzler, Stuttgart) hat auch aus dem Bayreuther Kreise Wichtiges zu verzeichnen: Siegfried Wagners Erinnerungen erschienen in der Sammlung Musikalischer Volksbücher (Engelhorn, Stuttgart), Ludwig Schemanns Wagnererinnerungen neu im Verlag von Erich Matthes (Hartenstein und Leipzig), Hans von Wolzogens Lebensbilder bei Bosse in Regensburg (vgl. Bosses Deutsche Musikbücherei, in unserem Januarheft 1924). Wolzogen berührt ferner Hauptfragen, die unsere Umschau beschäftigen, in der Schrift: „Die Idealisierung des Theaters" (Kistner und Siegel, Leipzig). Die erste, längst vergriffene Auflage stammt von 1884: mit Bayreuther Weitblick empfahl Wolzogen damals Volksspiele und Naturtheater, die sich nachher mächtig zu entwickeln begannen. Gerade die Gegenwart kann erneute Anregung aus Wolzogens Gedankenwelt schöpfen. Alles, was die Bayreuther Festspiele von 1924 und das Wagnerschrifttum betrifft, findet der Leser im Offiziellen Bayreuther Festspielführer, den ich herausgab (Georg Niehrenheim, Bayreuth). Für die gesamte Musikgeschichte fordert völkische Gesichtspunkte Reinhold Zimmermann aus Aachen, im Hellweg (Essen), Heft 42, 1923.

Hoffnung.

So oft die Sonne aufersteht,
Erneuert sich mein Hoffen
Und bleibet, bis sie untergeht,
Wie eine Blume offen;
Dann schlummert es ermattet
Im dunklen Schatten ein,
Doch eilig wacht es wieder auf
Mit ihrem ersten Schein.

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
Und immer wieder streitet,
Das gute Blut, das nie verdirbt,
Geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Fechterschar
In Nacht und Schlaf vergehn!

Gottfried Keller.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Juni 1924.)

1.

„Sie werden dabei bemerken, daß es in Frankreich trotz aller reaktionären Strömungen etwas wie eine republikanische Kultur gibt, und sie werden den Unterschied begreifen lernen zwischen einer geköpften Monarchie und einer lebendigen Republik."

Diesen Unterschied sollen nämlich deutsche Leser begreifen lernen, denen der „Vorwärts" [1]) das Studium des Buches „La politique républiquaine" empfiehlt.

Man muß entschieden einmal die Ehrlichkeit anerkennen, mit der hier der „Vorwärts" seine Leser behandelt. Nur die Schlußfolgerungen, die daraus zu ziehen sind, lauten beim „Vorwärts" natürlich ganz anders als bei normalen nationalen Hirnen. Immerhin steht in der bitter-wehmütigen Feststellung dieses Marxistenblattes ganz deutlich zu lesen, daß wir in Deutschland alles andere sind als eine Idealrepublik; daß wir ein völlig kopfloses Gebilde sind. Und das ist tatsächlich richtig. Die Novemberlinge, die da flüchtig hinter den Mechanismus des monarchischen Staates gesehen hatten, glaubten schon, eine Republik zu schaffen, wenn sie den Kopf entfernten, die Flagge anders anstrichen und auf bedrucktem Papier — genannt „Weimarer Verfassung" — dekretierten, daß wir ein Volks- und Freistaat, eine Republik wären. Nun gibt der „Vorwärts" ehrlich zu, daß das ein Unsinn gewesen ist. „Als ob ein Volk, das so lange Jahrhunderte hindurch monarchisch erzogen worden ist, mit einem Male republikanisch werden könnte" schrieb Friedrich Naumann bereits im Jahre 1908 in einem Aufsatz über das Königtum. Dieser Unsinn mußte entstehn, da in erster Linie Juden und verjudete Geister Schöpfer der Republik waren. Da der Jude selbst seelenlos ist — Weininger hat es bezeugt —, vermag er an allem nur die Aufmachung, die Regie, den Mechanismus zu sehn, und er hält diese Dinge für das einzige Reale, Tatsächliche. Den Geist begreift er nicht. Daher erlebt er es jetzt zu seiner Verwunderung, daß in der republikanischen Aufmachung ein Geist lebt, der ganz und gar nicht republikanisch ist. Die selbständigen Republikaner fehlen. Wir haben nur Untertanen und Parteiführer. Im übrigen irrt der „Vorwärts", wenn er meint, daß in Frankreich allein das Republikanische das Maßgebende, Kulturtragende ist. Das ist das Nationale. Auch die deutsche Republik wäre vielleicht lebensfähiger, wenn ihre Schöpfer den Mut hätten, national zu sein. Aber diese Schöpfer, die ja gar nicht die Republik als Zweck, sondern als Mittel zum Zweck der Verewigung ihrer eigenen Parteiherrschaft wollten und wollen, haben ein Lebensinteresse daran, daß die nationale Bewegung unterdrückt wird. (Die Zusammenhänge zwischen Fortbestehn der Kriegsschuldlüge, der Revolutionslüge, des Antimilitarismus, des Antinationalismus und der Dauer der Marxisten- und Zentrumsherrschaft sind oft genug dargelegt worden.) Die Schöpfer der „Republik" sind also sehr unredliche, unsachliche Diener der „Republik". Auch die „Republik" ist ein Staatsgebilde, das ohne den nationalen Lebensnerv untergehn muß. Wer diesen Nerv durchschneidet und trotzdem die

[1]) „Vorwärts", Nr. 253 vom 1. Juni 1924.

„Republik" zu erhalten vorgibt, handelt unwahr. An dieser inneren Unwahrhaftigkeit geht die Republik als Staatsgebilde zugrunde.

Denn — das haben uns die letzten fünf Jahre deutscher Geschichte, hat uns die zunächst letzte widerliche Regierungskrise mit grausamer Klarheit gelehrt; die Parteimenschen, die uns ein Satan zur „Regierung" gegeben hat, sind unreif und unfähig zum Regieren. Sie sind innerlich nicht „kultiviert" genug — da kann uns tatsächlich sogar das Beispiel Frankreichs etwas lehren —, den Staat, das Ganze zu wollen. Sie können immer nur enge Partei-, Cliquen-, Klassen-, Wirtschaftsinteressen sehen (siehe die letzte Rede Stresemanns!). Wir sind eine „geköpfte Monarchie", und mit dem Kopf schwanden Geist und Seele, die allein imstande sind, das Ganze zu wollen und richtig zu lenken. Allen diesen Parteiführern fehlt die noble, große Sachlichkeit des Herrenmenschen. Sie wollen uns immer wieder einreden, daß ihre Geschäfts-, Krippen- und Portefeuillepolitik irgend etwas mit Staatspolitik zu tun hätte. Dieser innere Mangel ist tatsächlich ein kultureller Mangel, ein Mangel an innerer Bildung, der sich bitter rächt. Republikaner? Ja, auch für sie könnte man sich menschlich begeistern, wenn es Männer wären, aufrechte, stolze, unbeugsame Charaktere, die für eine Überzeugung kämpften und opferten. Aber was wir da am Werke erleben, sind feigherzige Kleber, Kuhhändler und Geschäftemacher. Die sind nicht reif für eine „lebendige Republik". Werden es auch nie werden!

2.

Nun sind wir also, dank den Kuhhändlern, wieder einmal soweit, daß wir uns trotz des immerhin beträchtlichen nationalen Wahlsieges mit einer Regierung Marx-Stresemann weiter blamieren müssen, so gut wir es verstehn. Als Männer gezeigt haben sich die Deutsch-Nationalen, als sie bei ihrer Opposition verblieben. Das sei ihnen gedankt. Nun gilt es, die Opposition durch die Partei-Völkischen — auch Gräfe und Reventlow treten mannhaft auf — und verwandte Kreise zu stärken und dann eine Situation herbeizuführen, in der die Sozialdemokratie Herrn Marx nicht folgen kann. Ist das nicht möglich, muß man zu anderen Mitteln greifen. Z. B. der von Dr. Maurenbrecher geforderte Antrag auf Volksentscheid über das Sachverständigengutachten[1]) scheint auch mir. bei entsprechender gleichzeitiger Aufklärungsarbeit über den wahren Inhalt des „Gutachtens" — man sollte solche verlogenen Dokumente „Schlechtachten" nennen — durchaus erfolgverheißend zu sein. Es ist nur schade, daß dieser fruchtbare Gedanke nicht sofort aufgegriffen wurde. Aber auch außerparlamentarischer Druck, und zwar nachhaltiger Druck der wirtschaftlichen Organisationen sollte jetzt nachhaltig einsetzen. Die Tatsache, daß sich unter Führung bewährter nationaler Wirtschaftspolitiker die „Deutsche Industriellen-Vereinigung" gebildet hat, die sich die allerhöchste Feindschaft des erfüllungsseligen, stresemanngläubigen „Reichsverbandes der deutschen Industrie" zugezogen hat — wird er nicht eines Tages Reichsverband gegen die deutsche Industrie heißen? — beweist mit erfreulicher Deutlichkeit, daß der nationale Wille auch in Kreisen erwacht ist, die bis dahin resigniert sich von einer Katastrophe in die andere schieben ließen. Diesen Willen gilt es zu stärken und mit anderen Willensfaktoren zu vereinigen. Gemeinsamen Anstrengungen in dieser Richtung kann auf die Dauer der Erfolg nicht fehlen. Denn die

[1]) „Deutsche Zeitung" Nr. 255 vom 10. Juni 1924.

Regierungsmehrheit ist durchaus nicht überwältigend, und sie entspricht nicht dem Willen der Wähler.

Wie gesagt: es ist schade, daß eine großzügige Aktion um die Grundfragen unseres Daseins, die das Gutachten berührt, nicht sofort eingeleitet wurde! Dann hätte das Volk die fadenscheinige Armseligkeit der Marx-Stresemann-Reden, die buchstäblich nur ältesten, längst sauer gewordenen Verzichts- und Erfüllungskohl aufwärmten, dessen Genuß Übelkeit verursacht, gleich in der richtigen Beleuchtung gesehn. Wer jetzt noch Stresemanns falschem Pathos und Optimismus glaubt, dem ist nicht zu helfen. Überdies: die Verfahrensart, der Regierung das Vertrauen in der Form auszusprechen, daß man lediglich eine Erklärung von ihr billigt, grenzt denn doch nachgerade an Volksbetrug. Früher verlangte man Taten, wenn eine Billigung ausgesprochen werden sollte. Jetzt ist man so erbärmlich weit heruntergekommen, daß man sich mit „Erklärungen" begnügt! Die Taten, die früher vorausgehn mußten, folgen entweder gar nicht oder sie können auch ruhig der Erklärung ins Gesicht schlagen. Das ist diesen edlen „Republikanern" ganz gleichgültig, und den Wählermassen schmiert die Parteipresse Honig in den Mund oder macht ihnen blauen Dunst vor, damit sie zu allem „Ja" und „Amen" sagen. „Parlamentarismus"! Gegenüber diesen altgewohnten Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten einer Parteiregierung, die zu ruheselig und abhängig ist, um die Dinge beim Namen zu nennen und die Nation zu geschlossenem innerem Widerstand aufzurufen, mutete das Wort eines Großindustriellen aus dem besetzten Gebiet, das er am 14. Mai in Berlin auf der ersten Tagung der Deutschen Industriellen-Vereinigung sprach, wie eine Erlösung an. Er sagte ungefähr: Man soll endlich einmal aufhören, das besetzte Gebiet immer wieder als Vorwand für die weitere Ausraubung und Versklavung des unbesetzten Deutschland vorzuschieben! In unseren Betrieben an Rhein und Ruhr sind wir jetzt schon völlig entrechtet! Wenn man sie uns ganz wegnimmt, ist es auch nicht viel anders als heute schon. Es ist ein Unding, wenn man erklärt, man wolle uns „retten", indem man das Sachverständigen-Gutachten annimmt! Da ist nicht mehr viel zu retten, und wir verbitten es uns, daß man die eigene feige Politik gewissermaßen mit uns deckt! Mag man uns alles wegnehmen — aber man soll nicht uns sozusagen dafür verantwortlich machen, wenn das ganze übrige Deutschland geopfert wird! Ganz abgesehn davon, daß natürlich kein französischer Soldat von Rhein und Ruhr zurückgezogen, kein Gefangener frei, kein Ausgewiesener zurückgelassen wird, auch *wenn* wir das Gutachten annehmen!

So sprechen *Männer*!

3.

Wenn wir Neuwahlen bekommen — hoffentlich recht bald! — muß die Erkenntnis der Unmöglichkeit der heutigen Methoden vorher in *noch* weitere Kreise getragen werden. „Es ist ganz unmöglich, auf ein patriarchalisches Volk eine reine demokratische Verfassung aufzusetzen, und umgekehrt" sagte Naumann a. a. O. Seine kluge Warnung ist von den fanatischen Novemberlingen nicht beachtet worden. Das Ergebnis ist eben die mittelmäßige Kopflosigkeit, die sogar der „Vorwärts" zugibt. Aber der Warner Naumann ist selbst mit Schuld an diesem Chaos. Er erklärte zwar noch ganz richtig: „Kein König lebt davon, daß er sich selber für nötig hält, sondern er muß von den anderen Leuten für nötig gehalten werden," aber er selbst trug redlich dazu bei, die Meinung zu verbreiten, daß Könige überflüssig seien. „Vom Absolutismus zum englischen System!" Das sei das Ziel der deutschen Entwicklung, d. h.

also, er wollte, unter völliger Verkennung des deutschen Charakters, eine mechanische Übertragung des parlamentarischen Systems mit Ausschaltung des Königtums auf Deutschland. Bekanntlich maß er dabei dem Liberalismus eine führende Rolle zu.

„Was ist die gemeinsame Geschichtsaufgabe des deutschen Liberalismus? Sie läßt sich negativ aussprechen als Niederwerfung der konservativ-klerikalen Herrschaft und positiv als Herbeiführung eines Staats-, Handels- und Gewerberechtes, wie es der heutigen Industrialisierung Deutschlands entspricht. Wir wollen nicht mehr von den sinkenden Ständen regiert werden, weil sie uns abwärts ziehn."

Hier sieht man deutlich die schwache, gefährliche Stelle des Liberalismus Naumannscher Prägung. Er sieht den Staat nicht als ewigen Organismus, sondern er sieht nur Zustände, denen man so rasch wie möglich Rechnung tragen muß, um nicht die „Entwicklung" zu stören. Das ist unsagbar flach, mechanistisch, ideenlos. Statt vom deutschen Menschen auszugehn und dessen Erhaltung im deutschen Staat als Zweck zu setzen, nimmt er die Industrialisierung als etwas Unabänderliches und will ihr zuliebe den ganzen Staatsorganismus umformen. Die „sinkenden" Stände, von denen er verächtlich spricht, sind ihm die Priester und die Agrarier. „Was sind heute in diesem Volk noch die Rittergüter?" fragte er mitleidig. „Sie können uns nicht ewig regieren. Und die Priester können nicht Direktoren eines Industriestaates sein" [1]).

Man kann nur mit Bedauern sagen: Wie schief, wie oberflächlich! Was ein Staat als Lebensnotwendigkeit braucht — wir erleben es alle Tage! —, sind vor allem persönlich uninteressierte sachliche Staatsdiener großen Formates und — Gewissensschärfer. Geschäftspolitik, Parteibonzentum, Korruption unserer Zeit beweisen, daß uns beide Kategorien fehlen oder daß sie ausgeschaltet sind. Wo wachsen sachliche Menschen? In erster Linie auf dem Lande, im Bauerntum und gerade auf den Rittergütern. Naumann läßt außer Acht, daß der Staat nicht eine Fabrik ist — Herr Stresemann huldigt ja allerdings auch diesem Irrtum! —, sondern ein Organismus, dem eine Idee zugrunde liegt. Wahre Diener dieser Idee werden immer nur sachliche, große Menschen sein, und mir scheint gerade, die Rittergüter haben dem preußischen und damit dem deutschen Staat genug solcher sachlicher Staatsdiener geliefert. Auch England ist durch die Söhne der „Rittergüter" groß geworden. Und was die Priester anbetrifft: sie sind natürlich nicht dazu da, Fabriken zu leiten, aber im Staatsorganismus, sofern er deutsche Gewissenhaftigkeit atmen will, sind sie unentbehrlich. Und schließlich: wenn auch Seipel schwarzgelb-römische Politik macht, — daß er, der Priester, sein Handwerk versteht, müßte auch Naumann zugeben, wenn er noch lebte.

Er würde aber auch zugeben, daß die unnationale, blinde Geschäftspolitik des Reichsverbandes den Befähigungsnachweis der Fabrikdirektoren nicht restlos erbracht hat. Die selbstlose Sachlichkeit, die allein zur Führung berechtigt, scheint mir doch wesentlich mehr bei der Industriellen-Vereinigung zu liegen.

Alwin Saenger, meines Wissens Jude, hat einmal von Herbert Spencer irgendwo gesagt, er wäre das Opfer eines Glaubens ohne Kritik geworden. Wenn Naumann heute noch lebte, würde er vielleicht das Gleiche von sich

[1]) Diese Stellen sind dem Naumannschen Aufsatz „Politische Hoffnungen" entnommen, erschienen in Heft 1, 1911, der „Neuen Rundschau", S. Fischers Verlag, Berlin.

sagen müssen, wenn er die Verwüstung ansähe, die sein kritikloser Glaube an den Parlamentarismus angerichtet hat. Daß Arbeiter und Gewerkschaftssekretäre keine Politik machen könnten, hat er selbst ausgesprochen. Aber wenn er angesichts der heutigen Zustände von „sinkenden Ständen" spräche, die uns abwärts ziehen: ganz gewiß würde er damit nicht mehr auf Priester und Junker deuten, denn er liebte die Wahrheit. Damit will ich nicht die Tatsachen wegleugnen, daß beide Stände sich noch restlos mit völkischem Geist füllen müssen, wenn sie ihre Aufgabe völlig begreifen und lösen wollen.

4.

„Opfer eines Glaubens ohne Kritik!"

Der Durchschnittsdeutsche, soweit er sich mit Politik befaßt, scheint vorläufig unter diese unglückliche Kategorie zu fallen. Der Marxist glaubt an Marx. Der Pazifist glaubt an die Möglichkeit des Weltfriedens. Die Vierzehn-Punkte-Schwärmer glaubten an Wilson. Die Kommunisten glauben an Lenin und Moskau. Die Erfüllungspolitiker glauben an Stresemann. Über Lebensgesetze, Geschichte, Tatsachen, Wirklichkeit sehn diese Gläubigen hinweg. Damit enthüllt sich eine furchtbare Schwäche, die nur dadurch behoben werden kann, daß man die Leute wieder ihre eigenen Sinne, ihren eigenen Verstand gebrauchen lehrt. Der Versuch wenigstens muß gemacht werden.

Wie steht es in dieser Beziehung mit der völkischen Bewegung? Daß sie das Größte will, ein freies, wahrhaft völkisches Deutschland, ist über jeden Zweifel erhaben. Daß dazu ein unerschütterlicher Glaube gehört, ist ebenfalls über jeden Zweifel erhaben. Es fragt sich nur: welcher Art muß und darf dieser Glaube sein? Die Antwort kann m. E. nur lauten: es muß, aber es darf auch nur sein der felsenfeste Glaube an die Notwendigkeit und Gerechtigkeit der Sache! Daß der völkische Gedanke die deutsche Sendung und damit eine Weltsendung zu erfüllen hat, — an diesem Glauben darf nicht gerüttelt werden. Darin werden wir alle einig sein. Dieser Glaube darf blind sein.

Schwieriger wird die Frage nach dem Glauben an die Personen, an die Führer. Gewiß ist es, daß der Glaube Berge versetzt, aber es muß der rechte sein. Niemand wird leugnen, daß Millionen deutscher Arbeiter redlich an ihre marxistischen Führer und an die marxistische Idee geglaubt haben. Die Idee war falsch, die Führer waren durchaus nicht immer redlich. Das Ergebnis ist für die ehemals Gläubigen entsetzlich — weil sie sowohl Idee wie Führern blind und kritiklos gegenüberstanden.

Die völkische Idee ist wissenschaftlich und sittlich einwandfrei. Deshalb kann man blind an sie glauben. Ein kritikloser Glaube an die Führer aber ist nicht mehr erträglich. Vertrauen — ja, das muß man den Führern entgegenbringen, solange sie es rechtfertigen. Kritikloser Glaube aber ist gefährlich und — zu bequem. Diese Dinge müssen offen besprochen werden. Die völkische Bewegung kann es sich nicht leisten, enttäuscht zu werden. Daher muß sie wach sein, nicht blindgläubig gegenüber den Führern.

Es muß auch noch mehr gesagt werden. Blinder Gehorsam ist im Heer notwendig. In der Politik ist er unmöglich. Er kann zu Katastrophen führen. Die Verquickung von Politik mit Soldatischem, wie sie sich in einem Teil der völkischen Bewegung notwendigerweise herausbilden mußte und eine Zeit lang wohl notwendig war, wird daher anderen Methoden weichen müssen. Wo ich befehlen kann, brauche ich nicht zu überzeugen. Wenn ich aber red-

liche Politik mache, muß ich auch überzeugen. — Weichen muß weiter die Vorstellung, daß Aufklärung, Agitation schon Politik bedeuten. Sie sind Vorarbeiten dazu, doch nicht jeder Agitator, und sei sein Wollen noch so rein, ist ein Politiker. Nur blinde Wortgläubige machen ihren besten Versammlungsredner zum Parteiführer. Die Umsetzung von Gedanken in die Wirklichkeit erfordert andere Anlagen als das Denken und Reden. Nur, wenn jeder die ihm gemäße Rolle übernimmt, geht das Ganze vorwärts. Militärische Erfolge mit einem auf blinden Gehorsam aufgebauten Apparat setzen auch andere Anlagen des Führers voraus als politische Erfolge. Die Jugend allerdings — sie muß Gehorchen lernen. Jede Bewegung, jede Partei berücksichtigt diese Grundtatsachen. Auch die völkische Bewegung wird gut tun, sie nicht außer Acht zu lassen, wenn sie sich vor Schaden bewahren will. Nochmals: Enttäuschungen kann sie sich nicht leisten, oder sie zerfällt sofort in einen kommunistischen und einen bürgerlichen Flügel. Die Moskauer Verhandlungen und der deutsch-russische Zwischenfall haben die ungeheure Gefahr der Bolschewisierung Deutschlands wieder einmal klar dargetan.

Daß Hitler neuerdings so stark die Notwendigkeit der Mitarbeit der akademisch gebildeten Intelligenz betont, ist hocherfreulich. Gerade die akademische Intelligenz hat die Pflicht, den sachlich denkenden Einschlag zu stellen und den kommunistischen Irrwahn zu erledigen.

Hitler hat aber neuerdings auch die Frage angeschnitten, warum er am 8. November 1923 losschlug.

„Durch unsere Tat, wenn sie auch fehlschlug, wurde mehr gerettet als bloß die völkische Bewegung überhaupt. Die damals drohende Rechtsdiktatur, welche eine reine Industriediktatur gewesen wäre, hätte nicht nur durch unsoziales Verhalten eine Gewinnung der Arbeiterschaft für den deutschen Gedanken unmöglich gemacht, sondern auch durch die Verschacherung der deutschen Eisenbahnen an das Privatkapital und damit an das Ausland eine Wiedererhebung selbst in Frage gestellt oder sogar dessen Verzicht bedeutet." So hat sich Adolf Hitler unlängst gegenüber dem Abgeordneten Prodinger aus Salzburg geäußert [1]).

Damit ist erwiesen, daß meine Frage im Aprilheft dieser Zeitschrift „Wollte man anderen Dingen zuvorkommen?" berechtigt war. Hitler hat damit offen zugestanden, daß man anderen Dingen zuvorkommen wollte. Das war sein gutes Recht, und die Lauterkeit seiner Beweggründe wird dadurch in keiner Weise berührt. Es fragt sich nur, ob die Voraussetzungen, von denen Hitler ausgeht, zutreffen. Da ist wohl die Frage am Platze: woher weiß denn Hitler, daß eine „reine Industriediktatur" bevorstand, die die Arbeiterschaft nicht für den deutschen Gedanken gewonnen hätte? Ferner: ist sich Hitler klar, welche Verwirrung er unter den Völkischen anrichtet, wenn er gegen eine „Rechtsdiktatur" auftritt? Und weiter: wo sind in der völkischen Bewegung Einrichtungen geschaffen, die dem Arbeiter ein Dasein außerhalb der marxistischen Gewerkschaften und Konsumvereine dauernd möglich machen? Es gibt Großindustrielle im besetzten Gebiet, deren Arbeiter keiner Gewerkschaft angehören, nicht nach Tarif, sondern nach wissenschaftlich festgestellter Leistung bezahlt werden und sich auf Grund eigener Leistung Haus und Garten erarbeitet haben. Da sind Keimzellen einer

[1]) „Deutsche Arbeiterpresse", Wien, Nr. 21 vom 24. Mai 1924.

wirklichen Werks-, Lebens- und Volksgemeinschaft entstanden, die man sonst noch ziemlich vergeblich sucht — trotz aller großen Worte. Auch Hitler wird nicht leugnen können, daß derartige Einrichtungen völkischen Charakter tragen und fraglos den Arbeiter für den deutschen Gedanken gewinnen.

Ferner: hat denn die Tat vom 8. November die Verschacherung der deutschen Eisenbahnen gerettet? Sie scheint drohender denn je, und das ist wohl in keiner Weise erwiesen, daß bei einer Rechtsdiktatur diese Verschacherung erfolgt wäre. Eine Rechtsdiktatur hätte doch nur Sinn und Bestand, wenn sie lediglich die Befreiung des Vaterlandes zum Ziel hätte. Daher klingt diese Anschuldigung alles andere als wahrscheinlich.

Endlich: ist denn die völkische Bewegung durch den 8. November gerettet? Die Tatsache, daß sie danach ins Parlament flüchten mußte, spricht nicht unbedingt für diese Auffassung. Aber sie müßte doch nicht in der tiefsten Seele des Volkes verankert sein, wenn irgendeine „Rechtsdiktatur" ihr gefährlich werden könnte! — Auf der anderen Seite darf man wohl jetzt als gewiß annehmen, daß ein Weitertreiben der Bewegung vom 8. November sicherlich ein Eingreifen der Feinde zur Folge gehabt hätte, auch wenn Kahr und Genossen dabei geblieben wären. Auch die letzten Wahlen haben die Hitlersche „Lawinentheorie" — wie eine Lawine wäre das Volk Hitler und Ludendorff zugeströmt! — nicht ohne weiteres gerechtfertigt. Somit kann die Frage nach der Begründung und Berechtigung des 9. November wohl nicht so kurzerhand abgetan werden, wie das bisher geschehen ist. Damit rückt aber natürlich auch die Frage nach der Alleinberechtigung irgendeiner völkischen Richtung in eine neue Phase. Händler mit Hakenkreuz-Taschentüchern, Hitler-Tabak und Hitler-Broschüren dürften für ihre Entscheidung nicht ganz maßgeblich sein. Denn, was gerade die Broschüren anbetrifft: man wird unterscheiden lernen müssen zwischen völkischen Verlegern und Vertreibern völkischer Schriften. —

5.

Ist es nutzlos oder gar gefährlich, derlei Dinge zu erörtern? In die breite Öffentlichkeit einer Tageszeitung gehören sie kaum. Aber wehe der Bewegung, die auf den politischen Plan tritt, bevor sie Ziel und Weg bis ins Letzte durchdacht hat! Diese Dinge werden auch nicht gesagt, um Vertrauen zu erschüttern. Nein, sie haben nur den Zweck, dem bequemen Trieb des blinden Glaubens an Personen entgegenzuarbeiten, der allemal in der deutschen Geschichte verhängnisvoll gewirkt hat. Und je größer die Führer waren, desto weniger forderten sie solchen Glauben. Oder hat man Belege dafür, daß Friedrich der Große, Bismarck ihn verlangten? —

Geschlossenheit der national-völkischen Opposition ist jetzt notwendig. Da müssen sich die Führer zusammenfinden, und das werden sie um so eher, je klarer sich jeder von ihnen seiner Grenzen bewußt ist. Auch sie, vor allem sie müssen sachlich denken und das Ganze über die „Richtung", die „Gruppe", die „Partei" stellen. Ich glaube, wenn auch nicht blind, an die menschliche Größe der bewährten völkischen Führer. Daher hoffe ich immer auf ihre Einigung. Die Zeit ist außenpolitisch mit Konfliktsstoff geladen. Wer weiß, ob nicht wieder auf dem Balkan die Lunte an das Pulverfaß gelegt wird. Bereit sein, ist alles. Und zur nationalen Erhebung sind wir nur bereit, wenn die national-völkischen Kreise einig sind.

Bücherschau.

Gustav Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Erste, dokumentierende Ausgabe in 5 Bänden mit rund 2000 schwarzen und farbigen Bildern und Beilagen, herausgegeben von Geheimrat v. Below und anderen Fachgelehrten. Verlag von Paul List, Leipzig. Jeder Band in Ganzleinen Mk. 12.—.

Im Jahre 1866 sind Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit zum erstenmal erschienen. Sie bildeten den Gruß des Dichters an das entstehende Deutsche Reich, das ihm als die Erfüllung der jahrhunderte alten Sehnsucht nach einem kraftvollen und einigen nationalen Staat erschien. Heute stehen wir vor den Trümmern dieses Reichs und ein Rückblick auf die ältere Geschichte der Deutschen erfüllt uns nicht wie Freytag mit Stolz über unsere Zeit, sondern mit Trauer und Ingrimm, daß unser Volk wieder in einen politischen Zustand zurückgeworfen ist, der nicht besser ist als in den Zeiten seiner tiefsten Erniedrigung. Um so mehr können wir heute aus der Geschichte solcher Zeiten lernen. Die Neuherausgabe des ewig jugendfrischen, lebendigen Werkes ist daher mit aufrichtigem Dank gegen den Herausgeber und den Verleger zu begrüßen. Die Herausgabe der bisher vorliegenden beiden Bände besorgte Geheimrat Gg. v. Below, der den Lesern von „Deutschlands Erneuerung" als Mitarbeiter rühmlichst bekannt ist. Ihm ist die Einleitung und die treffliche Auswahl der Abbildungen zu danken. Wäre schon die erste Ausgabe der Bilder aus der deutschen Vergangenheit bebildert worden, so hätte man dem damaligen Geschmack entsprechend einen lebenden Künstler mit der Schaffung von Abbildungen betraut. Heute ist das nicht beliebt. Man verlangt heute äußerste Wahrhaftigkeit und deshalb Bilder zeitgenössischer Zeichner, die auf Grund ihrer eigenen Anschauung die Wirklichkeit so echt und so natürlich darstellen, wie das eben nur ein Zeitgenosse kann. Die Schönheit leidet natürlich darunter, denn die Maler in den mittelalterlichen Klöstern und die Holzschneider der Gotik sind nicht alle schon vollendete Künstler gewesen. Die Auswahl ist außerordentlich glücklich. Die Bilder veranschaulichen das gesamte kulturelle Leben des deutschen Volkes und begleiten und ergänzen den Text in vollendeter Weise. Schade ist, daß die Bilder, bedingt durch das handliche Format des Buches, gelegentlich zu stark verkleinert werden mußten. Blätter wie das Turnier von Lukas Cranach und manche andere sind dadurch leider mißlungen. Manche, wie z. B. die Wiedergabe alter Handschriften, leiden darunter, daß die Vorlagen verblaßt sind oder andere Altersspuren tragen. Aber das sind kleine Schönheitsfehler, von denen zu hoffen ist, daß sie bei den späteren Bänden vermieden werden können. Dringend zu wünschen ist für den Schlußband noch ein Register der Schlagworte und der wichtigeren Personen, vielleicht auch eines der von Freytag abgedruckten Quellen. Will man sich über eine bestimmte Frage z. B. das Klosterwesen oder die Judenfrage unterrichten, so genügt das Inhaltsverzeichnis zum Zurechtfinden nicht. Das gute Papier und der schöne kräftige Ganzleinenband verdienen höchstes Lob. Das schönste aber ist der spottbillige Preis von Mk. 12.— für den mehr als 500 Seiten und zahllose Abbildungen umfassenden Band. Da die 5 Bände nacheinander erscheinen, ist somit sehr vielen deutschen Häusern die Anschaffung dieses unschätzbaren deutschen Hausbuches möglich gemacht. Besonders hingewiesen sei noch auf die günstigen Ratenzahlungen, durch die man das Buch noch bequemer durch die Deutsche Wanderbuchhandlung in Leipzig, Roßstr. 22, beziehen kann. Wir verweisen auf die blaue Beilage im Juniheft dieser Zeitschrift.

Dr. F. L.

Maria Gröner: Hominibus bonae voluntatis. Das Buch vom Weibe im Lichte Schopenhauers. Verlag, Der Bund, Nürnberg. Preis: Mk. 2.—.

Dieses Frauenbuch ist merkwürdigerweise einem Manne gewidmet; aber wenn man es durchgelesen hat, findet man das nicht mehr merkwürdig, da es auch, bewußt oder unbewußt, wohl mehr in Gedanken an den Mann geschrieben ist.

Wenn eine Frau ihr Geschlecht so heruntersetzt und so mit zweierlei Maß mißt wie Maria Gröner es hier tut, dann braucht man nicht Frauenrechtlerin zu sein, um zu widersprechen.

Wir wehren uns gegen die Unkeuschheit, mit der in diesem Buch mit den schönsten Worten und unter den heiligen Formen einer Messe Dinge ans Licht gezerrt und krankhaft verzerrt werden, die uns heilig sind. Wir wehren uns gegen die Empfehlung der indischen Bitunacht, dem Recht jedes der Kindheit entwachsenen Mädchens auf den Beischlaf, ebenso gegen Schopen-

Hauers Empfehlung der Polygamie, gegen die Art, wie Maria Groener die Freudenmädchen verherrlicht.

Alles dies atmet einen ungesunden, überhitzten Geist, und ist geeignet, die sittlichen Begriffe Urteilsloser zu verwirren, zumal die Schlußfolgerungen dieser gefährlichen Lehren nie klar gezogen werden.

Gerade die gesunde deutsche Frau muß sich um der Wahrhaftigkeit willen wehren gegen eine Darstellung der Frauenseele, wie sie Maria Groener hier gibt.

Wir wissen, daß unsere jungen Mädchen wohl fähig sind, ihres Herzens Sehnen still in sich zu verschließen, bis der rechte Mann kommt, der die Knospe zum Aufblühen bringt, wir kennen den Segen und die ganze Herrlichkeit einer rechten Ehe, in der Mann und Frau jeder sein Bestes gibt, einer den andern fördernd und erlösend, wir kennen auch das stille Heldentum der unverheirateten Frau, die die Schätze ihres Herzens, die kein einzelner begehrt, freigebig an viele austeilt.

Weil wir dies alles kennen und täglich erleben, wehren wir uns gegen Maria Gröners Schilderungen. Mag auch manches Gute und Beherzigenswerte in diesem Buch vom Weibe stehn, als Ganzes lehnen wir es ab als ungesund und als geeignet, die Familie, unser höchstes Gut, zu zerstören oder mindestens zu gefährden.

Melanie Lehmann.

Adolf Rapp: Der Kampf um die Demokratie in Deutschland seit der französischen Revolution. Hermann Pätel, Berlin-Wilmersdorf, 1923. 362 S. Kleinoktav.

In der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften des Pätelschen Verlags bildet diese Geschichte der deutschen Demokratie einen Doppelband mit den Ziffern 100/101. Der Verfasser ist bekannt durch seine Geschichte des Deutschen Gedankens (Schröder, Bonn), die zum erstenmal ganze Arbeit leistete und einen lang ersehnten Überblick über die mannigfachen Ausstrahlungen des Gedankensterns gab. Gerade die Fähigkeit, geistigen Bewegungen scharfen Blickes zu folgen, kam auch dem neuen Erzeugnisse des Tübinger Universitätsprofessors zugute. Es ist ihm gleich in der ausführlichen Einleitung vorzüglich gelungen, das Wesen der demokratischen Bestrebungen zu erfassen: der Baum demokratischer Säfte und Gedankengänge „steigt rein empor und spielt mit seiner Last"; jeder Ast, jedes Zweiglein erscheint wie in greifbarer Nähe. Zunächst wird dann das Keimen, Wuchern, Wurzelfassen zwischen 1789 und 1848 bloßgelegt. Die Revolutionsjahre selber ziehen in anschaulichster Bewegung an uns vorüber. Klar wird vor allem, wie der Franzmann sein auswärtiges Gärtlein liebevoll überwachte und darin seine Ableger begoß. Es gibt eine ganz bestimmte, regelrechte Kunst und Mache des Umsturzes, die wir an 1789, 1848 und 1918 lernen können, wie man es in den Griff bekommt, ein Huhn zu schlachten: immer dasselbe! Über die Beteiligung des Judentums an 1848, deren quellenmäßige Darstellung Otto Kernholt wünscht und anregt, fallen manche Einzelheiten ab, ohne daß eine fortlaufende Spur beabsichtigt wäre. In der Behandlung der Bismarckschen Zeit bewährt sich der geschichtliche Kenner ganz besonders: Rapp hat über Württemberg und die nationale Frage 1863 bis 1871 geschrieben (Darstellungen aus der württ. Geschichte, Bd. 4, 1910). Die Sozialdemokratie ist nach der demokratisch-politischen (nicht nach sozialtheoretischer) Seite eingegliedert. Dankenswert ist die Einbeziehung der Ereignisse von 1918. Rapp hat auch der jüngsten Vergangenheit gegenüber das feine Korngefühl des Geschichtsschreibers mit dem unbestechlichen Gerechtigkeitssinn; zugleich aber das gesunde vaterländische Empfinden, dem die Erscheinungen der deutschen Demokratie vor allem deshalb verdächtig sind, weil sie den Blick verengen und das Gewissen verantwortungsfrei zeigten. Das geistreiche und namentlich auch in gutem Deutsch abgefaßte Buch ist für Schule und Haus als allgemeines Mittel zuverlässiger politischer Bildung dringend zu empfehlen: da es folgerichtig klares Denken mit sachlicher Entwicklung des geschichtlichen Bildes vereint, so kann man sich seiner Führung freudig und getrost überlassen.

Dr. Karl Grunsky.

Dietrich Schäfer: Das Mittelalter. (Arnold Reimann, Geschichtswerk für höhere Schulen, III. Teil, Ergänzungsbände Band IV. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin.)

Dank den Schlagworten der Aufklärungszeit haftet auch heute noch dem Mittelalter der Geruch der „Rückständigkeit" an. Daß dies nur sehr zum Teil berechtigt ist, zeigt dies, vor allen Unterrichtszwecken dienende, durchsichtige und alles wesentliche hervorhebende Darstellung des verehrten Altmeisters deutscher Geschichtsschreibung. Da sie neben den Namen und Daten auch die mittelalterlichen Ideen und ihre Verbindung mit der Gegenwart gibt, kann sie nur empfohlen werden.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

E. F. Kullberg: Lebensinsel. Verlag S. Westermann, Braunschweig.

Dem Schaffen Kullbergs waren laute Erfolge bisher nicht beschieden, seine sensationslose Erzählart ist eine feine für die Allesleser. Er berichtet Ausschnitte, beginnt mitten in einem Menschenleben, spinnt den Faden eine Weile und läßt nachdenklich ausklingen . . . seine Kunst ist reif, kristallklarer Aufbau, folgerichtige Entwickelung. Das nordische Blut in ihm läßt die große Wahrhaftigkeitslinie Björnsons und der Lagerlöf spüren. — Diesmal erzählt er vom Maler Boje, seinem Schaffen auf einsamer Nordseeinsel, vom Tode der ersten Frau Heda, dann vom lauten Berlin, von zweiter Ehe mit der reichen und klugen Leonie, von Irrungen, von abermaliger Flucht ans Meer und schließlich von Rückkehr in die lärmende Großstadt. Wenig Handlung, ein Reichtum innerer Geschehnisse, wundervoll keusch und zurückhaltend dargestellt. Der ewige Kampf des Schaffenden, das Anderssein der Künstlernatur, des „Kindes" im Künstler. Hier das stille Inseldorf mit den schlichten Bewohnern, dort das rauschende Leben der Millionenstadt mit Kunstkrämerei und Verflachung. Anschaulich zeichnet Kullberg mit Maleraugen die große Natur des Nordseeeilands. Und wie Sonne über den Wogen, so liegt ein Schimmer von Güte und Liebe über allen Menschenschicksalen, von denen er erzählt. Die stille Welt und die laute kämpfen um die Seele des Künstlers Boje, das Andenken an die erste Frau und die allzugeschäftige zweite, der Troß ihrer dienstwilligen Trabanten und gesellschaftliche Ruhmgier. Boje, der ewig sucht und immer verzweifelt, weil er ein Schöpferischer ist, kehrt vom Meer in Leonies prunkvolles Heim zurück, ein Adler, dem die Schwingen brachen — —.

Hermann Hüsing.

Schenk: Vom kleinen Lehrer und seinen 3 Tugenden. Freiburg 1923, Herder.

Eine echte Dorfgeschichte voll schwäbischen Humors und bodenständiger Wirklichkeit. W. v. Str.

! Bitte beziehen Sie sich bei allen Bestellungen auf unsere Zeitschrift !

Franz Müller

Mit Hakenkreuz und Stahlhelm

Sturmtrupplieder und völkische Dichtungen.

1. Ausgabe. 2. vermehrte Auflage. Geb. 0.00, schön geb. 0.00 M.

Mit glühender Begeisterung und Vaterlandsliebe sind diese Lieder geschrieben und passen wie vielleicht kein anderes Gedichtbändchen in die jetzige Zeit.

Rache für Versailles

Völkische Lieder und Balladen.

Dieses neue Buch des bekannten völkischen Dichters bedarf wohl keiner weiteren Empfehlung. Deutscher Geist, der flammende Ruf nach Freiheit aus unserer gegenwärtigen Zeit werden ihm die Herzen aller Deutschen erobern.

Preis geh. 1.—, geb. 1.50 GM.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag Jos. Weixler, Kirchheim-Teck (Württemberg).

❖ Bad Warmbrunn ❖

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. (Bahnstation.) 8 schneehaltige, stark radioaktive Thermalquellen. Angezeigt geg. alle Form. v. chron. Gelenk- u. Muskel-Rheum., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenl., b. Nerven-, Frauen-, Hautkrankh., Kriegsverletzungen. ✓ Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Sportplätze usw. Kurzeit Mai-Oktober. ✓ Brunnenversand d. „Neuen" u. „Kleinen" Quelle sowie d. Tafelw. „Ludwigs-Quelle" durch **Herm. Kunicke, Hirschberg** i. Schl. Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Wir machen unsere Leser besonders auf die diesem Hefte beiliegenden Prospekte der „Deutschen Zeitung", Berlin SW. 11, des Pyramiden-Verlags, Dr. Schwarz & Co., Berlin W. 57 und des „Bundes zur Wehr u. Weihe des Waldes", Hamburg 13, aufmerksam.

Deutsche Tafeln.

Zeitschrift für zeitgemäßes unverfälschtes Christentum

„Buch der deutschen Meister-Gemälde."
Ein Buch Schillers und R. Wagners gewidmet von Dr. Karl Heiler

D. S. Verlagsgemeinschaft
e. G. m. b. H.
Duisburg
Postfach 12

Familienzeichen

sollte jeder führen, vererben (nachforschen), und eintragen lassen. Näheres durch

Carl Busch, Heraldiker u. Kunstmaler, Berlin-Südende.
(Rückporto.)

Interessante
Bücherkataloge
über alle Gebiete der Lebensreform und Körperkultur
kostenlos.
Verlag W. Hacker,
St. Andreasberg i. H.

CHB

OSWALD SPENGLER

POLITISCHE SCHRIFTEN

NEUBAU DES DEUTSCHEN REICHES
M 2.50

POLITISCHE PFLICHTEN DER DEUTSCHEN JUGEND
Rede, gehalten in Würzburg
M 1.–

DER STAAT
M 3.50

DIE WIRTSCHAFT
M 1.60

„Staat" und „Wirtschaft" sind Sonderdrucke aus „Untergang des Abendlandes" Band II

PREUSSENTUM UND SOZIALISMUS
65. Tausend. M 1.60, gebunden M 2.40

KURT BASCHWITZ

DER MASSENWAHN
SEINE WIRKUNG UND SEINE BEHERRSCHUNG
2. Auflage. M 4.–, gebunden M 5.–

PROSPEKT ÜBER DIESE UND ANDERE POLITISCHE SCHRIFTEN KOSTENFREI

C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN XXIII

Jeder Deutsche sollte den Sinn und die Herkunft seines Familiennamens kennen. **Deutsche Sippennamen** deutet gegen Vergütung **Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Tröltschstraße 4.**

Musik-Instrumente jeder Art
auch Trommeln / Signalhörner / Pfeifen / Grammophone usw.
Gebr. Glaß, Markneukirchen Nr. 50. / Preisliste frei.

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ **Durchführung aller Bankgeschäfte.**

Das erste Verlagswerk des „Verlags des Bartels-Bundes“ zeigt zum ersten Male die vollständige Zusammenfassung der völkischen Gedichte von Adolf Bartels:

Deutschvölkische Gedichte

von Adolf Bartels

Volksausgabe: Gut broschiert M. 3.—

Vorzugsausgabe: Ganzleinenband M. 6.—

(254 Seiten Umfang)

Das mächtige Anwachsen der deutschvölkischen Bewegung hat die Persönlichkeit Adolf Bartels wieder in den Vordergrund des deutschen Lebens gestellt. Seine „Deutschvölkischen Gedichte“ zeigen in ihren fünf Abteilungen („Hohe Lieder“, „Neue geharnischte Sonette“, „Männer u. Tage“ [Gelegenheitsgedichte], „Zeitgedichte 1915—1924“ und „Politische Kriegsgedichte von Ernst Moritz Arndt dem Jüngeren“) den Dichter als Führer und Seher. Ein „Ernst Moritz Arndt der Jüngere“ fordert hier die volle Aufmerksamkeit jedes Deutschgesinnten. — Das Buch eignet sich in der einfachen Ausgabe für den Massenabsatz, in der besseren Ausgabe vorzüglich zu Geschenkzwecken.

Deutschgesinnte! werbet für den deutschvölkischen Dichter Adolf Bartels.

Umlaufzettel und Bestell-Listen versendet kostenlos auf Verlangen

Verlag des Bartels-Bundes, Leipzig, Roßstraße 5

(Für den Buchhandel vertreten durch
H. Haessel, Kommissions-Geschäft, Leipzig, Roßstraße 5

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising

. Jahrgang Heft 8 August 192

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Parlamentarismus. Von Prinz Karl zu Löwenstein .. .. Seite 453
Das Mahnmal in der Feldherrnhalle. Von Dr. Walter Liek .. .. „ 462
Die Politik der Feigheit, mit einem Gegenbeispiel. Von Prof. A. Fick „ 463
Neuer Kurs der Sozialpolitik. Ein Mahnruf an die Abgeordneten der vaterländischen Parteien im neuen Reichstage. Von Dr. Erich Schmidt „ 469
Werksgemeinschaften. Ein Vorschlag zur Reform der Aktiengesellschaften. Von Hermann Albert Priehe .. .. „ 477
Vor den Kulissen Dummköpfe, hinter ihnen Verbrecher. Von Dr. Schmidt-Gibichenfels .. .. „ 488
Nordische Glaubensgestaltung. II. Teil. Von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß „ 498
Bayreuth. Von Dr. Hans Alfred Grunsky .. .. „ 505
Bild der Lage. Von Dr. Erich Kühn .. .. „ 509
Bücherschau .. .. „ 514

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis vierteljährlich Mk. 3.—, Einzelheft Mk. 1.10 (postfrei).

Interessante
Bücherkataloge
über alle Gebiete der Lebensreform und Körperkultur
kostenlos.
Verlag W. Hacker,
St. Andreasberg i. H.

„Andreas Hofer"
Die Tragödie eines Volkes.
Von Richard Elsner.
Preis: —.90 Mark.
Deutsche Kulturgemeinschaft
Berlin-Pankow
Postscheckkonto Berlin 10214.

Es werde Licht!
Kurze Darstellung über Wesen u. Wirken des internationalen Geheimbundes d. Freimaurer.
1.—10. Tausend.
Man bestelle sofort. Preis 30 Pfg.
Deutschvölkischer Verlag
Stuttgart
Weißenburgstr. 29.
Betrag in Brief einsenden!

Bitte beziehen Sie sich bei allen Bestellungen auf unsere Zeitschrift

Deutschland erwache!

Das Liederbuch der Deutschvölkischen Freiheitsbewegung.

350
Volks- und Vaterlands-, Freiheits- und Soldatenlieder

sowie
eine große Anzahl Kampf- und Marschlieder der Freiheitsbewegung Ludendorff-Hitler-v. Graefe

Die schönsten Volks- und Vaterlandslieder,
alle beliebten Studentenlieder,
die bekanntesten Soldatenlieder,
die Lieder aller **völkischen** u. **Wehrverbände**
wie **Stahlhelm, Jungdeutscher Orden** usw.,
sämtl. bereits bekannten und
eine Anzahl ganz neuer

Freiheitslieder!

Geschmackvolle, künstlerische Ausführung mit einem Bildnis und Leitwort von **Exz. Ludendorff** und **Adolf Hitler.**

Preis nur —.90 Mk., für Verbände bei Mehrbezug Nachlaß.
Bestellungen gegen Voreinsendung oder Nachnahme.

Vereinigung völkischer Verbände
(V. v. V.)
Schneidemühl, Friedrichstr. 18, Fernspr. 482.

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ **Durchführung aller Bankgeschäfte.**

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Professor Dr. Hartmann, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg, Professor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 89 894 — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730) — Schweizerische Postscheckrechnung III 4846

8. Jahrgang 1924 Heft 8 August

Parlamentarismus.

Von Prinz Karl zu Löwenstein, Berlin.

Parlament und Parlamentarismus sind Begriffe, die sich durchaus nicht notwendigerweise decken. Aus Parlamenten kann der Parlamentarismus hervorgehen, braucht es aber nicht, denn nur unter ganz bestimmten Bedingungen kann er sich entwickeln. Parlamente sind Versammlungen von Beratern der Regierung, während unter Parlamentarismus eine Ausübung oder doch zum mindesten eine vorwiegende Einflußnahme auf die Regierung und die Regierungsgeschäfte zu verstehen ist.

Parlamente hat es jahrhundertelang in den mittelalterlich-germanischen Staaten gegeben, während der Parlamentarismus sich spät, zuerst in England und zwar nach der Vertreibung Jakobs II. und weiter nach der Zeit der Königin Anna von England, nach 1714 entwickeln konnte.

Wie die europäischen Parlamente sich aus dem Lehnswesen herausgebildet haben, wie die Fürsten ihre großen Lehnsträger, ihre Vasallen jedesmal zusammenriefen, wenn sie Geld brauchten, zu Kronvasallentagen, sogenannten Reichstagen oder Hoftagen; wie sie nach und nach auch die Städte wegen ihrer Geldnöte hinzuziehen mußten, wie in diesen Versammlungen die großen Vasallen getrennt von den Städten berieten und sich daraus nach und nach die Scheidung von Ober- und Unterhaus ergab, gehört nicht hierher und muß als bekannt vorausgesetzt werden.

Wichtig ist dabei, auf folgendes hinzuweisen. In allen europäischen Staaten, die sich auf dem mittelalterlich-germanischen Lehnswesen aufbauten, finden wir die Anschauung: der König, der Fürst, kurz der Oberlehnsherr hat aus eigenen Mitteln alle Staatsausgaben zu bestreiten, d. h. aus den Einkünften seiner Krondomänen und aus den gebräuchlichen Gebühren und Gefällen, die sehr mannigfacher Art waren. Über die eingehenden Gelder verfügte er nach

freiem Ermessen. Machte er Ersparnisse, konnte er diese in seinem privaten Interesse verwenden. Eine Mitverwaltung stand niemanden, auch nicht einem Parlament zu. Nur ausnahmsweise bei besonderen Veranlassungen konnte der Oberlehnsherr vom Lande eine Steuer (Subsidium, Unterstützung, wie schon der lateinische Ausdruck besagt) verlangen und zwar je nach ihrem Interesse an der Veranlassung zu dieser Steuer bald von den Vasallen, bald von den Städten, die dieselben gewährten oder verweigerten. Das war einfach Gegenstand von Unterhandlungen zwischen ihnen und der Krone. Ergab sich, daß solche unbequeme Forderungen des Landesherrn häufig wiederkehrten, oder daß die bewilligten Gelder nicht ihrem Zweck zugeführt wurden und anderweitig verwendet wurden, so erhoben die Vasallen wohl den Anspruch auf eine Kontrolle und setzten diese unter schwachen Fürsten gelegentlich auch durch. Doch war diese Kontrolle weder eine dauernde noch eine regelmäßige.

Wie mit der zunehmenden Entwicklung die Kosten des Staatshaushaltes sich steigerten, die Einkünfte aber aus den Krondomänen dafür lange nicht mehr ausreichten und der Zwang eintrat, sie hauptsächlich aus den Steuern zu bestreiten, ergab sich die Notwendigkeit, häufiger und häufiger die Kronvasallen und die Vertreter der Städte zusammenzurufen. Das war bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts durchaus nicht leicht, denn die Parlamentsmitglieder, wie wir sie heute nennen, entzogen sich gern den teuren, langwierigen Reisen in die Hauptstadt und mußten oft mit Gewalt zu ihrer Teilnahme an den Parlamenten gezwungen werden. Geldstrafen bis zur Beschlagnahmung des Vermögens mußten dabei angewendet werden.

Nach der Rückkehr der Stuarts, 1660, nach dem völligen Zusammenbruch der englischen Revolution, sieht man bei der Partei der Whigs das Bestreben aufkommen, dadurch auf die Regierungsgeschäfte größeren Einfluß zu erhalten, daß sie nur auf eine bestimmte Zeit, auf 4—6 Jahre, dem König Steuern bewilligen wollten. Zunächst erreichte sie das aber nicht. Im Gegenteil, wie Karl II. 1660 auf den englischen Thron kam, bewilligte ihm das Parlament auf Lebenszeit eine Summe, die verbunden mit den Einnahmen der Krondomänen und der Regalien für die Kosten des Staatshaushaltes ausreichend erschien. Die Verwendung dieser Gelder war seine persönliche Angelegenheit, und er hatte niemand Auskunft über die Verwendung zu geben. Die Gelder waren einfach Einkommen des Königs. Solange der König damit auskam, hatte er kein Budget vorzulegen. Staats- und Privatkasse des Königs unterschieden sich nicht. So blieb das noch gegen 30 Jahre nach 1660.

Als aber sein Bruder Jakob II., sein Nachfolger, mit Hilfe von Ludwig XIV. es versuchte, eine streng absolutistische Regierung in England einzuführen, wie das im Geist jener Zeit lag und wohl auch geglückt wäre, hätte Jakob nicht gleichzeitig die katholische Religion als Staatsreligion einführen wollen, wendete sich das Parlament an den Schwiegersohn Jakobs II., den Gemahl seiner Tochter Maria, Wilhelm von Oranien, dem es mit Leichtigkeit glückte, Jakob II. zu verjagen, da die englische Flotte und die Armee zu ihm übergingen.

Von jenem Zeitpunkt ab beginnt, nach und nach sich weiter auswachsend, der Parlamentarismus in England. Das Parlament hatte eine Macht gezeigt, wie es sie bis dahin selbst in den Kämpfen gegen Karl I. nicht besessen hatte. Damals hatte der Anschluß des Parlaments an rebellische Truppen, an die es auch 1654 wieder die Macht verlor, zur englischen Revolution geführt. Damals,

wie auch bei der Vertreibung Jakobs II., war es hauptsächlich religiöser Fanatismus, nicht aber politische Erwägungen, der das englische Volk geschlossen hinter das Parlament treten ließ. Von jetzt ab tritt das englische Parlament nicht mehr mit petitions of right vor der König, sondern erläßt bills of right.

Man sieht gleich in den Bestimmungen über die Gelder für den Haushalt des neuen Königs, Wilhelm von Oranien, wie das Gefühl der Macht dem englischen Parlament zum Bewußtsein kommt. Der König erhält eine Zivilliste auf Lebenszeit. Dieses Wort und dieser Begriff entstanden damals. Für die Ausgaben des eigentlichen Staatshaushaltes wurden ihm weitere Gelder bewilligt, aber nur auf 4 Jahre. Über die richtige Verwendung dieser Gelder ist der König wie früher niemand Rechenschaft schuldig. Die Kriege und Wirren in Europa, in die England bald mehr oder weniger verwickelt wurde, führten dann in kurzer Zeit zu einer häufigeren Einberufung des Parlaments und zu jährlich vorzulegenden Budgets und damit zu einer weiteren und dauernden Einflußnahme des Parlaments auf die Regierungsgeschäfte.

Auf Wilhelm von Oranien folgte 1702 auf dem englischen Thron seine Schwägerin Anna, die jüngste Tochter Jakobs II., die Witwe des Königs von Dänemark. Sie starb kinderlos 1714. Und nun suchte man für die Nachfolge nach dem letzten Tropfen königlich englischen Blutes. Von der Tochter Jakobs I., der Enkelin Maria Stuarts, waren noch Nachkommen auf dem Kontinent. In der Wiege war diese Prinzessin Elisabeth mit dem gleichaltrigen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz verlobt worden. Unter den Kurfürsten waren die Pfälzer damals die mächtigsten.

Ihr zu Liebe hat Friedrich V. die bekannte Terrasse und die Gartenanlagen am Heidelberger Schloß ausführen lassen. Wie Friedrich V. von der Pfalz von den Böhmen zum König gewählt wurde, wie er, 1620 in der Schlacht auf dem weißen Berg bei Prag besiegt, Böhmens Krone und sein Kurfürstentum Pfalz verlor und landflüchtig wurde, ist bekannt genug. Erst sein Sohn wurde im westfälischen Frieden wieder in die Kurwürde in der Pfalz eingesetzt. Dieser Sohn starb kinderlos. Von den beiden Töchtern Friedrichs V. heiratete die ältere den Fürsten Salm, die jüngere den späteren Kurfürsten von Hannover. Die Salms waren aber damals wieder einmal katholisch geworden wegen innerer Wirren in der Familie, die verschiedene blutige Dramen aufweist. Eine katholische Nachfolge in England war aber noch unter Wilhelm von Oranien durch Gesetz unmöglich gemacht worden, und so kam nun der letzte Enkel jener Prinzessin Elisabeth, der Kurfürst Georg von Hannover, in Betracht, der als Georg I. Englands Thron bestieg.

Georg I. hatte wenig Freude an seinen neuen Untertanen. Er lebte nur ungern in England. Zunächst sprach er kein Wort englisch, verachtete die Engländer gründlichst und duldete kein Wort englisch in seiner Umgebung. Seine Untertanen könnten ja deutsch lernen. So war es schwierig für seine Minister, sich mit ihm zu verständigen. Man besprach die Staatsangelegenheiten lateinisch, der Engländer mit englischer, der König mit der uns geläufigen deutschen Aussprache. Man kann sich vorstellen, daß ein sich gegenseitiges Verstehen in der fremden Sprache nicht gerade leicht gewesen sein mag. Die Staatsgeschäfte aber mußten erledigt werden, und so gewöhnten sich die Minister daran und fanden als Ausweg, sich einfach vom Parlament beauftragen zu lassen und im Parlament ihre Deckung zu suchen. Damit wurden

Präzedenzfälle geschaffen. Für den Engländer sind Präzedenzfälle aber maßgebend, und von dieser Zeit ab entwickelt sich die absolute Vorherrschaft des englischen Parlaments in allen Staatsangelegenheiten. Man war beim Parlamentarismus angelangt.

Zwei Jahrhunderte lang hat sich im englischen Parlament die Macht Englands verkörpert. Zu welcher Macht es England geführt hat, ist bekannt. Man kann daher so ohne weiteres über den Parlamentarismus kein einfach absprechendes Urteil fällen. Es kommt eben sehr darauf an, wie ein Parlament sich zusammensetzt, wer in dasselbe berufen werden kann. Das englische Parlament war die letzten 2 Jahrhunderte hindurch der exklusiveste Wahlkörper, der sich denken läßt, sowohl nach der Seite der Wähler hin, wie nach der Seite der zur Annahme eines Parlamentssitzes Berechtigten hin. Es war der absoluteste Gegensatz eines demokratischen Parlaments.

Es ist eigentümlich, zu erfahren, ganz im Gegensatz zu einer vielverbreiteten, geradezu landläufigen Auffassung, daß im englischen Parlament die Volksmasse nicht nur kaum, sondern überhaupt nicht vertreten war. Im Oberhaus saßen die Lords, erbliche Räte der Krone von Vater auf Sohn. Berufen waren sie durch ein königliches Diplom. Außer ihrer Person vertraten sie überhaupt nichts, nicht einmal den Großgrundbesitz, denn der Sitz im Oberhaus war nicht etwa an den Besitz einer Baronie gebunden. Über diese Frage liegen Parlamentsbeschlüsse vor, die sie ausdrücklich verneinen und zwar ganz im Gegensatz zum alten Lehnsrecht, aus dem das Parlament doch hervorgegangen war. Nach dem fast völligen Untergang des älteren englischen Adels in den Kriegen der weißen und roten Rose waren durch Ernennung in das Oberhaus die sogenannten Diplom-Peers so zahlreich geworden, daß man von der ursprünglichen Grundlage, dem Besitz einer Baronie, hatte absehen müssen. Der König ernannte die Mitglieder des Oberhauses und zwar ernannte er, wen er wollte, und so viele, wie er wollte; aber nur berufen, nicht entfernen konnte er sie.

Im Unterhaus war die Zusammensetzung der Mitglieder ähnlich, womöglich noch exklusiver. Dem Geist und der Auffassung jener Zeit entsprechend, die im Absolutismus ihr Ideal sah, war zur Zeit Wilhelms von Oranien ein Gesetz durchgegangen, das die Zahl der Wähler für das Unterhaus ganz ungemein verminderte, indem man auf die 1429 unter Heinrich VI. das Wahlrecht beschränkenden Bestimmungen zurückgriff. Wähler in einer Grafschaft konnte nur werden, wer ein Freilehen (freehold) besaß, dessen Ertrag nach Abzug der Steuern 40 Schilling einbrachte, aber of old extent d. h.: dieses Freilehen mußte zwischen 1377 und 1429 in die Grafschaftsbücher eingetragen sein und zwar mit einem damaligen Einkommen von 40 Schilling. Ein Einkommen aus Bauerngütern (copyhold) oder ein sonstiges Einkommen kam für die Wahlberechtigung nicht in Betracht. Bedenkt man die Geldentwertung zwischen 1400 und 1700, so mag man sich eine Vorstellung machen von dem Wert und der Größe eines Freilehens, das 40 Schilling um 1400 einbrachte, dessen Besitz einem um 1700 allein das Recht zu wählen gab.

Auf diese Weise wurde das Wahlrecht in den Grafschaften auf eine sehr geringe Wählerzahl beschränkt. In den Städten wurde das Wahlrecht in verschiedenster Weise ausgeübt und zwar je nach der Zeit, wo die einzelne Stadt oder der Flecken von den älteren Königen Englands das Wahlrecht erhalten

hatte. Es gab Städte, wo nur der Magistrat wählte, andere, wo eine bevorrechtigte Gilde das Wahlrecht besaß, andere, sehr kleine, wo jeder potholder, also jeder, der einen eigenen Haushalt führte, wahlberechtigt war.

Immer im Geist jener Zeit wurde unter der Königin Anna im Jahre 1710 ein Gesetz erlassen, das die Möglichkeit, ins Unterhaus gewählt zu werden, sehr beschränkte und zwar auf eine ganz geringe Zahl englischer Großgrundbesitzer. Gewählt konnte nach diesem Gesetz in einer Grafschaft nur werden, wer ein jährliches Einkommen von 600 Pfund aus Freilehen, nicht etwa aus einer anderen Einnahmequelle, nachweisen konnte. Für die Städte war das nachzuweisende Einkommen allerdings geringer, es betrug nur 300 Pfund, aber es mußte ebenfalls aus Freilehen herstammen. Da es solch ausgedehnten Grundbesitz innerhalb eines Stadtgebietes nicht gab, kamen auch für die Städte als Kandidaten für das Unterhaus ebenfalls nur, was man bei uns etwa Rittergutsbesitzer nennen würde, in Betracht und zwar nur Besitzer großer Rittergüter. Ein Einkommen von 300 resp. 600 Pfund um 1700 herum dürfte heute einem Einkommen von dem 15—20fachen entsprechen, also in Mark ausgedrückt, mußte ein Kandidat für das Unterhaus ein Einkommen aus Freilehen nachweisen, von 90—120000 Mk. bei einer städtischen Wahl und von 150—200000 Mk. als Kandidat bei einer Grafschaftswahl.

Diese Beschränkung, die uns Kindern einer anderen Zeit fast undenkbar erscheint, fand damals nicht nur leicht Eingang, sondern wurde vom Volk als selbstverständlich und überaus vernünftig begrüßt und aufgefaßt. Erst 1858 wurden Erleichterungen dieser Bestimmungen eingeführt, aber noch lange nicht eine Aufhebung. So setzte sich das englische Parlament zusammen aus einem Oberhaus, in dem 570 erbliche Räte der Krone tagten, und einem Unterhaus von 658 Besitzern großer Rittergüter. Wie die Mitglieder des Unterhauses gewählt wurden, ist ein Kapitel für sich und zwar ein ziemlich trübes. Bei der geringen Anzahl der städtischen Wähler, namentlich in den kleineren Städten, und der häufigen Abhängigkeit dieser Wähler von den großen Grundherren ergab sich nach und nach, namentlich von der Zeit Georgs III. ab (1760—1820), daß 487 Abgeordnete einfach durch Ernennung oder durch Bestechung ins Parlament kamen und nur 171 von unabhängigen Wählerschaften gewählt wurden. In sehr vielen Städten zählte man nicht mehr wie 8—10 Wähler, und es gab Grafschaften mit nur 9 Wählern. Der Lord Advocate von Schottland stellte 1831 fest, daß die Gesamtheit der schottischen Wähler nicht 4000 betrage. In England gab es etwa 6000. Die Stadt Edinburgh mit 165000 und Glasgow mit 200000 Einwohnern damals hatten je 33 Wähler. Manchester, Sheffield, Birmingham, Leeds, Halifax entbehrten gänzlich jeder Wählerschaft.

Daß im Unterhaus die Bestechung, durch welche viele Mitglieder in das Parlament gekommen waren, sich fortsetzte und zwar in ganz unverhüllter Gestalt, ist eine der bedenklichsten Seiten im englischen Parlamentsleben. Trotzdem hatte sich in weiten Kreisen der Aristokratie und der Gentry ein wirkliches Pflichtgefühl und ein hoher Staatssinn ausgebildet, der in einer ganzen Anzahl von Familien der Nobility und der Gentry sorgfältig und überlieferungsgemäß gehegt und gepflegt wurde und der englischen Politik durch 2 Jahrhunderte hindurch eine Zielsicherheit sicherte, die bewundernswert bleibt. Gerade durch die Beschränkung auf einen engen Kreis, dem allein die Staatsgeschäfte zufielen, durch das zielbewußte Heranbilden der jüngeren

Generation zu den Staatsgeschäften, die in die durch den Tod entstehenden Lücken nach und nach und von selbst einrückte, durch die Kontinuität, die dadurch gewährleistet wurde, konnte der englische Parlamentarismus so Hervorragendes vollbringen. Denn das Wohl des Staates hing nicht mehr von der zufälligen Persönlichkeit des Fürsten mit größerer oder geringerer Begabung oder festerem oder schwächerem Charakter ab. Insofern muß man die Bedeutung und Leistung des englischen Parlamentarismus voll anerkennen. Eine Grantie für seine Befähigung, die Staatsgeschäfte zu besorgen, lag aber nur so lange bei ihm, als die Mitglieder des Parlaments aus einer sorgfältigen, zielbewußten Schulung hervorgingen, was nur in einem im voraus dafür bestimmten und unabhängigen Kreise denkbar und möglich ist, nicht aber bei Leuten, die von den Zufälligkeiten einer Wahl abhängig sind und bei denen die unbedingten Voraussetzungen: Vorbildung und Schulung für die Staatsgeschäfte und vor allem absoluteste Unabhängigkeit fehlen.

So hat auch kein Parlament des Festlandes, wo durchweg bei den Mitgliedern diese Vorbedingungen völlig fehlen, auch nur etwas annähernd Ähnliches in den vergangenen 130 Jahren dem englischen Parlament gegenüber zu stellen. Daher die Mißachtung, deren sich mehr und mehr die festländischen und auch die amerikanischen Parlamente nicht entziehen können. Sicherlich lag in der Beschränkung der Wählbarkeit eine gewollte aber notwendige Härte gegenüber Machthungrigen und nach Stellungen strebenden Individuen, eine Härte, die allerdings gelegentlich auch mal hervorragenderen Köpfen gegenüber sich geltend machte. Aber die Frage ist überhaupt nicht von vorgefaßten prinzipiellen Gesichtspunkten zu entscheiden, sondern lediglich nach politischen Zweckmäßigkeitserwägungen, und da hat England den Beweis erbracht, daß sein so außerordentlich beschränktes Wahlsystem vor allem hinsichtlich der Wählbarkeit ungemein viel Besseres und viel Größeres hervorgebracht hat, als alle europäischen und amerikanischen Parlamente einzeln genommen, ja man könnte wohl sagen, als alle zusammen.

Heute gehört das der geschichtlichen Vergangenheit an. Heute muß auch in England der Parlamentarismus, der Englands Regierungsgeschäfte zwei Jahrhunderte lang leitete, verderben. Der demokratisierende Zug der neueren Zeit hat auch in England langsamer als auf dem Kontinent, aber doch stetig Einfluß gewonnen und die Anschauungen nach und nach umgemodelt. 1832 wurde um ein Geringes die Zahl der Wähler in den Grafschaften vermehrt und fand eine bessere Verteilung der Parlamentssitze statt. 1867 finden wir eine Ausdehnung des Wahlrechts in den Städten auf die Inhaber von Häusern, die einen jährlichen Mietswert von 10 Pfund haben und auf die Mieter, die 10 Pfund Miete jährlich zahlen.

Dann kam eine grundlegende Umänderung durch Gladstone 1884. Jede Einschränkung hinsichtlich der Wählbarkeit fiel weg, der Unterschied zwischen städtischen Wählern und Wählern in einer Grafschaft wurde aufgehoben, und Wähler wurde jeder Mann, der ein Haus oder ein Stück Land seit 12 Monaten besaß, dessen Ertrag auf 10 Pfund jährlich geschätzt war, oder wer eine Hausmiete oder eine Landpacht von 10 Pfund jährlich seit 12 Monaten zahlte. Damit wurde jeder selbständige Mann und zwar bis hinab zu der großen Mehrzahl der Arbeiter, der Kleinbauern und der Kleinpächter Wähler. Diese Zahl war so groß und gab überdem jedem fleißigen, strebenden Mann die Möglichkeit, das Wahlrecht zu erlangen, und gab dazu dem Staat die Garan-

tie, auf eine sehr große Klasse des Volkes sich stützen zu können, der an seinem Bestehen und ruhigen Ausbau das größte Interesse hatte, daß es nur dazu gehört hätte, diese Wählerschaft dauernd darauf hinzuweisen, sich gegen eine Verwässerung ihrer Rechte zu wehren. Ein Ankämpfen gegen die Wahlreform von 1884 war schwierig, da die Möglichkeit, sich bis zu der Klasse der Wähler hinaufzuarbeiten, jedem einigermaßen tüchtigen Manne offenstand. Daß die 1884 entstandene große Wählerschaft es nicht verstanden hat, sich ihre Rechte unverwässert zu wahren, daß sie sich nicht gewahrt hat, ja, daß sie dazu die Hand geboten hat, die feste Grundlage, auf der der englische Staat auf lange Zeit hätte fußen können, zu untergraben und zu einem schwankenden Boden zu machen, wird England zum Verhängnis werden.

Unter der Einwirkung des Krieges und den Anforderungen, die derselbe an jeden Engländer stellte, benutzten es die Träger demokratischer Ideen zielbewußt, namentlich von amerikanischer Seite her unterstützt, das ganz allgemeine Stimmrecht in England zu fordern. Vor dem Kriege war darin schon die Frauenbewegung in England, immer mit amerikanischer Unterstützung, sehr tätig gewesen. Massenpetitionen der Frauen, Massenversammlungen, Belagerungen geradezu des Parlaments, Straßenunruhen, die zu karnevalistischen Szenen seinerzeit geführt haben, spielten sich in London ab. Allerdings ist dazu zu sagen, daß die rechtliche Stellung der Frau in England zu allen Zeiten eine höchst unwürdige und unterdrückte war, wenn Herkommen und Brauch in den gebildeteren Kreisen die Frau auch wohl vor den letzten Folgerungen des englischen Rechts schützte.

Wie Bethmann Hollweg am 11. Juli 1917 zwei Tage vor seinem Rücktritt, den Kaiser Wilhelm II. dazu bewog, für Preußen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zu versprechen und damit inmitten des größten Krieges, den wir zu führen gehabt haben, einen Zankapfel unter das deutsche Volk warf und zwar ohne Not, und damit für einen Staatsmann eine in solcher Zeit geradezu unmögliche, ja geradezu verbrecherische Handlung vollführte in der stillen Hoffnung, sich dadurch doch noch zu halten und einen Rückhalt an unruhigen Massen zu finden, so glaubte auch Lloyd George durch eine Erweiterung des Wahlrechts auf breitester Basis, *ohne von seiten des Wählers die Übernahme von Pflichten zur Bedingung zu machen*, ehe er ihm das Recht zu wählen gab, seine Stellung zu befestigen. *Auch ihm ist das nicht gelungen.* Der Schwanz hat bald den Kopf gefressen, d. h. die Gefolgschaft hat schnell in vollendetster Undankbarkeit, wie das meistens so geht, ihrem Führer die Gefolgschaft versagt, und die weitere Entwicklung muß England aus seiner stetigen, zielbewußten Politik, dem Ergebnis seiner langen Schulung einer kleinen Oberschicht, in die Wirren moderner, demokratischer Regierungsformen führen. Das ist unabweisbar; es werden neue Männer oben auf kommen, die mit theoretisch ausgeklügelten Versuchen das Land beglücken wollen, wie wir das bereits sehen. Die Folgen?! Prophezeien ist ein undankbares Geschäft. Soviel aber läßt sich sagen, eine Stärkung bedeutet die Wahlreform Lloyd Georges nicht, eine Schwächung nach innen und außen dagegen sicher.

Die Parlamentsreform von 1884 war vielleicht eine notwendige, sie entsprach vielleicht dem modernen Zeitgeist. Jedenfalls war sie eine mit kluger Vorsicht durchgeführte, vielleicht unter den bis jetzt durchgeführten Wahlrechten in den vielen verschiedenen Staaten die klügste. Sie hatte eine breite, dazu eine

staatserhaltende Grundlage und war jedem strebsamen Manne zugänglich. Sie war also nicht eingeengt, sondern beruhte auf einer gewissen Tüchtigkeit unter Übernahme von Pflichten, ehe sie Rechte gab. Sie band damit jeden einzelnen und verband ganz direkt seine Interessen mit denen des Staates, nicht aber mit denen einer Partei.

Das ist nun alles anders, und nach geschichtlichen Analogien kann man sagen, daß das Ungewisse, daß Wirrnisse, schwerer Parteihader und Schwäche die Folgen sein müssen. Lloyd George setzte es nämlich durch, daß 1918 nur mit einer Beschränkung hinsichtlich des Alters für die Frauen das allgemeine Stimmrecht eingeführt wurde. Nahm er sich darin ein Vorbild an Bethmann Hollweg, oder ließ er sich durch die Eindrücke seiner eigenen Laufbahn bewegen, oder meinte er wirklich, befangen von der unklaren Vorstellung, er müsse dem englischen Volk für seine Kriegsleistungen, das doch nur für seine eigensten Interessen kämpfte, eine Entschädigung bieten, oder verfolgte er nur das Ziel, sich persönlich an der Herrschaft zu erhalten und rechnete er dabei auf die Dankbarkeit der Massen — — wer weiß es. Weitsichtig hat er sich jedenfalls nicht gezeigt. Verrechnet hat er sich in bezug auf die Dankbarkeit vollkommen.

Lloyd George hat 1918 jedem männlichen Engländer das Wahlrecht vom 21. Jahre ab gegeben, während die Frauen erst vom 30. Lebensjahr ab das aktive und passive Wahlrecht haben und zwar unter der Bedingung, daß die Wähler eine feste Beschäftigung haben, aus der sie nicht weniger als 10 Pfund Einkommen im Jahre erzielen. Dazu wird ein fester Wohnsitz von wenigstens 6 Monaten gefordert. Für die Frauen ist das jährliche Arbeitseinkommen sogar auf nur 5 Pfund herabgesetzt. Dazu kommen einige kleine Beschränkungen hinsichtlich derer, denen die bürgerlichen Rechte abgesprochen sind usw. Wie stark die Wählerschaft angewachsen ist, zeigt, daß im Jahre 1920 22 Millionen Engländer sich zu den Wahlurnen drängten, darunter 8 Millionen Frauen. Das sind rund 50% der Bevölkerung. Daß die Zahl der wahlberechtigten Frauen nicht größer ist, kommt daher, daß England wie kein anderes Land der Erde 5—8 Millionen unbeschäftigte Mädchen und Frauen besitzt (schätzungsweise, da man die genaue Zahl nicht feststellen kann), die also der einfachen Forderung eines festen, regelmäßigen Arbeitsnachweises, der 5 Pfund Einkommen im Jahr abwirft, nicht entsprechen und damit aus der Zahl der Wähler ausscheiden.

So sieht heute das Wahlrecht in England aus. Hierzu aber kommt für das Oberhaus noch etwas Besonderes. Im Jahre 1909 lehnte das Oberhaus und zwar en bloc das vom Unterhaus durchberatene Budget ab, ein bis dahin noch nie vorgekommener Vorgang, so daß das Ministerium Asquith ohne Budget regieren mußte. Darauf drohte Asquith mit einem Pearschub von 100 Sitzen, um das Oberhaus gefügig zu machen. Die Ernennung von neuen Mitgliedern für das Oberhaus war seit altersher ein unbestrittenes und unbeschränktes Recht der Krone. Nur selten aber war es als Druck gegen das Oberhaus angewendet worden. Im allgemeinen ernannte der König neue Peers nur für besondere Verdienste oder nach dem Aussterben einer Familie der Lords. Vor dieser brutalen Drohung von Asquith schreckte das Oberhaus zurück Zwar fand der Pearschub zunächst nicht statt, weil König Eduard VII. im Frühjahr 1909 starb und man seinem Nachfolger den Regierungsantritt durch die Durchführung einer derartigen Maßregel nicht erschweren wollte. Immerhin blieb Asquith auf seinem Vorhaben bestehen und das Oberhaus gab nach. Es

mußte sogar soweit nachgeben, daß es sich im Jahre 1910 das Recht, das Budget abzulehnen oder zu ammendieren, nehmen ließ. Damit hat das Haus der Lords auf eines seiner wichtigsten Rechte verzichtet und an seinem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte eine sehr wesentliche Einbuße erlitten. Uns kann das nur recht sein, denn in Zukunft wird sich die englische Außenpolitik, die gerade die Lords so zielbewußt zu leiten verstanden, in weniger geschickten Händen befinden.

Mit Absicht ist der Parlamentarismus in England eingehender behandelt worden, um an ihm zu zeigen, unter welchen Bedingungen er sich allein zu einer brauchbaren Regierungsmaschine im Staate ausbilden konnte. Diese Bedingungen hat man jetzt in England aufgegeben, in den übrigen europäischen Staaten hat man sie nie gekannt und wird sie nie bekommen, auch in England nicht wieder, dafür werden schon die internationale Finanz und gewisse andere internationale Kräfte sorgen. Wenn man trotzdem dem alten englischen Vorbilde nachläuft und glaubt, eine Art von englischem Parlamentarismus ausbilden zu können, der eine gesunde brauchbare Einrichtung im Staat werden könne, so hat man die Grundbedingung, die Beschränkung der Wählbarkeit auf eine kleine Klasse, übersehen. Mit Absicht übersehen, weil sie nicht zu den demokratischen Glaubenssätzen paßt. Ja man ist weiter gegangen, man hat auch da die Axt angelegt, wo sich nach und nach bereits eine erbliche Schulung in den ersten Kammern anbahnte. Man hat in Deutschland diese Pflanzstätten einfach ausgerottet. Man ist *von Prinzipien* ausgegangen, *nicht von Zweckmäßigkeitserwägungen*. Wie sich das rächt, zeigt bereits die geringe Achtung vor dem Reichstag und allen Landtagen, zeigen die geringen Hoffnungen, die man auf diese Parlamente setzt, zeigen vor allem die Unfähigkeit und Planlosigkeit dieser Parlamente selbst.

Ganz abgesehen von dem Regulativ, das in einem Oberhaus liegt und das sonst alle Völker haben, sind die deutschen Landtage und der Reichstag aus einem falschen Wahlsystem hervorgegangen. Es ist ein Zurück zu dem Wahlrecht, das sich in der großen französischen Revolution so schlecht bewährte mit dem Einkammersystem, das die französische Revolution sogar selber als unbrauchbar abschaffte. Das deutsche parlamentarische Wahlrecht ist eine Konzession an macht- und besitzhungrige Massen, ohne Rücksicht auf das Wohl des Reichs und seine Bedürfnisse. Gleichzeitig will man den englischen Parlamentarismus nachmachen und kann es gar nicht! In dem engen Rahmen der für einen Parlamentssitz in England Wählbaren war nur für zwei Parteien Platz. Das ergab sich von selbst. Auch dort ändert sich das bereits, seitdem der Rahmen unbeschränkt erweitert wurde. Bei uns wird und kann man nie und nimmer zum Zwei-Parteien-System kommen, schon wegen der anderen geschichtlichen Entwicklung der Stämme Deutschlands und wegen der Trennung der Konfessionen. Dadurch schon ist ein gesunder Parlamentarismus unmöglich. Es bleibt nur das Schädliche desselben, das man auch in England so oft beklagt und bedauert hat, das Ränkespiel mit all seinen häßlichen Auswirkungen.

Entweder man schafft die Grundlagen für einen gesunden Parlamentarismus, oder man verzichtet auf ihn. Unmöglich erscheint es, in absehbarer Zeit die nötigen Grundlagen zu schaffen. Die Vorbedingungen fehlen. Die geistige Einstellung, die historische Entwicklung der Stämme, die Trennung der Konfessionen, die sozialen Gegensätze, — all das sind Schwierigkeiten, und zwar geradezu unüberwindliche heute und noch lange. Und doch muß man aus den jetzigen Zuständen heraus. Ohne Parlament regieren zu wollen, hieße ein sehr

gefährliches, ein geradezu unmögliches Spiel wagen. Nicht als ob das Volk z. B. vom Reichstag viel hielte, aber hätte es ihn nicht, würde es nach ihm schreien und ihn verlangen, und zwar in der heftigsten Weise. Man gäbe den Demagogen geradezu die Möglichkeit in die Hand zu dauernder Verhetzung der Massen.

So bleibt nur übrig, eine klare Scheidung, wie sie Montesquieu aufstellte, in Exekutive, Legislative und Justiz streng durchzuführen. Das aber ist der Tod des Parlamentarismus, denn eine Verantwortung der Exekutive gegenüber der Legislative gibt es dabei nicht mehr. Die Parlamente müssen wieder das werden, was sie sein sollen und worüber sie heute hinausstreben, beratende Versammlungen der Regierung ohne Einfluß auf ihre Zusammensetzung und Bildung.

Daß nur eine straffe Zentralgewalt uns dahin führen kann, wird jedem Nachdenkenden klar sein.

Das Mahnmal in der Feldherrnhalle.[1]

Von Dr. Walter Liek.

Herr, mach' uns frei! Ein banges Beben
Der Feldherrnhalle Spruch durchweht.
Ich sehe fromme Frauen heben
Die Hand zu brünstigem Gebet.

Zehn Mütter hingen Trauerzeichen,
Umflorte Kränze an die Wand.
Wann wird die Nacht dem Tage weichen?
Der Flor dem schwarzweißroten Band?

Ich misse einen Kranz: aus Blättern
Von schwarzem Stahl: auf weißem Band
In schweren blutigroten Lettern
Das Wörtlein „Rache" eingebrannt.

Ich hörte gern aus Männermunde
Ein andres Bitten, andres Flehn:
Herr, laß' uns so nicht vor die Hunde,
Nicht so entehrt zugrunde gehn!

Herr, mach' uns frei von dem Gesindel,
Das unsres Volkes Seele fälscht;
Von all' dem schwarzrotgoldnen Schwindel,
Der uns verjudet und verwelscht.

Herr, mach' uns wieder unverdrossen!
Von Neid und Zwiespalt mach' uns frei!
Die Ketten, die der Feind gegossen,
Die brechen wir dann selbst entzwei!

---

[1]) In der Feldherrnhalle in München wurde vor kurzem ein „Mahnmal" errichtet, in goldenen Lettern der Spruch: „Herr, mach' uns frei!"; darum herum zehn Kränze zur Mahnung an die entrissenen Landgebiete.

Die Politik der Feigheit, mit einem Gegenbeispiel.

Von Professor A. Fick.

Die Politik der Feigheit ist die dümmste, die man treiben kann. Als Deutschland den ersten U-Boothandelskrieg führte, drohte Amerika mit Kriegserklärung. Um die zu verhüten, ließ Bethmann den U-Bootkrieg abstellen. Aber die Kriegserklärung erfolgte schließlich doch. Als Italien mit Krieg drohte, drängte Bethmann die Österreicher, die Unseitigkeit Italiens zu erkaufen, durch Abtretung von Land und Leuten. Der Krieg mit Italien kam aber trotzdem. Als Rumänien hin und herschwankte, welcher Kriegspartei es sich anschließen solle, ließ Bethmann sich die Nichtablieferung des schon bezahlten Getreides gefallen, um die lieben Rumänen bei guter Laune zu halten; aber Rumänien schloß sich trotzdem dem Raubverband an. Kurz, während des Krieges brachte die Politik des Nachgebens, des Rücksichtnehmens einen Mißerfolg nach dem anderen. Das ist ja auch für jeden Unbefangenen und Unbestochenen selbstverständlich; denn das Nachgeben und gar das Nachlaufen wird stets als Zeichen der Schwäche und Mutlosigkeit aufgefaßt. Ein geradezu vorbildliches Beispiel dafür gab die Erzbergersche Friedenskundgebung des Reichstages im Juli 1917. Frankreich hatte nur mit Mühe die Massenmeutereien seiner Fronttruppen mit Massenerschießungen bekämpft und schien am Ende seiner Kräfte. Auf die Nachricht von der Friedenskundgebung jubelten Frankreich und England laut auf, der Schwächeanfall war sofort überwunden, und mit verdoppelter Wut wurde weitergekämpft.

Nach dem Kanonenkrieg kam der Friedenskrieg, in dem wir die gleichen Erfahrungen machten. Hier einige Beispiele.

Am 12. März 1921 verteidigte Dr. Simons im Reichstag seine schwächliche Haltung in London und die Unterwerfung der Regierung unter die Londoner Drohnote folgendermaßen:

„Graf Westarp sagt, ich hätte durch die Vorschläge in London, insbesondere durch den Vorschlag des Provisoriums, die deutschen Interessen preisgegeben. Er legt wahrscheinlich die Auffassung zugrunde, daß wir auch diese Vorschläge nur machen können, wenn sie herausgewirtschaftet werden können aus gewissen internationalen wirtschaftlichen Gewinnen Deutschlands. Wir müssen uns aber in unserer Lage auch überlegen, ob außer dem Ausfuhrüberschuß noch etwas anderes da ist. Da haben doch nun die Gegner auch schon begriffen, daß sie sich auch an die Substanz unseres Volksvermögens halten können, und da müssen wir abschätzen, wo für uns der größte Schaden liegt. Ich habe diese Abschätzung mit schwerem Herzen vorgenommen, in der Überzeugung, daß wir alles tun müssen, was möglich ist, um erstens dem Rheinland die Folgen der Zwangsmaßnahmen zu ersparen und zweitens die Möglichkeit zu gewinnen, Oberschlesien bei Deutschland zu behalten. Graf Westarp hat mir vorgeworfen, daß ich Lloyd George nicht die Behauptung ins Gesicht geschleudert habe, daß Deutschland überhaupt keine Schuld am Kriege hat. Wenn ich das gesagt hätte, so hätte ich mehr gesagt als ich meine. Dadurch, daß ich kein Geschrei erhoben habe, ist es mir bisher gelungen, mit meinen Gegnern zu verhandeln."

Ist dem Rheinland nun irgend etwas erspart geblieben? Ist unser ehemaliges Oberschlesien noch bei Deutschland? Hat Simons bei den Gegnern „verhandelt" oder sich einfach nach einigem Hin- und Herreden unter-

worfen? Selbst wenn Simons so unwissend und weich war, sich durch die Kriegsschuld*lüge* beeindrucken zu lassen, selbst dann durfte er das öffentlich, also zu Ohren der Gegner, nicht aussprechen. Er hätte doch längst wissen können, daß den Erzlügnern und Falschspielern Poincaré, Millerand und Clemenceau gegenüber mit offenen Karten spielen so viel heißt wie als Waisenknabe handeln.

Behufs weiterer Erpressungen über den Versailler Zwangsvertrag hinaus drohte Frankreich mit der Ruhrbesetzung. Um die zu verhüten, wurden die verzweifeltesten Anstrengungen auf „Erfüllung" gemacht, aber — — die Besetzung erfolgte doch.

Nun kam der stumme Widerstand an der Ruhr. Nach neun Monaten erklärte die Regierung, sie könne ihn geldlich nicht mehr durchhalten. Um die völlige Entwertung der Mark zu verhüten, ließ die Regierung den Widerstand abblasen, ohne die geringste Gegenleistung von Seiten der Franzosen, ohne Freilassung der Gefangenen, ohne Heimkehr der Ausgewiesenen, gar nicht zu reden von Entschädigungen, obgleich selbst England die Ruhrbesetzung ausdrücklich als widerrechtlich, bzw. vertragswidrig erklärt hat. Und was war nun der geldliche Erfolg? Die Papiermark sank, sank tiefer und tiefer und hat nach etwa zwei Monaten den Wert von ein Billionstel Goldmark erreicht.

Jetzt, im Mai 1924, stehen wir nun abermals vor einem folgenschweren Entschluß. Der Dawesvertrag fordert die Reichsbahnen, die Zölle und Verbrauchssteuern für den Raubverband; und die Regierung Ebert-Marx-Stresemann ist bereit zu unterschreiben, weil der Vertrag die Befreiung des Ruhrgebietes, die Wiederherstellung unserer staatlichen Hoheit im besetzten Gebiet — — „in Aussicht" stellt, wohlverstanden, während die Franzosen gar kein Hehl daraus machen, daß das nur ein Speck für die deutschen Mäuse ist, und daß sie, die Franzosen, gar nicht daran denken, das Ruhrgebiet freizugeben. Ist es nicht blutiger Hohn, daß man die staatliche Hoheit im *ganzen* Reichsgebiet durch einen uns rechtlich bindenden Vertrag aufopfert, um sie im *besetzten* Gebiet zurückzuerhalten, wo sie bis jetzt *ungesetzlich* und widerrechtlich uns vorenthalten wurde, im Augenblick der Unterzeichnung des Dawesvertrages aber uns *von Rechts wegen* entzogen bleibt? Kurz, die Politik der Feigheit hat uns den Krieg verlieren lassen und hat uns nach dem Kriege von Stufe zu Stufe bergab geführt, so daß wir jetzt weit über den Versailler Zwangsvertrag hinaus mit Ketten belastet sind und dem sicheren Volkstod entgegen eilen.

Und nun das Gegenbeispiel.

Am 31. März 1814 zogen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen als Sieger in Paris ein. Napoleon mußte abdanken und wurde nach Elba verbannt. Frankreichs Kriegsmacht war gebrochen, auch seine seelische. Waren doch Alexander und Friedrich Wilhelm III. von den Parisern mit Jubel als „Befreier" begrüßt worden. Frankreich war eben von Herzen kriegsmüde und in Bonapartisten, Royalisten und Republikaner gespalten. Unter diesen Umständen wurde der erste Pariser Friede geschlossen, am 30. Mai 1814. Sein Schlußsatz bestimmte, daß die Mächte, die an der Niederwerfung Frankreichs teilgenommen hatten, behufs endgültiger Ordnung aller europäischen Verhältnisse Abgeordnete nach Wien schicken sollten; nur Frankreich war ausdrücklich ausgeschlossen, und Talleyrand, Frankreichs Vertreter, wurde nach Wien beschieden, um die Beschlüsse der Versammlung, d. h. in Wirklichkeit der vier Großmächte Rußland, Österreich, England und Preußen, in Empfang zu

nehmen und zu unterschreiben. Aber was geschah? Talleyrand wird am 29. September 1814 in die Versammlung berufen, um zu hören und zu unterzeichnen. Aber er gebärdet sich sofort wie ein stimmberechtigtes Mitglied der Versammlung, erhebt mit Geist, Keckheit und Verschlagenheit Einspruch gegen die ihm vorgelegten Beschlüsse und gibt das ihm vorgelegte Schriftstück ohne seine Unterschrift zurück. Ja, er fordert, daß die Gesamtheit der Teilnehmer des Kongresses das Recht haben sollte, bindende Beschlüsse zu fassen, m. a. W. den Großmächten Befehle zu geben; und als das natürlich abgelehnt wird, droht Talleyrand Wien zu verlassen und die Mächte zweiten und dritten Ranges, insbesondere die Rheinbundstaaten, unter Frankreichs Führung zu sammeln.

Und wirklich, mit diesem unglaublich dreisten Auftreten setzte Talleyrand durch, daß Frankreich, Portugal, Schweden und Spanien als stimmberechtigt den vier Großmächten zugesellt wurden. Ja, im Laufe der nächsten Monate erreichte Talleyrand durch seine geistige Überlegenheit, durch schlaueste Ausnutzung der Gegensätze und Sonderziele der vier Großmächte, daß er, der Vertreter des besiegten, völlig wehrlosen Frankreich geradezu zum Mittelpunkt der Wiener Versammlung wurde. Das wird so recht anschaulich durch die Tatsache, daß der König von Sachsen und Andere dem Fürsten Talleyrand fürstliche Trinkgelder millionenweis zuschoben, um ihre Belange unter den Schutz seiner Ränke und Kniffe zu stellen. Im Dezember 1814 hatte es Talleyrand bereits zu einem Geheimbund zwischen Frankreich, Österreich und England gebracht, der am 6. Januar 1815 wirklich unterzeichnet wurde und die Aufgabe hatte, Sachsen zu „retten", d. h. vor der Einverleibung in den preußischen Staat zu bewahren. Eine Kriegserklärung dieses Dreibundes gegen Rußland und Preußen stand drohend in Aussicht, und Talleyrand traf bereits seine Vorbereitungen, um Preußen und Österreich ganz vom Rhein abzudrängen, auf dem linken Rheinufer nur ohnmächtige Kleinstaaten, also künftige Vasallen Frankreichs zu dulden, ja sein Werk durch Wiederherstellung des 1813 aufgelösten Rheinbundes zu krönen, zu der die süddeutschen Staaten, vor allem Bayern und Württemberg, nur allzugern bereit waren.

Nun, zum Kriege sollte es doch nicht kommen, weil Lord Castlereagh von London aus angewiesen wurde, in der sächsischen Frage den preußischen Wünschen Zugeständnisse zu machen. Auch wurde Österreichs Kriegslust abgekühlt durch Nachrichten über den jammervollen Zustand der französischen Kriegsmittel. Immerhin wurde die südliche Hälfte Sachsens „gerettet", d. h. an den König Friedrich August zurückgegeben als Schachfigur für österreichische und französische Ränke.

Auf der Wiener Versammlung sponnen sich nun die Ränke, Zettelungen und Bestechungen, natürlich meist hinter den Kulissen, immer weiter, bis plötzlich die Rückkehr Napoleons von Elba im März 1815 den Wiener Ameisenhaufen in Aufregung und die Verhandlungen zum Abschluß brachte. Die vier Großmächte schlossen sich wieder zusammen, behufs Aufrechterhaltung des Pariser Friedens, und stellten vier Heere auf. Napoleon griff zunächst und zwar ohne Kriegserklärung die beiden in Belgien stehenden an, das englisch-holländisch-hannoverische unter Wellington und das preußische unter Blücher. In der Schlacht von Belle Alliance war Wellingtons Heer dem Zusammenbruch nahe. Da erschien der, zwei Tage zuvor bei Ligny verwundete Blücher trotz des Regens, der grundlosen Wege und hemmender Engpässe mit seinen bei Ligny

besiegten, aber unerschütterten Preußen rechtzeitig auf dem Schlachtfeld und schlug Napoleon in die Flucht. Gneisenau, die rechte Hand Blüchers, hatte nach Blüchers Verwundung auf eigne Faust den Befehl zum Marsch von Ligny nach Belle Alliance gegeben und dadurch die Niederlage Wellingtons abgewendet. Gneisenau setzte nun diesem seinem weltgeschichtlichen Verdienst die Krone auf durch eine Verfolgung, die buchstäblich den letzten Hauch von Mann und Roß daran setzte und dadurch die vollständige Zertrümmerung von Napoleons Heer herbeiführte. Zum zweitenmal mußte nun Napoleon abdanken und verschwand endgültig aus der Politik. Frankreich war noch mehr geschwächt als im Jahr zuvor, ja es war völlig wehrlos. Denn die Trümmer des napoleonischen Heeres hatte Blücher auf das Süduser der Loire verwiesen. Ludwig XVIII. war zwar wieder in Paris, er war wieder König von Frankreich, aber von Machtmitteln war er völlig entblößt; denn die königlichen Haustruppen und die Landgendarmerie waren doch wirklich ein Nichts verglichen mit der halben Million siegreicher Krieger der vier Großmächte auf französischem Boden. Aber Frankreich hatte etwas anderes, nämlich das Glück, daß sein Schicksal nicht in den Händen eines kuhhandelnden Klüngels von selbstsüchtigen Parteien lag, sondern in den Händen *eines* (!) Königs, daß vor diesem König ein bedeutender, mit allen Laugen gewaschener Staatsmann stand, aufs beste mit Sach- und Personenkenntnis ausgerüstet, und daß die Maßregeln dieses Staatsmannes nicht durch den Absonderungstrieb französischer Teilstaaten gehemmt oder verunmöglicht wurden. Diese beiden Männer, Ludwig XVIII. und sein Minister Talleyrand, trieben nun nicht Politik der Feigheit, sondern Politik der Dreistigkeit, der Frechheit, ja der Unverschämtheit. Sehen wir uns ihre Erfolge ein wenig an.

Blücher hatte gleich bei der Besetzung von Paris die Herausgabe der von Napoleon zusammengestohlenen Kunstschätze ausbedungen. Die französische Regierung hatte die Stirn, hiergegen ein großes Geschrei zu erheben, obgleich die Rückgabe der Kunstschätze im ersten Pariser Frieden versprochen, aber von Ludwig XVIII. „sabotiert", d. h. hintertrieben worden war. Nun, Blücher war bekanntlich nicht der Mann, der sich durch Geschrei verblüffen ließ, oder der über diplomatische Zwirnsfäden stolperte; er ließ die Franzosen ruhig zetern und ließ ebenso seelenruhig die Kunstschätze einpacken und nach Deutschland schicken.

Noch herrschte bloßer Waffenstillstand, also immerhin noch Krieg, und demgemäß lebten die Truppen der Verbündeten aus dem Lande, d. h. durch Beitreibungen. Das fand Frankreich widerrechtlich, unerlaubt, unerhört, dasselbe Frankreich, dessen Heere ein Jahrzehnt lang in Deutschland nicht nur Beitreibungen vollzogen, sondern dessen Soldaten, vom Marschall bis zum gemeinen Mann, sich durch Plünderung, Erpressung, Raub und Diebstahl *persönlich* bereichert hatten! Ja diese ohnmächtige Regierung verstieg sich sogar zu Drohungen; Ludwig XVIII. werde sich zum „Heer" hinter die Loire zurückziehen und es würde zu allgemeinen Bauernaufständen kommen.

Ob diese Drohungen gewirkt haben oder sonstige „Gründe" und Händedrücke, Tatsache ist, daß Frankreich ein Verbot der Beitreibungen erlangte, und daß hinfort die Verpflegung der verbündeten Heere durch Vermittelung *französischer* Behörden vollzogen wurde.

Nun sollten die Verhandlungen über den Frieden beginnen. Das war nicht ganz leicht. Denn die Zerschlagung des napoleonischen Heeres durch Blücher

war so über alle Erwartung schnell und gründlich erfolgt, daß die verbündeten Herrscher mit ihren Riesenheeren noch am Rhein standen, als Blücher und Wellington schon in Paris saßen. Auch die Rückführung Ludwigs XVIII. war dem gerissenen und unbedenklichen Wellington gelungen, ohne daß er die verbündeten Herrscher erst lang um Erlaubnis gefragt hätte, ja obgleich er ganz genau wußte, daß er damit gegen die Absichten der Herrscher handelte. Als die Herrscher nun endlich in Paris eintrafen, da setzten sich ihre Staatsmänner zusammen, um den zweiten Pariser Frieden zu Vers zu bringen; der sollte dann der französischen Regierung zur Unterschrift vorgelegt werden.

Was die preußischen Staatsmänner (Stein, Hardenberg, Humboldt) und die öffentliche Meinung Deutschlands (Arndt, Görres, Butte und Andere) forderten, war die Herstellung der alten Reichsgrenzen, also Elsaß, Lothringen und die Bistümer Toul, Metz und Verdun. Aber so gut wie nichts hat Deutschland erhalten, und das ging folgendermaßen zu.

Während der Verhandlungen der vier Großmächte untereinander konnte Talleyrand natürlich persönlich nicht eingreifen; aber er fand den Weg zu des Kaiser Alexanders Ohr und Herz mit Hilfe von zwei Frauen. Die eine war die „Prophetin" Frau v. Krüdener, eine verblühende Schönheit und ehemalige Löwin der vornehmen Lebewelt; die andere eine Frau v. Lezay-Marnesia. Diese beiden Frauen verstanden es, sich an den Kaiser Alexander heranzudrängen, ihn mit religiösen schwärmerischen Betrachtungen einzuspinnen und in die Rolle eines „Herstellers der Religion", des „großmütigen Siegers", des „Beschützers Frankreichs" hineinzuschmeicheln. So fand die französische Regierung den Weg, „die Stimme Gottes durch den Mund dieser erleuchteten Frauen sprechen zu lassen" (Th. v. Bernhardi). Auch paßte es ja so wunderschön zu den Machtansprüchen Rußlands, daß Deutschland an seiner Westgrenze schwer verwundbar blieb; und ferner paßte es vortrefflich zu Alexanders weitausschauenden Plänen im Orient, daß er Frankreich durch Geschenke verpflichten konnte, die er aus Deutschlands Leder schnitt.

Nach langem Hin- und Herreden mußte sich das vereinsamte Preußen fügen; es wurde von Alexander verraten, von England nicht unterstützt, ja von dem Engländer Wellington geradezu bekämpft, von Österreich beeifersuchtet. Preußen unterzeichnete also mit Bitterkeit den zweiten Pariser Frieden. Nun wurde Talleyrand eingeladen, das Schriftstück zu empfangen und im Namen Frankreichs zu unterschreiben. Aber siehe da, er spielte jetzt ganz dieselbe Rolle, die sich auf der Wiener Fürstenversammlung so glänzend bezahlt gemacht hatte; er, der Vertreter des vollkommen macht- und wehrlosen Frankreich, hält den Vertretern der siegreichen Großmächte eine Vorlesung über die Grundsätze, auf die hin Ludwig XVIII. zum Frieden bereit sei: Gebietsabtretungen nur von Landstrichen, „die nicht zum alten Frankreich gehören", Zahlung einer Kriegsentschädigung und endlich, vorläufige Besetzung eines gewissen französischen Gebietes durch eine beschränkte Zahl verbündeter Truppen. Talleyrand schloß: Wenn diese Grundlagen nicht angenommen werden, sei er nicht ermächtigt, andere entgegenzunehmen oder anzuhören.

Das war denn doch zu starker Tobak. Die Antwort erfolgte schon am nächsten Tage schriftlich, und sie war schneidend. Talleyrand mußte zurücktreten, aber — — sein Nachfolger Richelieu hatte nun leichteres Spiel. Es gelang ihm, noch manches von dem, was die vier Großmächte schon als „endgültig" verabredet hatten, mit russischer Hilfe wieder rückgängig zu machen,

also Preußens und Deutschlands Forderungen bis auf einen kleinen Rest zusammenzuschneiden. Und dieser glänzende Erfolg war Ergebnis einer Politik *ohne den Hintergrund eines auch nur nennenswerten Machtmittels.*

Wir wollen diese Schilderung abschließen, durch Nebeneinanderstellen zweier Vorkommnisse, die zwar auf den Weltlauf keine sichtbare Wirkung gehabt haben, die aber ungemein anschaulich die Politik des Mutes, bzw. der Frechheit, und ein Gegenbeispiel dazu vor Augen führen.

Es war während der Wiener Fürstenversammlung. Alexander hatte sich den Fürst Talleyrand kommen lassen, um ihn zu überreden, daß er im Namen Frankreichs seine Zustimmung erklären möge zur Einverleibung Sachsens in Preußen. Bei dieser Gelegenheit nannte Alexander den König von Sachsen einen Verräter. Das war ja nicht sehr liebenswürdig gegen Friedrich August, aber vollkommen sachlich und richtig; denn Friedrich August hatte Deutschland verraten, indem er sein Land und seine Landeskinder an Napoleon verkaufte, für den Königstitel und die „Souveränität", auf deutsch die Unabhängigkeit vom deutschen Bund und die unbeschränkte Gewalt über seine „Untertanen". Aber Richtigkeit, Wahrheit ist für Leute vom Schlage Talleyrands kein Gesichtspunkt; dieser Umstürzler a. D., dieser Amtsgenosse eines Bluthundes Fouché und andrer „Königsmörder", erhob sich also mit der Miene der tiefst gekränkten Unschuld und erklärte mit großem Nachdruck: diese Bezeichnung könne nie auf einen König angewandt werden und es sei wichtig, daß sie ihm nicht beigelegt werden könne ... Alexander, der Selbstherrscher aller Reußen, hat sich diesen Rüffel aus dem Munde eines Mannes gefallen lassen, *der im Namen eines völlig wehrlosen Staates sprach.*

Nebenbei bemerkt hat dieser selbe Talleyrand das schamlose Wort geprägt, die Sprache sei den Menschen dazu gegeben, ihre Gedanken zu verbergen, ein Satz, der allerdings gerade für die französische Sprache und für französische Staatsmänner nur allzuoft buchstäblich richtig ist.

Nun zu dem zweiten Vorkommnis, dem Gegenstück des ersten. Es hat sich im Frühjahr dieses Jahres in Paris zugetragen. Der neugebackene deutsche Botschafter v. Hösch macht dem Staatspräsidenten Millerand einen feierlichen Antrittsbesuch. Millerand benutzt diese Gelegenheit, um dem Botschafter die Lüge von Deutschlands Kriegsschuld unter die Nase zu reiben, dieser Millerand, der nächst Poincaré persönlich mehr als irgendein anderer Mensch dahin gearbeitet hat, das französische Volk durch frechste Lügen in das Kriegsfieber zu hetzen und Rußland zum Losschlagen anzuspornen! Und v. Hösch fand nicht ein Wort, nicht eine Silbe, um diese bodenlose Niedertracht zurückzuweisen! Von solchen Staatsmännern wird Deutschlands Ehre vertreten! Darf man sich wundern, wenn vor uns ausgespuckt wird?

Vaterländische Geschichte ....

Vaterländische Geschichte ist Tatenerhalterin des Volkes und Tatenentzünderin durch lebendiges Beispiel. Es wird Zeit, Verfügungen zu machen, daß nicht mit dem Deutschen Reiche die Deutsche Geschichte ausserbe und die Tatkraft des Volks hinterher.

F. L. Jahn.

Neuer Kurs der Sozialpolitik!

Ein Mahnruf an die Abgeordneten der vaterländischen Parteien im neuen Reichstage.

Von Dr. Erich Schmidt.

Der Ausgang der Reichstagswahl hat eine Verstärkung der Mandate der vaterländischen Parteien gebracht. So erfreulich dieser Stimmenzuwachs auch ist, so wenig vermochte er bis jetzt, den mit der Sozialdemokratie verbundenen „Mittelparteien" das Heft gänzlich aus der Hand zu reißen. Während diese Zeilen geschrieben wurden, tauchte die Regierung Marx-Stresemann von neuem auf der Bildfläche auf und konnte es diese Regierung wagen, als ihr „Programm" die Annahme und Durchführung des „Sachverständigen-Gutachtens" offen zu erklären.

Die Entscheidung über den zukünftigen politischen Kurs, von dem Deutschland beherrscht sein soll, ist in der Tat in das „Sachverständigen-Gutachten" hineingelegt. Es ist hier nicht die Aufgabe, den Inhalt des „Sachverständigen-Gutachtens" zu beleuchten. Jeder, der politisch ernst genommen werden will, dürfte ja auch in der Zwischenzeit die Berichte der sogenannten „Sachverständigen" selbst eingehend gelesen haben.

Wenn hier bereits zu Anfang auf das „Sachverständigen-Gutachten" hingewiesen wird, so deshalb, weil mit der Frage der Annahme oder Ablehnung dieses Gutachtens auch der zukünftige soziale Kurs in Deutschland bestimmt wird. Hier zeigt sich, daß in der Tat ein Rad ins andere greift, daß Außenpolitik mit Wirtschaftspolitik und Wirtschaftspolitik wiederum mit Sozialpolitik unlösbar verknüpft ist.

Es wurde oben gesagt, daß trotz der durch den Ausgang der Wahlschlacht herbeigeführten parlamentarischen Verschiebung des Kräfteverhältnisses noch immer eine Regierung die Erfüllungspolitik als ihr „Programm" verkünden darf. Damit ist erwiesen, daß der Kampf um eine vaterländische Erneuerung des deutschen Volkes wie der deutschen Reichsleitung nicht bloß im Parlament geführt werden kann, sondern daß dieser Kampf mit gleicher Stärke vor der gesamten Öffentlichkeit weitergehen muß. Wenn überhaupt noch etwas das von einer Annahme des „Sachverständigen-Gutachtens" abhängige Unheil abzuwehren vermag, dann dürfte es allein der Unwille der Volksgesamtheit gegen diejenigen „Parlamentarier" sein, die immer noch gewillt sind, unter unerfüllbare Dokumente, die namenloses Elend über Deutschland bringen müssen, die Unterschrift des Deutschen Reiches und damit des deutschen Volkes zu setzen.

Es ist ja in der Tat so, daß das stärkste Druckmittel für die faulen Parteien der Mitte die Angst um den Verlust weiterer Wählermassen ist. Diejenigen „Parlamentarier", die bei der letzten Reichstagswahl „auf der Strecke geblieben sind", bilden für die übrigen Abgeordneten der faulen Mitte an warnendem Beispiel genug, so daß diese Angst um den Verlust weiterer Wählermassen wohl noch allein bei den parlamentarischen Herrschaften der deutschen Republik erzieherisch zu wirken vermag.

Wie aber kann dieses Druckmittel wirksam angewandt werden? Um diese Frage zu klären, wird zunächst festzustellen sein, welche Bevölke-

rungsschichten es denn in Wirklichkeit sind, die noch für eine Abwanderung von den Parteien der faulen Mitte, einschließlich der Sozialdemokratie, in Frage kommen. Die soziale Struktur des heutigen Deutschlands bei seiner weitgehenden Industrialisierung ist so offensichtlich, daß es nicht eines längeren Beweises bedarf, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß es sich hier vornehmlich um Schichten der Arbeitnehmerschaft handelt, auf die es in der Entscheidung letzten Endes ankommt.

Ist erst einmal diese Erkenntnis gewonnen, dann ergibt sich ganz von selbst die Tatsache, daß die Sozialpolitik einen Angelpunkt in der künftigen innenpolitischen Gestaltung des Deutschen Reiches bildet und bilden wird. Es wird niemand mehr glauben, allein mit Worten die Arbeitnehmerschaft der Sozialdemokratie und der faulen Mitte restlos entreißen zu können. Nur diejenigen Arbeiter und Angestellten, die in der Tat über einen weiteren und höheren Blick verfügen als manche andere Volksschichten, werden selbst bei sozialer Verständnislosigkeit auf seiten der Abgeordneten der vaterländischen Parteien für eine Einheitsfront der großen Rechten zu gewinnen sein. Das ist selbstverständlich die Minderheit, eine Minderheit, die sich sagt, daß jede Sozialpolitik, daß alle Zwangstarife usw. vergeblich sein müssen, wenn für unsere Feinde die Möglichkeit besteht, jeden Tag ein noch größeres Stück unseres völkischen Arbeitsertrages uns zu entreißen und für sich nutzbar zu machen.

Mit dem zuletzt Gesagten soll gewiß nicht behauptet sein, daß die Abgeordneten der vaterländischen Parteien oder die vaterländischen Parteien selbst ohne soziales Verständnis wären. Ich bin der letzte, der die Abwanderung breiter Arbeitnehmermassen in das Lager der Sozialdemokratie mit dem beliebten Einwand eines unsozialen Geistes der Kaiserzeit zu erklären sucht. Hier liegen vielmehr tiefere Ursachen vor. Nämlich, nicht die Ursache, daß man im Kaiserreich kein soziales Empfinden und kein soziales Wollen gehabt hätte, sondern vielmehr die Tatsache, daß, von falschen Propheten irregeleitet, die praktische Nutzanwendung aus dem sozialen Empfinden und dem sozialen Wollen falsche Bahnen beschritten hat. (Vgl. hierzu meine Ausführungen in Nummer 11, Jahrg. 1923, dieser Zeitschrift).

Lag also das Abwandern breiter Arbeitnehmermassen ins sozialistische Lager zu einem großen Teil daran, daß die vaterländischen Kreise für ihr soziales Wollen nicht die richtigen Formen zu finden verstanden, so wird die rückläufige Bewegung, nämlich das Abströmen der Arbeitnehmerschaft von der Sozialdemokratie, dadurch bereitet werden müssen, daß die vaterländischen Kreise und zuerst diejenigen, die im Lager der großen Rechten die Führung haben, für ihre Sozialpolitik Formen finden, die die Stürme zu überdauern vermögen.

Um in diesen Gesichtspunkt Klarheit zu bringen, kann nicht deutlich genug unterstrichen werden, daß ein Emporkommen der Sozialdemokratie ohne die Gewerkschaftsbewegung undenkbar ist. Die Sozialdemokratie mit ihrer marxistischen Lehre verspricht der Arbeitnehmerschaft ein zukünftiges Paradies, das durch den revolutionären Klassenkampf erreicht werden soll. Einmal werden Lehren, die lediglich auf die weite Zukunft eingestellt sind, niemals ganze Volksschichten restlos umfassen können, und zum zweiten muß es doch jedem ehrlichen Menschen zweifelhaft sein, ob ausgerechnet im Wege des Klassenkampfes der soziale „Friede", die soziale Einheit geschaffen werden kann. Was es also

der Sozialdemokratie möglich machte, weite Teile der Arbeitnehmerschaft für sich einzufangen, das waren die Gewerkschaften, die die „Notwendigkeit des Klassenkampfes" bejahten und sich der Arbeitnehmerschaft über ihre Verhandlungen mit den Unternehmern um die Regelung der Arbeitsbedingungen zum Vormund setzten.

Wenn oben gesagt wurde, daß im kaiserlichen Deutschland nicht soziales Wollen fehlte, sondern nur das soziale Wollen die richtigen Ausdrucksformen vermissen ließ, so läßt der Zusammenhang zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaften die Richtigkeit dieser Behauptung erweisen. Es war die falsche Einstellung der vaterländischen Öffentlichkeit gegenüber den Gewerkschaften, die der Sozialdemokratie so trefflich Vorschub leistete.

Worin aber bestand diese Einstellung? Von der Wissenschaft, die im Kleide des nationalen Gedankens auftrat, wurde seit Brentano die Notwendigkeit der Gewerkschaften bejaht. Die kaiserliche Regierung wiederum wußte der Arbeitnehmerschaft kein Mittel zu geben, gegenüber unsozialen Unternehmern sich Recht und Gerechtigkeit verschaffen zu können. Dadurch aber mußte die kaiserliche Regierung wohl oder übel die Gewerkschaften zulassen und in der Gewerbeordnung die Vereinigungsfreiheit im Sinne des gewerkschaftlichen Klassenkampfes gewährleisten. Die Unternehmer, die, soweit es sich um das bodenständige Kapital handelt, als Führer der Volkswirtschaft Führer des sozialen und nationalen Gedankens sein sollten und zum großen Teil auch sein wollen, wußten ebenfalls nichts besseres zu tun, als mit den Gewerkschaften zu verhandeln und es somit der Gewerkschaftsbewegung zu ermöglichen, sich der Arbeitnehmerschaft zum Vormund zu setzen.

Als endlich weiterhin gegenüber den sozialistischen Gewerkschaften von ausgesprochen nationalen Kreisen die christlichen Gewerkschaften ins Leben gerufen wurden, da fehlte auch die Erkenntnis, daß nicht wirtschaftlich-gewerkschaftlicher Klassenkampf, sondern der Gedanke der Werksgemeinschaft den geistigen Inhalt einer antimarxistischen Arbeitnehmerbewegung bilden muß, soll nicht diese Bewegung mit Naturnotwendigkeit selbst in das klassenkämpferische Fahrwasser abgedrängt werden. Die Folge war, daß auch die christliche Gewerkschaftsbewegung mehr und mehr den wirtschaftlich-gewerkschaftlichen Klassenkampf bejahte und somit die Arbeitnehmerschaft ebenfalls in Gegensätzlichkeit zu eigenen Volksgenossen, zu dem Unternehmertum, einstellte, was naturgemäß auch dem politisch-revolutionären Klassenkampfgedanken der Sozialdemokratie und ihrer Gewerkschaften Vorschub leisten mußte.

Die bisherigen Darlegungen waren notwendig, um an Hand der geschichtlichen Vergangenheit aufzeigen zu können, in welcher Richtung die soziale Arbeit der Abgeordneten der vaterländischen Parteien einsetzen müßte, soll es möglich sein, noch breitere Volksmassen als bei der letzten Reichstagswahl den Parteien der faulen Mitte und der Sozialdemokratie zu entreißen.

Als erstes muß den Abgeordneten der vaterländischen Parteien gesagt werden, daß die Auswirkungen der Annahme des „Sachverständigen-Gutachtens" noch weit mehr als bisher unter dem sozialen Gesichtspunkt angesehen werden müssen. Gerade das „Sachverständigen-Gutachten" bietet eine bisher noch nicht dagewesene Gelegenheit, um zu erweisen, daß die sogenannte „soziale" Einstellung der Sozialdemokratie, der Gewerkschaften, wie der Parteien der faulen

Mitte weiter nichts ist, als der fortwährende Versuch, sich eine Irreführung der Arbeitnehmerschaft selbst an der Macht zu halten.

Das „Sachverständigen-Gutachten" liefert die deutsche Reichsbahn an einen feindlichen Kontrollkommissar aus. Es will die Zölle und indirekten Steuern unmittelbar an unsere Feinde übergehen lassen. Die „Sachverständigen" schreiben selbst mit zynischer Offenheit, daß sie den Standpunkt ablehnen, „daß aus Deutschlands Hilfsquellen seine vollen inneren Bedürfnisse erfüllt werden müßten, und daß für die Erfüllung seiner Verpflichtungen lediglich das herangezogen wird, was es etwas an Überschüssen herauswirtschaften kann". Diese Worte, wie die Ausführung der Pläne der „Sachverständigen" selbst, zeigen deutlich genug, daß die „Sachverständigen" darauf ausgehen, jeden einzelnen Deutschen und damit nicht zuletzt jeden einzelnen Arbeitnehmer für die Feinde des Deutschtums schuften und darben zu lassen.

Es fehlt in der Tat in geradezu erschreckender Weise an der notwendigen Aufklärung über den eigentlichen Inhalt des „Sachverständigen-Gutachtens". Es fehlt z. B. schon die Erkenntnis, daß eine Auslieferung der Tarifhoheit der deutschen Reichsbahn an einen feindlichen Kontrollkommissar Arbeitslosigkeit und Teuerung und damit soziale Verelendung und wirtschaftliche Not in einem Maße heraufbeschwören muß, wie wir es bis jetzt noch nicht erlebt haben. Denn jeder wird sich doch sagen müssen, daß ein feindlicher Kontrollkommissar seine Gewalt über die jetzige deutsche Reichsbahn dazu benutzen wird, durch ein Heraufschrauben der Eisenbahntarife Goldmillionen über Goldmillionen für unsere Feinde aus den Eisenbahnen herauspressen zu können.

Unendlich viel ließe sich anführen, um zu erweisen, daß eine Annahme des „Sachverständigen-Gutachtens" das Ende jeder Sozialpolitik bedeuten muß. Die vaterländischen Parteien also, die sich gegen eine Annahme dieses „Gutachtens" aussprechen und ausgesprochen haben, handeln damit im wahrsten Sinne des Wortes sozial. Aber das muß der Arbeitnehmerschaft auch begreiflich gemacht werden. Die Führer der vaterländischen Parteien müssen es auch herausstellen, daß sie im Interesse wahrhafter Sozialpolitik, im Interesse einer wirtschaftlichen Sicherung der Arbeitnehmerschaft ebenso das „Sachverständigen-Gutachten" ablehnen und ablehnten, wie aus politisch-völkischen Gesichtspunkten heraus.

Die letzten Ausführungen in bezug auf das „Sachverständigen-Gutachten" haben gezeigt, daß die vaterländischen Parteien es mehr herausstellen müssen, daß sie gerade auch aus sozialen Gesichtspunkten heraus ihre vaterländische Politik verfolgen. Wie versteht es doch die Sozialdemokratie, selbst jeder noch so unsozialen Maßnahme, die nur ihren Parteigrößen und dem internationalen Finanzkapital dient, ein soziales Mäntelchen umzuhängen! Gewiß soll die Politik der vaterländischen Parteien ehrlich und wahr sein. Aber die Ehrlichkeit und Wahrheit erfordert es gerade, daß immer wieder der Gedanke der inneren Verbundenheit von vaterländischer Politik und wahrhafter Sozialpolitik herausgestellt wird.

Dadurch allein würde schon die Erkenntnis über die wahren Zusammenhänge unter der Arbeitnehmerschaft bedeutend wachsen. Hierzu muß dann allerdings das Kernstück der vaterländischen Sozialpolitik kommen, nämlich die richtige Einstellung der vaterländischen Par-

teien zu der Frage der sozialen Bewegung der Arbeitnehmerschaft.

Die vaterländischen Parteien und ihre Abgeordneten müssen darüber im klaren sein, daß sie nur dann breiteste Arbeitnehmermassen der Sozialdemokratie zu entreißen vermögen, wenn sie den Gewerkschaftsgedanken ablehnen und statt dessen den Gedanken der Werksgemeinschaft zum Inhalt ihres sozialen Programms, zum Maßstab für die eigene Stellungnahme gegenüber der sozialen Bewegung der Arbeitnehmerschaft machen.

Was aber ergeben sich hieraus für Folgerungen? Zunächst müssen die Abgeordneten der vaterländischen Parteien sich selbst restlos zu dem Grundsatz der Werksgemeinschaft bekennen. Ich weiß, daß das Verlangen eines solchen Bekenntnisses in den Reihen der vaterländischen Parteien manchen Sturm auslösen wird. Sind doch auch die christlichen Gewerkschaften durch einzelne Persönlichkeiten in den vaterländischen Parteien vertreten. Wer aber es für unbillig hält, die Vertreter der christlichen Gewerkschaften in den vaterländischen Parteien auf den Gedanken der Werksgemeinschaft zu verpflichten, der würde damit, was doch nicht geschehen soll, zum Ausdruck bringen, daß diese Vertreter der christlichen Gewerkschaften in den vaterländischen Parteien nichts zu suchen hätten. Denn, das soziale Programm der vaterländischen Parteien kann nur der Werkgemeinschafts-Gedanke und nicht der Gewerkschafts-Gedanke sein, der widernational ist.

Es hieße, die Strömungen innerhalb der christlichen Gewerkschaftsbewegung verkennen, wollte man es für richtig halten, aus irgendeinem Grunde auf das Bekenntnis der Werksgemeinschaft als dem sozialen Programm der vaterländischen Parteien zu verzichten. In den wahrhaft vaterländisch eingestellten Mitgliedern und Einzelpersönlichkeiten der christlichen Gewerkschaften macht sich mehr und mehr die Mißstimmung gegen die zentrümliche Führung des Deutschen Gewerkschaftsbundes geltend. Hat doch die „Germania" in ihrer Nummer vom 22. Mai selbst einen „klaren Strich" zwischen sich, d. h. der Zentrumspolitik und den „sogenannten nationalen Anschauungen der vaterländischen Verbände" gezogen. Diese Einstellung der überwiegenden Mehrheit des Deutschen Gewerkschaftsbundes macht eine Klärung im Lager der christlichen Gewerkschaften selbst noch in stärkerem Maße notwendig.

Weiterhin aber müssen die vaterländischen Parteien bedenken, daß gerade die soziale Programmlosigkeit den Gegnern der vaterländischen Parteien immer wieder die Möglichkeit gibt, die vaterländischen Parteien als unsozial hinzustellen. Auch hat die Arbeitnehmerschaft, die in den vaterländischen Parteien steht, ein Recht darauf, von diesen zu verlangen, daß sie ihr soziales Programm, ihr soziales Wollen und ihre sozialen Ziele offen bekennen.

Durch das Bekenntnis zur Werksgemeinschaft als dem Programm der vaterländischen Parteien in bezug auf die Sozialpolitik ist gleichzeitig die richtige Stellungnahme zu der sozialen Bewegung der Arbeitnehmerschaft gewonnen. Gewerkschaftsbewegung und Werksgemeinschaft sind Begriffe, die sich gegenseitig ausschließen. Die Gewerkschaften lösen mit Bewußtsein die soziale Bewegung der Arbeitnehmerschaft von dem Betrieb, von der Unternehmung. Der Werksgemeinschafts-Gedanke dagegen ist sich dessen bewußt, daß die soziale Bewegung den eigenen Angelpunkt in den einzelnen Unternehmungen finden muß schon aus dem Grunde, weil

Wirtschaft ohne Unternehmung undenkbar ist, weil also die Unternehmung die Keimzelle des Wirtschaftslebens und damit bei der Verflechtung von Wirtschaft und Sozialpolitik den Ausgangspunkt wahrhafter Sozialpolitik bilden muß.

Mit dem Bekenntnis zur Werksgemeinschaft haben aber die vaterländischen Parteien nicht bloß selbst die rechte soziale Einstellung gewonnen, sondern sie geben damit gleichzeitig der Arbeitnehmerschaft darüber Aufschluß, wie im Lager der vaterländischen Parteien die sozialen Fragen angefaßt und, soweit menschenmöglich, gelöst werden sollen. An Stelle des sozialen Herumtastens tritt die soziale Zielbewußtheit, die allein breite Arbeitnehmermassen in bezug auf die soziale Bewegung davon überzeugen kann, daß die vaterländischen Parteien die rechte Stellungnahme zu der sozialen Frage eingenommen haben.

Das Bekenntnis zur Werksgemeinschaft gibt den vaterländischen Parteien die Richtschnur für die sozialpolitische Gesetzgebung, wie sie von den vaterländischen Parteien und ihren Abgeordneten erstrebt werden muß. Diese Richtschnur zeigt aber, daß die bisherige gewerkschaftliche Gesetzgebung abgeändert werden muß, um einer Gesetzgebung Raum zu lassen, die auf den Gedanken der Werksgemeinschaft eingestellt ist.

Nur drei Punkte seien hierfür als die wesentlichsten herausgehoben. Eine gesunde Entwicklung der Lohnfrage, die den Maßstab des Lohnes an der Leistung des Arbeitnehmers und an der wirtschaftlichen Rentabilität des Betriebes sieht, wird noch immer durch Tarifverordnungen und gewerkschaftliche Ausgestaltung des Schlichtungswesens aufgehalten. Hier also muß Änderung geschaffen werden, indem zunächst die Betriebsvereinbarung an Stelle des überbetrieblichen Tarifvertrages tritt und indem die Trennung in Einzel- und Gesamtstreitigkeiten aufgehoben und die Schlichtung aller Streitigkeiten einer einheitlichen Stelle übertragen wird. Hiermit aber ist der zweite Punkt berührt, der darin besteht, daß von den vaterländischen Parteien ein wahrhaftes Arbeitsgerichtswesen in Eingliederung an die ordentlichen Gerichte geschaffen werden muß. Der dritte Punkt endlich bezieht sich auf die sozialen Fürsorgemaßnahmen, insonderheit die Sozialversicherung, die es ebenfalls den Gewerkschaften zu entreißen und im Sinne der Werksgemeinschaft auf die einzelnen Betriebe, bzw. bei Kleinbetrieben und Handwerk auf die einzelnen Berufsgemeinschaften abzustellen gilt.

Die vaterländischen Parteien können selbstverständlich nicht selbst die wirtschaftliche Interessenvertretung der Arbeitnehmerschaft in die Hand nehmen. Derartige Versuche, wie sie jetzt von der Freiheitspartei mit einer parteipolitisch abgestellten „Völkischen Kampfgewerkschaft" gemacht werden, müssen zum Scheitern verurteilt sein.

Im Gegenteil, wer ehrlich den vaterländischen Gedanken unter der Arbeitnehmerschaft vorwärts treiben will, der muß seine Arbeit darauf einstellen, daß in den einzelnen Betrieben die schwarz-weiß-rote Einheitsfront der vaterländisch eingestellten Arbeitnehmer herbeigeführt wird. Nur so kann der vaterländischen Bewegung unter der Arbeitnehmerschaft die notwendige Stoßkraft gegenüber der marxistischen Klassenkampfbewegung der Gewerkschaften gegeben werden. Versuchen da-

gegen einzelne Parteien, parteipolitische vaterländische Interessenvertretungsverbände zu schaffen, dann zersplittert sich die soziale, vaterländische Bewegung der Arbeitnehmerschaft und bindet durch parteipolitisches Gezänk ihre Kräfte, so daß die marxistischen Gewerkschaften daraus den Nutzen ziehen.

Um diese schwarz-weiß-rote Einheitsfront aller vaterländischen Arbeitnehmer in den Betrieben herzustellen, dafür sehe ich keinen anderen Weg, als den der vaterländischen Arbeitnehmerorganisationen des Nationalverbandes Deutscher Berufsverbände. Bekanntlich haben die dem Nationalverband Deutscher Berufsverbände angeschlossenen Spitzenorganisationen, Reichsbund Vaterländischer Arbeitervereine und Reichsbund deutscher Angestellten-Berufsverbände, ihre Betriebsgruppen nunmehr zu Vaterländischen Arbeitervereinen und zu Vaterländischen Angestelltenvereinen ausgebaut. Diese Vaterländischen Arbeitervereine und diese Vaterländischen Angestelltenvereine bilden die schwarz-weiß-rote Einheitsfront der Arbeitnehmerschaft in den Betrieben. Daß sie auf dem richtigen Wege sind, das beweist das gute Vorwärtskommen dieser Bewegung gerade in den letzten Monaten. So haben die beiden Vaterländischen Arbeitervereine bei den Betrieben der Deutschen Werke Spandau und Haselhorst trotz des starken kommunistischen Terrors in diesen Betrieben bei der letzten Betriebsrätewahl 1183 Stimmen erhalten. Die anderen Betriebsrätewahlergebnisse stehen für die Vaterländischen Arbeitervereine und für die Vaterländischen Angestelltenvereine dem Ergebnis bei den Deutschen Werken gar nicht oder nur um weniges nach, während in einzelnen Betrieben sogar alle Sitze im Betriebsrat errungen wurden.

Die vaterländischen Parteien und ihre Abgeordneten müssen also erkennen, daß die Organisationen der vaterländischen Arbeitnehmerbewegung des Nationalverbandes Deutscher Berufsverbände die Kanäle bilden, über die der vaterländische Gedanke in die Arbeitnehmerschaft hineingetragen werden kann, da diese Organisationen die Bevormundung der Arbeitnehmerschaft durch die Gewerkschaften brechen und die Interessen der Arbeitnehmer in dem vaterländischen Geist der Werksgemeinschaft wahrnehmen.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn hervorgehoben wird, daß der Stimmenzuwachs der vaterländischen Parteien bei der Reichstagswahl nicht zuletzt die Früchte der Arbeit der vaterländischen Arbeitnehmerbewegung sind. Damit aber ist auch gleichzeitig ausgesprochen, daß die vaterländischen Arbeitnehmerorganisationen ein Recht haben, von den vaterländischen Parteien ihre politische Vertretung vor allem im neuen Reichstage zu fordern.

In dieser Hinsicht aber sieht es in Wahrheit noch traurig aus. Noch immer kann ein aus den christlichen Gewerkschaften hervorgegangener Reichsarbeitsminister Dr. Brauns den vaterländischen Arbeitnehmerorganisationen die Rechte aus der Reichsverfassung vorenthalten und hierdurch den Gewerkschaften ihre Monopolstellung in arbeitsrechtlicher und sozialpolitischer Hinsicht noch heute verschaffen. Damit aufzuräumen müssen die vaterländischen Parteien als eine ihrer ersten und vornehmsten Aufgaben ansehen.

Weiterhin werden die Abgeordneten der vaterländischen Parteien gut daran tun, bei allen sozialen Fragen, die die Arbeitnehmerschaft betreffen, auf die Stimme der vaterländischen Arbeitnehmerbewegung zu hören. Hierdurch wird der Beweis erbracht, daß die vaterländischen Parteien sehr wohl in der

Lage sind, praktische Sozialpolitik im Sinne des Werksgemeinschafts-Gedankens zu treiben. Diese praktische Sozialpolitik aber wird immer weiteren Kreisen der Arbeitnehmerschaft die Erkenntnis vermitteln, daß die politische Wahrung der Interessen der Arbeitnehmerschaft bei den vaterländischen Parteien und nicht bei den Gewerkschaftsparteien der faulen Mitte und der Sozialdemokratie ruht.

Die vaterländischen Parteien müssen endlich darauf achten, daß die in ihren Reihen stehenden Unternehmer sich ebenfalls zu dem Gedanken der Werksgemeinschaft durch die Tat bekennen.

Unternehmer, die es ablehnen, mit Organisationen der vaterländischen Arbeitnehmerschaft Betriebsvereinbarungen abzuschließen und statt dessen aus freien Stücken lieber mit den Gewerkschaften überbetriebliche Tarifverträge eingehen, müßten wegen Schädigung der vaterländischen Parteien von diesen ausgeschlossen werden. Es macht sich schlecht, Mitglied einer vaterländischen Partei zu sein und auf der anderen Seite durch ein Paktieren mit den Gewerkschaften der Sozialdemokratie über die Gewerkschaften die Wege zu ebnen.

Wenn die Abgeordneten der vaterländischen Parteien die hier gegebenen Richtlinien anzuerkennen vermögen, wenn sie weiterhin ihre praktische Arbeit auf die entwickelnden Grundsätze abstellen, dann kann die vaterländische Rechte gewiß sein, daß noch breitere Arbeitnehmermassen den Parteien der faulen Mitte und der Sozialdemokratie abgerungen werden können. Das wird nicht nur erzieherisch auf die einzelnen Abgeordneten der faulen Mitte wirken, sondern das wird gleichzeitig die Basis schaffen, auf der für die Zukunft eine vaterländische Politik aufgebaut werden kann.

Raffen sich die vaterländischen Parteien dazu auf, unverzüglich den Werksgemeinschafts-Gedanken als ihr soziales Programm anzuerkennen, dann verspreche ich mir hiervon selbst für die augenblicklichen politischen Fragen noch Möglichkeiten positiver Erfolge. Gerade diejenigen, die durch ein solches Bekenntnis zur Werksgemeinschaft in ihrer „politischen Existenz" betroffen werden, da sie allein über eine soziale Irreführung der Arbeitnehmerschaft ihre Position zu halten vermögen, wissen es ganz genau, was ein solches Bekenntnis der vaterländischen Parteien für die Realpolitik bedeuten würde. Sie wissen, daß ihnen dann nur die Wahl bleibt, entweder ebenfalls abzutreten, wie es so manche der nicht wiedergewählten Abgeordneten mußten, oder aber einzulenken, für die Jetztzeit übersetzt, sich in bezug auf das „Sachverständigen-Gutachten" möglichst die Hände in „Unschuld" waschen zu können.

Mit diesen grundsätzlichen Erfordernissen kann es natürlich nicht getan bleiben. Im Laufe dieser Abhandlung wurden einzelne Punkte angeschnitten, die als Teile der sozialpolitischen und arbeitsrechtlichen Gesetzgebung entweder dringender Reformen oder sofortigen Neubaues bedürfen. Hier im einzelnen die Fragen zu klären, wie nun positiv die Sozialpolitik und die arbeitsrechtliche Einstellung der vaterländischen Parteien gestaltet sein muß, das wird die Aufgabe einer gesonderten Arbeit sein.

Wann?

Wann wird man wohl einmal wieder mit Ehren Deutsch denken, reden und schreiben können? Wer heut vernünftig ist, wird entweder von Fremden erschlagen oder von den einheimischen Bütteln ins Tollhaus gebracht. J. G. Seume.

Werksgemeinschaften. Ein Vorschlag zur Reform der Aktiengesellschaften.

Von Hermann Albert Prietze.

Nachdem Sozialdemokraten, Kommunisten und Bolschewisten vergeblich sich bemüht oder nicht bemüht haben, die soziale Frage der Gegenwart zu lösen, haben sich nun die nationalen Parteien vorgenommen, dieser über Leben und Tod unseres staatlichen Gemeinwesens entscheidenden Frage ernstlich auf den Leib zu rücken.

Wird es ihnen gelingen, den rettenden Weg zu finden, oder werden auch sie schließlich nach tastenden Versuchen und bitteren Enttäuschungen zur Einsicht kommen, daß die Frage überhaupt nicht zu lösen sei?

Zunächst sieht das Bild wenig hoffnungsvoll aus. Viel ist zwar die Rede von allgemeinen Gedanken wie Unterdrückung des Wuchers und Schiebertums, von Bekämpfung der Konzerne und Trusts, von der Befreiung aus der Zinsknechtschaft, und wie die schönen Dinge alle heißen mögen. Aber alles dies gehört seit unvordenklichen Zeiten zu den Wünschen der geplagten Menschheit und ist ihr unendlich oft versprochen worden. Ich glaube nicht, daß die Programme der nationalen Parteien in dieser Beziehung viele gläubige Anhänger bei denen finden werden, die so oft enttäuscht worden sind und die am meisten der Schuh drückt, es sei denn, daß der gute Wille sich endlich zu konkreten und praktisch durchführbaren Vorschlägen verdichtet.

Der einzige Gedanke, der bereits etwas Hand und Fuß hat, ist der der *Gewinnbeteiligung der Angestellten und Arbeiter* bei industriellen Werken. Das Programm der Freiheitspartei sagt z. B. dazu: *Wir erstreben Beteiligung aller an produktiven Unternehmungen Beschäftigten, je nach Alter und Leistungen an den Erträgnissen des Werkes, unter gleichzeitiger Verantwortlichkeit für die volkswirtschaftlichen Aufgaben des Werkes.*

Hier hat man wenigstens etwas Boden unter den Füßen, da Gewinnbeteiligung in gewissem Umfang bei einer größeren Zahl von Unternehmungen bereits versucht ist. Aber auch *diese Forderung geht an dem Kern der Frage vorbei.*

Besteht denn die soziale Frage darin, daß der Angestellte und Arbeiter *nicht* gesund und zufrieden sein kann, wenn er nicht neben seinem Lohn auch noch einen besonderen Anspruch auf den Verdienst seines Brotherrn erheben darf? Muß er, um glücklich zu sein, unbedingt in die Leitung des Werkes hineinreden wollen?

Sehe man sich doch die unendliche Zahl von Betrieben an, wo nie und in keiner Weise derartige Ansprüche im Ernst erhoben werden, weil eben der Angestellte und Arbeiter das richtige Gefühl hat, daß solche Forderungen zu weit gehen und letzten Endes das Werk und damit ihn selbst schädigen. Ich meine hier vor allem die gutgeleiteten Betriebe, in denen ein persönlich verantwortlicher Inhaber tüchtiges Können mit einem warmen Herzen verbindet. — Können die Erträgnisse eines solchen Unternehmens zum Wohle der darin Angestellten dadurch verbessert werden, daß die Arbeiter nach der angeführten Programmforderung die Verantwortlichkeit für die Erfüllung der volkswirt-

schaftlichen Aufgaben desselben mittragen? — Oder können die in solchen Betrieben Beschäftigten mit gutem Gewissen verlangen, an dem Gewinn beteiligt zu werden, wo sie doch nicht in der Lage sind, Risiko und Verlust gleichfalls auf sich zu nehmen?

Ich glaube bestimmt, daß man bei Aufstellung jener Forderungen nicht daran gedacht hat, dem gesunden, aufstrebenden Unternehmertum, das alle Kreise des Handels und der Industrie umfaßt und auf welches wir gerade in Deutschland besonders stolz sein dürfen, in dieser Weise Fesseln anzulegen. Die geringste Kenntnis der Verhältnisse mußte davor bewahren. Man denke z. B. an Friedrich Krupp, den Gründer des Gußstahlwerks, der in den ersten Jahren ständig in äußerster Geldnot war und monatelang buchstäblich von Kartoffeln lebte, um seinen Arbeitern den Lohn nicht zu schmälern, man stelle sich vor, er hätte in seiner Lage auch noch die rechtliche Verpflichtung gehabt, sich mit seinen Leuten über die volkswirtschaftlichen Aufgaben seines Werkes zu unterhalten und sich womöglich über deren Erfüllung Vorschriften machen zu lassen!

Und wieviele Unternehmer sind in der Lage Friedrich Krupps!

Man sieht also, die Frage muß mit Vorsicht behandelt werden. Gewinnbeteiligung und Mitverantwortlichkeit kann nicht für alle oder auch nur für die Mehrzahl der Unternehmungen verlangt und gewährt werden. Soweit diese Forderungen einen berechtigten Kern haben, leitet er sich aus ganz besonderen Fällen her. Auf diese muß also das Augenmerk gerichtet werden, wenn nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden soll.

Das Unglück unserer Zeit sind nicht die persönlich geleiteten Betriebe, auch wenn sie noch so groß sind, das sieht man an den Kruppschen Werken, sondern es sind die unpersönlichen, die anonymen Gesellschaften, wie der Franzose sie bezeichnenderweise nennt. Hier liegen die Verhältnisse so, daß eine Reform in Richtung auf Gewinnbeteiligung und Mitbesitz nicht nur erwünscht, sondern auch möglich ist.

Manch einer wird hier einwerfen, mit einer Reform der Aktiengesellschaften allein könne doch unmöglich die soziale Frage in ihrem ganzen Umfange gelöst werden. Das ist natürlich richtig, aber es ist der Punkt, wo der Anfang gemacht werden muß. Hat man aus den großen Aktiengesellschaften sozial mustergültige Unternehmungen gemacht, so werden soziale Mißstände in den persönlich geleiteten Betrieben, die vielfach auf das schlechte Beispiel der Aktiengesellschaften zurückzuführen sind, verschwinden.

Man unterschätzt auch die Bedeutung der Aktiengesellschaften, wenn man nicht beachtet, einen wie großen Teil der Angestellten und Arbeiterschaft sie beschäftigen. In den letzten Jahrzehnten haben sie sich, gleichlaufend übrigens mit dem Anwachsen der Sozialdemokratie, zur tonangebenden Form der Großindustrie entwickelt und beschäftigen in vielen Gegenden den größten Teil der ansässigen Arbeiter. Wenn man genauer hinsieht, wird man finden, daß sie tatsächlich die Brutstätten der sozialen Unzufriedenheit sind.

Wenn in einer Großstadt wie z. B. Hannover mehr als 40 000 Arbeiter in Aktiengesellschaften beschäftigt sind, so kann man daraus schließen, daß etwa die Hälfte der ganzen Einwohnerschaft unmittelbar durch die geistige Atmosphäre der Aktiengesellschaften beeinflußt ist und sich die politische Meinung aus diesem Gesichtswinkel herausbildet. Ich bin daher der festen Überzeugung, daß das Wort Kapitalismus niemals auch nur annähernd einen so aufreizenden

Klang bekommen hätte, wenn nicht die Aktiengesellschaft den Unterschied zwischen Kapital und Arbeit so aufdringlich zur Darstellung brächte.

Worin hätte nun die Reform der Aktiengesellschaften zu bestehen?

Die Beantwortung dieser Frage erfordert ein kurzes Eingehen auf die geschichtliche Entstehung dieser Wirtschaftsform.

Es hat in früheren Zeiten hochentwickelte Gemeinwesen mit großen Industrie- und Handelsunternehmungen gegeben, die von der Form der Aktiengesellschaft nichts wußten und wahrscheinlich auch nichts wissen wollten. Ich denke z. B. an das mittelalterliche Florenz, wo schon im 14. Jahrhundert allein in der Wollindustrie 5000 Arbeiter beschäftigt waren, und zwar meistens in Großbetrieben. Trotz eines Überflusses von Juristen, die in wirtschaftlichen Dingen mit allen Hunden gehetzt waren, ist man nicht auf die Aktiengesellschaft für Industrieunternehmungen verfallen. Es müssen Hemmungen besonderer Art vorhanden gewesen sein, und man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man sie in den germanischen Rechtsanschauungen sucht, von denen das öffentliche Leben in Florenz bis ins späte Mittelalter hinein durchtränkt war. Man hielt es für unsittlich, die Persönlichkeit aus den Unternehmungen auszuschalten.

Einen ersten Frühtrieb erfuhr die Aktiengesellschaft am Ausgang des 17. Jahrhunderts, als man die großen Kolonialgesellschaften in England, Holland und Frankreich gründete. Bezeichnenderweise sind diese Gründungen sofort von unlauteren Machenschaften begründet gewesen und haben, wie man in der zeitgenössischen Literatur nachlesen kann, auf das moralische Denken der Zeitgenossen in hohem Maße verheerend gewirkt. Der Tanz um das goldene Kalb ist kaum jemals mit größerer Hingabe getanzt worden, als zur Zeit der Schwindelgründungen des Schotten Law. Da die Objekte kapitalistischer Ausbeutung zu jener Zeit nur rote und schwarze Menschen waren, erfahren wir im übrigen von den sozialen Wirkungen dieser ersten Aktiengesellschaften wenig, allerdings auch nichts Erfreuliches.

Der eigentliche Siegeszug der Aktiengesellschaften hat dann nach einer langen Pause in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begonnen, als der Bau von Eisenbahnen die schnelle Beschaffung großer Kapitalien nötig machte. Die große Bequemlichkeit der Geldbeschaffung, verbunden mit den schönen Gewinnen, die die Banken bei der Gründung und später einheimsten, hat dann in neuerer und neuester Zeit diese Überfülle von Aktiengesellschaften erzeugt, unter der nunmehr alle Industriestaaten leiden.

Will man das verderbliche Wesen der Aktiengesellschaften erkennen, so wird man sich am besten darüber klar, wenn man sich die Entstehungsgeschichte der meisten dieser Gesellschaften vor Augen stellt. Die Entstehung wie zur Zeit der ersten Eisenbahnbauten ist jetzt die seltene Ausnahme geworden. Damals beschaffte man sich irgendwie eine Konzession, und gründete dann darauf los; das eigentliche Unternehmen entwickelte sich erst aus der Geldgründung heraus. Jetzt benutzt man ein bereits entwickeltes Unternehmen als Unterlage, das aus irgend einem Grunde geldbedürftig geworden ist und sich daher freiwillig oder unfreiwillig an eine Bank wenden muß, um auf erprobtem Wege über die Schwierigkeit der augenblicklichen Lage hinwegzukommen.

Sehen wir von Familiengründungen ab (Krupp), bei denen die Form der Aktiengesellschaft ebensogut durch die Form der Gesellschaft mit beschränkter Haftung oder eine andere, die Persönlichkeit mehr ehrende Form ersetzt werden

könnte, so tritt mit dem Augenblick der Umwandlung folgende grundstürzende Änderung in der inneren Struktur des Unternehmens ein:

Der bisherige Besitzer, meist von Jugend auf mit dem Werk verwachsen, hatte seine ganze Arbeitskraft und alle seine Sorge dem Unternehmen gewidmet. Jede wichtige technische und wirtschaftliche Entscheidung war von ihm selbst und unter seiner alleinigen Verantwortung getroffen worden, alle persönlichen Angelegenheiten seiner Beamten und Arbeiter waren ihm persönlich zur Entscheidung vorgelegt worden. War er der Mann danach, so war er wie ein König in seinem Werk angesehen, und die Anhänglichkeit und Treue seiner Leute entschädigte ihn für viele Stunden der Sorge und für ein Übermaß an Arbeit, das ihn die Freuden des Lebens zumeist in geringerem Maße genießen ließ, als den letzten seiner Arbeiter. *Neben den königlichen Rechten standen nicht geringere königliche Pflichten.*

Was wird nun aus diesem königlichen Erbe bei der Umwandlung in die Aktiengesellschaft?

Die *Rechte* gehen, materiell erniedrigt, als bloße Besitzrechte an einen unbekannten Haufen von Aktionären über, die an dem Werk nur das eine Interesse haben, daß es gerade so lange, als sie die Aktien im Besitz haben, schöne Dividenden ausschütten, und daß der Kurs der Aktien beim Verkauf recht hoch stehen möge. Von der Übernahme irgendwelcher *Pflichten* seitens der neuen Besitzer ist keine Rede, diese fallen vollständig unter den Tisch. Das Werk bleibt nach dem Ausscheiden seines vormaligen Besitzers im wahren Sinne des Wortes *verwaist* zurück. Da nun aber doch irgend eine Instanz vorhanden sein muß, die über die Geschicke des Werkes letzter Hand entscheidet, setzt sich eine Bank an die Stelle des uninteressierten Haufens der Aktionäre, und nun wird über das Wohl und Wehe Tausender im Werk beschäftigter, treuer und intelligenter Männer mit der Sachkunde und lebendigen Interessiertheit entschieden, die man bei den Leitern von Großbanken erwarten darf.

Wer das geringste Gefühl für den Wert und die Wirkung der lebendigen Persönlichkeit besitzt, muß in dieser Seelenverkrüppelung der Aktiengesellschaft den Keim alles Übels erkennen.

Die Demoralisierung geht sofort durch das ganze Werk hindurch: Die Herren Direktoren, die einen Fetzen vom Königsmantel des verflossenen Besitzers an sich gebracht haben, möchten gleich ihrer Länge eine Elle zusetzen, und dünken sich unendlich erhaben über den einfachen Ingenieur und Kaufmann, der sich noch nicht in der Sonne des Aufsichtsrates wärmen kann. Dabei sind sie doch selber im Grunde genommen ganz kleine Menschlein gegenüber dem bürokratischen Zwang, der natürlich sofort nach dem Ausscheiden der Persönlichkeit in das Werk einzieht.

Die große Masse der Angestellten und Arbeiter, die bisher ihre Arbeit durch das Treueverhältnis zu ihrem Chef geadelt fühlten, empfinden bitter, daß der Zweck ihrer Arbeit nun ein ganz unpersönlicher geworden ist, daß die Früchte ihrer Intelligenz und der Fleiß ihrer Hände nun in erster Linie Leuten zugute kommt, die an dem Werk keinen geistigen Anteil haben, die ihnen, den Werktätigen als reine Genießer erscheinen.

Der Haß gegen das Kapital und den Kapitalisten wird in diesem Augenblick geboren.

Aus einem freigewählten adligen Treueverhältnis ist eine Zwangsanstalt zum Brotverdienen geworden.

Vergäße man nicht über die Arbeit selbst so oft das Ziel derselben, so müßte das Arbeiten in und für eine Aktiengesellschaft für jeden denkenden Menschen eine förmliche Seelenqual sein. Da der Mensch aber vergeßlich ist, so entsteht statt dessen nur eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den Arbeitspflichten, die sich in gelegentlichem Faulenzen, in gelegentlichem Arbeiten in die eigene Tasche und gelegentlichem Diebstahl äußert. Die hohen, mit Stacheldraht gesicherten Grundstücksmauern der Fabriken und der Polizeihund gehören in das Wappen der Aktiengesellschaft.

Am drückendsten wird die Unpersönlichkeit des Arbeitsverhältnisses natürlich in Zeiten des schlechten Geschäftsganges empfunden, wenn sich das Schreckgespenst der Entlassungen erhebt, wenn von heute auf morgen die Abkehr vom Arbeitsplatz erfolgen kann und der Direktor die eiserne Maske des bürokratischen Zwanges vor das Gesicht ziehen muß, um seine eigene Ohnmacht kläglich zu verhüllen.

In Unkenntnis über den engen Zusammenhang zwischen moralischen und wirtschaftlichen Dingen, suchen theoretische Betrachter häufig die Moral ganz aus der Organisation wirtschaftlicher Gebilde auszuscheiden, hier bei den Aktiengesellschaften liegt der Zusammenhang so klar auf der Hand, daß er niemanden verborgen bleiben kann.

Der wirtschaftliche Wert der Aktiengesellschaft entspricht vollkommen ihrer moralischen Minderwertigkeit. Von welcher Seite man auch in den Betrieb einer Aktiengesellschaft hineinblicken mag, überall stößt man auf Bürokratismus, auf Eifersüchtelei und Intriguen, auf Selbstsucht und Lässigkeit. Die inneren Reibungen sind ungeheuer, offene und heimliche Schädigungen des Unternehmens durch die eigenen Angestellten und Arbeiter an der Tagesordnung. Die Unterdrückung und Ausbeutung der Intelligenz vor allem stinkt gen Himmel. Man redet viel von unproduktiver Arbeit in den Staatsbetrieben, ich behaupte auf Grund vielseitiger Erfahrung, daß in den Aktiengesellschaften noch viel mehr an Arbeit vertan wird, als in den bürokratischsten Staatsbetrieben, und daß vor allem die Intelligenz viel schwerer nach Anerkennung zu ringen hat als in Staatsbetrieben, wo neue Gedanken nicht auf den Neid und die Eifersucht der Vorgesetzten und Kollegen zu stoßen pflegen, wo auch niemand durch Patentraub und dergleichen zu fürchten braucht, um den Erfolg seiner geistigen Arbeit gebracht zu werden.

Wenn man diese Zustände offenen Auges erblickt, und sieht, wie fast jeden Tag neue Aktiengesellschaften gegründet werden, so muß man wünschen, daß endlich ein Halt geboten und dieser geile Trieb am Baume des Wirtschaftslebens gekappt und ein edleres Reis an seiner Stelle aufgepfropft wird.

Die notwendige Reform wird zugleich eine moralische und eine wirtschaftliche sein müssen, mit einer einfachen Gewinnbeteiligung, die alles andere unberührt läßt, kann es nicht getan sein.

Nach unseren Ausführungen handelt es sich um den möglichst vollwertigen Ersatz des früheren verantwortlichen Leiters des Unternehmens. Die Entwicklung kann aber nicht rückläufig gemacht werden, sonst müßten die Aktiengesellschaften unter Aufhebung des Besitzrechtes der Aktionäre an irgend eine geeignete Persönlichkeit verschenkt werden. Daß dies nicht angeht, liegt auf der Hand.

Die Aktiengesellschaften in Bausch und Bogen zu verstaatlichen, wie es die Sozialdemokraten und ihre Nachbeter im Programm haben, ist noch weniger zu empfehlen, da der Staat mit den bereits von ihm übernommenen, verhältnismäßig einfachen Aufgaben schon vollauf genug zu tun hat, und sich nicht ohne Not neue Lasten aufbürden soll.

Will man dem deutschen Rechtsempfinden entsprechend das wohlerworbene Eigentum unangetastet lassen, gleichzeitig aber die Werktätigen in den Aktiengesellschaften von dem drückenden Bewußtsein befreien, die Arbeitssklaven einer anonymen Gesellschaft von Aktionären zu sein, so bleibt nur ein einziger Weg übrig und der besteht darin, daß man die Werktätigen soweit zu Mitbesitzern des Unternehmens macht, daß der Aktienbesitzer dem Wert nach keine Einbuße an seinem Besitz erleidet, der Werksangehörige aber nicht mehr von dem Aktienbesitz vergewaltigt werden kann.

Diese, im ersten Augenblick vielleicht unvereinbaren Forderungen werden erfüllt, wenn die Sitze im Aufsichtsrat der Gesellschaft zu gleichen Teilen den Aktionären und den Werksangehörigen vorbehalten bleiben. Jede andere Verteilung des Stimmrechtes im Aufsichtsrat müßte den einen Teil nicht nur benachteiligen, sondern auch in allen entscheidenden Fragen entrechten, und es wäre also kein Fortschritt gegenüber dem jetzigen ungerechten Zustand erreicht. Dagegen werden wir sehen, daß diese einfache Teilung halb und halb sich nach jeder Richtung bewähren wird, da sie einen durchaus gerechten Ausgleich zwischen den beiden sich jetzt bekämpfenden Parteien herstellt.

Um dies zu verstehen, ist es nötig, zunächst kurz auf die organischen Änderungen einzugehen, die der Grundgedanke im einzelnen zur Folge hat, und die ihn eigentlich erst lebensfähig machen.

Das wichtigste ist, wie die Bestellung der Mitglieder des Aufsichtsrates künftig vor sich gehen soll.

Bei der Aktionärgruppe, wo nur das Gewicht des Geldsackes entscheidet, kann es bei dem bisherigen Wahlverfahren bleiben. Bei der Gruppe der Werksangehörigen ist es aber natürlich nicht möglich, jedem den gleichen Einfluß einzuräumen. Denn dann würde die Intelligenz zum Schaden des Werkes vollständig entrechtet. Das Ziel muß im Gegenteil sein, der Intelligenz des Werkes einen möglichst großen Einfluß auf die Geschicke des Werkes zu geben. Geschieht dies nicht, so würde die große Masse der Werksangehörigen selbst den Schaden davon tragen, denn etwas schneller und deutlicher als in Staatsverfassungen muß sich in wirtschaftlichen Unternehmungen der Massenwahn als verderblich erweisen.

Um der Intelligenz den nötigen Einfluß zu sichern, ist es das einfachste und, wie wir sehen werden, auch in anderer Hinsicht beste Verfahren, die Werksangehörigen in Gruppen einzuteilen, unterschieden nach dem Wert der Leistungen innerhalb des Unternehmens. Für gewöhnliche Industrieunternehmungen dürfte eine Dreiteilung vorzuschlagen sein.

Die erste Gruppe würde sich zusammensetzen aus den Direktoren, Prokuristen, den tüchtigsten Ingenieuren und Kaufleuten, sowie denjenigen, deren Erfindungen im Werk genutzt werden oder die sich sonst in hervorragender Weise verdient gemacht haben. Die zweite Gruppe würde aus denjenigen bestehen,

die sich irgendwie aus der Masse hervorheben bis zum Vorarbeiter und tüchtigen Spezialarbeiter herab. Die dritte Gruppe würde den Rest umfassen mit Ausnahme der Lehrlinge und derjenigen, die erst kurze Zeit im Werk beschäftigt sind und daher noch keinen Anspruch erheben dürfen, als Mitbesitzer des Werkes zu gelten. Jede dieser Gruppen würde also die gleiche Anzahl von Vertretern in den Aufsichtsrat entsenden, und das Stimmengewicht dieser drei Gruppen würde, wie gesagt, das gleiche sein wie das der Aktionärgruppe.

Durch diese Gruppeneinteilung ist nun auch die Handhabe geschaffen, um die vielumstrittene Frage der Gewinnbeteiligung in einfacher und praktischer Weise zu lösen, ohne daß das Werk einen Schaden erleidet.

Ich sagte vorher, daß es nicht der Gerechtigkeit entspräche, Gewinnbeteiligung zu gewähren und das Recht zum Hineinreden zu geben, wo nicht der Wille und die Möglichkeit vorliege, auch Risiko und Verlust in gleicher Weise zu tragen. Dies galt aber nur für Betriebe mit persönlich verantwortlicher und haftbarer Leitung. Eine Aktiengesellschaft wird ja gerade dann gegründet, wenn ein persönlich verantwortlicher Besitzer für überflüssig gehalten wird, also das besondere Risiko solcher Betriebe nicht mehr vorhanden ist. Bei verfehlten Maßnahmen oder schlechter Geschäftslage ist jedenfalls das Risiko und der Verlust des einzelnen Aktionärs leichter zu tragen als der des Werksangehörigen, der in solchen Fällen auf die Straße gesetzt wird.

Mithin kann bei Aktiengesellschaften der Grundsatz der Gerechtigkeit nur zugunsten der Gewinnbeteiligung herangezogen werden.

Wie das Stimmenverhältnis im Aufsichtsrat halb und halb geteilt ist, so wird auch der Reingewinn halb und halb zu teilen sein. Bei bisher ehrenhaft geleiteten Aktiengesellschaften wird dies keineswegs eine Benachteiligung der Aktionäre gegen früher bedeuten. Denn bei solchen Unternehmungen betrugen die freiwilligen Zuwendungen an die Angestellten und Arbeiter schon mehr als die ganze, zur Verteilung gelangende Dividende. Die freiwilligen Zuwendungen erhalten also nur eine satzungsgemäße Grundlage. Außerdem werden aber für die Gewinnverteilung die sehr erheblichen Beträge frei, die jetzt als meist höchst überflüssige Tantiemen an Vorstand und Aufsichtsrat verteilt werden und die nur dem plutokratischen Charakter der Aktiengesellschaften ihre zweifelhafte Entstehung verdanken.

Die Aktionäre werden auch bedenken, daß der Ertrag eines mit freien Leuten arbeitenden Unternehmens, besonders wenn diese sich als Mitbesitzer fühlen, erheblich höher sein wird, als der eines Unternehmens, in dem sich alle mehr oder weniger als die Sklaven einer unpersönlichen Macht vorkommen müssen, und mehr oder minder verdrossen arbeiten.

Wie wird nun der Gewinn auf die einzelnen Werksangehörigen zu verteilen sein?

Nach dem Grundsatz: wer hat, dem wird gegeben, könnte man das Gehalt und die Lohnsumme als Maßstab der Verteilung wählen. Aus mancherlei Gründen scheint es mir aber richtiger, zunächst eine Verteilung auf die drei Gruppen vorzunehmen, und zwar entsprechend der Kopfzahl und der Leistung. In den Satzungen der Gesellschaft wäre festzulegen, wie die Durchschnittsleistung der Gruppen zu bewerten ist, vielleicht würde das Verhältnis 1:3:9 oder ein ähnliches gewählt. Das hängt natürlich auch von der Art des Unternehmens ab.

Das Verhältnis muß im Gesamtinteresse des Werkes so bestimmt werden, daß an den Stellen, wo es darauf ankommt, möglichst tüchtige Leute dem Werk zu erhalten, der Gewinnanteil auch als wirkliche Belohnung empfunden wird.

Den einzelnen Gruppen mag es überlassen bleiben, in ihrem Schoß darüber zu entscheiden, ob die Gewinnanteile an ihre Mitglieder ausgezahlt werden oder ob sie zum gemeinsamen Nutzen der Gruppe irgendwie angelegt werden sollen, sei es in Wohnungsbauten, oder in andern gemeinnützigen Anlagen.

Die Gruppeneinteilung der Werksangehörigen wäre natürlich dem Streit der Parteien möglichst zu entrücken. Sie müßte von vornherein durch das Gründungsstatut der Gesellschaft festgelegt sein und dürfte nur mit großer Stimmenmehrheit des Aufsichtsrates abzuändern sein. Grundsätzlich wäre festzulegen, welche Kategorien der Werksangehörigen den einzelnen Gruppen anzugehören hätten, und entsprechend der Eigenart des Werkes, wie stark die Gruppen im Verhältnis zueinander sein dürften.

Die Möglichkeit, von einer in die andre Gruppe aufzurücken, muß selbstverständlich auch gegeben sein. Die Art, wie das Aufrücken zu geschehen hat, ist von großer Wichtigkeit. Es wird das Richtige sein, die höhere Gruppe aus der unteren nach deren eigenen Vorschlag zu ergänzen, wobei der oberen Gruppe ein sachlich begrenztes Einspruchsrecht zugestanden werden kann. Auf diese Weise würde jede Günstlingswirtschaft unterbunden und die Gewähr gegeben, daß auch die wirklich Tüchtigen des Vorteils der höheren Gruppe teilhaftig würden; denn es wird niemandem von Seinesgleichen ein Vorteil gegönnt, der sich nicht offenkundig ausgezeichnet hat. Dies Vorschlagsrecht wird sehr erzieherisch wirken und wird das System der Gruppeneinteilung besser als es sonst geschehen könnte der Atmosphäre des Neides entrücken. Daß Aufwiegler auf diese Weise in höhere Gruppen aufsteigen, ist nicht zu befürchten, denn sie würden ja durch das Aufrücken der eigenen Gruppe entfremdet, und außerdem pflegen diese Maulhelden im Grunde so wenig beliebt zu sein, daß man ihnen aus freien Stücken keinen Vorteil zuwendet.

Wir sehen also, daß die Rechte und begründeten Ansprüche aller Teile einschließlich der Aktionäre durch die Reform gefördert werden. Einen Leidtragenden muß es allerdings bei einem solchen Ausgleich immer geben. Es trifft aber in diesem Fall keinen Unbemittelten. Die alleinigen Kosten trägt nämlich die Bankwelt in ihrer angemaßten Herrschgewalt über Unternehmungen, denen sie lediglich etwas Geld verschafft. Der Schmerz der Herren Bankdirektoren kann aber gewiß ertragen werden, wenn nur das Unternehmen auch unter der geänderten Verfassung kreditfähig bleibt.

Hierauf kommt es allerdings an. Es wird also nachzuweisen sein, daß die Aktienunternehmen durch die vorgeschlagene Änderung der Verfassung wirtschaftlich nicht zurückgehen, sondern eher noch einen Vorzug gewinnen. Sehen wir uns daher die Wirkung unseres Vorschlages nach der wirtschaftlichen Seite hin noch etwas genauer an.

Der wichtigste Faktor für das Gedeihen eines Unternehmens ist und bleibt seine geistige Leitung. Dies wird in dem Streit zwischen Kapital und Arbeit allzuwenig beachtet. In unserer halb kommunistischen halb plutokratischen Zeit ist die Intelligenz in den wirtschaftlichen Unternehmungen gerade gut genug, den Prügelknaben für beide Teile abzugeben. Die Arbeitskraft der technischen und kaufmännischen Leiter wird heute zum größten Teil durch Ange-

legenheiten in Anspruch genommen, die zur wirtschaftlichen Förderung des Unternehmens nicht das geringste beitragen. Richten wir durch unseren Vorschlag das Bestreben aller am Werk Beteiligter wieder auf technischen und wirtschaftlichen Fortschritt, so wird auch die geistige Leitung wieder mehr zur Geltung kommen.

Jetzt sind die Direktoren allein den Aktionären verantwortlich und treten den anderen Werksangehörigen als die Beauftragten des Kapitals gegenüber. Häufig genug werden sie ja auch für ihren Posten nach dem Grade der Verwandtschaft bestimmt, in dem sie zu irgendeinem Großaktionär stehen. Das Verhältnis der Leitung zum Werk ist also in vielen Fällen von vorneherein getrübt, weil es sich nicht auf sachlicher Tüchtigkeit aufbaut. Ein äußeres, aber sehr bedeutsames Zeichen für die Unredlichkeit dieses Verhältnisses sind die im Vergleich zu den anderen Gehältern übertrieben hohen Einkommen der leitenden Direktoren. Man fragt sich vergeblich, warum der Direktor eines auch nur mittelgroßen Unternehmens das zehnfache Einkommen eines höheren Staatsbeamten oder Oberbürgermeisters haben muß. Es liegt keineswegs daran, daß die Intelligenzen, die zur Leitung eines größeren Werkes befähigt sind, zu selten wären, sondern, wie jedem aus Erfahrung bekannt sein wird, ist es das häßliche Verhältnis zum Geldsack, was viele tüchtige Staatsbeamte und andere Männer immer wieder dazu bestimmt, Anträge zur Übernahme solcher Posten abzulehnen. Nur hierdurch sehen sich die Herren Bankdirektoren, die den Aufsichtsrat leiten, veranlaßt, so unverhältnismäßig hohe Gehälter zu bewilligen. Sie ziehen dadurch auch die Direktoren auf die Seite der Aktionäre herüber und setzen sie gewissermaßen absichtlich von vorneherein in einen Gegensatz zu allen übrigen Angestellten des Werkes. Die Folge ist nun der ewige Zank mit den Arbeitern und Angestellten, der die leitenden Beamten von ihrer eigenen Arbeit abhält.

Bei unserer gleichschwebenden Verteilung der Sitze im Aufsichtsrat ist es ausgeschlossen, daß sich die Direktoren nur als Beauftragte des einen Teiles fühlen. Sie sind durch das Vertrauen beider Teile berufen worden, und genießen also auch von vornherein das Vertrauen beider. Es braucht nun auch keinen von den Geldleuten bestimmten Vorstand neben ihnen zu geben, sondern die Direktoren bilden selber den Vorstand, der Generaldirektor vielleicht sogar zweckmäßigerweise den alleinigen Vorstand des Unternehmens. Der Aufsichtsrat bleibt die letzte entscheidende Instanz, deren Funktionen gegenüber dem jetzigen Gebrauch etwas erweitert werden könnten, ohne daß jedoch der Leitung des Unternehmens die Bewegungsfreiheit genommen würde.

Auf diese Weise würde die Leitung wieder für ihre eigentliche Aufgabe frei werden, und könnte, gestützt auf das Vertrauen sowohl der Aktionäre als der Werksangehörigen, das natürlich durch die Tat und den Erfolg gerechtfertigt werden muß, viel freier schalten und walten als jetzt, wo die Leitung gezwungen ist, sowohl den Betriebsräten als auch den manchmal noch weniger sachkundigen Geldleuten über ihre Maßnahmen Auskunft und Rechenschaft zu geben.

Hat man die Direktoren von ihren goldenen Ketten befreit und sie wieder zu rechten Führern in ihrem Werke gemacht, so werden sie mit einem gegen früher bedeutend geringeren Einkommen zufrieden sein. Das Unternehmen spart also noch bares Geld, obwohl die Auswahl seiner Leiter nunmehr ledig-

lich nach der Tüchtigkeit erfolgt und die Arbeitskraft derselben sich freier und damit auch erfolgreicher betätigen kann.

Die Gewinnanteile des Aufsichtsrates werden sich künftig ebenfalls in mäßigen Grenzen halten, wenn sie nicht überhaupt abgeschafft werden können, dies ist ein Nebenvorteil der Reform, der hier im Zusammenhang erwähnt werden mag.

Ein in der Öffentlichkeit allzuwenig, aber in engeren Kreisen genugsam bekannter Krebsschaden der Aktiengesellschaften ist die Unterdrückung und Ausbeutung intelligenter Leute, die sich aus irgendwelchen Gründen persönlich nicht zur Geltung bringen können und nun zeitlebens die Arbeitsknechte ihrer Vorgesetzten bleiben, die sie zu ihrem eigenen Vorteil niederhalten, um selber durch deren Arbeit um so mehr zu glänzen. Mir sind Fälle bekannt, wo die Leistungen eines solchen Unterdrückten so bedeutend waren, daß sie den Verdienst des ganzen Werkes ausschlaggebend beeinflußten. Indem durch die Gruppeneinteilung eine Aufstiegsmöglichkeit besonderer Art geschaffen wird, kann gerade diesen Leuten zur Anerkennung verholfen werden. Gleicherweise kann durch unsere Reform auch das häßlichste Kapitel der modernen Industrie, das den Patentraub behandelt, zu einem befriedigenden Abschluß gebracht werden.

Wie in diesen besonderen Fällen, so ist die Aufrückungsmöglichkeit, die die Gruppeneinteilung bietet, auch ein Ansporn zu höheren Leistungen im allgemeinen. Daß die Erträgnisse des Werkes dadurch gesteigert werden, ist gar nicht zu bezweifeln. Ein Unternehmen außerdem, bei dem sich jeder Angestellte und Arbeiter mit Fug und Recht sagt: es ist mein Unternehmen, wird natürlich ganz andere Leistungen erzielen, als eins, in dem die Beschäftigten nur vorübergehend interessierte Gäste sind. In diesen neuen Werken wird kein Faulenzer und kein Untüchtiger lange als Arbeitskollege geduldet werden, da wird man auch nicht Agitatoren durch die Fabrikräume laufen lassen, die durch ihr Geschwätz die Arbeit aufhalten. Der ganze Gewerkschaftszauber wird auf einmal überflüssig geworden sein, denn was kann die Gewerkschaft noch bieten, wenn jeder weiß, daß sein Heil in fleißiger Arbeit am eigenen Werk liegt?

Zum Schluß noch ein Wort über die Aktionärgruppe. Ich halte sie nicht für ein notwendiges Übel, wie mancher vielleicht versucht ist, sie zu nennen. Sondern ich halte sie im Gegenteil für ein sehr wertvolles, wenn nicht unentbehrliches Glied in der Verfassung der neuen Aktiengesellschaften. Ganz abgesehen davon, daß sie in den meisten Fällen die wertvolle Tradition der Familie des früheren Besitzers fortführt, gibt sie auch dem Aufsichtsrat das erforderliche Schwergewicht, da sie berufen ist, in den nicht zu vermeidenden Meinungsverschiedenheiten der Werksgruppen unparteiisch und schlichtend im Gesamtinteresse einzugreifen.

Andrerseits wird die Behandlung, die die Aktionärgruppe seitens der Werksangehörigen erfährt, von Einfluß auf die Kreditfähigkeit des Unternehmens werden können. Dies wird sich hauptsächlich bei der Festsetzung der Dividende bemerkbar machen.

Ein gutes Unternehmen schüttet nicht auf Kosten seines Vermögens hohe Gewinne aus. Da nun nach unserem Vorschlag die Höhe der Dividende mit der Gewinnsumme der Werksangehörigen gekuppelt ist, wirkt das Bestreben

des soliden Teiles beider Gruppen in gleicher Weise darauf hin, daß die Ausschüttungen nicht zu hoch werden, daß aber andererseits das Werk durch eine möglichst gleichbleibende nicht zu geringe Dividende den Ruf der Solidität nach außen hin aufrecht erhält.

Am wenigsten wäre nach meiner Ansicht zu befürchten, daß die Werksangehörigen ihr eigenes Werk ausplündern werden, in dem sie doch zeitlebens ihr Brot finden wollen, dagegen schützt schon die starke Vertretung der Intelligenz im Aufsichtsrat, die unser Vorschlag bedingt. Aber es liegt überhaupt nicht in der Natur des Deutschen, verschwenderisch zu wirtschaften. Sollte es denn doch einmal dazu kommen, daß ein Werk blindlings gegen seinen eigenen dauernden Vorteil Gewinne ausschüttet, so mag es zusammenbrechen und damit den anderen eine eindringliche Lehre geben.

Auch das ist nicht zu befürchten, daß die Werksangehörigen sich ihren Gewinnanteil durch zu hohe Gehälter und Löhne vorweg nehmen. Denn da die Zugehörigkeit zu den Werksgruppen erst nach einer längeren Wartezeit von vielleicht drei Jahren erworben werden soll, bleibt der Lohn der nicht am Gewinn Beteiligten der Maßstab auch für den Lohn der anderen. Außerdem wird schon die Eifersucht der verschiedenen Gruppen dafür sorgen, daß die Festsetzung der Gehälter und Löhne nach allgemein anerkannten und gerechten Normen erfolgt.

Damit dürfte mein Reformvorschlag nach allen Seiten hin genügend beleuchtet sein. Zur äußeren Abgrenzung sei noch gesagt, daß nun keineswegs jedes Unternehmen, das heute die Form einer Aktiengesellschaft trägt, in dieser Weise umgestaltet werden soll. Ich nehme ohne weiteres die sogenannten Familienaktiengesellschaften aus, für die eine besondere Ausnahmeform gefunden werden mag. Ebenso kann ich mir denken, daß Unternehmungen, die im Entstehen begriffen sind, wie etwa neue Bergwerke, einstweilen eine besondere Organisation behalten. Die Hauptmasse der Aktiengesellschaften wird trotzdem unter unseren Vorschlag begriffen.

Welche allgemeinen Folgen in sozialer und politischer Beziehung diese Reform der Aktiengesellschaften haben wird, will ich an dieser Stelle nicht weiter ausführen. Der Leser wird sie sich ohne viele Mühe selber ausmalen können. Daß etwas geschehen muß, um dem sozialen Übel in der Industrie beizukommen, darüber sind wir uns alle einig. Aber die Parteien, die sich dieser Frage annehmen sollten, ergehen sich entweder in utopischen Forderungen oder sie verfahren nach dem Grundsatz: Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß! Daß man wirtschaftliche Dinge nicht über das Knie brechen kann, liegt auf der Hand, aber andererseits sind doch die Schäden unserer Industrieverfassung zu groß und zu offenbar, als daß man hoffen dürfte, sie mit kleinen Apothekermittelchen zu heilen. Wer es ernst meint mit der Not seiner in die Industrie eingespannten Volksgenossen, prüfe daher meinen Vorschlag, und wenn er einen besseren weiß, setze er ihn mit gehöriger Begründung an die Stelle des meinigen.

Vor den Kulissen Dummköpfe, hinter ihnen Verbrecher.

Von Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Es ist heutzutage von außerordentlichem Interesse, vielleicht auch von guten Folgen, einmal zu untersuchen, wie schön es sein könnte, wenn an Stelle des heutzutage mehr als irgend jemals die Welt von hinten herum beherrschenden internationalen Verbrechertums schwerster Sorte in allen wichtigeren oder wenigstens in den wichtigsten Ländern starke, rechtschaffene, wirkliche Staatsmänner das Schicksal der Völker gelenkt hätten und lenkten.

„Aber wie ist mir denn?“ — so wird der naive Leser ausrufen. „Ich glaube ja wohl auch, daß alle heutigen Staaten in ihrer Verfassung viel zu wünschen übrig lassen und daß deren Lenker nicht gerade geniale Staatsmänner sind; aber daß alle oder doch die wichtigsten von internationalen Verbrechern und noch dazu von solchen schwerster Sorte, wenn auch nur von hinten herum regiert würden, — nein, das glaube ich nicht, das ist grenzenlose Übertreibung.“

Gemach, gemach, lieber Leser! Denke doch einmal ernsthaft nach! Wäre, wenn es anders wäre, ein Krieg, wie der noch immer nicht zu Ende gegangene, nur mit anderen Mitteln weiter geführte Weltkrieg, unter anderen Vorbedingungen überhaupt möglich gewesen? Hätte er in so gemeiner, geradezu teuflisch niederträchtiger Weise angestiftet und geführt werden können? Hätte dabei der ehrlichste, rechtschaffenste und auch militärisch bis zuletzt am meisten im Vorteil befindliche Teilnehmer in so heimtückischer Weise zuerst um den Sieg und dann um den Frieden geprellt werden können? Und selbst wenn man zugibt, daß während des Krieges alle Mittel, also auch alle Listen, selbst die gemeinsten, abscheulichsten gelten, dann hätte das doch wenigstens nach dem Kriege, nach Annahme des Waffenstillstandes oder — selbst wenn man auch für diese Zeit noch Zugeständnisse machen will — wenigstens nach dem feierlich geschlossenen Frieden aufhören müssen. Es hätten dann nicht Treu und Glauben in so über alle Begriffe schamloser Weise fortgesetzt verletzt werden können.

Es bleibt also nur die nüchterne Feststellung übrig, daß in allen wichtigeren Ländern ein Verbrechertum schwerster Sorte die äußere wie innere Politik letzten Endes bestimmt und nicht nur während, sondern auch nach dem Kriege gegen alles Völkerrecht, gegen alle auch nur halbwegs gute Völkersitte gehandelt hat und noch immer handelt. Selbst unter völlig wilden, unkultivierten Völkern wäre so etwas auch in der fernsten Vorzeit nicht möglich gewesen. Man suchte den Feind wohl auch damals mit allen Mitteln zu bekämpfen, vielleicht auch völlig zu vernichten, aber jedenfalls nicht mit so heuchlerisch-frommem Augenaufschlag (Sanktionen!) und mit so lügnerischer Begründung, wie das in jenem raffiniert ausgeklügelten Schanddiktat von Versailles bei vollem Bewußtsein der Untat — nicht etwa aus Irrtum — geschehen ist. Gerade die Ausklügler mußten ja am besten wissen, daß sie selbst die eigentlichen Schuldigen am Kriege waren und auch während desselben sich die größten Verstöße gegen Völkerrecht und Völkersitte hatten zuschulden kommen lassen.

Aber selbst mit der schärfsten Anwendung und weitestgehenden Auslegung dieses sogenannten „Friedensvertrages“ — besser Kriegsinstrumentes —

hat man ſich nicht begnügt. Nachdem eine der Hauptbedingungen dieſes Vertrags: die Entwaffnung des Gegners bis auf einen nicht ernſthaft in Betracht kommenden Reſt dank der loyalen Bereitwilligkeit und Gutgläubigkeit des Unterlegenen erreicht war und ein militäriſcher Widerſtand nicht mehr erwartet werden konnte, hat man den Vertrag durch feindlichen Einbruch in das Ruhrgebiet einfach gebrochen. Daß dagegen wenigſtens ein paſſiver Widerſtand verſucht und bis zum wirtſchaftlichen Weißbluten durchgehalten wurde, war nur zu natürlich und durchaus berechtigt.

Aber nachdem auch dieſer paſſive Widerſtand aufgegeben war, hätte doch wohl jeder halbwegs Billigdenkende annehmen können, daß man mit dem Kriege nach dem Kriege jetzt endlich aufhören werde. Weit gefehlt. Unter der heuchleriſchen Maske eines ſogenannten „Sachverſtändigengutachtens" hat man ein zweites, noch ſchlimmeres Verſailles ausgeklügelt und deſſen Ausführung als ein angebliches „Recht" gefordert.

Verlangt man noch mehr Beweiſe dafür, daß ein internationaler Verbrecherklüngel ſchwerſter, gemeingefährlichſter Sorte die heutige Welt beherrſcht und die Machtmittel der Staaten für ſeine Zwecke mißbraucht? Oder iſt die Menſchheit phyſiſch, moraliſch und geiſtig dermaßen abgeſtumpft und entartet, daß ſie das nicht mehr zu empfinden, zu erkennen vermag? Wer das nämlich nicht kann, der iſt nicht nur geiſtig, der iſt auch moraliſch krank, der vermag nicht mehr zu unterſcheiden, was gut und böſe, recht und unrecht iſt. Er iſt nicht nur erbärmlich feige, er iſt auch grenzenlos dumm, denn er weiß, ja ahnt nicht einmal, daß ein ſolches Verhalten bei ſolchem Verbrechen, wenn es nicht bald wieder gut gemacht wird, ſich an ihm und ſeinen Kindern über kurz oder lang auf das bitterſte rächen muß.

Nachdem nun wohl auch der naivſte, gutgläubigſte Leſer zugeben wird, daß ich mit der eingangs aufgeſtellten Behauptung keineswegs übertrieben habe, müßte ich nun mit der eingangs angedeuteten Unterſuchung beginnen. Ehe das jedoch geſchehen kann, muß erſt darauf hingewieſen werden, wie die Menſchen in Wirklichkeit — nicht in der Einbildung gutgläubiger Toren — ſind, welche Mächte und Kräfte von Natur oder Kultur in ihnen wirken.

Eine lebens- und wirklichkeitsfremde Ideologie, die ſich fälſchlich Philoſophie oder gar Religion nannte, hat angenommen, daß alle Menſchen gleich, namentlich gleich gut wären, und daß nur Unglück, ſchlechte Behandlung oder ſchlechte Einrichtungen in Staat und Geſellſchaft die Schlechten ſchlecht gemacht hätten. Abgeſehen von dem darin liegenden Widerſpruch — ſchlechte Behandlung und ſchlechte Einrichtungen ſetzen doch wieder erſt ſchlechte Menſchen voraus — mögen dieſe Urſachen in einzelnen Fällen in der Tat mitſprechen; aber die Haupturſache bleibt doch die von allem Anfang an weit gehende Verſchiedenheit der Menſchen. Die Menſchen ſind nicht nur höchſt ungleich in ihren Zuſammenſetzungen nach Raſſen und Völkern, ſondern auch als Einzelweſen innerhalb derſelben Raſſe, desſelben Volkes. Die Unterſchiede ſind gerade in ſittlicher Beziehung oft dermaßen groß und auseinanderklaffend, daß nicht bloß von Unterſchieden, ſondern von polariſchen Gegenſätzen geſprochen werden muß. So z. B. gibt es hinſichtlich der Lebensweiſe, namentlich der Beſchaffung der materiellen Lebensgrundlage Einzelweſen und Völker, die von der eigenen Arbeit leben, und ſolche, die ſich die Arbeit anderer

ohne jedes auch nur einigermaßen gleichwertige Entgelt, nämlich durch Anwendung von Gewalt oder Liſt zunutze machen. Ich nenne dieſe beiden Menſchenarten gewöhnlich einerſeits „Schaffende“, andererſeits „Raffende“. Sie ſind, wie geſagt, in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht vollkommen gegenſätzlich geartet. Auf der einen Seite gibt es zwar nicht ganze Raſſen und Völker, aber immerhin, wenn auch ſelten, Perſönlichkeiten von einer Erhabenheit der Geſinnung, die der Vorſtellung von göttlichen Weſen nahe kommt. Andererſeits trifft man zwar auch nicht ganze Raſſen und Völker, aber doch oft genug Individuen von einer derartigen Bosheit und Niedertracht, daß der Vergleich mit dem Inbegriff alles Böſen, dem Teufel, durchaus gerechtfertigt erſcheint. Zwiſchen dieſen beiden Extremen, die nach der einen Seite (der göttlichen) ſeltener als nach der anderen (der teufeliſchen) ſind, gibt es unendlich viele Abſtufungen. Der von beiden ungefähr gleich weit entfernte Durchſchnitt bildet die bei weitem größte Mehrzahl der Menſchen. Dieſe ſind, ſoweit es ſich dabei um Raſſen und Völker der ſchaffenden Art handelt, weder entſchieden gut, noch entſchieden böſe geartet. Auch hinſichtlich des Mutes und der Klugheit halten ſie gewöhnlich ein mittleres Maß ein. Je nach dem auf ſie unmittelbar oder mittelbar ausgeübten Zwange werden ſie im gegebenen Falle gut oder böſe, mutig oder feige ſein. Je nach der Schulung, die bei den meiſten ebenfalls nicht ohne Zwang erfolgreich ſein wird, werden ſie wiſſend oder unwiſſend, je nach Alter und Lebenserfahrung mehr oder weniger klug oder dumm ſein. Oberhalb dieſes breiten Durchſchnittes, der ſich nach oben und unten zwiebelartig immer mehr zuſpitzt, ſind die Menſchen mehr oder weniger beſſer, d. h. klüger, mutiger, verantwortungsbereiter; unterhalb mehr oder weniger ſchlechter, d. h. dümmer, feiger, verantwortungsloſer, oder im böſartigen Sinne klug und mutig bzw. frech. Das ſind die Spitzen nach unten zu, die als ſchwerſte Verbrechertypen vergleichsweiſe ſelten ſind. Zu alledem muß jedoch noch bemerkt werden, daß die geiſtigen Eigenſchaften (Verſtand, Einſicht, Urteilskraft) gewöhnlich — ſoweit nicht Raſſenmiſchungen oder falſche Zuchtwahl ein wirres Durcheinander hervorbringen — mit den ſeeliſchen Fähigkeiten (Willenskraft, Art und Grad der Natur- und Kulturtriebe) übereinſtimmen, einander bedingen. Der Gutgeartete wird alſo für gute Dinge, der Schlechtgeartete für ſchlechte Dinge den dazu gehörigen Verſtand, die dazu gehörige Findungs-, Erfindungs- und Urteilskraft haben. Der Argloſe kann ſich alſo gegen den Argliſtigen nicht mit Argliſt, ſondern nur mit Gewalt ſchützen.

Aus alledem erſieht man, daß es keine lebens- und wirklichkeitsfremdere (oder hinterliſtigere?) Lehre geben kann, als die von der Gleichheit oder gar Gleichwertigkeit alles deſſen, was Menſchenantlitz trägt. Sie bildete bekanntlich neben der ebenſo unwahren oder mindeſtens zweideutigen Lehre von der „Freiheit“ und „Brüderlichkeit“ die Hauptzugkraft für die ſogenannte „große“ franzöſiſche Revolution. War es wirklich nur gutgläubige Torheit, oder nicht viel mehr raffinierte Hinterliſt, die ſolche gefährlichen Schlagworte dem unwiſſenden und urteilsloſen, aber ſtets beutegierigen und zügelloſen Pöbel aller Klaſſen in die Ohren ſchrie? Man möchte das Zweite eher als das Erſte annehmen, wenn man bedenkt, daß auch hier, wie bei allen Revolutionen, internationale Juden die Hauptmacher, jedenfalls die hinter den Kuliſſen bleibenden eigentlichen Urheber und Führer, auch die größten Nutznießer der Umwälzung waren. Das Hauptergebnis aller dieſer Umwälzungen beſtand

überall darin, daß unter dem mehr oder weniger durchſichtigen Schleier der ſogenannten „Demokratie“ allmählich immer mehr das ausgeſprochene Verbrechertum hinter, im heutigen Rußland zuletzt ſogar auch *vor* den Kuliſſen der Weltbühne zur Herrſchaft gelangte.

Das iſt etwas ganz Neues, vorher noch niemals Dageweſenes. Gewiß hat es auch vorher, auch auf den Thronen, Verbrechernaturen gegeben; aber ſie blieben doch vereinzelt, wurden bald geſtürzt oder ſonſtwie unſchädlich gemacht. Sie ſtanden ja auch im Vordergrunde der Bühne, im vollen Lichte der Öffentlichkeit, konnten ſich darum der Verantwortung für ihre Untaten nicht entziehen. Ganz anders das Verbrechertum, das durch die Revolutionen, zuerſt in Frankreich — die engliſchen Revolutionen müſſen wohl unter einen anderen Geſichtspunkt gebracht werden — dann in faſt allen übrigen Ländern Europas, zuletzt ſogar in Deutſchland die Herrſchaft an ſich riß. Abgeſehen von Rußland, wo es alle Vorſicht außer Acht laſſen konnte, blieb es ſtets im Hintergrunde oder ganz hinter den Kuliſſen, konnte ſich alſo der Verantwortung entziehen und darum nicht geſtürzt werden. Für die Verantwortung vor dem betrogenen Volke waren ihm ſeine bezahlten oder ſonſtwie begünſtigten Werkzeuge: die Parlamentarier und deren Ausſchuß, die Regierungsmänner, gut oder ſchlecht genug.

Dieſer Betrug iſt nämlich nur in einer Republik oder auch Monarchie mit parlamentariſcher Regierungsform möglich, und je mehr ſich dabei das Wahlrecht zu den politiſchen Körperſchaften demokratiſiert, je mehr und je unwiſſendere, unzurechnungsfähigere Maſſen von Staatsbürgern zur ſcheinbaren Mitwirkung an der Regierung hinzugezogen werden, je mehr alſo bei den Wahlen die Maſſenſuggeſtion und das Geld mitſprechen, deſto *dichter wird der Schleier, der den Betrug verhüllt*. Deshalb hat ſich in der letzten Zeit auch in England und noch mehr in Amerika jene vorher gekennzeichnete heimliche und heimtückiſche Art von Herrſchaft trotz aller ſcheinbaren Öffentlichkeit herausgebildet. Man kann jetzt kaum noch ſagen, daß ſich der engliſche Parlamentarismus und die engliſche Regierungsweiſe von der auf dem europäiſchen und amerikaniſchen Kontinent üblichen weſentlich unterſcheidet. Die demokratiſche Republik oder Monarchie mit rein parlamentariſcher Regierungsweiſe iſt eben *geradezu das Ideal* für die Möglichkeit der Herrſchaft eines hinter den Kuliſſen bleibenden und darum unverantwortlichen und unabſetzbaren Verbrechertums, mögen auch einzelne der perſönlichen Vertreter, wie die Freimaurer und Jeſuiten, ſich mit noch ſo ſchönen Redensarten über das unzweifelhaft Verbrecheriſche ihres Tuns hinwegtäuſchen.

Wie jede böſe Tat nur Böſes, ſo muß auch jeder Irrtum, ſei er noch ſo gutgläubig, nur Irres und Wirres erzeugen und gebären. Selbſt wenn alſo die Lehre von der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit von ihren eigentlichen, letzten Urhebern wirklich ernſthaft gemeint geweſen wäre, — woran *ich* nicht glaube — ſo hätte ſie dennoch wegen ihrer ſchweren Irrtümlichkeit die verhängnisvollſten Folgen haben müſſen. Wie weit die *Ungleichheit* der Menſchen geht, iſt ja vorher gezeigt worden. Aber auch unter der *Freiheit* verſteht jeder, je nach der Richtung ſeines Willens, etwas anderes, oft genau das Gegenteil von dem ſeines Mitmenſchen, den er als „Bruder“ anſehen ſoll. Der Gute und Edle will Freiheit für das Gute und Edle, der Schlechte und Gemeine Freiheit für das Schlechte und Niederträchtige. So wenig alſo die Menſchen von Natur und Kultur alle *gleich* ſind, ſo wenig können ſie alle

gleich frei und (wie Brüder) rechtlich gleichgeſtellt ſein. Sonſt müßte man ja dem Verbrecher dieſelben Rechte zugeſtehen, wie dem Gut-, Edel- oder gar Erhabengeſinnten. Die geſellſchaftlichen Standes- und Berufsungleichheiten ſpielen dabei nur eine nebenſächliche Rolle. In der Hauptſache handelt es ſich dabei um Ungleichheiten, ja Gegenſätze der ſeeliſchen Verfaſſung, der Natur und Kultur. Ein einfacher Arbeiter kann in dieſer Beziehung höher ſtehen als z. B. ein Geheimer Kommerzienrat.

Die Lehre von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit iſt alſo eine ſehr zweiſchneidige Sache. Gewiß entfeſſelt ſie für alle Guten, Rechtſchaffenen den Willen zum Guten, Rechtſchaffenen, aber auch für alle Gemeinen, Niederträchtigen den Willen zum Gemeinen, Niederträchtigen. Und da der Wille der letzteren Art von Menſchen gewöhnlich in dem Sinne ſtärker iſt, daß er weniger Rückſichten, Verantwortlichkeiten uſw. gelten läßt oder ſolche überhaupt nicht kennt, ſo wird ſein Wille bei einer ſogenannten „freien“ (liberalen) Staats- und Geſellſchaftsverfaſſung ſich ſtärker vordrängen und den des Guten, Edlen, Rückſichts- und Verantwortungsvollen allmählich immer mehr an die Wand drücken. Ja — die Beſten, Edelſten werden dabei, wenn ſie nicht einen geradezu heldenhaft ſtarken und zähen Willen haben, was nur bei den wenigſten dieſer Art der Fall iſt, allmählich ausgemerzt, zum Ausſterben gebracht oder zur Sklaverei verurteilt.

So iſt denn in der Tat auch das Ergebnis der menſchheitlichen Entwicklung während des vergleichsweiſe kurzen Zeitraums ſeit der ſogenannten „großen“ franzöſiſchen Revolution bis heute. Es iſt einesteils ein gutes, anderenteils ein ſchlimmes, und wenn man das Gute gegen das Schlimmere abwägt, ſo überwiegt zweifellos das Schlimme, namentlich wenn man die letzten Jahrzehnte, und ganz beſonders, wenn man das letzte Jahrfünft in Betracht zieht. Anfangs waren die Wirkungen überwiegend gute. Gewiß ſtürzten alte Staats- und Geſellſchaftsformen, aber dieſe waren ja längſt veraltet und hätten ſowieſo dringend einer Verjüngung bedurft. Die ſogenannte führende Schicht, an ihrer Spitze der König und ſeine Familie, führten und regierten ſchon lange nicht mehr, ſondern ließen die Dinge treiben, wohin ſie wollten. Sie hatten nicht mehr die Kraft, vielleicht nicht einmal den ernſtlichen Willen, wirklich zu führen und zu herrſchen. Sie „amüſierten“ ſich und dachten mehr oder weniger alle: „Après nous de déluge.“ (Nach uns die Sintflut.) Daß man ſie von ihren Thronen ſtürzte, war nicht zu vermeiden. Es hätte höchſtens weniger gewaltſam und wahllos geſchehen können. Offenbar iſt alſo das Verbrechertum durch die Revolution zwar nicht gleich zu Anfang, aber ſpäter immer mehr (beſonders 1793—94) an die Herrſchaft gelangt. Auch die Napoleoniſche Epiſode hat daran nicht viel geändert. Es iſt zum mindeſten zweifelhaft, ob Napoleon ſelber nicht auch zu den Verbrechernaturen gerechnet werden muß. Dabei ſollen ſeine ſogenannten Staatsſtreiche noch gar nicht einmal in Betracht gezogen werden. Das gehört mit zum Kriege, der nun einmal nicht ohne Gewaltſamkeit geführt werden kann. Aber ſein Ehrgeiz, ſeine Machtgier artete zuletzt ins Krankhafte, Größenwahnſinnige und damit eben ins Verbrecheriſche aus. Er hätte ſonſt nicht geſtürzt werden können, trotzdem er, wie jeder Monarch, im vollen Lichte der Öffentlichkeit ſtand.

Auch nach ſeinem Sturze und der darauffolgenden Zeit der Reaktion hörten die Wirkungen der Revolution nicht ganz auf. Dieſe waren mehr als ein halbes Jahrhundert lang überwiegend gute, gerade weil die Völker Europas

nur geistig und wirtschaftlich frei wurden, politisch und sozial aber immer noch mehr oder weniger gebunden blieben. Erst als die Demokratie und der demokratische Parlamentarismus sich vollständig durchsetzten, traten die vorher gekennzeichneten letzten üblen Folgen der freiheitlichen Staats- und Gesellschaftsverfassung ein.

Trotz alledem wären diese Folgen wohl noch erträglich gewesen, wenn man nicht die Juden gleichzeitig mit befreit, ja zuletzt dem eigenen Volke völlig gleichgestellt hätte. Das wäre schon ein Fehler gewesen, wenn sie nur Fremdrassige und Fremdvölkische im Sinne von Negern und Mongolen gewesen wären und wären. Auch Fremde solcher Art gehören unter Fremdenrecht. Mit den Juden ist es aber noch viel schlimmer. Es handelt sich bei ihnen um ein fremdes Volk, eine fremde Rasse, in welchem die „Raffenden", also die Verbrecher die Regel, die Schaffenden, also die anständigen Leute die Ausnahmen bilden. Und da noch dazu diese Ausnahmen schon seit Jahrtausenden in den Wirtsvölkern spurlos verschwinden, so mußte der organisiert beisammenbleibende Rest immer verbrecherischer werden. Mit dessen Freilassung gab man also dem Verbrechertum geradezu freie Bahn. Es war, als ob man, nur noch in viel größeren Mengen, Zuchthäuser und Gefängnisse öffnete.

Man braucht sich darum über die jetzigen Zustände in allen Ländern, wo Juden freie Hand haben, gar nicht zu wundern. Wundern muß man sich vielmehr, daß diese Staaten und Völker überhaupt noch leben. Das liegt aber daran, daß bis zum Zusammenbruche Rußlands und Deutschlands immer noch wenigstens zwei Großmächte da waren, die von den Juden noch nicht völlig beherrscht wurden, in denen dieses Fremdvolk noch nicht völlig freie Hand hatte. Nachdem jedoch durch den letzten Weltkrieg auch diese beiden Länder unter die geheime — Rußland sogar unter die offene — Judenherrschaft gebracht worden sind, — die nichtjüdischen Verbrecher haben dabei recht wacker mitgeholfen — dürften keine zwei Jahrzehnte mehr vergehen, bis Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur der weißen europäischen Rasse, deren letzte verhältnismäßig rein gebliebenen Reste die Germanen sind, völlig zerrüttet und dem Untergange geweiht sind.

Ich mache damit nicht etwa einen „Fastnachtscherz", wie angeblich der Reichskanzler Marx mit dem Einfalle der Franzosen in Bayern. Ich meine das vollkommen ernsthaft. Wenn sich die europäischen Völker nicht bald auf sich selbst besinnen, wenn die völkische Bewegung nicht bald und überall durchbricht, dann vergehen vielleicht noch nicht einmal zwei Jahrzehnte, bis jenes Ziel, das ja die Juden nach den Protokollen der Weisen von Zion absichtlich verfolgen, erreicht ist. Das Schanddiktat von Versailles und das sogenannte „Sachverständigengutachten" werden dazu schon das Ihrige tun. Zu diesem Zwecke wurden ja diese beiden Dokumente der Selbstentehrung der europäischen Menschheit ausgeklügelt, wenn auch die persönlichen Werkzeuge, die das internationale Verbrechertum dazu benutzte, sich dieses Zweckes vielleicht gar nicht voll bewußt geworden sind. Das ist ja eben die schlimmste Krankheit der heutigen Zeit, daß die Kranken von ihrem Zustande gar nichts wissen oder fühlen, daß sie glauben, geistig und moralisch gesund zu sein. Dafür hat ja die völlige Vergiftung oder Umkehrung des gesunden Denkens und Fühlens durch Lehre und Beispiel seitens des Judentums hinlänglich gesorgt. Erst im letzten Todeskampfe werden die Völker merken, wie schwer krank sie sind,

und dann wird es zur Heilung zu ſpät ſein. Dann werden die Staaten und Völker nicht einmal mehr imſtande ſein, ſich des *kleingewerblichen* Verbrechertums, der ganz gewöhnlichen Räuber, Diebe, Gauner, Betrüger uſw. zu erwehren. Dann verbinden ſich, wie in Rußland, die *großgewerblichen* Verbrecher mit den *kleingewerblichen* und verſklaven alle Nichtverbrecher, nachdem ſie ihnen das letzte Beſitztum mit Gewalt oder Liſt abgenommen haben.

Um über dieſes Ergebnis nicht verblüfft zu ſein, muß man ſich vorſtellen, daß es ſchon ſeit undenklichen Zeiten ſozuſagen eine *poſitive* und eine *negative*, die *ſchaffende* und die *raffende* Menſchheit gibt, daß die Staaten Notwehrvorrichtungen, Schutzdämme der Rechtſchaffenen gegen die Verbrecher, der Bodenſtändigen gegen die nomadenhaft Umherſchweifenden, nur zeitweilig Seßhaften ſind, und daß mit dem Zerrütten und ſchließlichen Zerreißen dieſer Dämme die Sintflut für alle Rechtſchaffenen hereinbricht. Dabei hängen alle dieſe Dämme in irgend einer Weiſe miteinander zuſammen, ſo daß, wenn der Damm an *einer* Stelle, vielleicht gerade einer beſonders wichtigen, zerreißt, auch alle anderen Dämme und die Länder, die ſie beſchützen, mehr oder weniger gefährdet ſind. Das Verbrechertum iſt eben international: es durchſetzt und umſpült die ſchaffende, bodenſtändige Menſchheit wie das Meerwaſſer die Länder und Erdteile, die man ſich aber in dieſem Falle nicht höher, ſondern *tiefer* liegend vorſtellen muß. Wo ſich alſo an den Dämmen eine ſchwache, unbehütete Stelle zeigt, da drängt ſich das Waſſer vor und gefährdet damit auch andere Stellen.

Von alledem ſcheinen die heutigen Staatsmänner oder diejenigen, die dafür gelten, entweder nichts zu wiſſen oder nichts wiſſen zu wollen. Sie ſind nicht nur höchſt gleichgültig gegen das Wohl aller anderen *anſtändigen* Staaten und Völker, ſondern freuen ſich, wenn es dem einen oder dem anderen Nachbar, den man als Wettbewerber um die Macht über alle anſieht — das Säen von Mißtrauen und Zwietracht zwiſchen den Staaten ſowohl wie zwiſchen deren verſchiedenen Geſellſchaftsklaſſen gehört ja mit zum Gewerbe der großgewerblichen Verbrecher — recht ſchlecht ergeht, wenn er ſich, wie Rußland, weder der einen noch der anderen Art des Verbrechertums zu erwehren vermag. Anſtatt dem *Gleich*geſinnten und, wie alle, am Wohle des Ganzen *Gleich*intereſſierten zu helfen, laſſen ſich dieſe ſogenannten „Staatsmänner“ *ſelbſt* als Werkzeuge der großgewerblichen Verbrecher mißbrauchen. Die Toren ahnen ja auch heute noch nicht ganz, was ſie angerichtet haben, indem ſie den ſtärkſten und (trotz mancher Mängel) immer noch bei weitem rechtſchaffenſten, ſauberſten aller Staaten, alſo den feſteſten Damm gegen das internationale Verbrechertum, den ſtärkſten Hort des äußeren und inneren Friedens, zerrütten und zerreißen halfen. Gewiß hat auch *dieſer* Staat, haben auch *deſſen* Staatsmänner, u. a. ganz beſonders Bethmann Hollweg unbewußt alles getan, um dem großgewerblichen Verbrechertum hinter den Kuliſſen ſeine Aufgabe zu erleichtern; aber in *dem* Sinne ſchuldig, in welchem ſie das Verſailler Schanddiktat ſpricht, waren ſie ſicher nicht. Ihre Schuld beſtand im Gegenteil darin, daß ſie in militäriſcher und diplomatiſcher Hinſicht nicht alle nur möglichen Vorbereitungen getroffen haben, um dem ſchon lange drohenden Überfalle der vereinigten Dummköpfe und Halunken aller Länder und Völker gewachſen zu ſein. Das war, wie der ſpätere Krieg gezeigt hat, durchaus möglich. Es fehlten nur die vom deutſchen Wehrvereine unter General Keim noch rechtzeitig geforderten, aber nicht bewilligten drei Armeekorps im Oſten. Eine Schuld beſtand alſo nicht vor den

fremden Völkern, ſondern vor dem eigenen Volke. Vielleicht hat nur die grenzenloſe Vertrauensſeligkeit in die anſtändige Geſinnung der im Vordergrunde ſtehenden ſcheinbaren Lenker der Staaten verſchuldet, daß nicht alle möglichen Vorbereitungen für den Krieg getroffen wurden. In Frankreich und Rußland war gerade das nicht der Fall, dort war man wohl vorbereitet; denn dieſe Staaten waren ja vom vereinigten Verbrechertum aller Länder ſchon lange vorher als Hauptwerkzeuge auserſehen. Auch wurde ja der Krieg mit wahrhaft glänzendem Geſchick ſeitens des internationalen Verbrechertums von innen und außen ſo geſchoben, daß zuerſt Rußland, dann Deutſchland den Krieg verlieren und die Weſtmächte — ſchon lange vorher völlig unterworfene Werkzeuge des Judentums — ihn gewinnen mußten, trotzdem ſie gar nicht geſiegt hatten. Und die Völker dieſer ſcheinbar von Nichtjuden gelenkten Staaten ahnen noch heute nicht, zu welchen, für ſie ſelbſt unheilvollen Zwecken ihr beſtes Gut und Blut gemißbraucht wurden.

Ich glaube, der politiſch nicht geradezu blinde Leſer im Inland und Ausland kann ſich jetzt ſchon eine Vorſtellung davon machen, wie ſchön es für alle Rechtſchaffenen ſein könnte, wenn an Stelle des heute die Welt beherrſchenden internationalen Verbrechertums wirkliche Staatsmänner — keine Dummköpfe oder beſtochene Halunken — ſeit etwa drei Jahrzehnten an der Spitze der Staaten geſtanden und das Schickſal der Völker gelenkt hätten.

Das erſte Falſche, jenes ſogenannte „Proton pseudos" der altgriechiſchen Denker, reicht freilich, wie vorher gezeigt, bis auf die ſogenannte „große" Revolution von 1789 zurück. Dieſe Umwälzung war überall die rechte Mutter der demokratiſchen Republik und der Jude überall deren heimlicher Vater. Mit der weiteren Entwicklung der zahlreichen Kinder dieſer beiden, die der Vater immer ſehr liebte, mußte mit ſozuſagen naturgeſetzlicher Notwendigkeit alles ſo kommen, wie wir es ſeitdem ſchaudernd erlebt haben.

Je mehr man nämlich den Völkern in geiſtiger, ſittlicher, wirtſchaftlicher und ſozialer Beziehung Freiheit läßt, deſto ſtärker und unabhängiger muß die ſtaatliche Autorität ſein; denn nur ein ſtarker, rechtſchaffener, in jeder Hinſicht ſauberer und unabhängiger Staat — alſo das genaue Gegenteil der demokratiſchen Republik mit ihrer von den Parteien abhängigen, parlamentariſchen Regierungsform — kann allen Rechtſchaffenen jene Freiheiten ſichern, ſie vor der drohenden Vergewaltigung durch das groß- und kleingewerbliche Verbrechertum ſchützen. Auch das haben die Staatsmänner — geſchweige denn ihre Völker — ſeit der franzöſiſchen Revolution nicht erkannt oder abſichtlich verkannt. Sonſt hätten ſie alles daranſetzen müſſen, gerade die demokratiſch-parlamentariſche Regierungsform mit ihrem wüſten Wahl- und Parteiweſen zu vermeiden und die Völker über deren Gefährlichkeit aufzuklären. Auch das wäre möglich geweſen, wenn man von allem Anfang an die Vergiftung der öffentlichen Meinung durch das großgewerbliche Verbrechertum verhindert hätte.

Man tat aber bekanntlich genau das Umgekehrte. Man machte die Preſſe und alle ſonſtigen Organe der öffentlichen Meinung für das internationale Verbrechertum frei und band ſie für die Rechtſchaffenen, indem man dieſe und ihre Schutzvorkehrungen gegen das Verbrechertum ungeſtraft verſpotten und verhöhnen ließ. Dabei will ich gern zugeben, daß auch die Rechtſchaffenen vielfach ihre Pflicht verkannten oder vernachläſſigten. Die bei weitem größte Mehrzahl der Menſchen müſſen eben die Folgen ihrer Dummheit oder Feigheit erſt am eigenen Leibe ſchmerzhaft erfahren, bevor ſie aufwachen.

Man ſollte meinen, das ſei nun gründlich genug geſchehen, und die Rechtſchaffenen könnten endlich anfangen, ihr Pflicht gegenüber den Verbrechern zu tun. Alles Übele auf Erden hat, ſoweit es die Kulturmenſchheit betrifft, — die Natur hilft ſich in ſolchen Fällen ſelbſt — ſeine Urſache entweder in der Dummheit oder in der Feigheit oder in beiden dieſer menſchlichen, allzu menſchlichen Fehler. Es gibt jedoch auch unter den gutgearteten Menſchen zwar nicht viele, aber doch als Führerſchaft immerhin genug, die an dieſen beiden Fehlern nicht leiden. Wenn ſolche Perſönlichkeiten an der Herrſchaft ſind, bzw. wenn man ſie an die Herrſchaft läßt, — das internationale Verbrechertum ſucht das auf alle Weiſe zu verhindern — dann kann es den gutartigen Menſchen nicht ſchlecht und den bösartigen nicht gut ergehen. Heutzutage iſt es aber genau umgekehrt, zum mindeſten, ſoweit das großgewerbliche Verbrechertum in Betracht kommt. Heutzutage iſt die ſchlimmſte Ausgeburt der Hölle überall an der Herrſchaft, lebt im üppigſten Reichtum und verhöhnt, verſpottet in frechſter Weiſe mit Wort und Tat die überall mehr oder weniger arm gewordenen Rechtſchaffenen. Trotzdem ſind es immer noch vergleichsweiſe wenige, die das klar genug erkannt haben. So raffiniert und ſo erfolgreich war die Täuſchung, Verblendung, Irreführung durch das großgewerbliche Verbrechertum. Es konnte für die rechtſchaffenen Beſtandteile aller Staaten und Völker gar keine ſchlimmere, aber leider auch keine erfolgreichere Politik getrieben werden, als es ſeitens des großgewerblichen Verbrechertums — bewußt oder unbewußt unterſtützt durch die anderen überſtaatlichen Mächte — ſeit den letzten drei Jahrzehnten, etwa ſeit Bismarcks Entlaſſung, geſchehen iſt. Manche ſonſt gut national Geſinnte werfen uns völkiſchen Judenfeinden Übertreibung vor. Dieſe Toren ahnen dabei noch nicht einmal, daß es in Wirklichkeit noch viel ſchlimmer iſt, als es ſich ſelbſt die rabiateſten der landläufigen Antiſemiten vorſtellen. Die großgewerblichen Verbrecher wiſſen ihre Spuren ſorgfältig zu verhüllen, ja ihre Übeltaten oft ſogar als Wohltaten hinzuſtellen.

Andererſeits darf freilich nicht verkannt werden, daß auch die ſchaffende Tätigkeit der Menſchen, wenn ſie hemmungs- und führungslos ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, mancherlei Übel zeitigen und ſo dem internationalen Verbrechertum Gelegenheit geben kann, ungeheure Beute zu machen oder Kriege und innere Unruhen zu erzeugen. Auch in dieſer Hinſicht, in der Führung der Wirtſchaftspolitik haben die Staatsmänner der letzten drei Jahrzehnte überall, am meiſten bei uns in Deutſchland, verſagt. Alle miteinander ſcheinen noch nicht einmal eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß ſie hinſichtlich der einzelnen Völker für das volks- und — in ihrer Geſamtheit — für das weltwirtſchaftliche Gleichgewicht verantwortlich ſind, daß das mit zur Aufgabe der Staaten, alſo der Staatsmänner gehört, denn von dieſem wirtſchaftlichen Gleichgewicht hängt auch das ſoziale und politiſche Gleichgewicht ab. Wirkliche Staatsmänner — ſie brauchen dabei noch gar nicht mal Genies zu ſein — müſſen wirtſchaftliche Kriſen, d. h. Störungen dieſes Gleichgewichts vorauszuſehen und beizeiten zu verhindern imſtande ſein, auch wenn das großgewerbliche Verbrechertum, das geſchäftliches Intereſſe an ſolchen Störungen hat, ſie mit allen Mitteln herbeizuführen ſucht. Wie wirkliche Staatsmänner — nicht bewußte oder unbewußte Werkzeuge des Verbrechertums — den Raubkapitalismus der internationalen Banken gar nicht erſt aufkommen, geſchweige denn zu der jetzigen rieſenhaften Entfaltung kommen laſſen durften, ſo hätten ſie auch dem ſchaffenden Kapitalismus der Groß-

industrie gesundes Maß und Ziel setzen müssen, hätten ihn nicht zum Zwecke falsch verstandener Machtpolitik — noch dazu im Interesse des großgewerblichen Verbrechertums — mißbrauchen lassen dürfen. Es soll auf diese Dinge hier nicht weiter eingegangen werden. Sie bedürfen einer besonderen Untersuchung, die hier zu weit führen würde.

Ich hoffe, daß es mir mit dem Vorstehenden gelungen ist, einen Begriff davon zu geben, wie schön es für alle Rechtschaffenen sein könnte, wenn .... Möge man nun der Erkenntnis die entsprechenden Taten folgen lassen. Erst sie könnten die eingangs angedeuteten guten Folgen dieser Untersuchung zeitigen. Vor allem anderen muß erst wieder überall oder doch in den wichtigsten Ländern der europäischen Kulturwelt ein starker, rechtschaffener, nach außen und innen unabhängiger Staat erstehen, und das ist, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, auf der Grundlage der demokratisch-parlamentarischen Regierungsform ganz undenkbar. Diese kann höchstens mittels der Wahlen den Weg zu einer völkischen Diktatur bahnen, aber sobald auf diesem Wege eine Mehrheit erreicht ist, muß dieselbe die Macht an einen völkischen Diktator übergeben. Als dauernde Einrichtung ist eine demokratisch-parlamentarische Regierungsform das größte Übel, das der rechtschaffene Teil der Bevölkerung auf sich heraufbeschwören kann.

Darum nochmals: Auf zur Tat, die vor der Hand natürlich nur in Aufklärung bestehen kann! Aber das muß sehr ausgiebig geschehen, und dabei müssen sich die Rechtschaffenen, Anständigen aller Länder und Völker gegenseitig unterstützen. Dann wird, dann muß es gelingen, und ein neuer, herrlicher Frühlingstag wird dem langen Winter des Mißvergnügens folgen. Die völkische Bewegung zeigt sozusagen schon die aufdämmernde Morgenröte dieses Tages, der den schaffenden Klassen aller Staaten und Völker — den Arbeitnehmern wie den Arbeitgebern — Heil und Segen bringen wird. Auch für das heute die Welt beherrschende großgewerbliche Verbrechertum wird das gelten, was Goethe im Hinblick auf den Sturz Napoleons sagte:

.... „Denn was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein tragisches Geschick
Das ganze Weltall übersiegen:
Zum Abgrund muß es doch zurück."

Feindliche Willkür.

Noch immer erlaubt sich der feindliche Rheinlandausschuß in Koblenz Übergriffe, die als gröbliche Verletzungen des von den Feinden vorgeschriebenen sog. Rheinlandabkommens vom 28. Juni 1919 gebrandmarkt werden müssen und von der Berliner Regierung hervorgehoben und zurückgewiesen werden sollten. Nach den feindlichen Vorschriften kann eine Zeitschrift nur „für einen Zeitraum von drei Tagen bis zu höchstens drei Monaten nicht zugelassen werden". Ein Verbot auf längere Zeit ist demnach unzulässig. Trotzdem hat der Rheinlandausschuß diese Vorschrift übertreten und die Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" im besetzten Gebiet für immer verboten. Dringend notwendig wäre ein internationales Schiedsgericht etwa in Gestalt einer Abteilung des Haager Gerichtshofes als Appellinstanz gegen willkürliche Verletzungen bestehender Vorschriften durch feindliche Körperschaften vom Schlage des Rheinlandausschusses, der nach dem sog. Abkommen aus vier Mitgliedern bestehen sollte und gegen Treu und Glauben ein Beamtenheer von über 1500 Köpfen für seine ausgedehnte Spitzelorganisation auf deutsche Kosten herangezogen hat. Man wußte in Paris, daß der Erfüllungskanzler Wirth alles und jedes, auch Freudenhäuser für die Soldateska, unterwürfigst bewilligte und erhob darauf hin so weitgehende unerhörte Anforderungen.

Nordische Glaubensgestaltung.[1]

Von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß.

II.

Wir sprachen vom Gottessohne und sagten: in der geschichtlichen Fassung seiner Zeit und im Gewande des Volkes — des ihm „artfremden" Volkes —, in das er geschichtlich schicksalhaft hineingestellt war, ging Gottes Sohn einher; denn alles, was in diese Welt der Schranken eintritt, wird von Schranken der Artung, von Schranken des Schicksals umschlossen. Die erwartete letzte Drangsal wurde von seinem Volke leiblich-sinnlich verstanden, und ebenso die kommende Herrlichkeit des Reiches: sinnlich, d. h. mit Augen sichtbar, mit Ohren hörbar, greifbar mit leiblichen Händen. Darum streiten sich die Jünger auf dem Todesgange des Herrn um die Plätze im Hochsitz der Herrschaft des erwarteten Reiches.

Diese Weise der Erwartung, diese Fassung des kommenden Reiches, diese ganze geschichtliche Gewandung — sie freilich ist unnordisch durch und durch. Vergleichen wir mit ihr die Walhall-Erwartung des Nordens, die vor ihrer Blüte verlosch: da gehen die Waltoten ein in die Werkgemeinschaft eines freudigen Streites, zum Hochgezeit eines trotzenden Untergangs. Die „Herrlichkeit", die sie erwartet, ist eine Umwelt, die zu Taten ruft, ist die Gefolgschaft eines streitenden Gottes, der sie braucht als Streitgenossen wider den Ansturm der ungöttlichen Gewalt. Walvater braucht sie, aber nur die Bestbewährten, die Vollbewährten sind ihm zu seinem Streite gut genug; darum fällt er die Besten in der Schlacht, „meist kurz vorm Siege". Wen Walvater liebt, den fällt er durch Feindeswaffen und ruft ihn so zum Saale. (So etwa wäre im frühen Nordland der Sinn des Wortes zu fassen: „Wen Gott liebt, den züchtigt er".) Aber solche Gesellen wie Simon Petrus und die Jünger Jesu, so schlecht bewährte Streiter, fänden dort keinen Eingang: der Saalherr würde sie von der Schwelle weisen, denn er hat keinen Raum für solche, die ihren Gefolgsherrn verlassen und gar verleugnen in der Not. Jesus hatte doch verkündet: „Nicht die, welche den Leib töten, muß man fürchten". Das ist Heldenart und ist allen nordischen Helden eigen: Hogne, der Niflung, verlacht seine Schlächter, die ihm das lebendige Herz aus den Rippen sägen. Aber die Jünger Jesu, die sich verschworen hatten, bei ihrem Meister auszuhalten bis zum Letzten, sie liefen feige davon, und der Vertrauteste verleugnete ihn dreimal vor Tage. Dies alles ist sehr nordfremd an der Jesus-*Geschichte*. Aber wir sahen: dies alles *mußte* so geschehen, damit er selber vollendet einsam sei. Vollendet einsam: so wird er uns zum Helden aller Helden und zum Erringer des Reiches, das nicht von dieser Welt ist und das sich nur im qualvollen Feste der vollendeten Einsamkeit erschauen und erstreiten läßt. Diese letzte Einsamkeit am Kreuz und ihre heldische Bejahung: *das* ist die Qual, die das Tor zum Reiche aufbricht (und nicht der leibliche Schmerz am Kreuze) und ist zugleich das Fest seines Einzugs in das Reich. Solch einsame Tat ist aber nicht an den Augenblick des Todes gebunden, oder doch *für uns* nicht mehr. — So mögen *wir es* begreifen.

---

[1]) Diese prächtige Arbeit, welche mit diesem Heft vollendet ist, ist als Sonderdruck in guter Ausstattung zum Preis von Mk. —.60 erschienen.

Aber Jesus starb, und das Reich kam nicht: kam nicht in der Fassung, der sinnlich-greifbaren, in der er selbst und die gläubigen Juden es erwartet hatten (und erwarten mußten nach ihrer Glaubensweise). Damit ist die Fassung zerbrochen, und unsere Schau wird frei. Was uns bleibt, das ist ein höchstes Heldenbild in vollendet-einsamem Streite: ein Bild als Stoff zu nordischer Gestaltung.

Hell und greifbar weist sich, was uns aufgegeben ist (ein Ziel und eine Pflicht): sein Bild herauszuringen aus aller zeitlich-örtlichen Bindung, aus allem Nazareth und Bethlehem und Jerusalem und allen 14. Nisanen und aller schriftgeprägten jüdischen Glaubenshoffnung; sein Bild herauszuringen aus aller geschichtlichen Setzung, herauf zu freier Schau: zu nordischer „Sage". Dies ist die Weise nordischer Glaubensgestaltung: von aller Geschichte freizumachen alles, was sie schaut, und es hinabzutauchen in die Weihe des Irgendeinmal, in den Schauder ferner Vorzeit, die aus dem verklungenen Endelosen grüßt. Den Gottessohn auf nordische Weise glauben, das heißt ihn sehen und glauben in der zeitlosen Fassung der Sage.

Wann wird der Werkherr kommen, der so ihn gestaltet für uns? Dann, wenn wir alle ihn ersehnen! Versuche zu solcher Gestaltung gab es wieder und wieder: die ganze Kunst des gotischen Mittelalters kann verstanden werden als ein Suchen nach diesem Wege. Aber diese Kunst schleppt noch immer das Fremdeste als Richtmaß mit und geht am Zügel einer fremden Kirche, statt nur mit eigenem Auge vertrauend hineinzuschauen in die eigene Brust. „Sage" ist Dichtung, ob sie nun in gesagte Worte gestaltet ist oder in Holz oder Stein oder Farbe; Dichtung soll Gottes Sohn uns werden statt „Geschichte"!

Die Kirchen aber belasten schon unsere Kinder nicht nur mit der Geschichte Jesu, sondern auch mit der Geschichte Mosis und der Propheten und sogar mit Abraham und Abrahams Schoß. Es hat mir tiefen Eindruck gemacht, ja die Haare standen mir zu Berge, als ich einmal mit eigenen Ohren hörte, wie ein deutscher Lehrer deutschen Kindern das Glück anpries, in Abrahams Schoße zu sitzen: unsere Kinder im Schoße eines Abraham! Fremde Prägung wird den jungen Seelen aufgezwungen in ihrem prägsamsten Alter, dazu in einer Fassung als „Geschichte": es „war" so und so, das mußt du glauben, punctum! Den Biblischen Geschichten und den Testament-Ausgaben fürs Volk und für die Kinder sind sogar Landkarten mitgegeben: damit die geschichtliche Fessel noch gefestigt werde durch gründliche Kenntnis der Geographie des jüdischen Landes, und damit die Kinder recht in fremden Namen schwelgen können, in Nazareth, Bethlehem, Jerusalem usw. Und später wird dann noch immer neues Fremdes und Fremdestes in die jungen Köpfe und Herzen hineingefüllt und dort mit Weihe verschlossen; stundenlang dürfen sie's auswendig sagen, damit auch ja nicht ein einziges kostbares fremdes Wort verloren gehe: Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi!

Ich frage: hat solche „Glaubenslehre" irgend etwas mit Gottestum, mit Gottes-Dienst, mit Frömmigkeit, mit re-ligio (d. i. Rückverbundenheit zum Heiligen) zu schaffen? Wenigstens nicht mit irgend einer uns möglichen Weise der Frommheit und des Glaubens. Oder wie? Lag solche Glaubensweise je in unsrer Art? Gibt es wohl auch eine Landkarte zu entwerfen vom Gelände der Walhall und von der weltüberragenden Esche, Odins heiligem Baum? Gibt es die Stelle am Weltbaum zu suchen (ein Täfelchen dran mit Inschrift!), wo Walvater gehangen hat neun Nächte lang im Winde?

Ich weiß, es gibt deutsche Ausgaben der Edda (für Kinder!) mit Abbildungen; sagen wir ruhig: mit Illustrationen. Da sieht man Odin am Baume hangen; und die arglosen Kinder mögen nun staunend bewundern, wie schön er hängt. Und ich kenne ein Schullesebuch mit vielerlei Abbildungen, Curiositäten aller Zeiten und Völker; in diesem Museum sieht man auch Wodan, auf einem Throne sitzend, mit dem Gesicht eines alten Gymnasial-Directors, der sich teutsch-wohlgefällig im Barte wühlt.

Das alles aber ist Gift für Kinder, denn es tötet die Schau. Dichtung soll werden in heiligen Weihebildern, aber nicht in Illustrationen. Nur große Meister des Schauens dürfen sich daran wagen, und sie werden es tun mit dem heiligen Schauder der gotischen Meister unsres Mittelalters, wenn sie ein neues Altarbild zu schaffen hatten für ein neues Heiligtum. Wir aber haben fromm uns zu vertiefen in die schwere, dunkle Stimme, mit der die Welt der „Sage" zu uns spricht, und haben unsern Kindern diese Welt zu weisen, damit sie von ihr umgeben seien und diese Welt ihnen Heimat werde von Anfang an. Denn sie ist ja die Welt des geistigen Anfangs unseres Stammes und ist sich dessen bewußt: eines Anfangs freilich nicht in der Geschichte, nicht in der gemessenen Zeit, sondern im Irgend-einmal, im Frühlicht der Urzeit, als „Aare schrieen und heilige Wasser vom Himmelsberg rannen". Das ist echter Klang aus unsrer innersten Heimat, durch welche der Weg hinabführt, der uns verbinden mag mit dem heiligen Endelosen: re-ligio.

In diese unsre Welt muß der Sohn Gottes rein und ganz hineingestaltet werden, aber nicht in künstelnder Spielerei, sondern mit dem schweren Mute des Glaubens. Ich weiß, dies läßt sich nicht erzwingen: wir brauchen Zeit. Vor uns liegen Jahrhunderte. An uns aber ist es, jene Schauenden zu wecken, die kommen sollen und wirken sollen nach uns. *Wir* sind nur Erstlinge, die geopfert werden, Vorläufer nur: nicht wir werden es vollenden. Aber *durch uns* die Kommenden! Sie zu wecken und ihre Wege zu bereiten, das sei *unsre* tägliche Tat!

Was aber kann denn geschehen? Und gibt es denn nicht gar viel, das weit nötiger wäre? — Überlegen wir: woher denn kommt es wohl, daß die Juden, die ja doch keineswegs von reiner Artung sind, sondern eine Zuchteinheit aus verschiedenen, von Hause aus einander fremden Artungen, — woher kommt es, daß die Juden an Einheitsgefühl uns weit überlegen sind, den vielleicht reiner Gearteten, den Nordbestimmten? Was ist es, das sie tatsächlich zum „ewigen Volke" gemacht hat? Das ist es: daß ein fester, straff gefaßter Zuchtgedanke ihr Volkstum zusammenhält und durchherrscht, und dieser Zuchtgedanke spricht sich bei ihnen in der denkbar wirksamsten Fassung aus, in die er faßbar ist: in der Fassung des Glaubens, in der Fassung des Heiligen, in der Gestalt einer göttlichen Satzung. Das ist das Geheimnis des Judentumes. Bedenken wir: *uns* muß die Erziehung durch die geistige Welt des Judentums verwirren und verwüsten, weil sie *nicht unsre* Welt ist, nicht erwachsen ist aus unsrem innersten Gesetze. Was soll uns Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zephania, was soll uns Abrahams Schoß? Dies alles ist uns fremd von Grund aus; fremd und verwirrend sind uns schon die Klänge der Namen. *Die Juden* aber muß der Blick in diese Welt gerade festigen: es ist ja die Welt, die sie, die Juden, geprägt und geschaffen haben aus dem Gesetz ihrer Seele, und die nun wiederum die jüdischen Seelen prägen und erziehen mag, reinlich, echt, d. h. immer mit Eigenem: jüdisch Eigenem. So ist denn, obschon

sie selbst an Artung meist nicht rein sind, ihr Glaube rein und reinigend (nämlich: die Juden reinigend) in all seiner Fassung und Weise; rein sind sie durch Entscheidung[1]), die aber nicht (wie bei uns) der Einzelne einsam vollziehen muß in mühsamem Ringen des Erlebens, sondern die für den Einzelnen das strenge „Gesetz" vollzieht, das über dem Volke waltet als eine göttliche Satzung. „Rein" ist hier nicht die Artung selbst von sich aus, sondern die Richtung des Züchtens im Fleische wie im Geist; Artzucht ist ihnen fromme Glaubensübung: der Glaube selber züchtet und hat seinen Züchtungswert, er sichert die Entscheidung für das jüdische Zucht-Ziel bei Kindern und Kindeskindern, dem ganzen „heiligen Samen". Die Juden haben es auf ihre Weise begriffen, daß die Schranken der Artung, die Schranken des Schicksals von Gott geschaffen und somit heilig sind. Sie achten freilich meist nur ihre eigenen (die Schranken jüdischer Entscheidung), die aber unbedingt; darum ist auch der Schlechteste von ihnen immer noch: ein Jude. Beachten wir: in all ihrer Glaubenswelt ist nicht einmal ein fremdes Wort, und wo sie vielleicht etwas übernommen haben, da haben sie's, im Übernehmen schon, so gründlich umgestaltet und verjudet, daß es sogleich ein Eigenes war. Sie sind umgeben und geschützt von einer geschlossenen geistigen Welt nur eigener Prägungen, die alles Fremde ausschließt; und über dem Ganzen waltet ein ehernes Zuchtgesetz, das sich ausspricht in den Formeln und Geboten eines Glaubens. Darin liegt ihre Stärke, ihre Rettung und ihr Sieg.

Wir aber? Was drang uns nicht an Fremdem stets herein ins heilige Land unsrer Seele? Was bricht uns nicht noch immerfort herein von Tag zu Tag? Welch ein Gebiet des geistigen Ausdrucks gibt es noch für uns, das uns nicht durchfremdet wäre: durchsetzt mit fremder Fassung fremden Stoffes, durchsetzt mit fremdem Geist? Von Fremdem durchsetzt ist bei den meisten Deutschen ihre Sprache, von Fremdem ganz durchsetzt ist unser Recht, ist unsre Kunst, durchfremdet und verfälscht ist unser Staatsgebilde, am allerfremdesten jedoch ist unser Glaube. Und wer da weiß, was die Einheit der gearteten Seele mit ihrem artgesetzlichen, eigenen Ausdruck bedeutet, der weiß auch und begreift es mit Schaudern, daß eine geartete Seele notwendig sich zersetzen, gerinnen, entarten muß, wenn sie mit fremdem Ausdruck auf die Dauer geschlagen und verseucht wird, sei es mit fremdem Recht, mit fremdem Staate, fremder Kunst, — am furchtbarsten aber, wenn sie geschlagen wird mit fremder Fassung des Glaubens, mit fremdem Ausdruck im Heiligen. Und so sind wir denn: ringsum Geschlagene! Das Innerste, die Kraft des Glaubens, ist uns entfremdet und verwirrt, weil Gottes Sohn uns nur durch jüdisch-römische Masken ins Antlitz schauen darf. Wie lange haben wir uns gemüht, das Fremdeste doch gläubig zu erfassen! Aber das Ende vom Liede war, daß wir versagten und daß kein fester Glaube mehr in uns lebt. Und dennoch ist gerade dieses Versagen im Glauben das Einzige, was uns noch Hoffnung gibt, denn es lehrt uns: im Innersten sind wir (vielleicht!) noch nicht so ganz zerfremdet. Woher denn käme sonst dieses Sträuben wider das Fremde in uns?

Die römische Kirche hat noch Herrschaft über die Gemüter, weil sie's ihren Gläubigen gar leicht macht: sie bietet ihnen ein festes Regelwerk und eine klare Anweisung zu seinem Gebrauche. Sie fordert strenge Handhabung der Regel und unbedingten Glauben, dafür aber nimmt sie dem Einzelnen alle Verant-

[1]) Zum Begriff der artlichen „Entscheidung" vgl. mein Buch „Die nordische Seele", S. 152 ff. (Ent-Scheidung).

wortung des eigenen Suchens ab. Sie kennt die Macht des geregelten Ausdrucks, die Macht des Exercitiums, d. i. der Einübung im geregelten Glaubensausdruck. Die Schranken der Artungen sucht sie kunstreich niederzubrechen und richtet dafür ein Werk von neuen Schranken eigenen Styles auf. So erzieht sie ihre Gläubigen streng in allen Gebärden dieses Glaubensstyles, denn sie weiß, daß von der Gebärde (d. h. vom Ausdruck) her die Seele erzogen, gebildet werden kann. Und zwar, wenn die anerzogene Gebärde dem eigenen Ausdrucksgesetz der Seele widerstreitet, kann die Seele so — durch Einübung einer ihr fremden Glaubensgebärde — weg erzogen, weg gebildet werden von sich selbst. So erreicht es denn die römische Kirche: erstens, daß sie „katholisch" sei, d. h. allgemein (ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der seelischen Artgesetze, hinweg über alle Schranken der Artungen: eine allgemeine christ-katholische Kirche für Italiener und Deutsche und Neger und Eskimos). Sie uniformiert die Seelen römisch, indem sie erst die echten Schranken der jeweiligen seelischen Artung wegzubilden strebt. Zweitens aber erreicht sie es so, daß da (wenn auch auf römisch) immerhin geglaubt wird, und zwar unbedingt. Denn sie macht ganze Arbeit; darin liegt ihre Größe. Das Exercitium der römischen Kirche entspricht dem „Drill" im alten Heere: jenes „Brust 'raus, Bauch 'rein!" war eine Erziehung zu nordischer Leibeshaltung, war eine nordische Uniformierung der sichtbaren Gebärde und war somit für die nordischen Seelen eine Festigung ihres eigenen, artrechten Styls. Die Feinde (draußen und drinnen), denen die Entnordung und Verwirrung der Deutschen das Ziel sein muß, sie wissen gar wohl, warum sie die deutsche Manneszucht, den sog. preußischen Militarismus, bekämpft und beseitigt haben: es galt, die Nord-Erziehung der Seelen vom Ausdruck her, von der Haltung, der Gebärde her, zu hindern. Die nordische Manneszucht ist hin, der römische Drill ist verblieben.

Die protestantischen Kirchen weisen in sich verschiedene Richtungen auf. Sind diese „orthodox", so sind sie (nach einem Worte Lagardes) vielfach nichts andres als „ein Katholizismus minus des Papstes und einiger anderen, dem Katholizismus eigenen Dinge"; sind sie „liberal", so sind sie meist nichts andres mehr als ein Deckmantel für Freigeisterei und Aufklärichi. In den vorhandenen jüdischen Glaubenstopf (den dort im Grunde längst niemand mehr ernst nimmt) werden alle Cultur-Brocken und Lesefrüchte wahllos hineingeworfen, deren man — als „gebildeter Mensch" — nur immer habhaft werden kann: Fremdes, das immer Fremderes an sich zieht. — Ich weiß recht wohl, daß es auch anderen Glauben gibt unter Männern und Frauen, die sich protestantisch bekennen: ihr Glaube sucht und ist immerfort auf dem Wegt. Sie wissen, daß Luthers gewaltige Tat nur ein Anfang war und keine Vollendung. Aber dem Anfang folgte nichts, und der Glaube ist selten geworden.

Dies haben wir nun erkannt: der Ausdruck, zu welchem die Seele erzogen wird und den sie somit empfängt von ihrem Erzieher, er wird der Seele zum Schicksal. Die Seele wird erzogen zu sich selbst, wenn sie ausgebildet wird in ihrem eigenen, artrechten Ausdruck, in ihrer artgesetzlichen Gebärde; die Seele wird verfälscht und wegerzogen von sich selbst, wenn sie geschlagen wird mit fremdem — artfremdem — Ausdruck. Dies haben wir erkannt, und Erkenntnis verpflichtet. Was aber kann denn geschehen? Sollen wir „die alten Götter wieder einführen" mit Haut und Haar? Sollen wir die Satzung eines neuen Vereins für Wodans-Cult (e. V.) entwerfen und uns selbst in den Aufputz vergangener Zeiten hüllen und solcherweise antreten zu einer feurigen

Romantik der Vergangenheit? Ich weiß wohl, es gibt Menschen, die das tun; und es gibt seltsamerweise Menschen, die mir zutrauen, auch ich wolle dies empfehlen. Seltsam ist diese Meinung, denn all meine Arbeit ist darauf gerichtet, die Schranken und Scheiden des Schicksals zu ergründen; und nun sollte meiner Weisheit letzter Schluß wohl dieser sein: daß ich die Schicksale aus anderthalb Jahrtausenden weglügen wolle und die Geschichte verhüllen wolle mit alten Gewändern? Nein — nicht um Vereins-Statuten und um alte Götter ist es mir zu tun, sondern um *den alten Gott*, den ewig eigenen, den man uns viele Jahrhunderte lang verhüllt und weggelogen hat mit fremden Gewändern, sodaß er uns entfremdet wurde und wir ratlos und schließlich gottlos geworden sind und schicksalsblind und auf den Weg geraten, schicksallos zu werden. Den alten Gott, den gilt es zu enthüllen in nordisch gestaltender Schau!

Und weil das Suchen nach diesem Gotte (*unserm* Gott, d. h. Gott faßbar unsern Augen) schon in der frühen Gottschau unsrer fernen Ahnen lebt, viel reiner als in den Zeiten geistiger Durchfremdung, die dazwischen lagen, so werden wir mit schwerem Ernste uns versenken müssen in diese kindhaft-mutige Schau der Frühzeit; nicht, um ihre Gestalten in zeugungsschwacher Romantik nachzuahmen und unheldisch das Schicksal wegzulügen, das nun einmal zwischen uns und ihnen liegt, sondern vor allem: um uns Mut zu schöpfen zu eigener, neuer, voll-heldischer, voll-nordischer Schau. Das nenne ich: den alten, immer-neuen Gott enthüllen. Nicht Odin, der unter dem Schicksal steht, reifend und rufend zum Untergange, aber einen, der — wie Odin — vom Endelosen ins Endelose drängt durch tausend Untergänge; den Gott, der auftragt über alles Schicksal und allem Schicksal gebietet: der ein König der Schicksale sei; den Gott, den Ganz-Andern, der nicht ein Nachbar ist und nicht ein Welt-Genosse. Denn das eint ja die Menschen (und nicht sie allein: mit ihnen auch die Tiere und alles, was in „dieser Welt" der Schranken des Schicksals lebt) — das eint sie: daß sie alle „Welt"-Genossen sind, die Schicksal haben, wenn auch alle ein andres. Und dies trennt sie alle zugleich: daß jeder von allen ein anderes Schicksal hat. Im menschlichen Erleben also ist das Schicksal der Artung die Grenze, über die hinaus nur leer gedacht, nicht erlebt werden kann. Gott aber ist der Herr aller Schicksale: was *uns* umschließt, dem kann *er* gebieten. Der, welcher sich gottwärts wendet, erhebt sich also gleichsam übers Schicksal. Er lügt es nicht fort, er verneint es nicht oder flieht es gar, sondern er erfüllt es mit einem neuen Sinne und fühlt es nicht als Schranke mehr, sondern *als Gnade*. So in Gott wandelnd, wird ihm aus allem „Du sollst", das hart von innen spricht aus seinem Schicksal, seinem Artgesetze, ein „Du darfst" von Gottes Gnade. Und ihm erwächst ein neues Hochgezeit, eine tiefste, vollendete Weihe. Alle Hochgezeiten im menschlichen Bereiche, alle Feste drängen nach Überwindung der Einsamkeit durch die Gemeinschaft; all ihr höchster Ausdruck ist ein gesteigertes „Wir!" Das Hochgezeit vor Gott kennt nur die eine Stimme noch: „Du Gott!" Es ist das Fest der vollendeten Einsamkeit, durchklungen vom Schauder der Gnade. Denn Gott ist nicht der Andre im selben Bereiche (in der „Welt"), den ich in der Gemeinschaft festlich grüße über die Schicksalsschranke; Gott ist der Herr, der König, der über allen Schranken des Schicksals waltet: er ist der Ganz-Andre, der nicht an mich grenzt, an dem alle Grenze, alles Schranken- und Schicksalswesen sinnlos wird und doch zugleich all seinen Sinn erhält von ihm. Von

ihm wird alle „Welt" gleichsam mit Sinn durchflutet; all ihr Sinn aber zeichnet sich in Schranken ab. Darum ist alles Untergöttliche, die „Welt" der Schranken des Schicksals, doch auch göttlich: denn es empfängt ja all seinen Sinn von ihm. Wer Schranken verletzt und somit Schicksal schändet, der schändet den Herrn aller Schranken des Schicksals mit.

Dann aber, wenn wir endlich so ihn schauen, dann mag es uns mit dem Weiheklang einer alten Sage klingen, daß irgend einmal (wer weiß wann?) Gott selbst, der Schicksalsherrscher, in die „Welt" herabgestiegen ist aus Liebe als „der Sohn". Er ist selber ins Schicksal gekommen, er hat die Bürde des Schicksals selber auf sich geladen und hat das Fest des Schicksals gefeiert. Er hat uns aber nicht mit seiner Herrlichkeit geblendet, sondern ist gekommen umkleidet mit dem Gewand und äußern Schicksal eines Knechtes, damit er uns nicht ferne sei durch Herrlichkeit. Indem er für seinen Schicksalsgang das Gewand eines Knechtes wählte, hat er uns zu Herren gemacht: er zwingt uns nicht zum Glauben, zur Gefolgschaft (dann würden wir ja Sklaven, und das hieße unser Schicksal schänden, und er weiß: da wären wir lieber tot); er dröhnt uns nicht seine Herrschaft in die Ohren, denn das hieße: durch Furcht uns rufen und durch Lohnbegier; er ruft uns sehr leise und raunt uns das Geheimnis seiner Herrschaft still ins Ohr. Wir haben die Wahl, ob wir den Knecht, der sich den „Sohn", den Helden Gottes und Gott selber nennt, ob wir ihn verachten wollen als einen Narren und Ärgernis nehmen an ihm; oder ob wir ihm folgen wollen in ein Reich, das er uns aufschließt, das nicht von dieser „Welt" ist — ein Reich, an das kein Schicksal hinreicht und wo nichts ist als nur: Er Gott —, ob wir ihm folgen wollen als Gottes freie Herren, aber gleichsam (wie er) im Knechtsgewande, weil ein Gottesfreiherr seinen Glanz nach innen trägt.

Das aber ist das Rätsel, das Geheimnis: daß er, der König über allem Schicksal, zu uns herabgestiegen ist in diese Welt der Schranken. Er hat den Stirnreif der Herrschaft mit der Bürde des Schicksals vertauscht und hat's getan aus Liebe: um uns den Weg zu weisen zu ihm selber. Das ist das Rätsel, das Geheimnis, das keine Wissenschaft ergründen kann mit noch so feiner Forschung, — das nicht der Forschende faßt, sondern nur: der Glaubende.

Über Religion.

Religion ist Erkenntnis aller Pflichten als göttlicher Gebote. Kant.

Die Religion ist das Mark der Gesinnungen eines Menschen. Herder.

Die Zeichen der Zeit sind deutlich genug, mit den Problemen des innersten Wesens des Menschen treten auch die der Religion immer mächtiger hervor, sie werden im kommenden Jahrhundert noch mehr die Gemüter erfüllen. Und in diesen Wandlungen wird sich — vielleicht durch schwere Katastrophen hindurch — erweisen, daß das Christentum nicht nur eine große Vergangenheit, sondern auch eine große Zukunft hat.

R. Eucken.

Bayreuth.

Von Dr. Hans Alfred Grunsky.

Nach einer zehnjährigen, ungewollten Pause finden diesen Sommer, im Juli und August, zum erstenmal wieder die Bayreuther Festspiele statt, die 1914 durch den Kriegsausbruch jäh unterbrochen worden waren. So manchem gaben damals die Aufführungen vom 31. Juli (Fliegender Holländer) und 1. August (Parsifal) einen erhebenden Weihegruß deutschen Glaubens und deutschen Opfermuts als letzten Abschied von der Heimat mit in den Kampf hinaus. Ein Jahrzehnt ungeheuren Geschehens liegt zwischen jenen schwülen Sommertagen und heute. Da besitzt die jetzige Wiedererweckung der Festspiele eine ungewöhnliche Bedeutung. Gaben doch besonders seit 1918 die inneren Feinde Deutschlands ihrer Befriedigung über den angeblichen Untergang Bayreuths immer unverhohlener Ausdruck, allen voran natürlich die Frankfurter Zeitung. „Daß du mich hassest, hör' ich gern. Doch mein Leben auch muß ich dir lassen?" Nun, die Tat beweist, daß Bayreuth, geradesowenig wie Siegfried gegenüber Mime, gesonnen ist, das Leben zu lassen. Das sollte uns mit Freude erfüllen. Das sollte jeden von uns wachrufen, mitzuarbeiten und teilzunehmen an dem großen Werke, welches Bayreuth heißt. Und wirklich ist vielen Bayreuth heute ein Begriff unerschöpflichen Inhalts geworden, voll Glück und voll Hoffnung, sie sind durchdrungen von dem Gefühl, daß es sich hier nicht um eine musikalische Angelegenheit einiger einseitiger Schwärmer handelt, sondern um eine höchste und wichtigste Angelegenheit unserer ganzen Kultur. Aber es muß auf der andern Seite leider auch ausgesprochen werden, daß noch immer vielen, allzuvielen Bayreuth nichts ist als ein leeres Wort. Wir meinen damit weder die breite, ungeformte Masse des Volkes, der dies nicht übel zu nehmen ist, noch jene natürlichen Hasser und Giftspeier — mit ihnen redet man über deutsche Kulturfragen überhaupt nicht —, sondern wir haben all die im Auge, die ihrer ganzen Stellung, Abstammung und Bildung nach mit verantwortlich sind, und die trotzdem abseits stehen, teils aus Gleichgültigkeit, teils aus Vorurteilen, welche aus all den Verleumdungen und Anwürfen stammen, die man so abgeseimt wie gegen Richard Wagner gegen keinen andern großen Deutschen zu verbreiten verstanden hat.

Was ist, was will Bayreuth? Wenn man sagt, in Bayreuth seien alle ein oder zwei Jahre mustergültige und sorgfältigst einstudierte Aufführungen Wagnerscher Werke in einem vom Meister eigens dazu errichteten Festspielhaus zu hören, so drückt sich mit dieser äußeren Tatsache auch nur die sichtbare Außenseite des Bayreuther Gedankens aus, nicht aber die zugrunde liegende Idee, auf die hier alles ankommt. Was Wagner wollte, wofür er sein ganzes Leben gestritten und gekämpft hat, was den Brennpunkt seines gesamten Schaffens und — von der sachlichen Seite gesehen — den Inhalt des Bayreuther Gedankens bildet, ist, soweit sich dies in knappen Worten andeuten läßt, etwa Folgendes:

Es gibt eine Kunst, welche nicht der Zerstreuung, sondern der Sammlung dient, welche nicht unterhalten, sondern erheben will. Diese und nur diese ist berufen, eine lebendige Kulturmacht zu werden. Dazu ist sie vor allen Dingen auch äußerlich abzutrennen und streng zu scheiden von aller Schein- und Afterkunst, ebenso von aller — an ihrem Platz sicher berechtigten — leichteren Zerstreuungskunst. Sie ist zu schützen vor der leisesten Verquickung mit „Geschäft"

und Geldintereſſen. Wenn wir unter dieſem Geſichtspunkt unſern heutigen Theater- und Konzertbetrieb beurteilen, gewahren wir, wie weit wir von wahrer Kultur entfernt ſind, wie wenig es mit dem getan iſt, was ſich heute allerorten als „Muſikfeſte", „Kunſtſommer" uſw. ausgibt. Und dies iſt um ſo trauriger, als es gerade die Muſik und die dramatiſche Kunſt iſt, welche gemeinſchaftsbildend wirkt: Muſik und Drama können von vielen Menſchen gemeinſam erlebt werden, was z. B. bei der bildenden Kunſt in einem ähnlichen Sinn unmöglich iſt.

Es hat nun niemand tiefer geſchmerzt als Richard Wagner, die Kunſt nicht den Platz im Kulturleben einnehmen zu ſehen, der einzig ihrer hohen Würde und ihrer unermeßlichen Aufgabe entſpricht. Bei den Griechen, bei den Schöpfern der Tragödie, war es einſt anders geweſen. Damals gab es eine Zeit, wo Religion und Kunſt aufs innigſte miteinander verbunden waren, wo die Aufführung der großen Tragödien an Feiertagen das ganze Volk zu religiöſen Feſtſpielen verſammelte. Von dieſer Idee der Feſtſpiele zeigte ſich Wagner aufs mächtigſte ergriffen, und ſein heißer Wunſch ging darauf aus, ſie — nicht etwa im griechiſchen Vorbild nachzuahmen, ſondern ſie aus den andersartigen, eigentümlichen Bedingungen unſerer deutſchen Kultur heraus neu zu geſtalten.

Daß der höchſten Kunſt die Stelle unmittelbar neben der Religion gebührt, iſt ein Gedanke, worin ſich Wagner — außer der Verwandtſchaft mit griechiſchem und in gewiſſem Sinn auch mittelalterlichem Fühlen — vor allem als der würdige Nachfolger und Fortführer Schillers bewährt. Es iſt freilich entweder ein böswilliges oder auf Unkenntnis beruhendes Mißverſtändnis, als identifiziere Wagner Kunſt und Religion, oder gar als wolle er die Kunſt als einen Erſatz der Religion anpreiſen. „Das Kunſtwerk iſt die lebendig dargeſtellte Religion", ſagt Wagner, ein Wort, bei dem bemerkenswert iſt, daß es 30 Jahre vor Entſtehung des Parſifals geſchrieben wurde. Das heißt einfach: jedes wahre Kunſtwerk führt uns in einer die Wirklichkeit in der Tiefe erfaſſenden Anſchauung das Hervorbrechen und Sichdurchringen der hohen, ewigen, geiſtigen und göttlichen Mächte und Kräfte lebendig vor Augen. Wagner wußte ſo genau wie jeder religiöſe Menſch, daß das Weſen der Religion darin beſteht, daß man ſie im eigenen Innern, im eigenen Willen hat, beſitzt, verwirklicht, und daß inſofern die „Darſtellung" der „Religion" im Kunſtwerk nur Mittel ſein kann. Aber er wußte auch, daß durch die Unmittelbarkeit des Eindrucks ein großes Drama und beſonders das Muſikdrama in richtiger würdiger Art, am rechten Ort und zur rechten Zeit aufgeführt, den empfänglichen Zuhörer ſo ſehr zu erſchüttern vermag, daß es als eine gewaltige Predigt wirkt. Und ſo iſt es allerdings nach Wagners Auffaſſung die Kunſt, welche in einer Zeit, da ſie nicht mehr und noch nicht mit der Form religiöſen Gemeinſchaftslebens, d. h. mit der Kirche organiſch verbunden iſt, ihre Aufgabe, die Religion vor und aus dogmatiſcher Erſtarrung zu retten, mit um ſo größerem Ernſt zu erfüllen hat.

Man muß von dieſen höchſten Geſichtspunkten herkommen, um den Gedanken der Bayreuther Feſtſpiele an der Wurzel zu faſſen. Hat Wagner nun erreicht, was er wollte? Da muß man denn ſagen, was in der Macht des großen Bayreuther Meiſters lag, hat er mit einer faſt übermenſchlichen Willenskraft durchgeführt und dennoch — *ſein* Bayreuth, wie ihm die große Idee in der Seele brannte, vermochte er nicht zu ſchaffen, durfte er nicht verwirklicht ſehen. Nicht weil er, ſondern weil *wir* verſagt haben. Denn das eben iſt der tiefſte Sinn des Bayreuther Gedankens, daß er ein Verhältnisbegriff iſt, daß er eine ganz beſtimmte Beziehung zwiſchen Kunſt und Volk herſtellen will.

Und damit diese Beziehung Wirklichkeit werde, dazu gehört nicht bloß der Meister, der Schaffende und Schenkende, sondern auch das empfangende, verstehende Element, das Volk. Die Leidensgeschichte Bayreuths zu Lebzeiten des Meisters ist einer der größten Schandflecke deutscher Kultur oder vielmehr Unkultur, der nur noch durch die Preisgabe des Parsifal gegen den letzten tiefbegründeten Wunsch und Willen Wagners (1913) übertroffen wird. Ein Volk, das sein heiligstes Vermächtnis in den Staub wirft und verschachert, ist gewiß wert zugrunde zu gehen. Es hat Wagners hartes Wort: „unsere Religion ist der Gelderwerb" vollauf bestätigt. Freilich war dieses Volk systematisch vergiftet und betrogen worden. Allein zum Betrügen gehören immer zwei. Und die Hauptschuld trifft wieder die Gleichgültigen, die Abseitsstehenden, denen an sich ein Verständnis hätte zugemutet werden können.

Es ist kein schlechtes Zeichen, daß sich unsere Jugend heute in ihren besten Kräften von solcher Vergangenheit mit Ekel abwendet, sie will Neues, sie will Zukunft, sie hat Wotans Wort: „. . . was noch nie sich traf, danach trachtet mein Sinn" auf ihre Fahne geschrieben. Dieser Jugend gilt es heute zuzurufen: richtet eure Augen auf Bayreuth, dort geht es nicht um Vergangenheit und Gegenwart, dort geht es um die Zukunft deutscher Kultur, wie sie weder ist noch war, wie sie aber werden soll und kann, wenn ihr alle mittut und mitkämpft und von dem gleichen ungeheuren Ernst durchdrungen seid, von der Idee der „heiligen deutschen Kunst" wie der Meister von Bayreuth, der mit dem hellsichtigen Blick des Genies unsern heutigen Jammer voraussah, aber auch damals schon die Mittel wies, die einzig uns heraus und weiter aufwärts führen können. Bayreuth ist heute eine Aufgabe, eine schwere, herrliche Aufgabe. Und es ist jetzt an uns, diese Aufgabe zu ergreifen. Bayreuth ist überall da, wo wir dem Heiltum der großen und echten Kunst das Heiligtum bauen, das es vor allem Profanen birgt, und die Gemeinde schaffen, die in der rechten Gesinnung lauscht.

Von der Vergangenheit aber wollen wir aufnehmen, was groß an ihr ist. Wir können Wagner nicht genug dankbar sein, daß er nicht bloß *geredet* hat von der Stellung, die der Kunst gebühre, sondern daß er auch eine unvergleichliche *Tat* vollbracht hat, daß er das Festspielhaus hingestellt hat mitten in eine Welt des Mißverstehens und der Feindschaft hinein als etwas ganz Konkretes, als einen Mittelpunkt, um den jetzt unser Zukunftswille feste Kreise zu ziehen vermag. Dieses Bayreuther Festspielhaus ist ein in seiner Art einzig dastehendes Symbol, denn es ist uns nicht bloß Erinnerung wie etwa die Wartburg oder Weimar, sondern lebendiges Wahrzeichen unseres Kampfes und ein Siegeszeichen für die Zukunft.

Und glücklich dürfen wir uns preisen, daß wir nun bald (1926) — dank der ungeheuren Tatkraft von Frau Cosima Wagner und der treuen Pflege des Bayreuther Erbes durch Siegfried Wagner — auf ein halbes Jahrhundert Bayreuther Festspiele zurückblicken können. Was vermöchten wir heute ohne die vielgeschmähte Bayreuther Tradition, die darin besteht, daß man in Bayreuth nicht jede Modetorheit mitgemacht hat! Jeder Bayreuth Näherstehende weiß, wie ernst man dort in stiller Arbeit stets *vorwärts* gestrebt hat. Ferner dürfen wir nicht vergessen, wievielen es vor dem Krieg zum höchsten Glück des Lebens geworden war, in einer treuen Gemeinschaft von Gleichgesinnten, dem Alltag enthoben, in wahrer Feiertagsstimmung die Offenbarungen der Wagnerschen Kunst ohne alles theaterhafte Beiwerk zu empfangen. Und haben nicht gerade im Geist von Bayreuth die Besten unserer Zeitgenossen ihr ganzes

segensreiches Schaffen verankert? Es seien hier nur die Namen Chamberlain und Hans von Wolzogen genannt, die gerade auch für das Verständnis Wagners Unermeßliches geleistet haben. Was an Bayreuth noch fehlt, haben wir gesagt. Bayreuth ist noch nicht vom Bewußtsein des Volkes in dem Maße ergriffen worden, wie es sich Wagner wünschte. Das liegt nun an uns. Bayreuth bedarf heute mehr als je der „mitschöpferischen Freunde", wie sie sich der Meister ersehnt hatte.

Aber Bayreuth ist nur etwas für Reiche und außerdem etwas Internationales, wo sich sensationslüsterne Ausländer breit machen, so wird einem zuweilen entgegengehalten. Da ist zunächst auf letzteren Einwand zu erwidern: wer nicht begriffen hat, daß Bayreuther Geist durch und durch deutscher Geist ist, der hat von Bayreuth überhaupt nichts begriffen. Bekennen sich nun Ausländer wirklich mit dem Herzen zu Bayreuth, haben sie wirklich erfaßt, worum es dort geht, so bekennen sie sich damit zum deutschen Geist, sie müssen innerlich Deutsche werden, ja sie können sogar, wenn sie in die letzten Tiefen des Bayreuther Gedankens geschaut haben, zu deutschen Führern werden. Wer denkt hier nicht an unsern H. St. Chamberlain! In der Tat haben alle echten Bayreuther unter den Ausländern — sogar Franzosen! (wie Chamberlain bezeugt) — während des Kriegs und nachher Deutschland die Treue gehalten. Das gibt doch zu denken. Wer wollte solchen Ausländern, die in Wahrheit keine sind, Bayreuth mißgönnen! Übrigens freuen wir uns ganz besonders, daß dieses Jahr in Bayreuth neben „Ring" und Parsifal gerade die Meistersinger zur Aufführung gelangen, das deutscheste Werk, das je geschrieben worden ist.

Was nun die Behauptung betrifft, Bayreuth sei nur für Reiche, so ist sie zunächst unwahr. Es ist Tatsache, daß — dank der segensreichen Einrichtung der Stipendienstiftung — noch jeder nach Bayreuth gekommen ist, den es wirklich innerlich hingezogen und der sich ernstlich darum bemüht hat. Und dies ist dieses Jahr nicht anders als früher. Sodann aber ist dazu zu sagen: wer ist denn schuld daran, daß in Bayreuth nicht umsonst gespielt werden kann? Dies nämlich war, ganz im Ernst, Wagners Wille und heißer Wunsch. Man lese doch einmal die für uns so beschämende Geschichte Bayreuths etwa bei Chamberlain nach. Wir allein sind die Schuldigen und heute insbesondere die, welche jene Behauptung aufstellen. Darum eben geht es heute, ob wir jetzt anfangen wollen, uns auf uns selbst zu besinnen und auf das hohe Kulturziel, das uns Wagner gesetzt hat; wir haben heute zu zeigen, ob Wagners große Hoffnung: „zerging' in Dunst das heil'ge Röm'sche Reich, uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst" nichtig war oder nicht. War sie es nicht, dann und nur dann werden wir auch wieder ein Deutsches Reich bekommen.

Damit kommen wir zum Schluß noch auf die Achillesferse Bayreuths, auf die Frage der Unberufenen in Bayreuth. Keinen hat sie tiefer geschmerzt als Richard Wagner selbst. In bezug auf die größere Menge der Zuhörerschaft waren die beiden einzigen Festspiele, die er selbst noch erlebt hat, 1876 u. 1882, für ihn eine der bittersten Enttäuschungen. Wie alle Unberufenen von Bayreuth auszuschließen seien, das ist auch heute noch das Hauptproblem.

Zu seiner Lösung gibt es nur einen Weg, aber auch einen ganz sicheren. Alle äußeren, gewaltsamen Mittel wären hier sinnlos und vollkommen verfehlt. Die Ausscheidung der Unberufenen aus Bayreuth kann nur durch einen inneren Prozeß erreicht werden, dessen Ziel uns als ein vielleicht unerreichbares, aber doch zur Tat begeisterndes Ideal vorschweben möge: wenn einst alle diejenigen, die ihrer Bildung und Stellung nach — auf den Stand kommt es dabei wahrlich

nicht an — mitverantwortlich sind für unsere geistige Kultur — wenn diese alle, vom Bayreuther Gedanken wirklich durchdrungen, sich nach Bayreuth sehnen, alle Gleichgültigkeit, aber auch allen „welschen Dunst" und „welschen Tand" abgelegt haben, und wenn sie schließlich gelernt haben, daß für eine Sache eintreten so viel heißt wie Opfer dafür bringen, dann wird ganz von selbst im Bayreuther Festspielhaus für irgend eine Art von inländischem oder ausländischem Geldpöbel auch nicht ein Platz mehr frei sein, dann wird die unsichtbarte Bayreuther Gemeinde auch ihren vollkommenen sichtbaren Ausdruck gefunden haben und damit jene Beziehung zwischen Volk und Kunst hergestellt sein, für die sich Richard Wagner sein ganzes Leben mit heiligem Ernst eingesetzt hat.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Juli 1924.)

I.

Nun geht das Konferenzfieber wieder einmal durch die Welt. Hinter London taucht sogar schon ein neuer Plan auf, eine Nachkonferenz zu Paris zu veranstalten. Während diese Zeilen geschrieben werden, überschlagen sich die Optimisten in Hoffnungen aller Art, denn nichts tut der Deutsche lieber als die Augen zuzukneifen und sich mit Hoffnungen abzufinden, während es höchste Zeit ist, daß er endlich lernt, sie offen zu behalten und nüchtern die Dinge zu sehen, wie sie in Wirklichkeit sind. Und bis diese Zeilen den Leser erreicht haben, wird — so fürchte ich — der Optimismus abermals einer großen Welle der Enttäuschung Platz gemacht haben.

Der Wortlaut der sogenannten „Einigungsnote", die dem plötzlichen Stützungsbesuch Mac Donalds in Paris bei Herriot entsproß, bildete einen bösen Auftakt für das Folgende. Denn er schob die Frage der Befreiung bzw. Rückgabe der besetzten Gebiete für jeden, der zu lesen verstand, auf unbestimmte Zeit hinaus.

Punkt 6e des Abkommens lautete: „Der Plan, wonach die wirtschaftliche und finanzielle Einheit Deutschlands wieder hergestellt werden soll, sobald die Reparationskommission festgestellt hat, daß der Dawesbericht durchgeführt wurde, wird von der Interalliierten Konferenz ausgearbeitet werden." — Um die Hinterhältigkeit zu begreifen, die in diesem Wortlaut lag, mußte man sich vergegenwärtigen, daß uns mit und nach Versailles regelmäßig unerfüllbare Bedingungen auferlegt wurden, mit der Absicht, uns immer wieder in Lagen zu drängen, die ein neues feindliches Eingreifen ermöglichten. Man muß sich vor Augen halten, daß die Feinde den Krieg geführt haben, um unsere wirtschaftliche Blüte zu vernichten, um unseren Wettbewerb auf dem Weltmarkt unmöglich zu machen und uns als Wirtschaftsprovinz dem Herrschbereich des internationalen Großkapitals einzuverleiben, in dem uns diktiert wird, zu welchen Löhnen, zu welchen Preisen gearbeitet, und welche Menge unserer Erzeugnisse auf dem Weltmarkt abgesetzt wird. Hinter England sowohl wie hinter Frankreich steht letzten Endes der Herrscher aus der New-Yorker Wallstreet, der mit unheimlicher Regie jedes Land der Welt auf besondere Art und Weise in seine Abhängigkeit bringt — mit blutigem oder unblutigem

Bolschewismus, mit Anleihen, parlamentarischem System und allen Methoden der geistigen Überredungskunst.

Um uns ganz in die Hand zu bekommen, sieht ja der Dawes-Bericht „Kommissäre" vor, die unser Eisenbahn- und unser Kredit- und Währungswesen nach ihren Wünschen zu leiten in der Lage sein werden. Die Eisenbahnen werden eine Jahresbelastung von 2500 Millionen Goldmark erfahren. Das ist erheblich mehr, als in den besten Friedensjahren der Reinertrag betrug. Der „Kommissar" wird, wenn die Einnahmen seinem ihm vorgeschriebenen Plane *nicht* entsprechen, nach seinem Gutdünken Tariferhöhungen vornehmen. Er kann die Ertragsmöglichkeit und Ertragsfähigkeit der gesamten deutschen Wirtschaft nach seinem Belieben ausgestalten bzw. abdrosseln. Ja, er kann mit einer gewaltsamen Tarifpolitik das ganze Reich auseinandersprengen. — Der im Dawes-Bericht angekündigte Kommissar über das Kredit- und Währungswesen bekommt die ganze Kontrolle über den gesamten Geschäftsbetrieb der künftigen Zentralbank und damit auch über alle Unternehmungen, die mit dieser Bank in geschäftliche Beziehungen treten. Auch ihm ist dadurch eine ungeheure Macht verliehen, und auch von dieser Seite ist die deutsche Wirtschaft dem feindlichen Zugriff offen preisgegeben. Unter solchen Umständen sollen wir jährlich 2500 Millionen Goldmark für Reparationszwecke aufbringen — eine Leistung, deren Unerfüllbarkeit glatt auf der Hand liegt.

Mit diesen *Tatsachen* muß man die Stimmen des feindlichen Auslandes zusammenhalten, die mit triumphierender Offenheit zugeben, daß zwar die Entwaffnung Deutschlands recht gründlich erfolgt sei, daß aber die unvergleichlich hoch entwickelte deutsche Industrie eine plötzliche Umstellung auf den Kriegsfall immer noch befürchten lasse, *daß daher diese deutsche Industrie einfach vernichtet werden müßte*. Dazu nehme man ferner noch das noch viel weiter gehende Eingeständnis der „American Monthly" aus dem Mai dieses Jahres: „Die Dawes-Vorschläge sind der niederträchtigste Betrug, der der Welt aufgezwungen werden soll, seit Wilson die Falle mit den vierzehn Punkten erfand. Sie verkaufen das deutsche Volk in ewige Leibeigenschaft an die Hochfinanz!" — *Dann* erst, wenn man sich alle diese Dinge klar macht, wird man den Zweck des Pariser Abkommens und der auf ihm aufgebauten folgenden Schritte begreifen. Der Verdacht, daß der Dawes-Bericht gar nicht ernstlich die Durchführung von Reparationen, sondern im Gegenteil nur die Schaffung von *neuen* Gelegenheiten und Handhaben bezweckt, uns für den klar vorauszusehenden Fall der Nichterfüllung — Nichterfüllung aus tatsächlichem Unvermögen! — immer stärker über den Versailler Vertrag hinaus mit neuen „Sanktionen" beglücken oder zum mindesten die alten aufrecht erhalten zu können, scheint eigentlich gar kein Verdacht mehr, sondern dies kann nach allem, was wir seit 1918 erlebten, als Tatsache unterstellt werden. Bei der Zusammenkunft Mac Donald-Herriot siegte restlos der französische Poincarismus, und dieser wollte und will bekanntlich nicht Erfüllung, sondern Macht und Herrschaft.

Unter diesem Gesichtspunkt entschleierte sich der angeführte Punkt *6e* des Pariser Abkommens mühelos: die Reparationskommission wird *niemals* feststellen, daß der Dawes-Bericht von uns durchgeführt *wurde*, und infolgedessen wird sie — mit dem Bedauern des Auguren — *niemals* in der Lage sein, die interalliierte Konferenz aufzufordern, einen Plan auszuarbeiten, nach dem die wirtschaftliche und finanzielle Einheit Deutschlands wiederhergestellt werden soll! Das heißt: die Räumung des besetzten Gebietes ist eben tatsächlich auf völlig unbestimmte Zeit verschoben. Obendrein wollen ja England und Frank-

reich für sich allein fortlaufend einen Austausch in der berüchtigten „Sicherheitsfrage" pflegen. Und bei jeder „Verfehlung" Deutschlands soll sofort die Frage unseres „guten Willens" aufgerollt, und jede „Verfehlung" mit gemeinsamen Mitteln geahndet werden. Und daß „Verfehlungen" nicht ausbleiben, — dafür wird die Unmöglichkeit der Bedingungen des Dawes-Berichtes eben schon sorgen. Zu diesem Zwecke ist sie ja vorgesehen.

Wie Stresemann unter diesen Umständen auf seiner Elberfelder Rede vom 10. Juli mit tönenden Worten noch von einer „Hebung" der deutschen Ausfuhr reden und gar eine neue „Ära der Handelsvertragsverhandlungen" heraufziehen sehen konnte, war gänzlich unverständlich, wie es der anrüchig gewordene Optimismus dieses „Führers" für die Eingeweihten schon längst war. Noch unverständlicher erscheint es allerdings, daß die sonst so gescheiten westdeutschen Industriekapitäne diesem Sirenengesang lauschen konnten, ohne sofort fluchtartig den Versammlungssaal zu verlassen.

2.

Der deutschen Industrie versprach man also neue Ausfuhrmöglichkeiten und Kredite. Über den Zeitpunkt der Gewährung dieser Kredite — das hatte Stresemann in Elberfeld wohlweislich verschwiegen — stand nicht eine Silbe in der Pariser „Einigungsnote".

Und die deutsche Landwirtschaft, die durch Steuer-Bolschewismus und Preisunterbietungen mit dem Weltmarktsgetreide in Lebensgefahr geriet?

Für sie hatte man sich etwas anderes ausgedacht. Oder war es Zufall, daß just unmittelbar vor der Londoner Konferenz durch eine „Indiskretion" des „Vorwärts" — ausgerechnet des „Vorwärts" — der Entwurf einer Zollvorlage der Reichsregierung an die Öffentlichkeit kam? Denkbar ist es, daß das Marxistenblatt, obschon die Vorlage naturgemäß besonders vertraulich zu behandeln war, gar nicht einmal so sehr *gegen* den Willen der Regierung deren Geheimnis ausplauderte. Dadurch wurde eine Lage geschaffen, die den Deutschnationalen, mit ihrem starken agrarischen Einschlag, die Stimmung zweifelsohne verbessern mußte, während die Marxisten und Internationalisten mit der Zollvorlage sozusagen einen Zankapfel in die Hand bekamen, den sie auch prompt zwischen Rechts und Links in die Debatte warfen, so daß die Regierung eine entrüstete Linke und eine geschlossene Rechte gegeneinander ausspielen konnte, — wie sie wollte.

Gleichzeitig setzten auffällige Anbiederungsversuche der Stresemänner an die Deutschnationalen ein. Die nahe Zukunft wird lehren, ob sie ehrlich gemeint waren. Im allgemeinen konnte man nicht die Vermutung unterdrücken, daß der Schrei nach dem „Großen Bürgerblock" der begreifbaren Sehnsucht entstammte, die Verantwortung für die Entscheidung über das Dawes-Gutachten mit auf andere Schultern zu wälzen, zum mindesten der taktischen Erwägung, man müsse mit dieser Entscheidung, ganz gleich, wie sie ausfalle, nicht nur sich selbst, sondern womöglich auch noch der Nachbarpartei rechts die nächsten Wahlen belasten. Möglich ist auch, daß man mit der offenkundig betonten Schwenkung nach rechts einen Druck auf das feindliche Ausland ausüben wollte — eine Absicht, die man mit Rücksicht auf das große Ganze hätte billigen müssen, wenn der Erfolg ihr entsprochen hätte. Wie die Dinge aber bis heute sich überblicken lassen, scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein. Denn die Londoner Konferenz ist zusammengetreten, *ohne* daß der Hauptbeteiligte, nämlich Deutschland, eine Einladung erhielt, und voraussichtlich wird es nur zu-

gelassen werden, um ein neues Diktat entgegennehmen zu dürfen. — Etwas Erfreuliches durfte man aber beim Rückblick auf die Vorgeschichte der heiß umstrittenen Londoner Konferenz feststellen: die Ausführungsgesetze zum Dawes-Gutachten, deren Annahme von den Feinden im vorhinein, sozusagen ins Blinde, verlangt wurden, kamen vor London nicht zustande. Das war ganz entschieden ein Erfolg der nationalen Richtung, denn eine Festlegung mit ihnen und auf sie, wie sie von den Erfüllungspolitikern so stürmisch verlangt wurde, wäre eine Torheit sondergleichen gewesen! Ein solcher Schritt hätte den Feindmächten nur Material über die allerletzten Grenzen unserer bereits überspannten und erschöpften Leistungsmöglichkeiten gegeben, und sie hätten ganz genau gewußt, wieviel mehr sie zu fordern brauchten, — um neue Erfüllungs u n möglichkeiten zu schaffen. Bei einem wahrscheinlichen Sieg des Poincarismus wären derartige, ins Blaue beschlossene Ausführungsgesetze obendrein wertlose Makulatur gewesen. —

Was nun die Frage der Agrarzölle an und für sich anbetrifft, so sind diese für jeden eine Notwendigkeit, der von dem Gedanken ausgeht, daß in erster Linie der deutsche Mensch im deutschen Staat, die deutsche Wirtschaft auf deutscher Scholle das Wichtigste sind. Wie die Dinge sich unter dem Druck von Versailles und unter dem neudeutschen Steuerbolschewismus entwickelt haben, war ein Auskauf der deutschen Landwirtschaft durch Unberufene und Landfremde zur drohenden Gefahr geworden. Dazu ging man notgedrungen von der intensiven zur extensiven Wirtschaft über, weil die Betriebsmittel einfach aufgezehrt waren. Was die Besiedlung des Landes mit wurzellosen, wirtschaftsunkundigen Elementen unter Verdrängung der durch Überlieferung und Arbeit der Vorfahren mit dem Boden innig verwachsenen, daher auch von Hause aus national und sachlich eingestellten Familien für den Staat und seine Zukunft bedeutet, ist leicht zu ermessen. Jede Revolution hat den Kampf gegen die Überlieferung und deren Träger aufgenommen. Der geistig hochstehende Mittelstand, der in erster Linie mit zu diesen Trägern gehört, ist durch den Inflationsbetrug ausgeschaltet und wird nur in seltenen Fällen noch imstande sein, seinen Nachwuchs so ausbilden zu lassen, daß er für führende Rollen im Staats- und Verwaltungsleben in Frage kommt. Bei Fortdauer der Agrarkrise wären auch die Familien des alten befestigten Grundbesitzes, dessen Söhne seit Jahrhunderten dem Staat redlich und uneigennützig gedient haben, entwurzelt und enteignet worden. Allein schon in rassischer Beziehung wäre das ein unabsehbarer Schaden — eine Auslese im gegenteiligen Sinne, und allein von diesem Gesichtspunkt aus ist ein ausreichender Schutz der heimischen Landwirtschaft, der dafür sorgt, daß die landwirtschaftliche Erzeugung wenigstens die Gestehungskosten deckt, eine selbstverständliche Forderung. Schlimm genug ist es, daß das deutsche Volk heute noch so verbildet und verhetzt ist, daß derlei Dinge nicht vom rassischen, sondern vom engsten Parteistandpunkt aus behandelt werden. Schutz den hochwertigen Familien!

Hier wäre z. B. ein Punkt, bei dem die völkische Bewegung einsetzen könnte, wenn sie ihre Aufgabe groß und richtig erfaßte. Statt dessen zeigt sie, soweit auch sie rein parteimäßig eingestellt ist, immer trübere Merkmale der Zersetzung. Seit dem Putsch vom 8./9. November 1923, der die Ausschaltung Hitlers von der unmittelbaren Führung der Nationalsozialisten infolge seiner Verhaftung zur bedauerlichen aber — für den Fall eines Fehlschlags — unvermeidlichen Folge hatte, haben sich die Dinge in der bayerischen Bewegung reißend nach unten bewegt. Da man lieber auf Schreier und Intriganten, statt auf

erprobte, sachliche Freunde und ehrliche Warner hörte, war dieser Verlauf seit langem vorauszusehen und ist wohl auch in dieser Zeitschrift vorausgesagt worden. Es spielten sich so unerquickliche Dinge ab, seitdem man sich zum Eintritt in Wahlkampf und Parteigetriebe entschloß, daß Hitler, der eine instinktive Abneigung gegen die parteimäßige Einspannung und Aufmachung hatte, sie mit seinem Namen zu decken, müde wurde. Der Kampf der kleinen Geister, der sich zuerst gegen jeden selbständigen, überlegenen Kopf wandte, mußte folgerichtigerweise mit Selbstzerfleischung enden. Nun hat Hitler die Führung niedergelegt. General Ludendorff hat den wirklich herzlich unbedeutenden Apotheker Strasser an seiner Stelle zur Führung kommandiert. Sehr richtig schrieb dazu A. von Oefele in einer norddeutschen Zeitung: „Dies Verfahren erinnert mich an das böse Wort Nietzsches, das besagt, daß ‚Anhänger suchen' nur soviel bedeutet, wie Nullen hinter dem Zähler des eigenen Ichs zu sammeln... Es waren tatsächlich noch viele da, die mehr bedeuteten als der Herr Gregor Strasser. ... Der Herr Strasser wird stets vor General Ludendorff stramm stehen. Das mag Ludendorff angenehm berühren, für die Politik der Völkischen ist eine solche Wahl geradezu katastrophal. Sie vergrämt die wenigen guten Leute, die Verdienste haben, und bringt Ludendorff unnötig in den Verdacht, ein Tyrann zu sein, der nur Kreaturen um sich haben will, die gegen alles, was er sagt, keinen Widerspruch erheben....

Hitler ist bei der ganzen Angelegenheit entschieden zu bedauern. Er muß zusehen, wie ihn die vielgeschäftigen Diätenschlucker beim lebendigen Leib beerben, wie das ideale Streben in klingende Parteimünze umgewandelt wird" [1]).

Ja — Hitler wird viel Bitteres herunterwürgen müssen. Seine Erben jonglieren mit der Behauptung, er würde, sobald er frei würde, wieder die Führung übernehmen. Ich kann mir nicht helfen: das sieht für mich aus wie Hohn von Leuten, die ihn erst durch maßlose Überhitzung der Bewegung in den Novemberputsch hineingehetzt und nun, wo er für sie gefangen sitzt, kaltblütig ausgeschaltet haben. Hitler glaubte Ludendorff, Ludendorff glaubte Hitler nötig zu haben. Hinter beiden standen deutlich sichtbar Wulle-Gräfe. Hitler war das erste Opfer dieser fanatischen Politik. Wird die politische Freundschaft Ludendorff-Wulle-Gräfe lange halten? Wenn nein: wer wird das nächste Opfer sein?

Wir wissen es lange: mit Lärm und Paraden ist uns nicht geholfen. Auch die Häufung von Anträgen in den Parlamenten ist noch keine Politik. Die maßlose Überschätzung des Redens und Agitierens müssen wir uns abgewöhnen. Das ist alles nur Aufklärungs- und erste Vorarbeit, allerdings bitter nötige Vorarbeit. Die Umwandlung der Gesinnung vollzieht sich im Stillen, und die Auswirkungen der inneren Umwandlung zeigen sich zuerst im täglichen Leben, im Beruf, im Verhältnis von Stand zu Stand, in der Lebensform und -haltung. Erst wenn wir *hier* eine Besserung spüren werden, können wir von einer lebendigen Wirkung des völkischen Gedankens reden. Bis wir soweit sind, müssen wir geduldig in der Stille weiterarbeiten.

[1]) Ostpreußische Zeitung Königsberg, Nr. 164 vom 15. Juli.

Bücherschau.

Woodrow Wilson: Memoiren und Dokumente. I. Bd. Herausgeg. von R. St. Baker. Übers. von Curt Thesing. Leipzig 1922, Paul List Verlag. 344 S.

Wenn wir das vorliegende Buch mit dem von Lansing „Die Versailler Friedensverhandlungen" (Berlin 1921) und der ausgezeichneten Darstellung von Marag. Rothbarth „Die Großen Vier am Werk" (Berlin 1921) zusammenhalten, so haben wir schon ziemlichen Einblick in die Art, wie das Teufelswerk von Versailles zusammengebraut wurde. Das Werk von Baker bringt sehr viel Neues aus den Privatakten Wilsons und vor allen Dingen den Abdruck der zahlreichen, während des Krieges unter den Ententebrüdern geschlossenen Geheimverträge, von denen Wilson bis zu seiner Ankunft in Paris nicht unterrichtet war, und die es nun galt, so gut es ging, mit den „Grundsätzen der Menschheit", wie sie Wilson verkündet hatte, zu verkoppeln. Uns Deutschen kann es eigentlich ziemlich gleichgültig sein, ob Wilson ein bewußter oder ein „betrogener" Betrüger war, es kommt auf dasselbe heraus, wir müssen den Glauben an ihn und die 14 Punkte auf das Bitterste bezahlen. Die Person Wilsons wird gleichgültig. Baker, der ihn als ehrlich hinstellt und im Gegensatz zu Lansing ihn verteidigt, gibt doch wider Willen die vernichtendste Kritik über Wilson als Politiker, die sich denken läßt. Er bezeichnet ihn als einen Gelehrten und Bücherwurm von Haus aus, der gar nicht imstande gewesen sei, Ereignisse und Persönlichkeiten scharf zu erfassen, was doch erstes Erfordernis für jeden Staatsmann ist, sondern einzig und allein an seine „Grundsätze" dachte. Dabei sei nicht ein einziger seiner Gedanken sein geistiges Eigentum und originell gewesen. Er habe lediglich den Versuch gemacht, die aus dem 18. Jahrhundert stammenden aufklärerischen und demokratischen Grundsätze, auf denen die Verfassung Amerikas beruht, als „Grundsätze der Menschheit" zu einer neuen Weltordnung zu verwenden. Daran habe er mit Starrsinn festgehalten. Da er verrannt war, in den Plan unter allen Umständen den Völkerbund (Covenant) in den Friedensvertrag einzuordnen, konnte man um diesen Preis alles in den Vertrag hineinschmuggeln, wenn nur zum Schein die „Grundsätze" gewahrt blieben. So stand es für Wilson außer allem Zweifel, daß Deutschland unwürdig sei, die Kolonien zu behalten (man lese S. 202 die in diesem Zusammenhang angeführten übertriebenen Urteile von Erzberger und Bebel über die deutsche Kolonialverwaltung!!); der „neuen" Ordnung mußte aber dadurch Rechnung getragen werden, daß die deutschen Kolonien nicht geradezu annektiert, sondern unter das Mandat des Völkerbundes gestellt wurden!!! Das setzte Wilson freilich durch, für uns Deutsche ein schlechter Trost. Das Prinzip war aber gerettet.

Immer und immer wieder drängt sich die Frage auf, wie war es möglich, daß die Welt an diesen Mann glauben konnte, derartig dem Irrwahn verfallen, mit einer handvoll inhaltleerer Grundsätze die Welt neu ordnen zu können und wie war es möglich, daß das deutsche Volk vertrauensvoll sein Schicksal in die Hände dieses Mannes legen konnte. Das ist sicher, ein späteres Geschlecht, das an dem furchtbaren Erbe dieses „Glaubens" zu tragen hat, wird das Geschlecht von 1918 um dieses Glaubens verfluchen.

Dr. E. Voigtländer.

E. J. Gumbel: Verschwörer. Beiträge zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde seit 1918. Der Malik-Verlag, Wien.

Der jüdische Dozent der philosophischen Fakultät der Heidelberger Universität, Gumbel, hat es auf 200 Seiten unternommen, die Gefahren der nationalistischen Geheimbünde für ein von der Entente befriedetes Deutschland aufzuzeigen. Die „nationalistischen Geheimbünde" — zu ihnen gehört nach Gumbel die ganze vaterländische Bewegung, angefangen vom Alldeutschen Verband und Schutz- und Trutzbund bis zu den Jugendverbänden wie Wehrkraft, Jung-Deutschland usw., der Deutsche Waffenring ebenso wie der Andreas Hoferbund, die Fichtegesellschaft, der Nationalverband deutscher Offiziere oder der Deutsche Notbund gegen die schwarze Schmach, kurz alles, was es irgendwie wagt, für deutsche Ehre, deutsche Gesittung, deutsche Kultur sich einzusetzen — diese sind es, aus deren Reihen die Mörder der großen „deutschen" Staatsmänner und Führer der letzten ruhmvollen Jahre kamen, hier sinnt man auf Abänderung der heutigen, herrlichen Zeit, die doch so selbstlos Gumbels Rassegenossen mit den äußeren Feinden im Bund Deutschland geschenkt haben, träumt man sogar voll Undankbarkeit von einem, den schönen, gewinnreichen Frieden vernichtenden Kampf;

darum Achtung, Frankreich, und Achtung ihr Hüter und Wahrer und Nutznießer der glorreichen Novemberrevolution, damit nicht eines Tages neues Deutschtum in deutschen Gauen erblüht.

Gumbels Ausführungen wären nicht wert, auch nur mit einer Zeile erwähnt zu werden, enthielten sie nicht neben all seinen Lügen, Entstellungen und Verhetzungen — die Quelle seiner Kenntnis der bayerischen Verhältnisse bilden bezeichnenderweise jene famosen Aufsätze der „Münchener Post", die dem Kenner stets eine unterhaltende Viertelstunde bereiten —, die eindeutige, klare Zielrichtung, die Reichswehr nicht nur herunterzusetzen, sondern auch vor dem Ausland hochverräterischer Bestrebungen zu zeihen. Es liegt vollendeter Landesverrat in Gumbels Streben vor. Hoffentlich bewahrheitet sich die dieser Tage durch die Presse gegangene Mitteilung, daß die Staatsanwaltschaft die Anklage wegen Landesverrat gegen diesen Herrn erhoben hat und ist inzwischen die Beschlagnahme dieses vortrefflichen jüdischen, deutschfeindlichen Sudelwerkes erfolgt. F. W.

Lehrbuch der Demagogie oder Wie werde endlich auch ich Minister? Politische Satire von Kaka. 1924. Druck und Verlag von J. Weixler, Kirchheim-Teck.

Eine flott geschriebene Satire für den werdenden Demagogen, die zwischen den Zeilen viel beherzigenswerten Ernst für alle Kreise birgt. F. W.

Von deutschen Ahnen und Enkeln. Richtlinien aus der Vererbungslehre und Rassenkunde von Prof. Dr. med. Philalethes Kuhn. Verlag E. Beutelspacher u. Co. (M. Heinzmann), Dresden-A. 1.

Der Verfasser, Direktor des hygienischen Instituts der Technischen Hochschule Dresden, hat drei Vorträge veröffentlicht, die er vor Jahresfrist auf Veranlassung des Ausschusses zur Verbreitung der Vererbungslehre in Dresden gehalten hat und Bevölkerungspolitik, Führerfrage, Wahrung des Volkstums betitelt sind. Klar und übersichtlich werden hier in Kürze die Grundtatsachen der Vererbungslehre dargestellt, die Folgerungen und Maßnahmen geschildert, die von einer auf Gesundheit, Wohl und Ertüchtigung des deutschen Volkes und seines wertvollsten Bestandteiles, der nordischen Rasse bedachten Regierung auf bevölkerungspolitischem Gebiet und dem Verfassungsleben getroffen werden müssen. Der Hoffnung, die der Verfasser zum Ausdruck bringt, daß der neue Reichstag manche seiner Forderungen erfüllen werde, vermögen wir uns nicht anzuschließen, da ihm jede Voraussetzung zu einer kraftvollen, auf Erhaltung und Stärkung des Deutschtums abzielenden Politik fehlt. Auf 50 Seiten gibt Kuhn eine Fülle von Anregungen — besonders soll hingewiesen werden auf seine Ausführungen über die gegenseitige Bedingtheit des uns Deutsche am tiefsten berührenden Problems von Volk und Menschheit im dritten Vortrag —, die durchzuarbeiten und durchzudenken uns Pflicht aller nationalen und völkischen Kreise vor allem erscheint. Dann würde gar manches von dem oberflächlichen Phrasentum, das besonders in den Wahlkampfzeiten der letzten Monate eine uns schmerzliche Üppigkeit trieb, ernsthafter, klarer Erkenntnis zum Segen des völkischen Gedankens und damit unseres Volkstums weichen. F. W.

Wilhelm Mauser: Ein deutscher Erfinder. Sein Leben an Hand seiner Briefe dargestellt von Max Ebell. München 1923, C. H. Beck. 193 S.

„Ein Mann der Arbeit und der Pflicht, ein Mann der Kraft wie auch des Glaubens" ist das Endurteil des Herausgebers über den bedeutenden Erfinder und Unternehmer, dessen geistige und sittliche Lebensleistung dem heutigen Geschlecht ein anfeuerndes Beispiel sein kann. H. Zeiß.

Jakob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen. 1864—1893. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1922. XII u. 309 S.

Der Empfänger der hier erstmals veröffentlichten Briefe war 1859—1869 Oberamtmann in Lörrach; dort lernte er Burckhardt kennen. Seine Versetzung nach Bruchsal war die eigentliche Ursache des Briefwechsels, der wertvolle Zeugnisse für die Teilnahme des Historikers an den politischen und kulturellen Fragen seiner Zeit liefert. H. Zeiß.

M. Doeberl: Bayern und Deutschland. Bayern und die deutsche Frage in der Epoche des Frankfurter Parlaments. IX u. 266 S. München u. Berlin 1922, R. Oldenbourg.

Das vorliegende Werk leitet eine Reihe von Einzeldarstellungen der deutschen Politik Bayerns im 19. Jahrhundert ein, die der beste Kenner dieser Epoche, der Professor für bayerische Landesgeschichte an der Universität München, herausgibt. Es verwertet wichtiges Material, das bisher unbekannt war und zum Teil sehr mühsam gesammelt wurde. Der Band bedeutet eine wertvolle Bereicherung der geschichtlichen Literatur. H. Zeiß.

Der Weltkrieg hat uns gelehrt, daß wir in unseren sittlichen Empfindungen mindestens unsicher geworden sind, daß Unklarheiten sich allenthalben herausstellen und daß Bekenntnis gegen Bekenntnis steht — von den Lauen und Halben nicht zu reden.

Die Zeit ist hart geworden — die Menschen aber werden, wenigstens in dem, was sie sagen, immer weicher. Viele haben „um des lieben Friedens willen" mehr hingegeben, als nach Auffassung anderer erlaubt ist . . .

Man nennt das: Instinktschwächung.

Peter Bergells Büchlein von der altgermanischen Mädchenseele ist ein Auszug der „feinsten Säfte" aus der Edda — in einer neu geschwellten Sprache, die wie ein neues Reis aus altem Stamme wächst.

(Schriftenausgabe des deutschen akademischen Bundes: Zweite Schrift. Verlag Georg Gornitzka, Berlin-Wilmersdorf, Motzstr. 49.)

Alle hier besprochenen Werke wie jedes andere Buch liefert schnell: **Buchhandlung der „Stimme vom Rhein"**, Verlag Norbert Windfelder, **Köln 23** und **Siegen 1.**

Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth

Von **Leopold von Schroeder †**, Prof. für altind. Philol. u. Altertumskunde, Wien

In Ganzleinen gebd. 7.— Goldmark.

Inhalt: Die Urzeit, ihre Religion und ihr Kultus / Schicksale der arischen Religion im Fortgang der Jahrtausende / Ursprung des Dramas / Mysterium und Mimus / Das arische Mysterium / Mysterienstoffe der Urzeit / Tod und Wiederaufleben des Vegetationsdämons / Drachenstich und Jungfrauenbefreiung / Die Hochzeit der Vegetationsdämonen, himmlische Hochzeit, heilige Hochzeit / Feuerraub, Sonnenraub, Sonnentötung, Wiedergewinnung oder Wiederkehr des Feuers der Sonne, des Hortes / Richard Wagners Ring der Nibelungen / Das wunderbare himmlische Gefäß und Wagners Parsival / Schwanelbenmysterium und Lohengrin / Tannhäuser und der Venusberg / Der fliegende Holländer / Das Prinzip des Wagnerschen Dramas, eine Neugeburt des arischen Mysteriums in vollendetster Form / Tristan und Isolde.

Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform

Mit 140 Abbildungen / Von Dr. phil. **E. Jung** / In Ganzleinen geb. 10.— G.-M.

„Die alten Götter, Wotans Raben, der Fenriswolf, die Nornen, Gnomen und Kobolde, Sonnenrad und Sonnenopfer, Tieropfer und vieles andere mehr in Steinbildern, Säulenköpfen, Kirchentoren usw. nachgewiesen." (Hamburger Correspondent) / „Der reiche Bilderschmuck, die allgemein verständliche Sprache machen das Studium des Buches zu einem Genuß." (Württembergisches Schulwochenblatt) / „Ein ganz wundervolles Buch .... J. schürft tief und erbohrt ganz neue Quellen unseres Volkstums, daß es lustig sprudelt und überall nur so rauscht und strömt." (Der Tag, Berlin)

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4.

Für die Reisezeit im Gebirge:

Alpen-Flora

Die verbreitetsten Alpenpflanzen von Deutschland, Österreich u. der Schweiz

Von Prof.
Dr. Gustav Hegi
in München

Fünfte erweiterte Auflage

Mit 221 farbigen und 43 schwarzen Abbildungen auf Tafeln. / Preis in Halbleinen gebunden Mk. 7.—. Handliches Format / Gewicht 400 Gramm

Für die Reisezeit an der See:

Der Strandwanderer

Die wichtigsten Strandpflanzen, Meeresalgen, Seetiere, Strand- und Seevögel der Nord- und Ostsee. Bearbeitet von

Dr. P. Kuckuck

Dritte erweiterte Auflage herausgegeben von der Biologischen Anstalt auf Helgoland

Mit 225 farbigen und zahlreichen neuen schwarzen Abbildungen auf 32 Tafeln / Preis in Halbleinen geb. 7 M.
Handl. Format / Gewicht 350 Gr.

J. F. Lehmanns Verlag

Wir machen unsere Leser höflichst auf den dieser immer beiliegenden Prospekt der Firma **Hermann Wiechmann Verlag, Buchen**, Giselastraße 21 aufmerksam.

Jeder Deutsche sollte den Sinn und die Herkunft seines Familiennamens kennen. **Deutsche Sippennamen** deutet gegen Vergütung Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Tröltschstraße 4.

Völkische Führer und Ordner

schöpfen die für erfolgreiches Wirken nötigen Kenntnisse der Menschenseele aus dem

„Psychokrat"

(Monatsschrift der Führenden).

Man bestelle Probeheft 9/10 vom 3. Jahrg. für Mk. —.55 beim **Verlag Psychokratie, Hattenheim (Rheingau).** Postscheck: 15727 Frankfurt a/M.

Wilhelm Thost in „Der junge Deutsche": Wir wünschen daß er (der Psychokrat) das deutsche Land weit überflutet, denn er ist ein Segensstrom. — P. Lehmann im „Hammer" Nr. 456: Ich bin mir meiner Verantwortung bewußt, wenn ich alle Hammerleser dringend auffordere, die Zeitschrift zu bestellen, weil jeder, der nach einem höheren, stärkeren Leben strebt, hier unter den anfeuernden Einfluß eines Seelenmeisters gerät. Wecken wir unsere seelischen Energien, und unser Volk wird doch noch der Lichtträger und Lichtbringer der Welt.

Ingenieur-Ausbildung

nach neuesten, bewährten Grundsätzen,
bei billigster Anstalts-Verpflegung.

Technikum Hainichen i. Sachsen

Musik-Instrumente jeder Art

auch Trommeln / Signalhörner / Pfeifen / Grammophone usw.

Gebr. Glaß, Markneukirchen Nr. 50. / Preisliste frei.

Provisions-Reisende gesucht.

❖ Bad Warmbrunn ❖

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. (Bahnstation.) 8 schwefelhaltige, stark radioaktive Thermalquellen. Angezeigt geg. alle Form. v. chron. Gelenk- u. Muskel-Rheum., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenl., b. Nerven-, Frauen- u. Hautkrankh., Kriegsverletzungen. / Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw. Kurzeit Mai-Oktober. / Brunnenversand d. „Neuen" u. „Kleinen" Quelle sowie d. Tafelw. „Ludwigs-Quelle" durch Herm. Kunicke, Hirschberg i. Schl.

Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Durch Werksgemeinschaft zur Volksgemeinschaft

Eine Ansprache an die deutsche Industrie v. Oberfinanzrat **Dr. Bang**

Sonderdruck aus
unserer Monatsschrift Deutschlands Erneuerung 1923, Heft 3.

Goldmarkpreise: Einzelpreis Mk. —.30, 10 St. je Mk. —.20, 100 St. je Mk. —.15, 1000 St. je Mk. —.12.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4.

Das erste Verlagswerk des „Verlags des Bartels-Bundes“ zeigt zum ersten Male die vollständige Zusammenfassung der völkischen Gedichte von Adolf Bartels:

Deutschvölkische Gedichte

von Adolf Bartels

Wohlfeile Ausgabe: Gut broschiert M. 3.—
Vorzugsausgabe: Ganzleinenband M. 6.—
(254 Seiten Umfang)

Das mächtige Anwachsen der deutschvölkischen Bewegung hat die Persönlichkeit Adolf Bartels wieder in den Vordergrund des deutschen Lebens gestellt. Seine „Deutschvölkischen Gedichte“ zeigen in ihren fünf Abteilungen („Hohe Lieder“, „Neue geharnischte Sonette“, „Männer u. Tage“ [Gelegenheitsgedichte], „Zeitgedichte 1915—1924“ und „Politische Kriegsgedichte von Ernst Moritz Arndt dem Jüngeren“) den Dichter als Führer und Seher. Ein „Ernst Moritz Arndt der Jüngere“ fordert hier die volle Aufmerksamkeit jedes Deutschgesinnten. — Das Buch eignet sich in der einfachen Ausgabe für den Massenabsatz, in der besseren Ausgabe vorzüglich zu Geschenkzwecken.

Deutschgesinnte! werbet für den deutschvölkischen Dichter Adolf Bartels.

Umlaufzettel und Bestell-Listen versendet kostenlos auf Verlangen

Verlag des Bartels-Bundes, Leipzig, Roßstraße 5

(Für den Buchhandel vertreten durch
H. Haessel, Kommissions-Geschäft, Leipzig, Roßstraße 5

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freis

Jahrgang Heft 9 September 1924

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Vor Verdun. Von Rudolf Heß .. .. Seite 517
Hypotheken-Aufwertung. Von Prof. Dr. Bredt, M. d. R. .. .. „ 519
Politik für vorgeschrittene und rückständige Völker. Von Dr. Pröbster, Neustadt (Orla) .. .. „ 525
Die Krise in der sozialen Gesetzgebung. Von Dr. Erich Schmidt .. „ 541
Die Zukunft der Landarbeiterschaft. Von Dr. Bruno Herrmann .. .. „ 544
Aus einer deutschen Bücherei .. .. „ 547
Die Sizilianische Vesper .. .. „ 549
Nationale Opposition. Von Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven .. „ 551
Adalbert Stifter und die Revolution. Von Dr. Heinrich Ehl .. .. „ 564
Bild der Lage. Von Dr. Erich Kühn .. .. „ 569
Bücherschau .. .. „ 573

J. F. Lehmanns Verlag / München

Die Huna Edda

Wieland der Schmied

Roman

von

Ludwig Huna

332 Seiten, Preis brosch. Mk. 4.50, Halbleinen Mk. 7.—, Halbleder Mk. 12.—.

Hier ist Urquell und tiefste Wurzel germanischer Art. Das sprüht und braust, das schweigt und starrt um uns wie die große unendlich stumme und doch so beredte germanische Vorzeit. Es ist keine Unterhaltungslektüre, sondern ein nie auszulesendes Buch, das uns mit unendlicher Dankbarkeit erfüllt. Welch ein Weg vom Wieland des alten Simrock bis hierher! Erst dem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts war es vergönnt, die nordische Sagenwelt recht zu erleben, zu verlebendigen. Es ist ein Schicksalsroman, dem man atemlos lauscht, wenn ihn der Skalde Guthorm Sindre in der Halle des Königs Harald von Norge beim glosenden Feuer in einer langen Nacht erzählt. Die nordische Ilias und Odyssee ist erweckt zum Leben.

Mit unendlicher Vertiefung in das Kultur- und Sprachgebiet des Eddakreises hat der Dichter sich eine derartig meisterliche Stoff- und Sprachbeherrschung anzueignen gewußt, daß im Leser die Illusion vollkommen ist. Jetzt in der düsteren Not schenkt uns der Künstler seinen Wielandroman, die schöne Sage von dem künstereichen Schmied, das Lied von Liebe und Tücke. — Das alte Ringmotiv — was vermochte Huna daraus zu gestalten!

Paul Burg in der Leipziger Abendpost.

Huna wirft in diesem Buch einen tiefen Blick in die Seele des Germanen, in sein Ringen nach Licht und Freiheit, das von Ewigkeit her auch heute wieder so lebendig ist.

Grethlein & Co., Leipzig / Zürich

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg, Profeſſor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 89 894 — Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 62 730) — Schweizeriſche Poſtſcheckrechnung III 4845

8. Jahrgang 1924 | Heft 9 | September

Vor Verdun!

Von Rudolf Heß,

(einſtmals Leutnant im 1. bayr. Inf.-R.), z. Zt. in Feſtungshaft zu Landsberg a. L., 2. Aug. 1924.

Durch Monate ſchon tobt
der Kampf im Halbkreis um Verdun.
Die ganze Front entlang raſt wildes Trommelfeuer,
oder beſſer,
heult es gleichwie ein überirdiſcher Orkan,
in dem der Einzelſchlag kaum mehr zu hören.
Oſtlich von Douaumont und nördlich Thiaumont
iſt's erſte Bataillon des erſten Regiments
bereits zum zweiten Male
in dieſem fürchterlichen Ringen eingeſetzt.
Stockfinſt're Nacht,
und kalter Regen rinnt ohn' Unterlaß.
In ihren eingefallnen, ſchlammgefüllten Gräben
hocken die hartgeſottnen alten Kämpfer.
Dazwiſchen weiche Milchgeſichter — Knaben —,
die wen'ge Tage vorher noch,
blumengeſchmückt und ſingend
durch heimatliche Straßen ausmarſchiert.
Beim grellen Licht der Leuchtraketen
ſtarren die Jungen
verſtört auf andre Kameraden,
die ſo unheimlich regungslos im Graben
und auf die Berme hingeworfen liegen,
ſo wächſern-blaß,
Blutſpuren auf den abgeſchabten, lehmig-gelben Röcken.
Verweſungsdünſte,
beißende Schwaden der Gas- und Ekraſitgeſchoſſe,
ſtreifen die fröſtelnden Geſtalten.
Der eine oder andre ſinkt,
auf ſeinen Freund gelehnt,
trotz krachender Granaten
in totenſchweren Schlaf.
Manch Hirn durchfiebert
den wilden Bilderwechſel
des jüngſt vergang'nen Tags:
Der Achtundzwanz'ger mitten in der Marſchkolonne,

der elf zerfetzt zu Boden warf!
Die gellend' Schreie und das dumpfe Stöhnen
des schwergetroff'nen besten Kameraden,
bei dem man nicht verweilen durfte,
weil harte Pflicht nach Vorwärts rief.
Die Chauffour-Schlucht, die Toten-schlucht
mit ihren Tausenden von Spukgestalten,
die liegend, sitzend, knieend,
an Bäume hingelehnt,
des Tages harren, an dem sie
unter der Erde Ruhe fänden.
Denn niemand darf es wagen
die letzte Liebe ihnen zu erweisen,
ohne ihr Schicksal bald zu teilen,
im Höllenfeuer dieser Höllenschluchten ..
Nun graut der Tag.
Die Männer regen sich
und recken sich und straffen sich.
Die Alten halten schärfer Wacht.
Im ersten Morgenlicht erkennen sie
vor sich die Wabengräben,
des Sturmes Ziel in wenig' Stunden nur,
Am Horizonte heben sich
die Panzertürme von Fort Thiaumont am roten Himmel ab.
Durch all das Pfeifen, Dröhnen, Krachen
der beiderseitigen Beschießung,
jaulen die allerdicksten, schwersten Brocken ins Fort hinüber —
Donnerschläge —
die Erde scheint sich schier zu heben,
und himmelhoch steigt eine schwarze Riesenpinie nach der andern auf.
Leuchtenden Auges sehen
die Männer in dem Graben
dies Schauspiel eigner Kraft,
und neue Kraft strömt über in sie selbst.
„He Franzmann, das ist böser Morgen-gruß!
Ihr dort müßt sterben, daß wir leben können,
wir selbst und unser ganzes armes Volk — —"
Da schleicht's und röchelt's in den Lüften neu,
und haarscharf über eingezogne Köpfe
faucht Lag' auf Lage Einundzwanziger
in Feindesgräben ein.
Mit Höllenkrachen wirbeln Steine, Balken
und Menschenleiber durch die Luft.
Das Sturmreif-Trommeln ist's, das nun beginnt.
Von drüben kommt die Antwort — und nicht schlecht!
Staub, Rauch und eine einz'ge Feuer-wand
umgibt die grauen harrenden Ge-stalten.
Jetzt blitzt es auf im eig'nen Graben —
die deutschen Salven sitzen mitten drin!
„Zu kurz — zu kurz!"
Die leuchtend-grünen Kugeln zittern hoch . . .
Vergeblich!
Immer neue Lagen folgen,
und immer neue Leiber zucken schwer getroffen.
Der Tod, der große Unbekannte,
stampft immerfort den Graben lang.
Auch seinen Altvertrauten
spannt er die Nerven zum Zerreißen an,
krampft er mit jedem neuen Schlag den Körper.
„Oh lieber stürmen, — auf der Stelle stürmen —
als länger noch an diesem Ort des Grauens warten!
Nur fort von hier, nur fort!" — —
Da kommt von rückwärts der Befehl:
„Damit die eigenen Geschütze
den nah geleg'nen Feindesgraben
rücksichtslos eindecken können,
ist unsre erste Linie gleich zu räumen.
Zweihundert Meter hinter ihr,
gräbt sich das Bataillon frei im Gelände ein.
Doch bleiben vorn von jeder Kompanie,
bis zu dem Sturm in vierundzwanzig Stunden,
ein Gruppenführer und sechs Mann,
die die Besatzung zu markieren haben."
So kurz und klar wie der Befehl,
so schwer ist er für jeden, der hier führt.

Denn eins ist sicher, komme was da wolle,
die vorne bleiben — bleiben ewig dort,
die finden in dem Graben auch ihr Grab. — —
Hier könnt' der Führer zeigen, daß er Mann,
er, der vorlebte, könnt' hier vorsterben;
doch darf er's nicht, er darf nicht jetzt sich opfern. —
„Freiwill'ge vor!" —
Und sieh, nach kurzem Zögern,
meldet sich hier ein Alter, dort ein Junger,
bis daß die Gruppe steht.
Sie alle wissen, daß sie sich
zum sichern Tode melden.
Starr ihre Züge, blicken sie in's Weite;
hart beißen sie die Zähne aufeinander.
Vielleicht, daß einer nach der Heimat denkt,
nach seinen Wäldern, seinen Bergen.
Vielleicht, daß er noch einmal hin
zu seinem Mädel grüßt. —
Sie melden sich, nicht in dem Rausch von einst —
der Rausch ist längst dahin.
Sie opfern sich, kühl, nüchtern für die andern.
Sie opfern sich — Soldaten für die Heimat. — — —
Am nächsten Morgen war der Sturm ein einzig' stolzer Siegeslauf.
Die Besten vorn im Graben fand man tot.
Und nun bedenkt, gleich diesen,
so gab es viele, viele Tausend and're
im deutschen Heer,
die unbekannt und ungenannt,
als stille Helden starben.
Gedenket ihrer heut am Tag,
da vor zehn Jahren das gewalt'ge Ringen
des besten Heers der Welt begann.
Gedenket dieser Helden unsres Heers,
die größ're Helden, als so mancher war,
des Name Lied und Stein aus alten Zeiten kündet.
Soll er umsonst gewesen sein, ihr Tod?
Sagt „Nein!"
und handelt nach dem „Nein", wenn einst die Stunde da! —
So dankt ihr ihnen.

Hypotheken-Aufwertung.

Von Prof. Dr. Bredt, M. d. R.

Die Zeit der Inflation ist vorbei — hoffentlich endgültig! — und das deutsche Volk steht vor der Tatsache, daß das Nationalvermögen in jenem großen Sumpfe fast restlos verschwunden ist. Zwar besitzt jedermann heute formale Reichtümer, die nach früheren Begriffen schwindelerregend sind, aber sie stehen nur auf dem Papiere; das Erscheinen der Rentenmark bedeutete das furchtbare Erwachen aus einem Morphiumschlafe vorgegaukelten Reichtums.

Nun fragt es sich, wie man sich mit diesem Zusammenbruche der Währung rechtlich und wirtschaftlich abfinden will. Im Sachverständigenberichte von Dawes lesen wir mit entsetzlicher Deutlichkeit, daß unser Deutsches Reich durch die Inflation seine innere Schuldenlast abgestoßen habe. Das bedeutet umgekehrt, daß die ganzen Sparer und Kriegsanleihezeichner das ihre verloren haben. Der Sturmlauf gegen den Haus- und Grundbesitz wurde ebenfalls mit dem namentlich von den Ministern Stegerwald und Hirtsiefer hervorgehobenen Argument begründet, daß die Hausbesitzer ihre Hypothekenlast durch die Inflation verloren haben. Auch im übrigen wurde immer mehr auf die Tatsache hingewiesen, daß auf diese Weise eine große Verschiebung der Vermögen stattgefunden habe, bis schließlich die praktische Frage auftauchte, ob man sich mit

dieser Erscheinung einfach abfinden, oder etwas dagegen unternehmen wolle. Es waren vornehmlich die Hypothekengläubiger, welche unter Führung des Reichstagsabgeordneten, Minister a. D. Düringer den Stein ins Rollen brachten. Die Regierung unternahm dann in der dritten Steuernotverordnung den großen Versuch, die ganze Geldentwertung unter dem allgemeinen Gesichtspunkte der Reichsfinanzen zu regeln. Sie ging dabei von dem Grundgedanken aus, daß die Geldentwertung große Verschiebungen gebracht habe, mit denen man sich vom privatrechtlichen Standpunkte aus abzufinden habe, die aber andererseits den Reichsfinanzen zugute kommen sollen. So steht im Mittelpunkte der ganzen Verordnung der Gedanke der „Aufwertungssteuer". Der Privatmann soll für seine abgestoßenen Schulden dem Reiche eine Leistung machen; der entrechtete Gläubiger aber soll mit einer gewissen Abfindung zufriedengestellt werden. Das ist der Grundgedanke, auf dem sich alle weiteren Einzelheiten der Notverordnung aufbauen.

Auch jetzt traten die Hypothekengläubiger in den Vordergrund der Aktion. Sie lehnten sich entschieden auf gegen die vorgesehene Aufwertung von 15 Prozent, die ihnen zu gering erschien; sie rollten damit aber auch das ganze Problem von neuem auf. Man sagt daher nicht zu viel damit, daß die ganze Aufwertungsfrage von dem Schicksal der Hypotheken abhängig sei. Führt die Aktion der Hypothekengläubiger zu keinem Erfolge, so werden alle weiteren Bestrebungen auf Aufwertung von Obligationen und anderem ganz sicherlich ebenfalls scheitern. Haben aber die Hypothekengläubiger Erfolg, so kann es nicht ausbleiben, daß dann die Frage auch auf alle weiteren Punkte ausgedehnt werden muß. Man tut daher gut, in diesem einen Punkte die Frage der Aufwertung einmal völlig durchzudenken und in bezug auf alle ihre Folgen zu prüfen.

Als die Hypothekengläubiger zuerst in die öffentliche Agitation eintraten, war ihr Gedankengang offensichtlich folgender: Man sah, daß die Hausbesitzer immer noch formelle Eigentümer des Gebäudes waren; man sah auch, daß für die Häuser immer noch ein gewisser Preis bezahlt wurde, wenn auch nur ein kleiner Bruchteil des Friedenspreises; man sah endlich, daß die Hypothek zwar noch auf dem Hause stand, aber völlig entwertet war. So kam man zu dem Schlusse: wenn man nur die Hypothek in Gold aufwertet, kann man aus dem Hause immerhin noch eine gewisse Summe herausholen; das war denn auch das Ziel der Agitation.

Dieser Gedankengang war aber nicht richtig. Tatsache war es allerdings, daß für die Häuser immer noch ein gewisser Preis bezahlt wurde, man mußte aber einmal erforschen, worauf denn dieser Preis beruhte. Zunächst waren es sehr oft rein subjektive Gründe, welche den Käufer zum Abschlusse bewogen; er wollte sich in dem Hause noch eine Wohnung herrichten oder anderes. Lagen nur objektive Gründe vor, so waren sie zurückzuführen nur auf eine Hoffnung auf bessere Zeiten. Man hielt es nicht für möglich, daß der herrschende Zustand verewigt werden könne. Es war die Zeit, in der man die sogenannte „Miete" nicht mehr durch die Post schicken konnte, weil das Porto höher war als der Betrag selbst. Zahllose Hausbesitzer mußten obendrein erhebliche Zuschüsse leisten, und so wurden die Häuser massenweise an Ausländer verschleudert, nur um die untragbaren Zuschüsse zu vermeiden. Aber selbst die Ausländer zogen sich bald zurück, denn sie sahen, daß auch die wenigen hundert Dollar, die sie bezahlt hatten, nicht mehr rentierten. Der Grundstücksmarkt erlahmte wieder, aber immerhin kamen noch Käufe zu einem geringen Prozent-

satz des Friedenswertes zustande. Der Grund war eben der, daß solche, die es aushalten konnten, die Hoffnung auf bessere Zeiten gewissermaßen diskontierten; von irgendeiner Rentabilität konnte gar nicht die Rede sein. So ist es also hier die Frage aller Fragen, ob der Grundgedanke richtig ist, ob man tatsächlich bessere Zeiten für den Hausbesitz erhoffen kann. Ist diese Frage mit einem schlanken Nein zu beantworten, dann fällt auch das ganze Gebäude der Hypothekengläubiger wie ein Kartenhaus zusammen, denn dann ist auch der Verkaufswert der Häuser endgültig dahin.

Die dritte Steuernotverordnung hat diese entscheidende Frage angeschnitten, wenn auch noch kaum gelöst. Wir können heute in etwa übersehen, was die Regierung im Ganzen vorhat. Die hier in Frage kommenden Bestimmungen in den §§ 26—32 führen die bezeichnende Überschrift: „Geldentwertungsausgleich bei bebauten Grundstücken". Man muß sich also klar darüber werden, was hier erreicht werden soll. Dazu ist es aber erforderlich, sich zunächst über das Wesen der Hypothek in diesem Zusammenhange klar zu werden.

Man kann hier absehen von den Nebenarten wie Grundschuld, Rentenschuld und Reallast, bei denen die Rechtslage in diesem Zusammenhange obendrein viel einfacher ist. Es kommt hier vielmehr an auf die Hauptkategorie, die auch am meisten Schwierigkeiten bietet: die Hypothek im engeren Sinne. Diese ist zunächst eine persönliche Schuld, die aber sichergestellt ist durch ein Pfand, nämlich das Immobil. An sich ist zunächst die Schuld bei Fälligkeit einklagbar und vollstreckbar; der Gläubiger braucht sich keineswegs nur an das Immobil zu halten. In dieser Richtung bewegte sich daher auch der erwähnte erste Gedankengang der Hypothekengläubiger. Sie sahen, daß der Schuldner noch einen verkaufsfähigen Wert, das Haus, besaß, und wollten daraufhin ein klagbares Recht auf Rückzahlung des Kapitals in seiner Aufwertung haben. Man konnte aber diesen Gedankengang nicht anerkennen aus wirtschaftlichen Gründen. Wenn seinerzeit eine Hypothek gegeben wurde, geschah es aus der Erwägung heraus, daß der Schuldner freie Verfügung habe über das Haus. Man nahm an, daß er auf Grund dieses Verfügungsrechtes in der Lage sein werde, seine Zinsen zu bezahlen; man nahm aber weiterhin an, daß im Falle der Subhastation der nunmehrige Eigentümer, der ehemalige Gläubiger, seine Zinsen herauswirtschaften werde. In den weitaus meisten Fällen wurde der ganze Hypothekenvertrag gegründet auf den Ertrag des Hauses. Nach diesem wurde zuerst gefragt; nach ihm bemaß man den Wert des Hauses selbst und danach die Güte der Hypothek.

Dieses ganze Fundament ist heute hinfällig durch die Zwangswirtschaft. Der Eigentümer hat gar kein Verfügungsrecht mehr über seinen Besitz; der Ertrag wird vom Staate bestimmt, bzw. abgeschnitten. Damit ist aber auch die Quelle, aus der nach Absicht der Vertragschließenden die Hypothekenzinsen fließen sollten, verstopft. Das ganze Bürgerliche Gesetzbuch beruht in solchem Zusammenhange auf dem Gedanken der Vertragsfreiheit; wird diese aufgehoben, dann entfallen auch alle weiteren Folgerungen, die darauf aufgebaut werden. Der Hausbesitzer hat sich verpflichtet, seine Zinsen zu zahlen, und das Kapital selbst bei Fälligkeit zu zahlen. Nimmt man nun dem Hausbesitzer seine Vertragsfreiheit in bezug auf den Ertrag des Hauses, kann man unmöglich dem Gläubiger seine Vertragsfreiheit belassen in bezug auf die Subhastation. Hier muß eine andere Regelung getroffen werden, welche auf den gegebenen Tatsachen aufbaut, und an dieser Regelung haben beide Teile, Haus-

besitzer und Hypothekengläubiger, dasselbe Interesse. Sie sind keineswegs Gegner, sie sind vielmehr geborene Verbündete.

Wenn die Hypothekenaufwertung überhaupt zur Tat werden soll, kann sie nur aufgebaut werden auf einem Hausbesitz, der die Hypothek überhaupt wirtschaftlich tragen kann. Da aber eben ist der Punkt, wo die dritte Steuernotverordnung einsetzt. Es wird in § 27 zunächst allgemein gesagt, daß die Länder ermächtigt werden, „die Mietzinsbildung abweichend von den Vorschriften des Reichsmietengesetzes zu regeln". Was gilt denn aber überhaupt als „Mietzins" in diesem Zusammenhange? Unter Miete im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs versteht man das Entgelt dafür, daß der Vermieter dem Mieter den Gebrauch der vermieteten Sache während der Mietzeit gewährt (§ 535) und die Sache in einem zu dem vertragsmäßigen Gebrauche geeigneten Zustande erhält (§ 536). Das wesentliche ist also das Entgelt dafür, daß der Eigentümer dem Mieter den Gebrauch der Sache, d. h. hier des Wohnraums, überläßt. Gegenüber diesem Begriffe des Bürgerlichen Gesetzbuches hat sich aber unter der heutigen Zwangswirtschaft ein völlig anderer Begriff der „Miete" herausgestellt.

Nach dem heutigen Stande, dessen zahllose Gesetze und Verordnungen hier nicht angeführt werden können, bekommt der Hausbesitzer heute Prozentsätze der alten Friedensmiete, die als „Zuschläge" bezeichnet werden, obwohl die Friedensmiete nur fingiert wird. Es sind dies: Reparaturzuschläge, für die notwendigen Reparaturen; Betriebskosten für die laufenden Betriebskosten wie Müllabfuhr, Wassergeld, Kanalgebühren und anderes; Verwaltungskosten für die Auslagen bei der Verwaltung, einschließlich Portier, Reinigungsmaterial und vor allem die zahllosen Schreibkosten. Endlich bekommt er gewisse Steuern, so namentlich in Preußen die Hauszinssteuer, von den Mietern ersetzt. Alle diese sog. Zuschläge sollen an sich so bemessen werden, daß der Hausbesitzer seine Auslagen damit decken kann. Es ist keineswegs immer der Fall, namentlich nicht in Preußen, wo die neuerdings bewilligte Pauschalsumme von 62% keineswegs zur Deckung der Auslagen ausreicht. Wo bleibt nun aber bei alledem das, was das Bürgerliche Gesetzbuch „Miete" nennt, das heißt das Entgelt für die Überlassung des Raumes? Begrifflich ist sie allerdings noch vorhanden. Sie besteht nämlich in der „Grundmiete" des Reichsmietengesetzes, d. h. 20% der Friedensmiete — aber in Papier! Sie ist außer Hebung gesetzt, weil man sie nicht mehr zahlen kann; schon eine Briefmarke würde das Millionenfache von ihr ausmachen. Man sieht aber gerade hieraus, daß eine echte Miete heute **nicht** gezahlt wird.

Hier ist die große Lücke in dem ganzen Gedankengange. Die dritte Steuernotverordnung sagt in § 27 Abs. 3:

> „Die Länder haben von der ihnen durch Abs. 1 erteilten Ermächtigung in der Weise Gebrauch zu machen, daß die Mieten allmählich gemäß der Entwicklung der allgemeinen Wirtschaftslage den Friedensmieten angenähert werden. Dabei sind neben den steuerlichen Bedürfnissen der Länder und Gemeinden auch die allgemeinen Interessen, insbesondere an der ordnungsmäßigen Unterhaltung und Instandsetzung der Häuser und die Leistungsfähigkeit der als Mieter in Betracht kommenden Bevölkerungskreise zu berücksichtigen.

Das heißt also: die Mieter sollen bald für ihre Wohnungen solche Zahlungen (um es allgemein auszudrücken) machen müssen, daß die alte Friedensmiete erreicht wird. Aber nun kommt die große Frage: Wer soll diese Zahlungen bekommen? Da setzt denn der Grundgedanke der ganzen Verordnung ein, und

die Antwort lautet zum wesentlichsten Teile: der Staat! In dem, was hier mit „Miete" bezeichnet wird, ist der größte Teil nichts anderes als Steuer, die beim Hausbesitzer eingezogen wird, die aber der Mieter unter der Bezeichnung „Miete" ersetzen soll, alles übrige ist nur Ersatz von baren Auslagen. Daß dies kein Mißverständnis ist, ergibt sich klar aus § 28 Abs. 2:

„Die Steuer soll so bemessen sein, daß durch die Miete mindestens die Betriebs- und Instandsetzungskosten gedeckt werden, die nach den bestehenden Verhältnissen zur Erhaltung des Gebäudes erforderlich sind."

Hier wird mit klaren Worten gesagt, daß die Friedensmiete hergestellt werden soll aus drei Bestandteilen: Deckung der Betriebskosten, Deckung der Instandsetzungskosten, Steuer! Wo bleibt da die Miete im Sinne von § 535 Bürgerlichen Gesetzbuchs? Sie ist eben gar nicht vorgesehen, und wer etwa aus dem schüchternen Worte „mindestens" eine kleine Hoffnung herauslesen will, dürfte den ganzen Geist der dritten Steuernotverordnung wenig kennen. Der Hausbesitzer soll Ersatz seiner baren Auslagen bekommen — mehr nicht! Und in diesen Auslagen ist obendrein die ganze Steuer enthalten, die er zunächst vorlegen muß und dann versuchen muß, von seinen Mietern wieder hereinzubekommen. Von irgend einem Überschuß, einer eigentlichen Rente aus dem Besitz, kann gar keine Rede sein.

Nun fragen wir: aus welchem Ertrage sollen denn nun eigentlich die Zinsen für die zu 15% aufgewertete Hypothek gezahlt werden? Hier gibt die dritte Steuernotverordnung in § 28 Abs. 3 eine verblüffende Antwort: der Hausbesitzer soll beantragen können, daß sich um den Betrag der Zinsen die Steuer vermindert! Das heißt mit anderen Worten: der Staat nimmt den ganzen Überschuß-Ertrag des Hauses für sich in Anspruch und findet seinerseits den Hypothekengläubiger mit 15 der alten Zinsen ab.

Daß diese Lösung unmöglich ist, liegt auf der Hand. Hypothekenzinsen sind privatrechtliche Lasten, die man nicht kurzerhand zu Steuern umstempeln kann. Abgesehen davon, daß es technisch und juristisch ein Unding ist, rührt man damit an die Grundfesten der ganzen bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Es ist der alte Gedanke des Kommunismus, den Privatbesitz zu enteignen und dafür dem Darbenden ein Staatsalmosen zu geben. Für solche Gedankengänge ist Deutschland denn doch noch nicht reif. Aber ganz abgesehen davon ist der Weg auch völlig ungeeignet, den Hypothekengläubigern wirklich zu helfen.

Eine Hypothek hat nur dann einen Wert, wenn sie getragen ist von dem Ertrage und demgemäß vom Werte des Grundstücks. Wenn der Staat erklärt, daß er den ganzen Ertrag des Grundstücks, der die baren Auslagen übersteigt, an sich ziehen will, dann ist der Wert der Grundstücke annulliert. Wer wird denn noch sein Kapital hergeben für ein Haus, von dem der Staat die ganze Rente bezieht, während er selbst noch das ganze Risiko zu tragen hat? Aus welchem Fonds soll denn eine außerplanmäßige Reparatur, wie sie jeder Gewitterstum bringen kann, gedeckt werden? Die Bestimmungen der Absätze 4 und 5 des § 28, die auf gewisse Verheißungen des Staates gedeutet werden können, werden keinen Menschen überzeugen. Also wer soll noch den Mut aufbringen, ein Haus mit irgendwelcher Summe überhaupt zu bezahlen? Was soll aber auch der Hypothekengläubiger mit solchem Hause, wenn er subhastieren läßt, anfangen? Hier ist eben der springende Punkt der ganzen Frage: wenn ein Wert des Hauses vom Staate nicht mehr anerkannt wird, dann hängt auch der ganze Wert der Hypotheken in der Luft, mag die Aufwertung noch so hoch lauten!

Hier ist aber auch der Punkt, wo Hausbesitzer und Hypothekengläubiger vom Staate zusammengeschweißt werden zu einer untrennbaren Interessengemeinschaft. Beide haben das ganz vitale Interesse, daß dasjenige Objekt nicht entwertet werde, von dem sie beide einen Ertrag haben wollen: das Haus! Beide müssen daher zunächst erreichen, daß wieder der Grundsatz anerkannt wird, daß niemand verpflichtet ist, sein ererbtes, erspartes, erarbeitetes Haus den anderen unentgeltlich zu überlassen, daß das Eigentum noch immer ein Begriff ist, der im bürgerlichen Rechte des Deutschen Reiches anerkannt ist. Ist das Haus wieder aufgewertet, bekommt der Hausbesitzer wieder einen Ertrag, der seine baren Auslagen übersteigt, dann soll er selbstverständlich in demselben Verhältnisse auch seine Hypotheken aufwerten. Wer selbst verlangt, daß ihm sein Recht werde, der muß es auch den anderen geben.

Es ist nur noch eine weitere Schwierigkeit zu überwinden. Der Hypothekengläubiger will ja nicht nur seine Zinsen haben, er will auch wenigstens die Möglichkeit haben, das Kapital nach dem Prozentsatze der Aufwertung zurück zu bekommen. Das wird bei den heutigen Geldverhältnissen nur in seltenen Fällen möglich sein. Die meisten Hausbesitzer werden das Kapital nicht schaffen können, und diejenigen, die es aus einem Geschäfte nehmen können, sind nicht zahlreich. Kommt nun aber das Haus zur Subhastation, so ist der Hausbesitzer völlig verarmt, und der Hypothekengläubiger wird in meisten Fällen auf dem Hause sitzen bleiben, aus denselben Gründen. Hier hilft nur folgendes: man muß die Hypotheken gesetzlich umwandeln in Tilgungshypotheken und Vorsorge treffen, daß die Auszahlung des Kapitals gegen Übertragung der Tilgungsquoten durch eine Bank erfolgen kann. So kann man beiden Teilen vermutlich helfen.

Was nun endlich die Mieter angeht, so dürften diese an der ganzen Frage kaum interessiert sein. Ihnen ist nach der klaren Bestimmung der dritten Steuernotverordnung beschieden, bald den Betrag der Friedensmiete zahlen zu müssen. Ob sie diesen Betrag aber an den Staat oder teilweise an den Hausbesitzer zahlen müssen, kann für sie keinen Unterschied bedeuten. Sie haben höchstens das eine Interesse, daß der Hausbesitzer, der nicht nur seine Auslagen bekommt, sondern auch eine wirkliche „Miete", dadurch eher in die Lage kommt, etwas auf das Haus zu verwenden. Ein Hausbesitzer, dem jeder Überschuß abgeschnitten ist, wird hierzu sehr wenig geneigt sein. Die Mieter haben aber noch ein anderes Interesse, und das geht aufs Ganze: Sollen wir überhaupt das Privateigentum noch aufrecht erhalten, oder wollen wir zum Staatskommunismus übergehen? Hier scheiden sich die Wege. Wer sozialistisch denkt, dem wird die dritte Steuernotverordnung sicherlich gefallen, denn sie macht hier ganze Arbeit. Wer aber noch bürgerlich und privatwirtschaftlich denkt, der wird sich sagen, daß hier Interessen auf dem Spiele stehen, die weit über den eigentlichen Gegenstand der Frage hinausgehen. Die Hypothekenaufwertung ist der Punkt, an dem recht eigentlich die Frage der ganzen Rechts- und Wirtschaftsordnung entschieden wird. Hier sind alle Teile gleichmäßig interessiert. Kommt hier eine gesunde Regelung auf bürgerlicher Grundlage zustande, dann kann alles weitere im Anschluß daran in Angriff genommen werden, sogar die letzte Frage der Kriegsanleihen. Kommt aber die Regierung mit ihren Plänen durch, dann sind die Folgen unabsehbar.

Politik für vorgeschrittene und rückständige Völker.

Von Dr. Pröbster, Neustadt (Orla).

Britische Scheinheiligkeit hat sich darüber entrüstet, daß im bolschewistischen Rußland die Politik den wenigen Herrschenden vorbehalten und für die Massen die Propaganda bestimmt ist, als ob das — von Nüancen abgesehen — in den großen westmächtlichen Demokratien anders wäre! Viel bemerkenswerter ist, daß jene meinetwegen bolschewistische Teilung der politischen Betätigung den westmächtlichen Vorkämpfern für Völkerfreiheit und -Recht so zweckmäßig erschienen ist, daß sie daraus seit dem Versailler Diktat den obersten Leitsatz ihrer auswärtigen Politik gemacht haben: Politik ist das Reservat der westmächtlichen Herren der Welt, für die Unterhaltung des profanum vulgus der übrigen Staaten dient die westmächtliche Propaganda mit und ohne Vermittelung der Agenten der Internationalen. Die Unterhaltung der rückständigen Völker ist indes nicht der Hauptzweck dieses Teils der westmächtlichen Propaganda. Der ist vielmehr ihre Narkotisierung oder Anästhesierung, um sie gegen die schmerzhaften Eingriffe der westmächtlichen Herren in ihre Ehre, Gebiete, Finanzen u. a. m. möglichst unempfindlich zu machen. Denn wenn sich die rückständigen Völker auch nicht mehr aktiv im hohen Rat westmächtlicher Politik betätigen dürfen, so werden sie doch nicht kalt ihrem Schicksal überlassen. Kraft ihrer Berufung durch die Vorsehung (manifest Destiny) wissen die Westmächte, was für ihre rückständigen Pfleglinge gut ist, und sie sorgen mit ihrer bekannten Uneigennützigkeit für deren Wohlergehen. Skeptiker behaupten, es sei ein übles Zeichen, wenn der Fuchs um das Lamm ängstlich besorgt ist.

„Gewisse fortgeschrittene Völker sind ernsthaft damit beschäftigt, die hergebrachten Lehren von Demokratie, Fortschritt und Selbstbestimmung einer Revision zu unterziehen. Beschränkungen sind schon diesen und jenen Formen der Freiheit auferlegt worden. So hat der Staat begonnen, charakterschwache Individuen durch Gesetz tugendhaft zu machen, und von da bis zur Reformation charakterschwacher Staaten durch einen benachbarten Überstaat ist nur ein Schritt, und es sieht so aus, als ob auch der bald getan werden würde. Jedenfalls ist das heute die Tendenz des sozialen Gedankens unter denjenigen fortgeschrittenen Nationen, die glauben, daß ihr moralisches Sehvermögen sie für die Aufgabe befähige, die Bedürfnisse ihrer rückständigen Nachbarn zu erkennen und die Mittel und Wege zu deren Befriedigung zu entdecken." Es ist wohl kein Zufall, daß diese von Dr. E. J. Dillon[1]) konstatierte Rückwärtsrevidierung der demokratischen Praxis in Amerika und England — als eine Begleiterscheinung der Beseitigung des preußischen Militarismus auftritt. Die demokratische Phrase hatte damit ihre Aufgabe erfüllt. Jetzt brauchte man nicht mehr ängstlich Rücksicht zu nehmen, — wenigstens, was die Handlungen betraf. Daß die amtlichen und nichtamtlichen Kundgebungen nach wie vor von Versicherungen der Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe überfließen, ist im Zeitalter der alleinseligmachenden Phrase nicht anders zu erwarten, und erinnert unwillkürlich an Lombrosos Bemerkung in seiner Studie über das politische Verbrechen, „daß die geborenen Verbrecher bei Begehung

[1]) Mexico on the verge S. 181.

eines politiſchen Attentats bemüht ſind, ſich einen Überſtrich von Edelmut zu geben und ein moraliſches Alibi zu ſchaffen."

Dem erhabenen Berufe der weſtmächtlichen Vormünder der Menſchheit, die rückſtändigen Völker ihren Zwecken entſprechend zu erziehen, hat die Völkerbundsſatzung in einer Weiſe Rechnung getragen, die zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt. Ich meine den Artikel 22, der von den Mandaten handelt und die Lehre von der moraliſchen Vormundſchaft in das Völkerrecht einführt. Geübt wurde das Mandat allerdings ſchon geraume Zeit vorher. So bezeichnete ſich der franzöſiſche Geſandte Saint René Taillandier, als er im März 1905 dem Sultan von Marokko die ſogenannten franzöſiſchen Reformvorſchläge mitteilte, als Mandatar Europas, und Wilſon machte 10 Jahre ſpäter auf Grund der Monroe Doktrin davon Gebrauch, als er am 2. Juni 1915 an Carranza ſchrieb: „Ich fordere alſo die Führer Mexikos auf zu handeln ... Wenn ſie nicht in der Lage ſind, ihre Zwiſtigkeiten beizulegen und ſich zu dieſem großen Zweck in einer ſehr kurzen Zeit zu einigen, wird meine Regierung gezwungen ſein zu entſcheiden, welche Mittel von den Vereinigten Staaten angewendet werden ſollen, um Mexiko zu helfen, ſich und ſein Volk zu retten." Aber damals fehlte dem „Mandat" noch die moraliſche Weihe. Die erhielt es erſt durch unſer Schuldbekenntnis in Verſailles. Und ſeitdem erleben wir ein moraliſches Kämmerchen-Vermieten, das wirklich erſtaunlich iſt. Es gibt keinen brutalen macht- oder wirtſchaftspolitiſchen Eigennutz der Weſtmächte mehr. An ſeine Stelle iſt deren uneigennützige Fürſorge für das Wohl der Menſchheit getreten. Ihr Beſtreben, ſich Kohlen, Eiſenerze, Petroleumquellen zu ſichern, iſt Moral; ihre Bemühungen, aus machtpolitiſchen Gründen „rückſtändige" Staaten zu zerſetzen ſind Moral, und ſelbſt auf die Lumpen, die ihnen dabei Handlangerdienſte leiſten, vom Schlage der Anspach, Matthes, Smeets und Genoſſen, fällt ein Abglanz der moraliſchen Herrlichkeit ihrer weſtmächtlichen Auftraggeber. Ob es der Moral in dieſer Geſellſchaft wirklich auf die Dauer gefällt?

Der moraliſche Anſtrich iſt auch der Kolonialpolitik zugute gekommen. „Die Koloniſation iſt nicht mehr eine Frage des Intereſſes, ſondern der Pflicht. Man muß koloniſieren, weil es für die Völker wie für die Einzelperſonen eine moraliſche Verpflichtung iſt, die Kräfte und Vorteile, die man von der Vorſehung empfangen hat, für das allgemeine Wohl der Menſchheit zu verwenden. Man muß koloniſieren, weil die Koloniſation zu den Pflichten gehört, die den großen Nationen obliegen, denen ſie ſich nicht entziehen können „sans encourir une véritable déchéance morale", d. i. ohne moraliſch wirklich in Verfall zu geraten. Maurice Beſſon fügt dieſem Ausſpruche Charles Gides, Profeſſors für vergleichende ſoziale Ökonomie an der Univerſität Paris, die Bemerkung hinzu: „Die Möglichkeit, dieſe edle Pflicht zu erfüllen, iſt von den Alliierten den Deutſchen entzogen worden, da ſie unwürdig ſind, an dieſem Werke zum Wohle der Menſchheit teilzunehmen." Die Beibehaltung bzw. Ausdehnung der eigenen kolonialen Eroberungen ſuchen die weſtmächtlichen Theoretiker etwa durch folgende Erwägungen zu rechtfertigen: Eine europäiſche Regierung iſt für die eingeborenen Bevölkerungen beſſer als das Fehlen jeder Regierung. Nun können die kleinen erpreſſeriſchen und grauſamen Gewaltherrſcher, die von den ungebildeten Völkern gewählt oder geduldet werden, nicht als Regierungen gelten. Bei der Durchführung der Koloniſierung wird alſo nichts beſeitigt, was den Namen einer Regierung verdiente, und ſomit das Recht der Nationalitäten nicht verletzt. Es empfiehlt ſich dieſer Theorie, die noch von

Bernard Lavergne in seinem übrigens lesenswerten Büchlein „Le Principe des Nationalités et les Guerres; son application au problème colonial", Paris Alcan 1922 vertreten wird, die Erklärung gegenüber zu halten, in der Jules Cambon im französischen Senat auf die Nachteile der Zertrümmerung der eingeborenen algerischen Behörden durch Frankreich hinwies. Er sagte[1]): „Diese Bevölkerung hat keine eingeborenen cadres mehr. Die großen Häuptlingsbereiche sind zerschlagen worden; aber das arme eingeborene Volk hat dabei nichts gewonnen. Im Gegenteil: da, wo es früher einen großen Häuptling gab, dessen Habgier und Raubsucht in gewissem Sinne durch Freigebigkeit ausgeglichen wurden, gibt es heute 5—6 Häuptlinge, die um so raubgieriger sind, als sie ein geradezu lächerliches Gehalt beziehen."

Die primitiven Völker Afrikas und Asiens können — nach Lavergne — nicht behaupten, daß der koloniale Eroberer das Völkerrecht verletzt habe, indem er sie seiner überseeischen Domäne einverleibte, da sie auf keiner Entwickelungsstufe die fünf Voraussetzungen der Nationalität erfüllen. Als solche Voraussetzungen stellt er auf:

1. den wenigstens von der zahlenmäßigen Mehrheit geäußerten Wunsch, die nationale Autonomie und den nationalen Zusammenhang zu erlangen oder zu bewahren;

2. den früheren Besitz der Stellung eines autonomen Staats oder wenigstens einer unbestreitbaren historischen Formation;

3. die Befähigung, entweder der Elite oder der Masse zur Führung der Regierungsgeschäfte, die sich auf den vier wesentlichen Gebieten: Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Gesetzgebung, Aufsicht der Verwaltung über die Ausbeutung der wirtschaftlichen Reichtümer des Landes und Vornahme der notwendigen öffentlichen Arbeiten zeigt;

4. im Zeitpunkt der Verwirklichung der nationalen Bestrebungen: eine Bevölkerung, die durch ihre Zahl, ein Gebiet, das durch seine Ausdehnung, und Bodenschätze, die durch ihren Reichtum die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit der neuen Nation gewährleisten. Sie muß, wenn möglich besser, mindestens aber ebenso gestellt sein wie die kleinsten gegenwärtigen Staaten Europas: Dänemark, Norwegen, Portugal. Die Bevölkerungszahl von 3 Millionen bildet ein zweifellos zu niedriges Minimum; unter das nicht heruntergegangen werden darf;

5. den Besitz der modernen wissenschaftlichen Kultur, wenn auch nicht in ihren Vervollkommnungen, so doch in ihren wesentlichen Elementen. Sie ist notwendig für die Ausgestaltung der demokratischen Formen und die Erschließung der wirtschaftlichen Reichtümer.

Wenn eine europäische oder koloniale Bevölkerung die Mehrzahl, aber nicht die Gesamtheit dieser Voraussetzungen erfüllt, hat sie ein Recht auf eine „autonomie dégradée", eine abgeschwächte Autonomie, d. h. eine bloß administrative oder wirtschaftliche Autonomie oder eine solche anderer Art, je nachdem ihr Vormund durch Gesetz zu bestimmen geruht.

Das sind die Maschen des juristischen Netzes, in dem die Westmächte die Nationalitätenbewegung für ihre Zwecke eingefangen haben, Zwirnsfäden, über die sie selbst nicht stolpern, wenn es ihr eigenes Interesse erfordert. Sie bilden zusammen mit der Lehre von der moralischen Vormundschaft das Unterfutter des Artikels 22 der Völkerbundssatzung und damit der westmächtlichen Politik

[1]) Nach Berriau in den Renseignements Coloniaux der Afrique Française 1918 S. 88.

gegenüber den rückſtändigen Völkern in dem Zeitalter, das mit dem Verſailler Diktat begonnen hat. „Es iſt etwas Scheußliches — ſagt der aufrechte amerikaniſche Soziologe W. G. Sumner[1]) — wenn ein Staat, der über einem andern Staate ſteht, prüft, ob dieſer für die Autonomie geeignet ſei.“ Er fragt, ob Lynchen, Negerverbrennen, finanzielle Korruption und anderes der Art die Ungeeignetheit beweiſen. „Dann könnte — meint er — jeder Staat, der ſtärker wäre als wir, uns unſere Autonomie wegnehmen, weil wir dafür nicht geeignet wären. Es iſt alſo — ſchließt er — nichts weiter als eine Frage der Macht wie bei allen anderen Gründen, die für das Eingreifen einer politiſchen Körperſchaft in den Bereich einer andern angeführt werden, mögen ſie Humanität, Sympathie, Nachbarſchaft, anarchiſche Zuſtände im Innern oder ſonſtwie heißen.“

Die zweite der Lavergneſchen Vorausſetzungen für das Vorliegen einer Nationalität erhält die richtige Beleuchtung durch einige Bemerkungen, die ein Mitarbeiter des Bulletin du Comité de l'Afrique Française in einem ſeiner Artikel „La Tunisie après la Guerre“[2]) macht. Rodd Balek — unter dieſem Pſeudonym ſchreibt er — iſt kein irgendwer, wenn auch nicht ſonderlich beſcheiden; denn er rühmt ſich, daß ſeine Enthüllungen über die Malteſerfrage und die Arten ſie zu löſen die franzöſiſchen Regierungserlaſſe vom 8. November 1921 über die automatiſche Naturaliſierung der Fremden hervorgebracht habe, der für den Augenblick die Italiener noch entgehen. Er ſagt alſo: „Weil wir nicht eigentliche Eroberer (ſondern nur friedliche Durchdringer) geweſen ſind, will eine gewiſſe Partei (die tuneſiſchen Nationaliſten) in uns nur Gäſte ſehen, während wir doch die Berechtigten ſind, die nach langer Abweſenheit zurückkehrten, die Erben von 800 Jahren lateiniſcher Ziviliſation auf afrikaniſchem Boden. Betonen wir unſer Recht als Miteigentümer! Reſpektieren wir den Koran und den Kalifen, aber laſſen wir den Namen Rom in den lauteſten Trompetentönen erſchallen! Haben wir nicht im letzten Jahrhundert erlebt, daß vergeſſene Völker wie die Bulgaren und Tſchechen in Europa ihre Auferſtehung feierten nur dank wiederaufgefundenen alten Urkunden und wiederaufgefriſchten hiſtoriſchen Erinnerungen? (und dank dem politiſchen Intereſſe fremder Mächte). Verknüpfen wir die zeitgenöſſiſche Periode über die arabiſche Phaſe hinweg mit der Ära der Scipionen, Caeſars, Auguſtus, Trajans, Septimius Severus! Unterlaſſen wir nie die glänzende noch heute in ſovielen Bauwerken ſichtbare Epoche zu feiern, zu der die Vereinigung der Lateiner und Berbern das Land erhoben hatte.“

Unverbeſſerliche deutſche Optimiſten haben ſich durch die Phraſe des Sachverſtändigenberichts von der „Wiederherſtellung der wirtſchaftlichen und ſteuerlichen Einheit des Reichs“ in unbegreifliche Illuſionen wiegen laſſen. Die wirtſchaftliche ohne die politiſche Einheit iſt eben nur eine „degradierte“ Einheit. Wie wenig die Wiederherſtellung der wirtſchaftlichen Einheit ohne die politiſche die Fortſchritte der ſogenannten friedlichen Durchdringung hindert, zeigt Rodd Baleks Hinweis auf die Praxis der franzöſiſchen Könige gegenüber dem von ihnen annektierten Elſaß. „Wenn ein Land alemanniſchen Dialekts und germaniſch-keltiſchen Bluts ſo franzöſiſch wie die Champagne geworden iſt — ſagt er — ſo liegt das daran, daß ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden (1648) bis zur Revolution (1789), d. h. 140 Jahre lang Elſaß tatſächlich als Ausland be-

[1]) War and other Essays p. 349 ff.
[2]) Afr. Franç. 1922 S. 130.

trachtet wurde. Es hatte seine Verfassung und Gebräuche für sich, Zollgrenzen gegenüber Frankreich, keine Zollgrenzen gegenüber dem Reich und unterstand zunächst dem Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, dann dem Staatssekretär im Kriegsministerium, während die alten schon geeinigten Provinzen dem Hause des Königs unterstanden. 140 Jahre geschickter Behandlung — und die Marseillaise entstand in Straßburg." Die französische Eitelkeit übersieht, daß unsere nationale Zersplitterung und Blutarmut sehr wesentlich zu diesem Resultate beigetragen hat.

* * *

1922 ist in Paris eine „Académie des sciences coloniales" gegründet worden, in der das „Comité de l'Afrique Française" durch seinen Vorsitzenden, seinen Generalsekretär und mehrere Mitglieder vertreten ist. Sie soll in die französischen kolonialen Kreise eine Note hoher Kultur und moralischer Ausstrahlung tragen, was besonders im Ausland sehr wertvoll sei. Unter den fünf Punkten ihres Programms interessieren die beiden letzten, in denen auf die Notwendigkeit hingewiesen wird: an dem menschenfreundlichen Werke Frankreichs die besten ausländischen Kolonisten und die besten der in der Bildung begriffenen eingeborenen Eliten zu beteiligen und die Meinung der Intellektuellen in fremden Ländern zugunsten der so oft verkannten kolonialen Tätigkeit Frankreichs, natürlich in gutem Sinn zu beeinflussen. Das Bulletin du Comité de l'Afrique[1]) sieht den eigentlichen Grund der Neuschöpfung darin, daß es notwendig sei, die wichtige Rolle darzutun, die der französische Geist und das französische Gefühl menschlicher und internationaler Moralität in der Kolonisierung spielen. Der Zweck sei in der französischen Kolonisation den Anteil der Wissenschaft und literarischer und geistiger Kultur zu entwickeln und die hohen Ziele französischer Kolonisation im Ausland besser verständlich zu machen, wo sie so oft als öder Merkantilismus oder brutaler Imperialismus verschrieen sei. Es handelt sich also um eine Art Konkurrenzunternehmen der Propagandainstitute Alliance française und Amitiés françaises.

Unter den Legenden, auf deren Verbreitung französischerseits ganz besonderer Wert gelegt wird, steht an erster Stelle die der französischen Beliebtheit. Der frühere auswärtige Minister Gabriel Hanotaux erzählte vor einiger Zeit im Figaro, Kaiser Wilhelm II. habe ihm einstmals einen Ausfrager geschickt, um ihn um Auskunft über ein französisches Propagandainstitut im Ausland zu bitten. Er habe höflich ausweichend geantwortet, aber sein Ausfrager habe trotzdem mit echt deutscher Schwerfälligkeit gefragt: „Wie fangen Sie es nur an, daß Sie Erfolg haben?" Darauf habe er erwidert: „Sagen Sie dem Kaiser: indem wir uns beliebt machen." Marschall Lyautey benutzte ein Frühstück im Institut Colonial 1922 zu folgender Kundgebung: „Trotz sehr vieler Unvollkommenheiten unserer kolonialen Methode verstehn wir eins: die Sympathien der Eingeborenen zu gewinnen. Wie oft habe ich von eingeborenen Untertanen anderer Nationen bei aller Anerkennung der Sicherheit ihrer Rechtspflege und des Umfangs der bei ihnen vorgenommenen öffentlichen Arbeiten sagen hören: „Es wäre uns lieber, wenn wir in materieller Hinsicht weniger vorteilhaft gestellt, aber mehr geachtet wären. Wir dagegen, wir sind in der wirtschaftlichen Erschließung unserer Kolonien vielleicht ein wenig rückständig

[1]) 1922 S. 548.

geweſen. Aber trotzdem haben ſich alle dieſe Raſſen uns ergeben, weil ſie immer gefühlt haben, daß unſer Herz ihnen entgegenſchlug, weil wir ſie nie dünkelhaft, kalt und verächtlich behandeelt n." Und Albert Sarraut, der kürzlich von Poincaré ausgeſchiffte Kolonialminiſter, deſſen 1922 erſchienenes Buch „La mise en valeur des colonies françaises" von Camille Guy als die koloniale Bibel und die charte coloniale de l'heure actuelle bezeichnet wird, er ſagte am 20. März 1922 in der Kammer: „Unſer Kolonialreich iſt ruhig, weil die eingeborenen Bevölkerungen uns lieben und zu uns Vertrauen haben. Sie lieben uns, ſeitdem wir zu ihnen gekommen ſind, um ihnen die Annehmlichkeit und den Schutz des franzöſiſchen Genius zu bringen. Sie lieben uns nicht erſt ſeit der Republik. Sie lieben uns von dem Augenblick an, wo unſere erſten Koloniſten nach den afrikaniſchen und amerikaniſchen Geſtaden kamen. Sie lieben uns, weil ſie geſehen haben, daß durch alle Inſtruktionen der franzöſiſchen Regierung von Ludwig XIV. bis auf unſere Tage derſelbe Zug von Güte und Brüderlichkeit wehte. Sie lieben uns, weil wir zuerſt vor aller Welt die edelſte und menſchlichſte koloniale Doktrin[1]) verkündet haben, die ſich gegen das grauſame Dogma ihrer ewigen Unterordnung, gegen die Teilung der Menſchheit in fortgeſchrittene und ewig rückſtändige Raſſen auflehnte." Sarrauts Ausführungen enthalten mehr Dichtung als nur das eine Stück von einem Dichter, das nach Bismarcks Ausſpruch in jedem Redner ſtecken muß, der auf Zuhörer wirken will. Aber ſie ſtellen wenigſtens die offiziöſe franzöſiſche Propagandawahrheit dar.

Wenn es ſich nur um Ausbrüche unheilbarer galliſcher Eitelkeitskrankheit handelte, um den bekannten Fluch der hohen Meinung, womit der Menſch ſich ſelbſt betrügt, dann könnte man dieſe und ähnliche Kundgebungen mit Genugtuung regiſtrieren, in der Erwartung, daß eine moderne ſizilianiſche Veſper darüber quittieren würde. Aber leider liegen die Dinge nicht ſo, wie es ein harmloſer und leichtfertiger Optimismus in Deutſchland glaubte und wohl auch heute noch glaubt. Die Legende von der Verliebtheit nicht nur der Eingeborenen, ſondern der Welt überhaupt in die Franzoſen wird verbreitet, um Frankreichs Anſpruch auf moraliſche Vormundſchaft über ſie zu begründen. Sie iſt Propaganda, beſtimmt für die Maſſen und die, die nie alle werden; die amtliche franzöſiſche Politik wird nach ganz anderen Geſichtspunkten geleitet. Warum ſind denn alle dieſe Apoſtel der Beliebtheit der Franzoſen ſo ſcharfe Gegner der Aſſimilationspolitik[2]), der Gleichſtellung und Fuſion mit den Eingeborenen? Weil ſie deren haine inassouvie kennen, und weil ſie ſich darüber klar ſind, daß die beiderſeitigen Liebesbeteuerungen nur Sprenkel für die Droſſeln ſind. A. G. P. Martin, ancien officier interprète de l'Armée d'Afrique, officier de la Légion d'honneur, Lauréat de la Société de Géographie de Paris uſw. hat 1923 ein Buch „Quatre siècles d'histoire marocaine" veröffentlicht, das den franzöſiſchen Gralshütern unbequem zu ſein ſcheint. Eine Beſprechung ſeines Buchs in der Afrique Française[3]) veranlaßte Martin unter Bezugnahme auf das Preßgeſetz die Aufnahme einer Berichtigung zu verlangen, in der es a. a. O. S. 568 heißt: „Nach meiner Anſicht haben unſere berufsmäßigen Geſchichtsſchreiber Unrecht, daß ſie ſich nicht genügend auf den fremden Standpunkt ſtellen, um uns mit der genauen Lokalfarbe die Handlungen der fremden

[1]) Wegen der Praxis vgl. Preuß. Jahrbücher 1924 S. 115.
[2]) S. Preuß. Jahrbücher 1924 S. 131, 132.
[3]) 1923 S. 398.

Völker und die Beweggründe zu erzählen, die sie nach ihrer eigenen Sinnesart zu handeln veranlassen; alles ist unter unserem eigenen Gesichtswinkel gesehen und gibt uns falsche Auffassungen. Was hat man z. B. nicht alles von der Liebe unserer mohammedanischen Soldaten für Frankreich geredet und von der Notwendigkeit, diesen „héroïsme filial" im großen Kriege durch die Verleihung politischer Rechte zu belohnen! Wir haben alle vergessen, daß auf die gleiche heroische Hingebung unserer Turkos von 1870 nach der französischen Niederlage 1871 ein fast allgemeiner dreijähriger Aufstand folgte, und daß ein ähnliches Erwachen uns 1918 beschieden gewesen wäre, wenn wir geschlagen worden wären; denn unsere Niederlage hätte unseren mohammedanischen Untertanen gezeigt, daß ihre gegenwärtige Leidenszeit durch Allahs Willen geendet hätte." In einem Artikel der Revue France Maroc[1]) über „Le loyalisme de nos sujets musulmans" wird darauf hingewiesen, daß die eingeborenen Massen in einer abwartenden Haltung geblieben seien und, solange ihre Lebensinteressen nicht zu sehr unter dem Kriege litten, sich nicht aussprechen würden. Der Krieg sei im Gegenteil — meint der Verfasser — durch die Ersparnisse, die die eingeborenen Arbeiter in Frankreich nach der Heimat überwiesen, durch die vom Staate gezahlten Familienunterstützungen und die lohnenderen Lebensmittelpreise für Algerien, Tunesien und Marokko zu einer Quelle des Reichtums geworden. „Halten Sie diesen Zustand aufrecht — sagt er — und Sie können auf die Ergebenheit der Nordafrikaner pochen; ändern Sie ihn und dann nehmen Sie sich in Acht."

Von einem Beispiel wirklicher — Beliebtheit der Franzosen in dem von ihnen so heiß begehrten Tanger berichtet die Afrique Française 1922 S. 352; es heißt dort: „Das Automobil M. de Carbonnels, des französischen Gesandten, überfuhr beim Ausgang der Straße Barchilon ein kleines taubstummes Mädchen. Das Kind wurde sofort aufgehoben und in den Wagen gesetzt, um nach dem Hospital geschafft zu werden. Ein Unteroffizier und einige Soldaten vom Tabor Nr. 2, die vorbeikamen, verboten dem Chauffeur weiter zu fahren. Da kam M. de Carbonnel an die Stelle des Unglücksfalls und gab sich den Soldaten zu erkennen. Aber anstatt sich vor seinem Titel zu verneigen — ich zitiere — pflanzten sie das Bajonett auf, um ihn am Weitergehen zu verhindern, ja sie forderten ihn sogar auf, ihnen zum Posten zu folgen." Ich möchte demgegenüber doch etwas aus meinen Erlebnissen feststellen: Am 17. April 1912 bei Ausbruch der Soldatenrevolte in Fes eilten eine ganze Anzahl mir befreundeter Marokkaner freiwillig nach dem deutschen Konsulat, um sich mir für dessen Verteidigung und die Beschützung der Deutschen zur Verfügung zu stellen. Und als ich nachts in europäischer Tracht mit einem kleinen Trupp bewaffneter Marokkaner vom Konsulat nach meiner Privatwohnung ging, da setzte eine Anzahl aufständischer Soldaten, auf die wir stießen, die schußbereit gemachten Waffen ab, als ich ihnen zurief, wer ich sei. Um keine falschen Illusionen zu erwecken, muß ich indes bemerken, daß der Zusammenstoß nicht so glatt abgelaufen wäre, wenn nicht ein hochangesehener und mir sehr befreundeter Marokkaner, Mohammed Slaui, mich mit seinem Leibe gedeckt und den Kerls zugerufen hätte, daß sie erst ihn umbringen müßten. Es kommt eben nicht so sehr auf die Sympathien der eingeborenen Masse als vielmehr auf die angesehener eingeborener Führer an. Solche Führer zu entdecken und in ihr Interesse zu ziehen, ist die wichtigste Aufgabe der fran-

[1]) 1918 S. 87.

zösischen politischen Agenten. Dabei gefällt man sich nicht etwa in einer dünkelhaften Unterschätzung der Massen, sondern versucht, mit allen möglichen Mitteln auf sie einzuwirken, um — die Führer bei der Stange zu halten.

Maurice Le Glay, früher Capitaine bei der Militärmission des Commandanten Mangin in Fes, dann contrôleur civil, gibt in der Hinsicht ein bezeichnendes Beispiel[1]): „Der Tee — sagt er — ist für den Marokkaner nur ein Vorwand, um Zucker zu vertilgen, und zwar ein angenehmes Mittel, um davon möglichst viel zu vertilgen. Er ist fähig, wirklich erstaunliche Mengen Zucker in sich aufzunehmen. Die Vorliebe für diesen Artikel ist allen Bewohnern des Maghreb gemeinsam. Man ersieht daraus die wirtschaftliche Bedeutung des Zuckers, der in den Kriegsjahren zu einem politischen Faktor allererster Ordnung geworden ist. Der Krieg hatte Frankreich, aber nicht Marokko des Zuckers beraubt. Hätte man dem Eingeborenen seinen Lieblingsartikel entzogen, der — wie er wußte — aus Frankreich kam, so wäre das mit einem Eingeständnis der Niederlage gleichbedeutend gewesen, und keine Widerlegung hätte bei den Marokkanern diese Auffassung zerstören können. Um die uns im allgemeinen feindlichen Völkerschaften, die während des Kriegs von den widerstreitendsten Gefühlen beseelt waren, in Botmäßigkeit zu halten, bedeutete ein Dampfer mit Zucker so viel wie ein Bataillon. Diese summenden Fliegen hätte eine essigsaure Politik nicht verlockt; aber sie versanken im Sirup. Gehörig versüßt kroch ihre Fieberhaftigkeit auf die mit Zuckersirup bestrichene Leimrute, betäubte sich ihr Sinn mit gezuckertem Mandelgebäck, vergaß ihr kriegerischer Geist, soweit sie welchen hatten, den Krieg. Man las keine Kriegsberichte mehr und studierte die Weltlage an der Hand der Konnossemente der Zuckerfabriken. Im Gebirge, bei den Anhängern des Kriegs bis aufs äußerste, spielte der Zucker eine um so nützlichere Rolle, je mehr die Truppen nach Frankreich gezogen werden mußten. Den Nichtunterworfenen erklärte man: Seid artig, bleibt ruhig, glaubt uns auf unser Wort, daß wir Sieger sind; sonst gibt es keine Zuckerkarawane mehr. Schließlich hatte der Zucker noch den Erfolg, die europäische Kolonie bei gutem Mute zu erhalten. Vor dem Kriege diente er den Importeuren als Lockmittel für den Verkauf anderer Artikel. Als die Feindseligkeiten kamen, sicherte man ihnen einen Mindestgewinn von 12% zu. Dieser unerwartete und übrigens rasch überholte Satz veranlaßte sehr viele Leute, sich zu gedulden, und gab ihnen den Mut, das Ende der Feindseligkeiten abzuwarten. Dank dem Zucker hat hier jeder ruhig leben können."

Die Kunst, sich bei den Massen unvermerkt einzuschlängeln, ist von den Franzosen sogar in eine Art System gebracht worden, das man Eingeborenenpolitik nennt. Was das ist, hat man in Deutschland nicht immer richtig verstanden. Eine französische Autorität in Kolonialfragen, M. Chailley, sagt darüber[2]): „Ist denn das Regieren von Europäern und Eingeborenen so verschieden? Die einen wie die andern brauchen Sicherheit, geordnete Rechtspflege und Mittel, um reich zu werden. Sie ihnen verschaffen, mögen sie Europäer oder Orientalen sein, ist Regieren, Verwalten. Warum dafür den besonderen Titel „Eingeborenenpolitik" gebrauchen? Warum solchen Nachdruck auf die Verschiedenheit von zwei Problemen legen, die doch anscheinend identisch sind? Deshalb, weil die Identität nur scheinbar ist. Im Grunde genommen sind zwei Probleme zu lösen. Es mag den Anschein haben, als ob beim Regieren und Verwalten von Eingeborenen jede Regierungshandlung, wie Eisen-

[1]) Le Chat aux oreilles percées S. 104 ff. Vgl. Afrique Française 1922 S. 540.
[2]) Nach Berriau in den Rens. Col. der Afr. Franç. 1913 S. 91.

bahn-, Kanalbauten u. dgl., als Eingeborenen-Politik bezeichnet werden könne. Aber man muß die Verwaltung im eigentlichen Sinn von der Eingeborenen-Politik trennen. Die Eingeborenenpolitik bemüht sich, den eingeborenen Massen einzureden, daß sie sich mit ihnen zu allererst beschäftige. Die Verwaltung hat außer mit ihnen mit den Kolonisten zu rechnen und sich mehr mit den materiellen Interessen zu befassen, während die Politik es mehr mit den moralischen Interessen zu tun hat. Nun kann es manchmal vorkommen, daß die materiellen Interessen der Eingeborenen mit denen der Kolonisten identisch sind, und daß dieselben Maßnahmen beiden nützen. Die moralischen Interessen der beiden Gruppen sind niemals identisch. Um ihnen Genugtuung zu geben, muß man besondere Maßnahmen ergreifen, und die Eingeborenen werden, wenn man sie ergreift, sofort darauf aufmerksam gemacht, daß der Eroberer nur an ihr Wohl gedacht hat. Die wirtschaftliche Lage der Eingeborenen verbessern (manchmal gleichzeitig mit der der Kolonisten) ist Verwaltung; ihre moralischen Interessen respektieren, sie allmählich dahin bringen, die Wohltaten der Fremdherrschaft zu begreifen und sie anzuerkennen, anstatt sie bloß über sich ergehen zu lassen, das ist mehr, das ist Eingeborenen-Politik. Das ist besser als Verwaltung, aber auch schwieriger. Es setzt voraus: den Wunsch und die Fähigkeit, die Eingeborenen zu studieren und zu begreifen, in ihre Einrichtungen und Gefühle, ihre Beweggründe und Absichten einzudringen. Aber es setzt noch mehr voraus, nämlich: den Willen und die Kraft von dem europäischen Vorurteil zu abstrahieren, allgemein angenommene aber irrige Doktrinen zu verschmähen, gewohnten Lösungen aus dem Wege zu gehen und sogar Umwege dem geraden Wege vorzuziehen. Aber oft verlangt die Eingeborenenpolitik noch mehr, nämlich: den Verzicht auf die so angenehme und besonders heute für so leicht gehaltene Rolle, die Vorsehung zu spielen und anstatt der beliebten Praktik des ständigen Eingreifens vielleicht lange auf den rechten Augenblick warten, die Dinge laufen lassen, Stillschweigen beobachten, sich anscheinend der Untätigkeit hingeben, manchmal sogar seinen Volksgenossen Unrecht geben, wie eine Mutter, die in einer Schar lärmender Kinder nur das eigene zu tadeln wagt, ... und dennoch aus dem Zuwarten und der Zurückhaltung keine Regel machen und im günstigen Augenblick die Gelegenheit ergreifen, um unter dem Beifall der Masse die notwendigen und möglichen Veränderungen vorzunehmen."

Sallusts Bemerkung, daß die Herrschaft leicht mit denselben Künsten behauptet werde, mit denen sie erworben wurde, gilt von der durch diese Methoden erschlichenen französischen Herrschaft nicht ohne weiteres; denn ihre moderne Erscheinungsform, das sogenannte französische Protektorat, ist nur ein Durchgangsstadium auf dem Wege zur völligen Französierung. Die mit Unterstützung betrogener oder gekaufter eingeborener Führer gewonnenen Erfolge müssen konsolidiert und ausgebaut werden, und da die Krallen der französischen Sammetpfote hierbei immer fühlbarer werden, so wächst auch die Enttäuschung und das Mißvergnügen der eingeborenen Führer und Massen. Wenn davon nur wenig in die Öffentlichkeit dringt, so erklärt sich das dadurch, daß man sie eben nicht schreien läßt. Mit Bedauern stellt Rodd Balek fest, daß das Tunesien von 1914 von dem von 1921 durch einen tiefen Abgrund getrennt ist. „1914 bestand — sagt er — eine Eingeborenenfrage gewissermaßen überhaupt noch nicht. Voll Ehrfurcht vor der Obrigkeit gehorchte der Tunesier, noch bevor er einen Befehl vernommen hatte. Ein Stirnrunzeln des

wachung der Wälder betraut. Wo ſie lägen, wiſſe er nicht. Aber er müſſe die Notwendigkeit ſeiner Stellung nachweiſen, und deshalb habe er viele Strafen verhängt. „Die Leute haben alſo nichts verbrochen?“ fragte der Gouverneur, und der Vorſteher der Waldhüter konnte nur zuſtimmend antworten.

Es gibt auch großzügigere Methoden der Schwammauspreſſung. In Syrien hat kürzlich eine vom franzöſiſchen Oberkommiſſar eingeſetzte Kommiſſion von Vertretern des Staats Groß-Libanon und des ſyriſchen Bunds mit Abgeordneten des Verwaltungsrats der ſyriſchen Bank über die Erneuerung des Privilegs der Bank verhandelt, das am 24. Oktober 1923 abgelaufen war. „Die Erneuerung des Privilegs iſt im Prinzip bereits bewilligt, das beweiſt die Einſetzung der Kommiſſion“, bemerkte der Beiruter Réveil vom 16. Oktober 1923 zur Beruhigung. Die ſyriſche Bank iſt ein Privatunternehmen, daher die Möglichkeit eines Zuſammenbruchs. Die libaneſiſchen und ſyriſchen Schützlinge Frankreichs wünſchten, daß die franzöſiſche Mandatsmacht amtlich die Emiſſionen der Bank garantiere und dieſe Garantieerklärung auf den Geldſcheinen ſelbſt zum Ausdruck käme. Sie mochten ſich des furchtbaren Krachs der „Banque industrielle de Chine“ im Betrage von 150 Millionen Frs. erinnern, wo trotz der vom auswärtigen Miniſter des Kabinetts Leygues oder Briand (die Sache iſt nie klargeſtellt worden) dem franzöſiſchen Konſul in Hongkong gegebene Verſicherung, „der Kredit Frankreichs im Ausland ſei an den Kredit ſeiner Bankinſtitute geknüpft“, erſt noch ein Votum der Kammer nötig war, um die chineſiſchen Deponenten zu entſchädigen. „Die ſyriſche Bank, Filiale der Banque Ottomane und Mutter unſeres gegenwärtigen Geldes, ſcheint — wie der Berichterſtatter Wadih Torbey in ſeinem Bericht über den Erneuerungsvertrag ſagte[1]) — in den Augen des franzöſiſchen Staats und unſerer (von Frankreich eingeſetzten) Regierung eine Autorität zu genießen, der ihr den Vorrang vor jedem andern Bankinſtitut gibt. Da wir durch die Macht der Verhältniſſe und allbekannte politiſche Gründe gezwungen ſind, mit unſerer Regierung und der Mandatsmacht ſolidariſch zu ſein, ſo betrachte ich ihre Wahl der ſyriſchen Bank als eine Tatſache nationalen Charakters, die den Wünſchen der Mehrheit des libaneſiſchen Volks entſpricht. Da wir durch die Umſtände genötigt ſind, die beiden Grundprinzipien (Wahl der Bank und Emiſſion von Papiergeld) anzunehmen, halte ich nur die Bedingungen der Emiſſion für erörterungsfähig.“ Von Torbeys Bemerkungen zu den einzelnen Artikeln intereſſieren hier diejenigen zu Artikel 9: „Unter der Rubrik Garantie werden allerdings Gold gemünzt oder in Barren und 7% Handelseffekten aufgeführt; aber die einzige Garantie von 93% der Emiſſion iſt in Wirklichkeit und unter verſchiedenen Formen die Unterſchrift des franzöſiſchen Staats.“ Torbey iſt überzeugt, daß der Franc niemals Schiffbruch leiden werde, und ſollte das trotzdem der Fall ſein, und dabei ein Teil des libaneſiſchen Vermögens verloren gehen, ſo hätte — ſagt er — das libaneſiſche Volk nur ſeine Jahrhunderte alte Freundſchaftsſchuld an das franzöſiſche Volk bezahlt.

Eine bemerkenswerte Technik indirekter Beraubung der Eingeborenen hat ſich auf dem Gebiete des nordafrikaniſchen Liegenſchaftsrechts entwickelt. In Tuneſien, Algerien und Marokko gab es bei der franzöſiſchen Eroberung ausgedehnte Staats-, Gemeinde- und Stiftungsländereien, die bei dem fortſchreitenden Verfall der eingeborenen Regierungsgewalt ſchon ſeit geraumer Zeit die

[1]) Le Réveil 11. I. 24.

herausfordern, auch wenn man nicht Verehrer ist. So Seite 88: Die französische Kolonialpolitik sieht in unseren Schützlingen, welches auch immer die Farbe ihrer Haut, die Rückständigkeit ihrer Entwickelung ist, Menschen und nicht eine namenlose Masse von Sklaven, Seelen und nicht Arbeitstiere oder fiskalische Schwämme. Sie unterdrückt nicht, sie befreit; sie erschöpft nicht, sie befruchtet; sie beutet nicht aus, sie teilt."

Am 20. März 1922 mußte Sarraut in der Kammer zugeben[1]), daß in Indochina der Brauch bestand, eingeborene Rekruten, die für Frankreich ausgehoben waren, mit einer „unzerstörbaren Tinte zu kennzeichnen". Er bemerkte dazu: „Nach einer alten Praktik vermutlich aus der Zeit, wo in Seuchenperioden die Eingeborenen zwecks Beobachtung prophylaktischer Maßregeln mit gewissen Erkennungszeichen markiert wurden, verfiel die Militärbehörde auf den ingeniösen Einfall"... Zuruf: sie wie ein Stück Vieh zu stempeln. Sarraut betonte, das Kolonialministerium habe sofort die Abschaffung dieser Praxis telegraphisch angeordnet und am 1. Februar 1922 sei eine diesbezügliche Verfügung im Journal officiel von Indochina erschienen. Die Sarraut'sche Doktrin bedarf also im Einzelfall sehr deutlicher Anregung, um praktisch zu werden. Und daß das Gefühl für die allgemeine Menschenwürde der Farbigen in den leitenden Kreisen anderer französischer Kolonien nicht lebhafter entwickelt ist, zeigt die Anregung des Obersten O. Mernier[2]), die Kreuzungsgelegenheiten zwischen Negern des Sudan und den Berbern der Wüste und Nordafrikas zu vermehren, indem man Regimenter schwarzer Tirailleurs in Nordafrika und algerische, tunesische und marokkanische Polizisten im Sudan stationierte, wodurch außerdem jede Aufstandsmöglichkeit ausgeschlossen würde. „Seit einigen Monaten — schrieb am 4. Dezember 1923 der Beiruter Réveil — werden die Klagen über die schlechte Behandlung der Reisenden durch die Zollbeamten immer häufiger. Unsere Landsleute sind darüber entrüstet. Was sollen die Fremden davon denken! Die Grobheit dieses Empfangs gibt ihnen einen so ungünstigen Eindruck von den Sitten der allgemeinen Verwaltung des Lands, daß sie für lange Zeit einen wahren Abscheu vor allem behalten, was Beamter heißt. Das Gepäck wird zurzeit erst von eigentlichen Zollbeamten und dann von militärischen Zollbeamten durchsucht. Hat der Reisende das Unglück zu protestieren, so wird er mit Beleidigungen überschüttet. Einer der vornehmsten Männer ist geradezu schändlich behandelt worden, weil er sich einfallen ließ, einem Zollbeamten etwas zu erwidern." Und dabei ist Groß-Libanon französisches Mandatsgebiet.

Bei einer Inspektionsreise des verflossenen Generalgouverneurs von Algerien, Jonnart, trug sich — wie Yanguas Messia[3]) berichtet — ein Vorfall zu, der für die französische koloniale Praxis bezeichnend ist. Eine Anzahl Eingeborener mit Zetteln in den Händen drängte sich an den Generalgouverneur heran. Der wehrte seinen Begleitmannschaften ab, die sie zerstreuen wollten, und fragte, worum es sich handle. Die Eingeborenen hatten eine Reihe von Strafverfügungen wegen angeblicher Zuwiderhandlungen gegen forstpolizeiliche Vorschriften erhalten. Der Gouverneur fragte sie: „Wo sind die fraglichen Wälder?" Die Eingeborenen erwiderten: „Wir wissen es nicht." Der den Gouverneur begleitende Bezirksvorsteher wußte es ebensowenig. Der Vorsteher der Waldhüter, den Jonnart dann kommen ließ, erklärte, er sei mit der Be-

[1]) Rens. Col. Afr. Franç. 1922 S. 98.
[2]) Rens. Col. Afr. Franç. 1922 S. 299.
[3]) La Expansion colonial en Africa S. 194.

wachung der Wälder betraut. Wo sie lägen, wisse er nicht. Aber er müsse die Notwendigkeit seiner Stellung nachweisen, und deshalb habe er viele Strafen verhängt. „Die Leute haben also nichts verbrochen?" fragte der Gouverneur, und der Vorsteher der Waldhüter konnte nur zustimmend antworten.

Es gibt auch großzügigere Methoden der Schwammauspressung. In Syrien hat kürzlich eine vom französischen Oberkommissar eingesetzte Kommission von Vertretern des Staats Groß-Libanon und des syrischen Bunds mit Abgeordneten des Verwaltungsrats der syrischen Bank über die Erneuerung des Privilegs der Bank verhandelt, das am 24. Oktober 1923 abgelaufen war. „Die Erneuerung des Privilegs ist im Prinzip bereits bewilligt, das beweist die Einsetzung der Kommission", bemerkte der Beiruter Réveil vom 16. Oktober 1923 zur Beruhigung. Die syrische Bank ist ein Privatunternehmen, daher die Möglichkeit eines Zusammenbruchs. Die libanesischen und syrischen Schützlinge Frankreichs wünschten, daß die französische Mandatsmacht amtlich die Emissionen der Bank garantiere und diese Garantieerklärung auf den Geldscheinen selbst zum Ausdruck käme. Sie mochten sich des furchtbaren Krachs der „Banque industrielle de Chine" im Betrage von 150 Millionen Frs. erinnern, wo trotz der vom auswärtigen Minister des Kabinetts Leygues oder Briand (die Sache ist nie klargestellt worden) dem französischen Konsul in Hongkong gegebene Versicherung, „der Kredit Frankreichs im Ausland sei an den Kredit seiner Bankinstitute geknüpft", erst noch ein Votum der Kammer nötig war, um die chinesischen Deponenten zu entschädigen. „Die syrische Bank, Filiale der Banque Ottomane und Mutter unseres gegenwärtigen Geldes, scheint — wie der Berichterstatter Wadih Torbey in seinem Bericht über den Erneuerungsvertrag sagte[1]) — in den Augen des französischen Staats und unserer (von Frankreich eingesetzten) Regierung eine Autorität zu genießen, der ihr den Vorrang vor jedem andern Bankinstitut gibt. Da wir durch die Macht der Verhältnisse und allbekannte politische Gründe gezwungen sind, mit unserer Regierung und der Mandatsmacht solidarisch zu sein, so betrachte ich ihre Wahl der syrischen Bank als eine Tatsache nationalen Charakters, die den Wünschen der Mehrheit des libanesischen Volks entspricht. Da wir durch die Umstände genötigt sind, die beiden Grundprinzipien (Wahl der Bank und Emission von Papiergeld) anzunehmen, halte ich nur die Bedingungen der Emission für erörterungsfähig." Von Torbeys Bemerkungen zu den einzelnen Artikeln interessieren hier diejenigen zu Artikel 9: „Unter der Rubrik Garantie werden allerdings Gold gemünzt oder in Barren und 7% Handelseffekten aufgeführt; aber die einzige Garantie von 93% der Emission ist in Wirklichkeit und unter verschiedenen Formen die Unterschrift des französischen Staats." Torbey ist überzeugt, daß der Franc niemals Schiffbruch leiden werde, und sollte das trotzdem der Fall sein, und dabei ein Teil des libanesischen Vermögens verloren gehen, so hätte — sagt er — das libanesische Volk nur seine Jahrhunderte alte Freundschaftsschuld an das französische Volk bezahlt.

Eine bemerkenswerte Technik indirekter Beraubung der Eingeborenen hat sich auf dem Gebiete des nordafrikanischen Liegenschaftsrechts entwickelt. In Tunesien, Algerien und Marokko gab es bei der französischen Eroberung ausgedehnte Staats-, Gemeinde- und Stiftungsländereien, die bei dem fortschreitenden Verfall der eingeborenen Regierungsgewalt schon seit geraumer Zeit die

[1]) Le Réveil 11. I. 24.

Tendenz hatten, ſich in Privatländereien zu verwandeln. Sobald Frankreich die Herrſchaft in die Hand bekam, beeilte es ſich, dieſe Entwickelung zu unterbinden. In Marokko wurden franko-arabiſche Unterſuchungskommiſſionen eingeſetzt, die die Aufgabe hatten, den Beſtand der Staats- und Gemeindeländereien und ganz beſonders den Beſtand der Liegenſchaften der frommen Stiftungen (habus oder waqf) zu rekonſtituieren. Sie waren findig, wo es ſich nicht gerade um franzöſiſche Grundſtückserwerber handelte, und manche fromme mohammedaniſche Einfalt ließ ſich durch die angelegentliche Fürſorge der franzöſiſchen Protektoratsregierung für die Aufrechterhaltung des Beſtands der frommen Stiftungen beſtechen. Aber dieſe Fürſorge war nicht Selbſtzweck, ſondern Mittel zu dem Zweck, Ländereien für die franzöſiſche Koloniſation zu erhalten. Nach den von Perreau-Pradier gegebenen Statiſtiken[1]) ſind von 1918 bis 1921 über 42000 ha Staats- und Stiftungsländereien an franzöſiſche Koloniſten vergeben worden, nämlich:

11093 ha an die ſogenannte große Koloniſation (ſie umfaßt Beſitzungen von 400 bis 3000 ha),

37479 ha an die ſogenannte mittlere Koloniſation (ſie umfaßt Beſitzungen von 200 bis 400 ha)

und ganze 5 ha an die ſogenannte kleine Koloniſation.

Nunmehr handelt es ſich um — ſagen wir — die Erſchließung der Gemeindeländereien für die Zwecke der franzöſiſchen Koloniſation. „Man kann — ſagt Marſchall Lyautey — in ſolchen Dingen nicht zu vorſichtig ſein. Ein zu ſchnelles Vorgehen würde alles in Gefahr bringen. Man muß die Geiſter ſicher machen, die zu gern geneigt ſind, in einer Wegnahme der Gemeindeländereien die erſten Äußerungen eines Akts allgemeiner „spoliation" zu ſehen." Jenem Zwecke dient der Conseil de tutelle mit eingeborenen Strohmännern, dem die Genehmigung langfriſtiger Pachtverträge über Gemeindeländereien unterliegt.

In Tuneſien iſt 1920 der franzöſiſche Plan der Säkulariſierung der Familienhabusgüter (d. h. Stiftungsgüter, die erſt mit dem Ausſterben des Stamms der Berechtigten öffentliche Habusgüter werden, die aber ſchon mit dem Tode des Stifters unveräußerlich, unverſchenkbar und unvererblich ſind) auf ſtarke eingeborene Widerſtände geſtoßen. „Trotzdem hängen die Tuneſier — ſagt Rodd Balek[2]) — weniger an ihnen, als man meinen ſollte. Aber es gibt für jede Sache Zeit und Ort und namentlich eine Methode. Es fehlt nicht an gebildeten Mohammedanern, die das Brachliegen ländlicher Familienhabusgrundſtücke ebenſo ſtreng verurteilen wie die Europäer. Nur wollen ſie nicht, daß die Reform zum faſt ausſchließlichen Vorteil der Franzoſen und unter dem Druck der franzöſiſchen Koloniſten durchgeführt wird. Solchen aufgeklärten Eingeborenen empfiehlt es ſich, die Prüfung der Mittel und Wege anzuvertrauen und, wenn nach einer langen Periode des Stillſchweigens ſowohl der Verwaltung als auch der Koloniſten eine Löſung oder teilweiſe und geſtaffelte Löſungen gefunden ſind, die ſowohl für die Berechtigten wie für die öffentliche Meinung annehmbar ſind, dann kann bei einem günſtigen Moment ein Dekret ergehen, dem ſich jeder fügen wird, weil man ſich vorher der ſtillſchweigenden Zuſtimmung aller verſichert hat."

* * *

[1]) Angeführt von J. Ladreit de Lacharrière in Rens. Col. Afr. Franç. 1922 S. 96.
[2]) Afr. Franç. 1921 S. 187.

„Als Frankreich an ſeine eingeborenen Gehilfen den ehrenvollen Aufruf richtete, ſeine Fahne zu verteidigen — heißt es bei Sarraut S. 100 — iſt es nur in der Logik ſeiner kolonialen Doktrin geblieben. Es hat nicht nach karthagiſchem Muſter Söldner angeworben. Es hat die Kinder ſeiner Kolonien mobiliſiert.“ Und der Kriegsminiſter verſtieg ſich nach Sarrauts Vorgang ſogar zu der Behauptung (am 29. Oktober 1922): „Frankreich iſt nicht Karthago; es wirbt keine Söldner an; es ſind Freiwillige, die von allen Seiten zur Verteidigung einer Fahne herbeieilen, die ihnen die Wohltat des franzöſiſchen Friedens gebracht hat.“

In formeller Hinſicht beſteht das régime de recrutement indigène, wie es durch die Dekrete vom 31. Januar und 7. Februar 1912 eingeführt wurde, aus Anwerbungen, Wiederanwerbungen und Einberufungen mit Prämie (engagement, rengagement und appel avec prime). Für rengagés, die länger als 12 Jahre bei der Fahne bleiben (was nach dem Dekret vom 1. September 1904 nur als commissionnés sans prime spéciale möglich war) wurden 1912 Prämien und ſteigende Zulagen vorgeſehen. Durch Dekret vom 28. September 1923 iſt die Dienſtzeit der algeriſchen Eingeborenen auf 2 Jahre herabgeſetzt worden, während die algeriſchen Franzoſen nur 18 Monate dienen. Bei den Kammerverhandlungen hatten die franzöſiſchen Abgeordneten für die algeriſchen Departements Gleichſtellung der Eingeborenen und Franzoſen verlangt und darauf hingewieſen, daß die Eingeborenen für die ihnen zugemuteten höheren militäriſchen Laſten die politiſchen Rechte der franzöſiſchen Bürger beanſpruchen würden. Gegen eine ſo ernſte Gefahr müſſe man ſich vorſehen. Darauf hatte der Kriegsminiſter erwidert, die Eingeborenen ſeien in militäriſcher Hinſicht ebenſo einem beſonderen Regime unterworfen, wie bezüglich ihrer politiſchen Rechte, des mohammedaniſchen Perſonenſtands und des indigénat genannten beſonderen adminiſtrativen Unterdrückungsverfahrens [1]).

Im übrigen beſteht zwiſchen der Legende der Sarraut und Maginot und anderen franzöſiſchen Erklärungen, die den Tatſachen mehr Rechnung tragen, auch ſachlich ein bezeichnender Widerſpruch. Am 6. Dezember 1916 teilte der Generalgouverneur Clozel dem ſtändigen Ausſchuß des Conseil de gouvernement von Franzöſiſch-Weſtafrika u. a. mit [2]): „Zunächſt iſt die Aushebung von 50 000 Mann Ende 1915 der Vorwand und auch die Haupturſache eines Aufſtands geweſen, der infolge des Mißerfolgs der zu ſeiner Unterdrückung ausgeſandten Abteilung im Nigergebiet beträchtliche Ausdehnung gewann .... Infolge des Zuſtands der Verbindungen vergingen drei Monate, bis die notwendigen Nachſchübe an Menſchen und Munition an Ort und Stelle eintrafen. Aber erſt nach 6 Monaten mühevoller Kämpfe haben die von der Küſte entſandten Truppenabteilungen der Bewegung Herr werden können.“ Und noch deutlicher wird der Profeſſor an der Ecole coloniale und an der Ecole des langues orientales vivantes, Delafosse, ancien gouverneur des colonies, in einem ſehr leſenswerten Aufſatz: „Les points sombres de l'horizon en Afrique Occidentale [3]). „Die Rekrutenaushebung — heißt es dort — iſt bei der Geſamtheit der Bevölkerungen Franzöſiſch-Weſtafrikas ganz und gar nicht populär. Solange wir nur eine verhältnismäßig beſchränkte Anzahl von Tirailleurs brauchten, und dieſe in ſchwarzen Landen dienten, haben wir von den Völkerſchaften,

[1]) Afr. Franç. 1922 S. 551.
[2]) Afr. Franç. 1916 S. 406.
[3]) Afr. Franç. 1922 S. 271.

die mit uns und dem Kriegshandwerk vertraut waren, mit großer Leichtigkeit die Truppen erhalten, die wir brauchten. Als es ſich darum handelte, Freiwillige für Marokko zu rekrutieren (1910), bekamen wir zum erſten Male einige Schwierigkeiten, da ſehr viele Schwarze nicht in ein unbekanntes Land gehen wollten. Dieſe Schwierigkeiten zeigten ſich in noch viel größerem Umfang, als wir die Eingeborenen Weſtafrikas aufrufen mußten, um in Europa zu kämpfen, und die Not uns zwang, uns unterſchiedslos an alle Raſſen unſeres weſtafrikaniſchen Reichs zu wenden (nicht nur an die Wolof, Tukulór, Malinke und Bambara), ſelbſt an die eben erſt unterworfenen und ſogar *an diejenigen nicht kriegeriſchen Charakters*.

„Seitdem unſere ſchwarze Armee aufgehört hat, eine Armee von Berufsſoldaten zu ſein, die nur aus Angeworbenen beſtand, haben die meiſten Eingeborenen *unſere Menſchenanforderungen mit denen ihrer einſtigen Könige und Eroberer auf eine Stufe geſtellt, die Menſchen* aushoben, wie ſie Tribute erhoben. Die Familienväter gaben ihnen Sklaven, wie ſie ihnen die Zwangsabgabe von Pferden, Schlachtvieh und Getreide entrichteten. Nachdem wir die Sklaverei abgeſchafft haben, empfinden die Familienväter die Blutſteuer viel härter als damals, wo ſie von ihren Fürſten erhoben wurde; denn ſie ſind genötigt, ihre eigenen Kinder herzugeben, und ſie fügen ſich ſchwer in dieſen Zwang, der ihnen gegen die Natur zu gehen ſcheint. Viele bedauern die Tyrannei eines Hadj Omar oder eines Samori, die zweifellos launiſcher war; aber deren Launen hatten eine weniger allgemeine Tragweite und waren mit Ruhepauſen untermiſcht.“ Die Ausſicht, drei Jahre dienen zu müſſen, während für den franzöſiſchen Bürger nur eine Dienſtzeit von 12 oder 18 Monaten beſtehe, erſcheint Delafoſſe als eine ſehr ernſte Urſache von Unzufriedenheit. Man müſſe, wenn nicht mit Aufſtänden, ſo doch mit ſonſtigen Schwierigkeiten wie der Auswanderung in benachbarte fremde Kolonien rechnen, wo nur eine ſehr ſchwache Aushebung ſtattfinde.

Es iſt eine wenig bekannte Tatſache, daß die eingeborene Bevölkerung in Franzöſiſch-Weſtafrika trotz Vergrößerung des Gebiets von 1915/16 bis 1922 *abgenommen* hat. Es betrug die Zahl der eingeborenen franzöſiſchen Untertanen in

	1915/16 [1]	1922 [2]
Senegal	1 252 231	1 187 830
Mauritanien	250 000	201 381
Franzöſiſch Guinea	1 208 893	1 209 320
Elfenbein-Küſte	1 531 174	1 541 788
Dahomey	900 000	839 832
Franzöſiſch Sudan, Oberem Volta, Territoire militaire du Niger zuſ.	6 538 355	6 528 798
zuſammen:	12 283 653	12 228 949

Delafoſſes Beſorgnis, die fortgeſetzte Aushebung und Verſchickung des kräftigſten Teils der weſtafrikaniſchen Bevölkerung werde eine ſtändige Verminderung der Bevölkerungszahl zur Folge haben, trifft alſo heute ſchon zu.

[1]) Nach Annuaire du Gouvernement Général de l'AOF. 1915/16 S. 148, 201, 315, 371, 411, 437, 511.
[2]) Nach Rens. Col. Afr. Franç. 1922 S. 59.

Wenn das franzöſiſche Mandatsgebiet Togo bei der Zählung von 1922 nur 670 691 Eingeborene aufwies und ſo um etwa 330 000 gegen die letzte deutſche Zählung zurückblieb, ſo erklärt ſich das in der Hauptſache allerdings dadurch, daß von unſerem Togogebiet 52 000 qkm unter ſogenannte franzöſiſche Mandatsherrſchaft kamen, während 35 000 qkm der britiſchen Kolonie Gold Coaſt einverleibt wurden. Die von einer Engländerin verbreitete Nachricht, Frankreich habe in dem ihm zugefallenen Teile des Togogebiets Rekruten ausgehoben, hat Sarraut energiſch beſtritten. Aber es gibt doch auch ein enrôlement d'indigènes au delà des frontières, wie es z. B. ſeitens der Italiener jenſeits der Grenzen ihrer erythräiſchen Kolonie in Abeſſinien betrieben wird.

* * *

„Hat man Deutſchland aus Eroberungsgier — fragt Sarraut S. 91 — ſeine Kolonien weggenommen, um durch reiche Beute das auswärtige Beſitztum der Entente-Nationen zu vermehren?“ Und er antwortet darauf: „Nein. Der hohe moraliſche Grund dieſer Beſitzentziehung, das dieſer Entſcheidung zugrunde liegende Motiv iſt die koloniſatoriſche Unwürdigkeit Deutſchlands, eine Unwürdigkeit, die um ſo gewiſſer war, als die intellektuelle Überlegenheit, deren ſich dieſe Nation rühmte, von tiefer Verachtung jeder menſchlichen Moral in kolonialen Dingen begleitet war.“ Es iſt das eine der zahlreichen gegen uns verbreiteten politiſchen Tendenzlügen, und daß Sarraut ſie ſich in ſeiner kolonialen Bibel aneignet, erinnert an Lombroſos Bemerkung von den Bemühungen politiſcher Verbrecher ſich einen Überſtrich von Edelmut zu geben und ein moraliſches Alibi zu ſchaffen. Am Schluſſe ſeiner Conquête de l'Algérie [1]) ſagt Camille Rouſſet: Ruhm den Siegern! Ehre den Beſiegten! Nichts iſt ſo verehrungswürdig wie ein ſtolzes Volk, das ſeine Unabhängigkeit tapfer verteidigt hat. Ihm gebührt alles, was der Eroberer an Edelmut, Menſchlichkeit, chriſtlicher Liebe im Herzen, Mäßigung, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Ermutigung und gutem Beiſpiel beſitzt. Frankreich iſt edelmütig, der Araber und der Kabyle iſt der Dankbarkeit fähig.“ General Lyautey, von dem der Präſident des franzöſiſchen Miniſterrats kurz vor ſeiner Aufnahme in die Académie française erklärte, er ſei in dieſem Augenblick (1912) einer der beſten franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber und Dichter, hat jenen Ausſpruch Camille Rouſſets authentiſch interpretiert, indem er den bei der Verteidigung von Taza (Mai 1914) gefallenen marokkaniſchen Kabylen die Köpfe abſchneiden und ſie als abſchreckendes Beiſpiel auf einer Steinmauer ausſtellen ließ. Es war das wohl ein marokkaniſcher Brauch, aber ein Brauch, mit dem zu brechen der ſogenannten France civilisatrice beſſer angeſtanden hätte. Die Karte, die dieſe gesta dei per francos verewigt, iſt kurz vor Kriegsausbruch durch den von Franzoſenwillkür erſchoſſenen Poſtagenten Seiffert in Caſablanca nach Deutſchland gelangt [2]).

[1]) Bd. II S. 374.

[2]) Vgl. Kampfmeyer, Die Welt des Islam Bd. 8 Heft 1 S. 56.

Die Krise in der sozialen Gesetzgebung.

Von Dr. Erich Schmidt.

Es ist unverkennbar, daß die soziale Bewegung Deutschlands sich zurzeit im Stadium einer Krise befindet. Nicht nur im Lager der Arbeitnehmerschaft machen sich neue Strömungen in immer stärkerem Maße geltend, sondern auch in den Reihen der Unternehmer findet man ein vorsichtiges Tasten, das aus den alten Formen heraus und neue Bahnen beschreiten will.

Auf Arbeitnehmerseite halten zwar die „freien" Gewerkschaften mit einer direkt fanatischen Verbissenheit an ihren alten Schlagworten und Dogmen fest. Es kann aber schon heute gesagt werden, daß die „freien" Gewerkschaften sich hierdurch selbst das eigene Grab schaufeln. Ihre Anschauungen sind durch die harte Wirklichkeit als falsch widerlegt worden. Der von ihnen gesäte Haß gegen das deutsche Unternehmertum verhindert es zwar, daß breite Arbeitnehmermassen sich schon heute an dem Gedanken einer Arbeitsgemeinschaft in den Betrieben, an den Gedanken einer Werksgemeinschaft gewöhnen wollen. Aber der gesäte Haß vermag es nicht zu verhindern, daß die alsobetörten Arbeitnehmer von den „freien" Gewerkschaften und von der Sozialdemokratie zum Teil zu den Kommunisten übergehen und sich nicht nur der kommunistischen Partei, sondern auch den kommunistischen Betriebszellen anschließen. Die Kommunisten verstehen es, mit den ihnen von Sowjetrußland zugeschanzten Geldern ihre Organisation im Sinne rein revolutionären Geistes mit dem Gedanken auf die Bereitschaft nahe bevorstehender kommunistischer Gewaltakte auszubauen. Damit aber zerstören sie die „freien" Gewerkschaften, was sie heute bewußt und mit Absicht tun, nachdem sie die Hoffnung aufgeben mußten, in den zentralen Organisationsleitungen der „freien" Gewerkschaften die Macht an sich zu reißen.

Was die „christlichen" und „Hirsch-Dunckerschen" Gewerkschaften anbetrifft, so befinden sie sich zum Teil unmittelbar im Schlepptau der „freien" Gewerkschaften und werden von deren innerer Krise mit in den Strudel der Auflösung hineingerissen. In Teilen der „christlichen" Gewerkschaften versucht man unverkennbar, sich von diesem Gewerkschaftskurs zu befreien und durch das Herausstellen neuer Gedanken die Zukunft für sich selbst zu gewinnen. Ob diese in erschreckender Minderheit befindliche Richtung der „christlichen" Gewerkschaften durchstoßen wird, erscheint heute mehr als fraglich, weil es für die „christlichen" Gewerkschaften schwer möglich, ja unmöglich sein dürfte, die linke Zentrumsführung abzuschütteln und damit in den eigenen Reihen die Bahn für eine wahrhaft christliche und nationale Politik frei zu machen.

Die Folge ist, daß unter den vaterländisch eingestellten Kreisen der „christlichen" Gewerkschaften die Zahl derer im Wachsen ist, die die Hoffnung auf eine Kursänderung in der „christlich"-gewerkschaftlichen Gesamtbewegung aufgegeben und deshalb ihren Anschluß an die vaterländische Arbeitnehmerbewegung des Nationalverbandes Deutscher Berufsverbände vollzogen haben.

Will man die augenblickliche soziale Krise im Arbeitnehmerlager beurteilen, dann ergibt sich, daß unter der Arbeitnehmerschaft allein noch die vaterländischen Arbeitnehmerorganisationen festen Boden

unter den Füßen haben, indem diese Organisationen, wenn auch noch heute gegenüber den Gewerkschaften in Minderheit, nicht das über Bord werfen müssen, was sie gestern vertreten haben. Im Gegenteil, jeder Tag unserer mit Blut und Elend geschriebenen Geschichte beweist aufs neue, daß die vaterländischen Arbeitnehmerorganisationen allein von allen Teilen der sozialen Bewegung der Arbeitnehmerschaft den richtigen Kurs eingeschlagen haben. Die Früchte dieser Tatsache müssen den vaterländischen Arbeitnehmerorganisationen naturnotwendig in den Schoß fallen, indem einmal die alten Anhänger und Vorkämpfer dieser Bewegung neuen Mut und neue Kraft für ihre schwere Pionierarbeit gewinnen und indem die von der sozialen Krise hin- und hergeschleuderten Arbeitnehmermassen mehr und mehr auf den einzig feststehenden Pol der sozialen Bewegung zu blicken anfangen.

Was auf der anderen Seite die soziale Krise im Unternehmerlager betrifft, so kennzeichnet sie sich äußerlich durch Zerfall der „Zentralarbeitsgemeinschaft". Die Zentralarbeitsgemeinschaft ist bekanntlich in den Revolutionstagen von 1918 als soziales Vertragsverhältnis zwischen der Spitzenorganisation der deutschen Arbeitgeberverbände und den drei Gewerkschaftsrichtungen entstanden. Diese Zentralarbeitsgemeinschaft besteht heute nur noch auf dem Papier, nachdem die „freien" und „Hirsch-Dunckerschen" Gewerkschaften ihren Austritt erklärt haben. Die von der Zentralarbeitsgemeinschaft aber ausgegangene Gewerkschaftspolitik und Gewerkschaftsherrschaft in Deutschland hat im Unternehmerlager mehr und mehr die Erkenntnis ausgelöst, daß durch ein Paktieren mit den Gewerkschaften die soziale Frage nicht zu lösen und die soziale Wunde Deutschlands nicht zu heilen ist. Anstatt des sozialen Friedens war ein verschärfter Klassenkampf die Folge der Zentralarbeitsgemeinschaft.

Aus dieser Entwicklung heraus ist das deutsche Unternehmertum gezwungen, nach neuen Wegen zu suchen. Es genügt, hier auf die Veröffentlichungen des Herrn von Borsig im „Arbeitgeber", der Zeitschrift der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, hinzuweisen. In diesen Veröffentlichungen, die sich an die deutschen Gewerkschaften wenden, ist von Herrn von Borsig als dem Führer der Deutschen Arbeitgeberverbände ausgesprochen worden, daß die deutsche Unternehmerschaft es für die Zukunft ablehnt, mit Gewerkschaften zu verhandeln, die die Wirklichkeit nicht sehen und von ihrem Klassenkampfstandpunkt nicht lassen wollen.

Damit ist die soziale Krise in einen entscheidenden Wendepunkt eingetreten. Gelöst ist sie allerdings noch nicht. Denn noch immer besteht in arbeitsrechtlicher Hinsicht und inbezug auf die sozialpolitische Gesetzgebung das Monopol der Gewerkschaften. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß die Arbeitszeitverordnung die Regelung der Arbeitszeit durch Betriebsvereinbarung unter Androhung von Gefängnisstrafe verbietet, den deutschen Unternehmer also zwingt, mit den Gewerkschaften über eine den wirtschaftlichen Notwendigkeiten entsprechende Arbeitszeitregelung zu verhandeln.

Durch diese und ähnliche Zwangsvorschriften und nicht zuletzt durch das dem Artikel 159 der Reichsverfassung zuwiderlaufende Verhalten des Reichsarbeitsministers Dr. Brauns (einseitige Bevorzugung der Gewerkschaften, selbst der Polnischen Bergarbeitergewerkschaft in Deutschland, verfassungswidrige Unterdrückung der vaterländischen Arbeitnehmerverbände) sind die Ge-

werkschaften noch heute in einer gewissen, durch eine Zwangsgesetzgebung geschaffenen Monopolstellung, die ihren letzten Stützpunkt bildet.

Soll die soziale Krise zu gesünderen sozialen Verhältnissen führen, soll an ihrem Ende die Bahn für den sozialen Frieden frei sein, dann muß von ihren heftigen Bewegungen das Gewerkschaftsgebäude unserer bisherigen „sozialen" Gesetzgebung in seinen Grundfesten erschüttert werden. Hierfür kann die oben erwähnte Erklärung Herrn von Borsigs von entscheidender Bedeutung sein. Es kommt letzten Endes darauf an, daß die deutschen Unternehmer bereit sind, unmittelbar mit ihren eigenen Belegschaften die Arbeitsbedingungen zu regeln, daß sie bereit sind, mit allen ehrlich vaterländisch eingestellten Arbeitnehmerorganisationen in Arbeitsgemeinschaft zu treten. Geschieht das, dann ist selbst der Reichsarbeitsminister Dr. Brauns mit der Macht seiner Gesetzgebung gegenüber der natürlichen und gesunden Entwicklung nicht in der Lage, die Gewerkschaften künstlich am Leben zu halten. Der Beweis hierfür ist schon vor Jahren vom Pommerschen Landbund erbracht worden, wo die landwirtschaftlichen Gewerkschaften beiderlei Geschlechts von der gesunden sozialen Entwicklung weggespült und eine Arbeitsgemeinschaft zwischen der Arbeitgebergruppe des Pommerschen Landbundes und der örtlichen Provinzgruppe des zum Nationalverband Deutscher Berufsverbände gehörenden Reichslandarbeiterbundes als Arbeitnehmergruppe aufgebaut wurde. Diese Arbeitsgemeinschaft brachte es fertig, die sozialen Fragen des Lohnes, der Arbeitszeit usw. in einer beide Teile befriedigenden Weise zu lösen. Gerade die heutige Landwirtschaftskrise, die im Pommerschen Landbunde landwirtschaftliche Unternehmer und Landarbeiter nur noch fester und geschlossener findet, muß den besten Beweis dafür erbringen, daß in Pommern nicht Stückwerk, sondern ein tragfähiges Gebäude geschaffen worden ist.

Wird dieser Gedanke der Arbeits- und Werksgemeinschaft sowohl von Unternehmern als auch von Arbeitnehmern (was durch die vaterländischen Arbeitnehmerorganisationen geschieht) bejaht, dann wird die augenblickliche soziale Krise den Lauf nehmen, der von allen vaterländischen Volksteilen gewünscht werden muß. Beschleunigt kann diese Entwicklung werden, wenn die vaterländischen Parteien im Reichstage die Initiative ergreifen, um, soweit dies heute möglich ist, Stück für Stück der jetzigen gewerkschaftlichen Sozialpolitik und arbeitsrechtlichen Gesetzgebung durch eine vaterländische Gesetzgebung abzulösen.

Von der Freiheit.

Man hat ganz nach den Lehren und Beispielen unseres Zeitalters gehandelt, das da schreit: nur alles recht frei! Und so ist das Kindlein mit dem Bade ausgeschüttet und Gutes und Schlechtes miteinander weggeblasen worden. Man hat Jung und Alt, Knaben und Jünglinge frei gemacht, ohne sie für Arbeit, Tugend und Glück frei zu machen. E. M. Arndt.

Gesetzgeber oder Revolutionäre, die Gleichheit und Freiheit zugleich versprechen, sind Phantasten oder Charlatans. Goethe.

Die Zukunft der Landarbeiterschaft.

Von Dr. Bruno Herrmann.

Die Auseinandersetzungen der politischen Parteien und wirtschaftlichen Ständegruppen über die Annehmbarkeit des Sachverständigengutachtens ermöglichen bereits auch demjenigen ein grundsätzliches Urteil, der den ganzen Text des umfangreichen Werkes nicht selbst gelesen hat. Auf seiten der Befürworter der Annahme zeigt sich zwar eine gewisse Scheu vor öffentlicher Besprechung sachlicher Einzelheiten, dafür aber eine um so kräftigere Hoffnungsfreudigkeit auf den Mammonssegen, den uns das menschenfreundliche Amerika bescheren wird! Und im übrigen: ... „na, es wird schon nicht so schlimm kommen."

Auf der andern Seite zeigt sich gegenüber dieser Verschwommenheit in der Beweisführung nicht nur eine aus der sittlichen Reinheit des Wollens sich ergebende Kampffreudigkeit, sondern außerdem eine durch ernste und nüchterne Sachlichkeit gestützte Überzeugungskraft. Es sei nur an die diesbezügliche Aufklärungsarbeit Helfferichs, Graf Reventlows und vor allem Dr. Bangs erinnert. Diese Feststellung kann vielleicht mit beitragen zur Erklärung des Zwiespaltes, der zwischen der Stellungnahme der sozialistischen Arbeiter-„Führer" zum Dawesgutachten und den wirklichen Interessen der Handarbeiter in Industrie und Landwirtschaft besteht. Liegt fahrlässige Unkenntnis oder bewußte Irreführung auf seiten der Partei- und Gewerkschaftssekretäre vor? Diese Frage ist heute zwar noch in schützende Mäntel gehüllt, dieselbe Frage wird sich aber in ihrer ganzen revolutionierenden und organisationsbrechenden Macht bei beginnender Durchführung des Gutachtens zeigen. An dieser Stelle sei auch nur der Versuch einer Antwort unterlassen, mögen das die heute noch gewerkschaftstreuen und sozialistischen Arbeiter unter sich abmachen. Hier soll indessen das Schicksal der Landarbeiterschaft bei Wirkung des Sachverständigengutachtens beleuchtet werden.

Hierzu müssen einige grundsätzliche Feststellungen vorausgeschickt werden.

Jeder Berufsstand teilt das Schicksal der Gemeinschaft, in die er eingebettet ist, seiner Volkswirtschaft. Hieran vermögen auch die stärksten internationalen Koalitionen und Organisationen nichts zu ändern. Genau so wenig wie ein Uhrmacher ohne Kunden auf die Dauer bestehen kann, genau so wenig kann sich ein Landarbeiterstand bei zerrütteter Industrie erhalten. Gerade diese Bindung jedes einzelnen Berufsstandes — in marxistischer Begriffsbildung fälschlicherweise als „Klassen" bezeichnet — an die Volkswirtschaft und Volksgemeinschaft, diese natürliche Bindung wurde von jenen Erfüllungsfanatikern immer wieder geleugnet, und auch auf dem letzten sozialistischen Parteitag wurde für das Dawes-Gutachten Stimmung gemacht mit der Parole: „Die Lasten müssen gerecht verteilt werden, d. h. die Landwirtschaft und die Industriellen müssen zu ihrer Deckung herangezogen werden!" Ja, kann denn im Ernst jemand glauben, daß eine Überführung deutschen Kapitals ins Ausland, ganz gleichgültig in welcher privaten Hand es bis dahin lag, auf die inländische Arbeiterschaft so vollständig ohne Nachwirkung bliebe? Kommen die Wochenlöhne etwa aus der Luft oder gar vom Wohlfahrtsministerium? Hiermit berühren wir die andere Bindung der Landarbeiter, die für die Beurteilung ihrer künftigen Lage von Bedeutung ist: die Werksgemeinschaft. Leidet die Industrie an Absatzmangel, d. h. geht es dem Werksinhaber schlecht, so hapert es auch

am Inhalt der Lohndüte. Oder wird anderseits der landwirtschaftliche Besitz auf dem Umwege über das Reichsfinanzministerium mit Auslandsleistungen belastet, so muß Vieh und Maschine verkauft werden, der Ankauf von Kunstdung unterbleibt, und infolgedessen wird auch eine Anzahl Landarbeiter brotlos. Überall dasselbe: Verkettung des Schicksals der Volksgemeinschaft mit dem der Berufsstände einerseits, des Betriebes mit dem des Arbeiters anderseits. Diese beiden Gesichtspunkte dürfen nicht aus dem Auge gelassen werden, wenn es sich um die Beurteilung der Wirkung der Sachverständigenberichte handelt.

Die durch Übersteuerung hervorgerufene finanzielle Not der Landwirtschaft ist heute eine allgemein bewußte Tatsache. Große Teile der deutschen Landwirtschaft stehen vor der Gefahr, aus Mangel an flüssigen Mitteln die Ernte nicht hereinbringen zu können. Heut rächt sich bitter die mechanische Steuerpolitik des Reiches, die zwar den Staatshaushalt ausglich, die Volkswirtschaft aber zerstörte. Nun steht die Katastrophe vor der Tür, und was tut die Regierung? Anstelle den Wehrbeitragswert zu berichtigen, anstelle die gesamte Steuergesetzgebung sofort auf ihre Tragbarkeit nachzuprüfen, anstelle die Schleuderkonkurrenz der Reichsgetreidestelle einzustellen, erhofft sie Hilfe ausgerechnet — von der „schnellen Regelung des Sachverständigengutachtens", wie der Landwirtschaftsminister am 28. Juni im Reichstag erklärte. Wenn wir erst einmal wieder die Kriegsschuld zugestanden haben, wenn wir erst einmal wieder unsern Gegnern zu Kreuze gekrochen sind, dann, ja dann ist kein Mangel an Geld und Kredit, dann ist die ganze Krise unserer Landwirtschaft überwunden — so hofft die Reichsregierung. Wie liegen die Tatsachen? Tatsächlich erhalten wir eine Anleihe von 800 Millionen Goldmark. Der „Silberstreifen"-Minister Stresemann behauptet nun gleich, daß die Anleihe der deutschen Währungsbank zufließen solle, die daraufhin den dreifachen Betrag in Noten ausgeben könne. Wie gefährlich dieser unbegründete Optimismus der Regierung ist, zeigt ein kurzer Blick in den Text des Gutachtens. Dort heißt es:

> Die 800 Millionen dienen zur Finanzierung der Sachleistungen und der Besatzungskosten."

Wer darf da noch die Hoffnung auf Kredit für die Landwirtschaft nähren! Wem es übrigens noch immer nicht dämmert, wohin die bedingungslose Annahme des Dawes-Abkommens führen wird, weil sie dorthin führen muß, dem sei Österreich ein warnendes Beispiel. Eben hat die österreichische Abordnung, die in Genf vor dem Völkerbunde erschienen war, um von dieser erhabenen Körperschaft nur die allernotwendigste Bewegungsfreiheit auf finanziellem Gebiet zu erbetteln, einen schlecht verhüllten Fußtritt erhalten und konnte mit der Einsicht heimkehren, daß der Völkerbund Österreich seine vielgerühmten Kredite nicht gegeben hat, um dem verarmten Lande zu helfen, sondern um ein Geschäft zu machen. Und wie sieht bei den 800 Millionen das Geschäft aus? Wir haben im ersten Jahre eine Milliarde Reparationen zu zahlen, und um diese zu ermöglichen, werden uns die 800 Millionen geliehen. Und die deutsche Landwirtschaft?? —

Die Höhe und Art der Sachleistungen ist ganz dazu angetan, ihre Wirkungen auch im letzten Kätnerhause fühlbar werden zu lassen. Wir haben zu zahlen: im ersten Jahr 1 Milliarde Goldmark, im zweiten Jahr 1,220 Milliarden, im dritten Jahr 1,200 Milliarden, im vierten Jahr 1,750 Milliarden

und vom fünften Jahr an 2,5 Milliarden; dazu kommt ein Zuschlag nach dem Wohlstandsindex. Dieser Zusatz bedeutet, daß die Masse der Bevölkerung — nach welcher der Wohlstandsindex berechnet wird — niemals über den Lebensstand des allernotdürftigsten Daseins hinauskommen soll. Dieser Zusatz bedeutet aber weiterhin, daß die augenblicklichen Entbehrungen nicht nur nicht aufhören, sondern durch neue Belastungen noch vermehrt werden und daß Frankreich, England und Amerika die Früchte deutscher Arbeit einheimsen.

Wird schon durch den Entzug jeder Barmittel aus dem landwirtschaftlichen Besitz die Entlassung vieler Arbeiter veranlaßt, so wird dieser Zustand noch verschlimmert durch die Einrichtung des im Sachverständigengutachten vorgesehenen sog. „Konvertierungs- und Überweisungskomitees". Durch diese Vollzugsbehörde wird das gesamte flüssige Kapital in den Händen der ausländischen Agenten vertrustet. Die Gläubiger Deutschlands bekommen durch dieses Kapital- und Kreditmonopol alle Betriebe der deutschen Landwirtschaft und Industrie in die Hand und damit gerät die gesamte Ernährung und Versorgung des deutschen Volkes in ausländische Abhängigkeit. Weiter heißt es im Gutachten über dieses famose Komitee:

> „Das Komitee kann nach den Anweisungen der Reparationskommission und auf Ersuchen der Gläubigerstaaten gegen Belastung ihrer Konten Mark an Privatpersonen überweisen zu dem Zwecke, in Deutschland Einkäufe zu machen.

Durch diese gehässige Bestimmung soll der deutsche Gutsbesitzer und Bauer zum Pächter von Auslandsgnaden degradiert werden, der deutsche Tagelöhner und jeder Landarbeiter steht aber tagtäglich in Gefahr, seine Arbeitsstätte zu verlieren. Weiterhin aber kommt das ganze deutsche Volk in Gefahr, von fremdem Blute verdrängt, heimatlos und ausgerottet zu werden. — Wie steht es aber nun mit der Verteilung der Lasten auf die Schultern des Einzelnen? Bleibt wirklich der einzelne Arbeiter und Tagelöhner von ihnen unberührt? Im Sachverständigengutachten heißt es hierüber z. B. wörtlich: „Wir glauben, daß dies Ziel (Aufbringung der Reparationszahlungen) erreicht werden kann, wenn ... gewisse Sondereinnahmen unter der Kontrolle von Deutschlands Gläubigern an diese überwiesen werden ... Wir schlagen vor, daß sie aus den Abgaben auf Zölle, Alkohol, Tabak, Bier und Zucker bestehen sollen."

Damit wird also das Glas Bier und die „Pfeife des kleinen Mannes" so unerschwinglich teuer, daß der Arbeiterstand auf ihren Genuß verzichten muß. Ganz besonders schwer wird sich die Besteuerung des Zuckers bemerkbar machen. Viele Zuckerfabriken werden ihre Betriebe schließen müssen, anstelle deutschen Zuckers werden wir ausländischen beziehen müssen, die wertvollen Abfälle der Zuckerrübe für die Viehfütterung fallen weg und infolgedessen wird ein Mangel an Schlachtvieh eintreten. Dieses Bestreben unserer Feinde, die Arbeiterschaft durch Entbehrungen zum Kommunismus zu treiben, ist ja nicht neu, forderte doch schon Mc Kenna eine „Herabsetzung der Lebenshaltung unter den arbeitenden Klassen Deutschlands", eine Forderung, die Minister Seydoux im Dezember 1921 gelegentlich seines Brüsseler Konferenzberichts gleichsam vertrat. — Die Zukunft unserer Landwirtschaft und insbesondere der Landarbeiter sieht demnach trübe aus, und ein „Silberstreifen" ist heute noch nirgends zu sehn — es sei denn, wir fänden jetzt noch Mittel und Wege zur Befreiung von dem scheußlichen Machwerk, das in die Form der „Sachverständigen-Gutachten" gefaßt ist.

Aus einer deutschen Bücherei.

Aus: Bruno Bauer, Christus und seine Cäsaren. Der Ursprung des Christentums aus dem römischen Griechentum.

Das Haus der Flavier und das Judentum, die Invasion des Abendlandes durch den Orient.

„... Seneca hatte noch kurz vor Vespasian darüber geklagt, daß die Juden in allen Ländern die Oberhand gewinnen und die Besiegten den Siegern ihr Gesetz auferlegen. In der Tat sollte sich in demselben Palatium, in welchem er als Sieger einen Teil der jüdischen Tempelbeute niederlegte, das Judentum eines entscheidenden Triumphs über sein eigenes Haus und über Rom erfreuen.

Dieser Volksstamm, schreibt der Geograph Strabo, gest. 24 n. Chr., von den Juden, ist in jegliche Stadt gedrungen, und es ist nicht leicht ein Ort des Erdkreises zu finden, der ihn nicht aufgenommen hat und von ihm beherrscht wird.

Dagegen sagte der Judenfeind Apion (Josephus contra Ap. 2, 12, 14), die Juden allein hätten sich um die allgemeine Kultur nicht verdient gemacht, das öffentliche Wohl mit keiner Entdeckung gefördert und keine hervorragenden Männer, wie z. B. Erfinder in den Künsten oder Bahnbrecher in den Wissenschaften, erzeugt.

Man faßt die Verbreitung der Juden über die Länder des Mittelmeeres zu mechanisch auf, wenn man sie vom Kommandowort der Eroberer ableitet und vertraut allzu leichtfertig den Angaben jüdischer Schriftsteller ... Bei der Verteidigung des Flaccus gegen die Anklage, daß er als Prätor in Kleinasien das Gold, welches die dortigen Juden dem Tempel von Jerusalem zuschicken wollten, als einen, wie er meinte, vom Gesetz verbotenen Export mit Beschlag belegt hatte, kam Cicero, 59 v. Chr., auf den Zusammenhalt der Juden in Rom und ihren Einfluß in den Versammlungen zu sprechen und fuhr dann fort: „Darüber aber nur leise, damit mich nur die Richter hören, da es nicht an solchen fehlen wird, welche die Juden auf mich und jeden Ehrenmann hetzen, denen ich für ihre Machinationen keinen Vorschub leisten will."

„... In der Industrie haben die Juden weder Erfindungen gemacht, noch mit der Großindustrie Babylons und den für den feineren Geschmack arbeitenden Werkstätten der Handelsstädte an der Meeresküste konkurrieren können. ... Den Bewohnern Palästinas blieb nur der Ertrag des Kommissionshandels zwischen den intermediären Stationen des Welthandels und der Großindustrie. ... Griechenland hatte die Kraft seiner Bürgerschaften dahinschwinden sehen. Fremde und freigelassene Sklaven hatten schon, während im Peloponnesischen Kriege die vollbürtigen Verteidiger der Vororte aufgerieben wurden, das Bürgerrecht erhalten und in den Handels- und Industriestädten waren Lücken entstanden, wo der Betrieb Fremder Platz und Nahrung finden konnte.

Diese Veränderung, welche die mazedonische Herrschaft in der östlichen Hälfte der Mittelmeerländer bewirkte, war es und nicht ein Befehl oder die Direktion der Machthaber, was den Strom der Juden nach Ägypten, Kleinasien, dem Pontus und den Geschäftsplätzen Griechenlands leitete.

Das wachsende Kommissionsgeschäft bahnte den Juden den Weg zu größeren Handelsunternehmungen oder Lieferungen für die Regierung, und aus dem geringen Beginn wuchsen Bankiers auf, die, wie der Vorstand der alexandrinischen Judenschaft zur Zeit des Tiberius, die Geldgeschäfte von Angehörigen der kaiserlichen Familie besorgten, und bei denen die Reste der kleinen Könige des Ostens Darlehen suchten ...

Aus: A. Sartorius von Walterhausen, Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1815 bis 1914, S. 54.

„Das moderne Staatsschuldenwesen, das den alten privatrechtlichen Charakter abgestreift hatte und das ganze Volk als Steuerzahler haftbar machte, war eine englische Erfindung, Kriege mit großen Mitteln führen zu können. Hatte sie daher doch schon Kant 1795 in dem Aufsatz „Zum ewigen Frieden" heftig angegriffen —, ‚als entgegenwirkende Maschine der Mächte gegeneinander, als ein Schatz zum Kriegführen, als ein Kreditsystem ins Unabsehliche anwachsender und doch immer für die gegenwärtige Forderung gesicherter Schulden'."

Aus F. M. Dostojewski, Literarische Schriften 1923.

„Alle die Bismarck, Beaconsfield, die Französische Republik und Gambetta usw. — alle die sind, als Macht, für mich eine Vorspiegelung. Und je länger, desto mehr. Ihr Herr, wie der Herr aller, der Herr ganz Europa ist doch nur der Jude und seine Bank. Wir werden es ja erleben, daß er plötzlich sein Veto einlegt und Bismarck wie ein Stäubchen von seinem Platze gefegt wird. Der Jude und die Bank beherrschen jetzt alles: sowohl Europa wie die Aufklärung, die ganze Zivilisation und den Sozialismus — besonders den Sozialismus, denn durch ihn wird er das Christentum mit der Wurzel ausrotten und die christliche Kultur zerstören. Und wenn dann nichts als Anarchie übrigbleibt, da wird dann der Jude an der Spitze des Ganzen stehen. Denn indem er den Sozialismus predigt, bleibt er als Jude mit seinen Stammgenossen doch außerhalb, und wenn der ganze Reichtum Europas vertan ist, bleibt die Bank des Juden. Dann mag der Antichrist kommen und die Anarchie beherrschen." (Geschrieben 1880.)

Aus: Hermann Burte (Strübe, Lörrach), Wiltfeber, Der Ewige Deutsche. Leipzig 1912.

„Wir sind im Blondenviertel, wir in dieser Zeit, genau so wie die Juden im Judenviertel waren im Mittelalter ... hier, hier, diese alemannischen Menschen, Kinder, Frauen und Männer sangen den Stammesgötzen einer Wüstensippe an als ihren Gott.... Aber in Wiltfeber stieg ein Erzwiderspruch empor.... Du lügst, Pfarrer ... Jener Mann, welcher in sich das Judentum überwand und äußerlich den Juden unterlag, war ja der Widerjuden Größter; es ist der Arist; jene hassen ihn nicht umsonst."

„Im Blute liegt der Adel! und wenn der König ein Mischling ist, so mag sein Reitknecht adliger sein, als er, sofern seine Schädelform, seine Haarfarbe, seine Augenfärbung, seine Glieder und Zähne gutes Blut erweisen ..."

„Alle und jede wahre Förderung der Menschheit kommt aus Befehlen, welche in Fleisch und Blut übergingen. Das waren die großen Führer und Helden der Menschheit, welche aus den kopflosen Reihen aufsprangen und die Leute mit sich rissen nach vorn, gegen den Feind, gegen das dunkle, schwere wirre Chaos, den Wust!"

„Ich war ein freier Meister auf meinem freien Grund und Boden; ihr wart freie, geachtete Knechte; der Hängebäuchige aber haßt euch, und daß ihr seine Sklaven werdet, die er schaßt oder behält wie er will, das ist ihm ein zur Schau getragenes Trumpfen!... Statt eines Meisters eures Blutes, Glaubens und Rechtes habt ihr einen fremden, ungläubigen, einen Schmarotzer als Herrscher. Habt ihr das gewollt? ...."

Die Sizilianische Vesper.

(30. März 1282.)

Eine historische Ballade mit zeitgemäßen Erinnerungen.

1. „Wie lange noch sollen den Jammer wir tragen
Und stöhnen und dulden und immer nur klagen?
Was hindert uns denn, sie in Fetzen zu schlagen,
Die eklen französischen Fratzen?“
— „So seid doch vernünftig: wie sollen wir's schaffen?
Wir haben nicht Führer, nicht Heere, nicht Waffen!
Wohl haß' ich, wie Ihr, die französischen Affen,
Doch können sie beißen und kratzen.“
— „Was Kratzen, was Beißen! Kein Mann wird es scheuen!
Und wären sie Tiger und grimmige Leuen!
Sie könnten nicht gier'ger an Qualen sich freuen
Mit leiberzerfleischenden Tatzen.
Und wenn wir zu Tausenden jählings erbleichen,
Mich schrecken nicht Hügel, nicht Berge von Leichen,
Ich rufe es dennoch und werde nicht weichen:
Den Tod den getigerten Katzen!

2. Gott wird und der Heiland solch Tun uns verzeihen:
Sie wiesen den Weg, sich als Opfer zu weihen,
Vom Satan das Menschengeschlecht zu befreien —
Jetzt späht er, daß neu er es schände!
Not ist's, daß ein Sturmwind die Lüfte uns reinigt!
Ein Volk, das ein Teufel seit Jahren gepeinigt,
Das täglich er martert und kreuzigt und steinigt,
Es will nur ein Ende, ein Ende!
Eh' stumpf im Morast wir des Elends verschlammen,
Brech' lieber in Gluten und höllischen Flammen
Der Rest noch, der letzte, von Glück uns zusammen,
Auflodernd durch eigene Hände!
Nur reißt auch den Franzmann, den schamlosen Gecken,
Hinab in des Kraters weißglühendes Becken:
Zusammen mit uns soll er elend verrecken
Im Gluthauch der höllischen Brände!“ — —

3. — Ostern, die Festzeit des Herrn, der erstanden,
Bescherte in leuchtenden Blütengewanden
Der scheidende März den sizilischen Landen;
Zwei Tage vergaß man des Leides.
Es sandten die Hütten und stolzen Paläste
Nach alter Gewohnheit zum fröhlichen Feste
Hinaus aus Palermo in Scharen die Gäste,
Mit Blüten geschmückt statt Geschmeides.
Doch lag auf dem Frohsinn ein Schatten, ein trüber:
Es zog auch der Erbfeind zum Feste hinüber,

Von frevelnden Scherzen ein kecker Verüber
Und Zielpunkt des Hasses und Neides.
Verboten war streng, daß den Festplatz betrete
Ein Bürger mit Waffen und scharfem Geräte;
Drauf lauerte ängstlich der Franzmann und spähte
Bis tief in die Falten des Kleides.

4. Und siehe, mit freudig geröteten Wangen,
In blühender Jugend und leuchtendem Prangen
Kommt auch eine Jungfrau zum Feste gegangen,
Daß froh unter Frohen sie schreite.
Ihr Vater, der edle und oftmals erprobte,
Wie heftig das Wetter auch wider ihn tobte —
Ein Jüngling, ein schöner, der ihr sich verlobte,
Sie gingen ihr stattlich zur Seite.
Da sah ein Franzose die liebliche Schöne:
Auf daß den verhaßten, den Vater, er höhne
Und selber den Lüsten, den gierigen, fröhne,
Erkor er die Maid sich als Beute.
Er fragte sie herrisch, ob Waffen sie führte,
Und trat vor sie hin, die die Natter verspürte,
Und griff in den Busen ihr tief und berührte,
Was Männerhand niemals entweihte.

5. Da donnert ein Faustschlag herab und ein zweiter:
Mit nervigem Arm hat der Jungfrau Begleiter,
Beleidigter Ehre ein grimmiger Streiter,
Zu Boden geschmettert den Frechen —
Es geht durch den Festplatz wie Sturmwind ein Tosen;
Haßschnaubende Henker, nahen Franzosen
Und schwingen ihr Schwert auf den Waffenlosen,
Den Fall ihres Freundes zu rächen.
Ein gellender Aufschrei, wie hundert Fanfaren! —
Dann strudeln herbei wutbebende Scharen,
Sizilische Not, die sich staute seit Jahren,
Gleich alles verschlingenden Bächen.
Wild strömen herbei, die erstarrt erst gestanden,
Wie Wogen, die brausend die Ufer umbranden,
Als Sturmflut des Hasses, befreit aus den Banden,
Dumpfbrüllend die Dämme zerbrechen.

6. Umringt die Franzosen, die Waffen zerbrochen!
Dann niedergeschmettert mit berstenden Knochen,
Die Leiber zerschlagen, zerstampft und zerstochen:
Im Blutrausch wird Unkraut gejätet!
Bald fehlt es an Opfern den gierigen Händen,
Doch trunken von Rache die Bürger sich wenden:
„Zurück nach Palermo, das Werk zu vollenden!
Nun erntet, was mutig ihr sätet!

Heut sollen sie alle das Leben verlieren!“
Ein dumpfes Gebrüll, wie von wütenden Stieren:
Auf Straßen und Plätzen, in allen Quartieren
Wird jeder Franzose getötet.
Und weiter in alle sizilischen Gauen
Ergießt sich die Haßflut mit Morden und Grauen,
Bis jubelnd die Bürger die Lenzsonne schauen,
Vom Bluthauch der Freiheit gerötet.

H.*)

*) Da der Verfasser im besetzten französischen Gebiet ansässig ist, darf er aus naheliegenden Gründen seinen Namen nicht nennen.

Nationale Opposition.

Von Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven.

I.

Die Wahlen am 4. Mai 1924 hatten vielfach enttäuscht. Eine nationale Mehrheit hatten sie nicht gebracht. Immerhin war die Zahl der deutschnationalen Mandate von 67 auf 105, die der freiheitsparteilichen von 3 auf 32 gestiegen und die deutsch-soziale Partei hatte in der Stärke von 4 Mann ihren Einzug in den Reichstag gehalten. Andererseits hatten die Kommunisten nicht weniger als 62 Sitze erobert.

Entsprechend diesem Zuwachs der Rechten und der Linken hatten die Mittelparteien schwere Verluste erlitten. Das Zentrum zwar hatte nur 3 Sitze eingebüßt. Aber die Deutsche Volkspartei war von 66 auf 45 zurückgegangen, die Demokraten von 40 auf 28, die Bayerische Volkspartei von 21 auf 16. Den empfindlichsten Schlag hatte die Sozialdemokratie erlitten. Während sie im alten Reichstage nach der Vereinigung mit den Unabhängigen 167 Sitze gezählt hatte, mußte sie sich nun mit 100 begnügen.

Die erhoffte nationale Mehrheit war nicht gekommen. Aber die Herrschaft der Mittelparteien ließ sich nicht mehr aufrecht erhalten. Das Kabinett Marx-Stresemann konnte nur noch auf 137 Stimmen mit Sicherheit rechnen, und selbst die stille Teilhaberschaft der Sozialdemokratie, die tatsächlich in jedem Einzelfall mit kostspieligen Zugeständnissen würde erkauft werden müssen, ergab bloß eine Mehrheit von einer Stimme — 237 von 472. Vor allem aber zeigte das Gesamtbild der Wahlen, das in parlamentarisch regierten Ländern immer als maßgebend anerkannt worden ist, daß die Zeit der Mittelparteien und einer aus ihren Reihen hervorgegangenen Regierung vorbei war.

Nichtsdestoweniger blieb das Ministerium zunächst im Amte. Erst unmittelbar vor dem Zusammentritt des Reichstags entschloß es sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung dazu, den Platz zu räumen. Doch sie kehrte zurück. Am 5. Juni stellte sich das Kabinett Marx-Stresemann dem Reichstage wieder als neuernannte Regierung vor.

Die Verhandlungen, die inzwischen geführt worden waren, waren ergebnislos verlaufen, die Fäden, die sich zwischen Deutschnationalen und Mittelparteien geknüpft hatten, waren wieder gerissen.

Unter Hinweis auf die Stärke ihrer Fraktion und die im Volke vorherrschende Stimmung hatten die Deutschnationalen gefordert, daß ihnen maßgebender Einfluß in der neuen Regierung eingeräumt werde. Sie hatten gefordert, daß außenpolitisch der Bruch mit der bisherigen Erfüllungspolitik deutlich zum Ausdruck gebracht und daß der Dawes-Bericht zwar als Ausgangspunkt für Verhandlungen mit dem Feindbunde benutzt, aber niemals von vornherein bedingungslos angenommen werde. Sie hatten gefordert, daß innenpolitisch eine Neubildung der preußischen Regierung unter Ausschaltung der Sozialdemokratie vollzogen werde, da allein schon die Erfahrungen des Kabinetts Cuno gezeigt haben, daß eine nationale Reichsregierung in der Luft hängt, wenn die Macht in Preußen den Sozialdemokraten gehört. Sie hatten gefordert, daß die Frage der Aufwertung, von der die Zukunft des deutschen Mittelstandes abhängt, ernstlich in Angriff genommen werde.

Völlige Bereitwilligkeit zu einer Verständigung trug die Deutsche Volkspartei zur Schau. Diese Bereitwilligkeit fand ihren schärfsten Ausdruck in der Zustimmung zur Beseitigung des eigenen Führers, des Dr. Stresemann, die freilich durch die Erkenntnis erleichtert wurde, daß Deutschland noch nie, selbst unmittelbar nach der Revolution nicht, einen so unfähigen und so erfolglosen Außenminister gehabt, wie ihn. Die gleiche Bereitwilligkeit betätigte die Bayerische Volkspartei. Im Zentrum war die Stimmung geteilt. Die Demokraten, die in die neue Koalition nicht einbezogen werden sollten, ja, die an den Verhandlungen nur gegen den Wunsch der Deutschnationalen teilnahmen, taten, was in ihrer Macht stand, um eine Verständigung zu hindern.

Dreimal wurden die Verhandlungen abgebrochen und dreimal wieder aufgenommen. Als die Einigung am nächsten schien, am Abend des 3. Juni, teilte Herr Marx, der sie im Auftrage des Reichspräsidenten führte, mit, daß sie nun nicht mehr fortgesetzt werden könnten, da die Regierungsbildung ohne weiteren Zeitverlust vor sich gehen müsse. Man nimmt wohl nicht mit Unrecht an, daß hier der Reichspräsident eingegriffen und gedroht hatte, im Falle einer Fortdauer der Krisis den Auftrag zur Kabinettsbildung Herrn Marx zu entziehen und ihn dem Dr. Wirth zu übertragen, der ihm politisch sehr viel näher steht. Und ebenso dürfte das Gerücht richtig sein, daß da wissen will, daß der um seine Stellung bangende Herr Stresemann den Reichspräsidenten zu diesem Vorgehen unmittelbar veranlaßt hat.

Aber sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls war damit die Möglichkeit der Bildung einer nationalen Regierung zunächst beseitigt. Die Deutschnationalen waren wieder in die Opposition gedrängt.

II.

Es war für die Deutschnationalen dem Vaterlande und der Wählerschaft gegenüber Pflicht, sich um die Übernahme der Regierung zu bemühen. Wer hier von einem Gieren nach Portefeuilles, von einem Drängen nach der Futterkrippe spricht, verrät nur die Niedrigkeit des eigenen Standpunkts. In Wahrheit muß jede Partei, die überhaupt ein positives Programm hat, die Übernahme der Regierung als ihr letztes Ziel ansehen, da sie nur dann, wenn sie die Macht besitzt, ihr Programm verwirklichen kann. Insbesondere gilt das für die nationale Partei im heutigen Deutschland, die nicht zusehen darf, wie das Reich zugrunde gerichtet wird.

Daran vermag auch der Umstand nichts zu ändern, daß dieses Ziel in voller Reinheit nur erreicht werden kann, nachdem die Partei für sich allein

die Mehrheit errungen hat. Unter den Verhältnissen, wie sie in Deutschland heute und für absehbare Zeit herrschen, kommt ein solcher Wahlerfolg für keine Partei in Frage, und es ist entweder Selbsttäuschung oder Ausrede, wenn irgend eine politische Gruppe erklärt, sich an keiner Koalitionsregierung beteiligen, vielmehr abwarten zu wollen, bis sie allein regieren kann. Der Eintritt in eine Koalition ist eine Notwendigkeit. Eine Notwendigkeit sind deshalb auch die damit verbundenen Opfer. Die Frage ist bloß, wie weit in diesen Opfern gegangen werden darf.

Diese Frage kann grundsätzlich nur in sehr allgemeiner Fassung beantwortet werden: eine Koalition ist dann statthaft, wenn die Parteien, die sie eingehen, dem Staat, der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung gegenüber grundsätzlich die gleiche Stellung einnehmen. Sie ist unstatthaft, wenn es an einer solchen grundsätzlichen Übereinstimmung fehlt. Eine nationale Partei kann mit einer internationalen, eine bürgerliche mit einer sozialistischen keine Koalition bilden. Eine Übereinstimmung in der Frage der Staatsform dagegen ist unter Umständen nicht durchaus geboten. Solange diese Frage dank außen- oder innenpolitischen Verhältnissen praktisch im Hintergrunde steht, wie das z. B. heute in Deutschland der Fall ist, kann eine monarchische Partei bis auf weiteres auch mit einer republikanischen zusammen gehen. Freilich muß das wieder dahin eingeschränkt werden, daß es in Deutschland eine nationale und bürgerliche Partei, die wirklich republikanisch wäre, nicht gibt.

Doch die Frage der Koalitionsbildung hatte nach dem Abbruch der Verhandlungen am 3. Juni zunächst ihre Bedeutung für die Deutschnationale Partei verloren. Sie trat nicht in die Regierung ein und wurde dadurch kraft der inneren Logik der Dinge zur Oppositionspartei.

Das war für sie nichts Neues. In dieser Lage befand sie sich seit ihrer Begründung im November 1918. Nichtsdestoweniger wurde und wird diese Lage von ihr selbst als etwas Unnatürliches empfunden.

Das ergibt sich ganz von selbst aus der gesamten Denkweise des überwiegenden Teils ihrer Mitglieder. Die Partei setzt sich aus den Elementen zusammen, die im alten Staat die festeste Stütze der bestehenden Ordnung waren. Sie waren auf das engste mit dem Staat verwachsen, sie sahen ihn verkörpert im König und in des Königs Behörden. Gewiß wurde auch im alten Preußen-Deutschland nach Leibeskräften räsonniert. Aber ebensoweit, wie für den Soldaten der Schritt vom Räsonnieren zur Gehorsamsverweigerung war, so weit war er für den guten Staatsbürger vom Räsonnieren zur Opposition. Ausnahmefälle — man denke an die Kanalrebellen — bestätigten die Regel. In der Opposition standen Demokraten, Juden, wurzelloses Volk, später vor allem die Sozialdemokraten. Der ordentliche Mann war königstreu, war — gouvernemental.

Es soll hier nicht darauf eingegangen werden, wie diese Denkweise entstanden ist, wie ihre Wurzeln im eisernen Regiment Friedrich Wilhelm I., in der überragenden Größe seines Sohnes zu suchen sind, wie sie auch im Zusammenbruch Preußens sich erhielt und neue Nahrung aus Bismarcks Taten empfing. Auch nicht darauf, wieweit wirtschaftliche und soziale Besonderheiten auf ihr Erstarken eingewirkt haben, noch auf die unleugbaren Auswüchse und Schattenseiten, die mit ihr verbunden waren und bis heute verbunden sind. Hier genügt es, ihr Vorhandensein hervorzuheben.

Unter den Deutschnationalen gab es wohl keinen, der nicht von vornherein verstandesgemäß die Notwendigkeit erkannt hätte, nach dem Umsturz in Opposition zu den neuen Gewalthabern zu treten. Aber nur sehr wenige gab es, die diese Notwendigkeit nicht als Last empfunden hätten. Genau so sauer, wie es der Sozialdemokratie fiel — und in gewissem Sinne bis heute fällt, die Staatsautorität zu vertreten und aufbauend zu arbeiten, fiel es ihnen, nun zu Trägern der Kritik, des Tadels, des Widerstandes zu werden. Eine seelische Einstellung, die durch Geschlechter geherrscht hat, kann nicht von heute auf morgen in ihr Gegenteil verkehrt werden.

In der Nationalversammlung zu Weimar spielte diese Einstellung eine das Verhalten der Deutschnationalen in allem und jedem bestimmende Rolle. Bei jeglicher Gelegenheit spürte man es, wie der auf verstandesgemäßen Erwägungen gegründete Wille zur Opposition durch sie gehemmt wurde. Schon rein äußerlich mußte es auffallen, daß zu Vorsitzenden der Fraktion zwei hochbetagte Minister der kaiserlichen Zeit gewählt wurden. Daß Männer, die durch Jahrzehnte die Autorität des Staates und der Regierung vertreten hatten, die ein langes Leben zu völliger Abklärung und philosophischer Ruhe geführt hatte, nicht Häupter einer rücksichtslos entschlossenen Opposition sein konnten, versteht sich von selbst.

Die Deutschnationale Fraktion hat in Weimar treu und gewissenhaft ihre Pflicht getan. Sie hat in der Verteidigung der alten Ideale, in der Abwehr wüster Angriffe getan, was gerechterweise irgend verlangt werden konnte. Aber zu stürmendem Vorgehen, zu aktiver Opposition war sie außerstande.

III.

Seit Weimar hat sich in den vaterländischen Kreisen vieles geändert. Die Novemberrepublik hat zwar eine innerliche Festigung nicht erfahren. Aber infolge der unseligen außenpolitischen Verhältnisse ist sie zu einer dauernden Erscheinung geworden. Und das hat im Laufe der Zeit dazu geführt, daß die alten Vorstellungen schwanden, daß das Ansehen der Träger der Staatsgewalt verblaßte. Der Gegensatz zu ihnen wurde nicht mehr als etwas Widernatürliches empfunden, die zuerst sich selbst gegenüber erzwungene oppositionelle Einstellung begann in Fleisch und Blut überzugehen. Es kam hinzu, daß in steigendem Maße jüngere Elemente in den Vordergrund traten, die nicht in der alten strengen Zucht aufgewachsen, die nicht so innig mit der Gedankenwelt der einstigen Herrlichkeit verknüpft waren, in denen der Widerspruchsgeist der Jugend lebendig war. Die noch vor kurzem so starken psychologischen Hemmungen für eine wirkliche Opposition waren zwar nicht ausgeschaltet. Aber sie wurden von Jahr zu Jahr schwächer.

Trotzdem enttäuschte die deutschnationale Opposition. Man verglich sie mit der der Sozialdemokraten in kaiserlicher Zeit. Man verlangte von ihr die gleiche folgerechte und stürmische Rücksichtslosigkeit. Man forderte, daß sie einen nie ermattenden Kampf bis aufs Messer mit den Verderbern des Staates führe, daß sie ihnen den Haushalt verweigere, jede Vorlage ablehne, sie mit Mißtrauensvoten und Interpellationen zu Tode hetze. Als alles das ausblieb, schalt man sie lau, und die Hitzigsten wandten sich von ihr ab.

Es ist durchaus möglich, daß die Deutschnationale Fraktion im ersten und vielleicht auch noch im zweiten Reichstage manches unterlassen hat, was sie hätte tun können. Hier und da hätte ein Vorstoß, der unterblieb, der Re-

gierung und ihren Parteien Verlegenheit, der Fraktion einen Erfolg gebracht. Aber nicht um einzelne Fehler handelt es sich. Worauf es ankommt, ist die Frage, ob eine nationale Partei ihre Opposition grundsätzlich so gestalten kann, wie es von den Deutschnationalen vielfach verlangt wird, und ob sie insbesondere nach dem Vorbilde der Sozialdemokraten verfahren darf.

Die Sozialdemokraten verneinten nicht nur die bestehende Staatsform. Ja, teilweise maßen sie ihr nicht einmal entscheidende Bedeutung bei und waren sogar bereit, sich mit einer Monarchie, die freilich keine Monarchie mehr gewesen wäre, abzufinden. Was sie verneinten und bekämpften, war der Staat als Machtfaktor nach innen und nach außen, war die bestehende gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung. Wenn sie im Gegensatz zu den Anarchisten den Staat als solchen nicht vernichten, ihn im Gegensatz zu den Kommunisten nicht zum Absterben bringen wollten, so verstanden sie doch unter dem Staat eine Einrichtung, die mit dem Staat Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen, Bismarcks und des alten Kaisers nicht mehr, als den Namen gemein hatte. Darum konnten sie den Staat fünfzig Jahre lang rücksichtslos befehden, konnten sie die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse verweigern, zu allem und jedem Nein sagen, was die Regierung tat.

Eine solche Stellung kann eine nationale Opposition auch zum heutigen Staate nicht einnehmen. Dieser heutige Staat ist fehlerhaft, ist krank. Er hat demokratische, sozialistische, pazifistische Gedanken in sich groß werden lassen. Aber trotz allem ist er noch Staat in nationalem und preußisch-deutschem, man möchte sagen, in konservativem Sinne. Er blieb es gegen den Willen der heutigen Machthaber. Der Staatsgedanke war stärker, als ihr frevelndes Streben. Und heute haben die Klügeren unter ihnen längst erkannt, daß ihre Herrschaft jeden Tag zusammenbrechen müßte, wenn nicht der Geist des alten Staates noch lebendig wäre, wenn sie nicht mit seinen Mitteln zu arbeiten vermöchten. Aus innerer Notwendigkeit heraus sind deshalb auch sie gezwungen, die Staatsautorität zu vertreten. Mögen sie das bewußt nur zugunsten ihrer parteipolitischen Belange tun, so kommt es doch in seiner Auswirkung dem Staate zugut.

Daraus aber ergeben sich Schranken für die nationale Opposition. Wo es um den Staat geht, muß diese aussetzen, müssen die nationalen Parteien die unnationale Regierung stützen, so hart es sie auch ankommt. Das gilt in der innern, wie in der auswärtigen Politik.

Nur ein Beispiel für jedes dieser zwei Gebiete.

Wenn ein Minister vom Schlage Severings gegen die Kommunisten vorgeht, mag er es vor allem deshalb tun, weil sie der Sozialdemokratie das Wasser abgraben, die Macht seiner Partei gefährden. Trotzdem wirkt er dadurch staatserhaltend. Parteipolitisch gesehen, könnte eine nationale Opposition sich dagegen vollkommen neutral verhalten, da ihr eine Schwächung sowohl der Sozialdemokraten als auch der Kommunisten nur erwünscht sein kann. Unter staatspolitischen Gesichtspunkten muß sie die ihr nicht genehme Regierung unterstützen, eben weil es um mehr geht, als um einen Streit der Parteien. Deshalb wird eine pflichtbewußte nationale Opposition der Regierung nicht die Mittel zu einer Vermehrung der Polizei verweigern, wird sie nicht die Aufhebung von Sondermaßnahmen verlangen, die etwa auf Grund des Art. 48 der Reichsverfassung verhängt sind. Nur wenn diese Maßnahmen zugleich gegen die nationale Bewegung gerichtet sind, wird sie zu erwägen

haben, in welchem Verhältnis hier Schaden und Nutzen zu einander stehen und wird ihre Entscheidung danach treffen.

Außenpolitisch wird die nationale Opposition in geradem Widerspruch zu den eigenen parteipolitischen Belangen oft genug auf eine Stärkung der Regierung hinarbeiten müssen. Sie wird unter allen Umständen vermeiden, ihr Ansehen dem Auslande gegenüber herabzusetzen. Hier haben die Reichstagsverhandlungen unlängst ein Schulbeispiel von klassischer Überzeugungskraft geliefert.

Die Reichsregierung hatte Verträge mit zwei Kleinstaaten geschlossen, die in schwächlicher Weise die Würde und die wirtschaftlichen Belange Deutschlands zugleich preisgaben. Der deutschnationale Sprecher bemängelte das. Er hob hervor, daß Deutschland solchen Staaten gegenüber immer noch eine Macht darstelle und er forderte von der Regierung, daß sie das zur Geltung bringe. Die Regierung erhielt dadurch die Möglichkeit — von der sie auch Gebrauch gemacht hat — ihren Gesandten vorzuschreiben, unter Berufung auf die Stellungnahme des Reichstags bestimmte Forderungen zu stellen. Im Gegensatz dazu suchte der Sprecher der nationalsozialistischen Freiheitspartei den Nachweis zu führen, daß Deutschland, wenn es den damals zur Erörterung stehenden Dawes-Bericht annehme, nicht in der Lage sein werde, die im Vertrage übernommenen Verpflichtungen auszuführen. Das war zweifellos sehr gut gemeint. Der Redner wollte auch bei dieser Gelegenheit den Dawes-Bericht bekämpfen. Aber er übersah, daß das von ihm beigebrachte mittelbare Argument in keiner Weise in die Wagschale fallen würde, daß vielmehr das Ergebnis seiner Ausführungen nur sein konnte, daß Deutschland in den Augen jener Kleinstaaten als nicht mehr vertragsfähig erschien. Das bedeutete unstreitig eine Schwächung des Ansehens, das Deutschland im Auslande genießt, bedeutete eine Schädigung des Staatsgedankens.

Genau so wenig war es am Platz, gegen die Regierung in dem Augenblick, als sie nach London ging, ein Mißtrauensvotum zu beantragen. Da keinerlei Aussicht auf seine Annahme bestand, und man somit nicht hoffen durfte, sie durch eine andere, nationalgesinnte zu ersetzen, bedeutete es nur eine Schwächung ihrer Stellung dem Auslande gegenüber, wenn das Mißtrauensvotum eine starke Unterstützung fand. Deshalb war es Pflicht einer nationalen Opposition zwar nicht dagegenzustimmen, wohl aber sich der Stimmabgabe zu enthalten.

Eine nationale Opposition, die sich ihrer Pflicht bewußt ist, ist auch nicht in der Lage den Haushalt zu verweigern. Sie kann selbstverständlich einzelne Positionen aus sachlichen Erwägungen streichen oder kürzen. Aber da der Staat ohne den Haushalt die Gesamtheit seiner Aufgaben nicht erfüllen kann, kommt eine Verweigerung des Haushalts nicht in Frage. Sie darf auch nicht als Demonstration in der Voraussicht einer Ablehnung beantragt werden. So eindrucksvoll nach außen hin eine solche Geste wäre, würde sie doch bedeuten, daß die Opposition die Verantwortung für ihre Handlungen anderen zuschiebt. Das aber ist mit dem Begriff nationaler Opposition nicht vereinbar.

IV.

Die pflichtmäßige Berücksichtigung der Staatsnotwendigkeiten ist es, die der nationalen Opposition von vorneherein bestimmte Schranken setzt. Praktisch betrachtet, ergibt sich dabei noch in jedem Einzelfall die besondere Schwie-

rigkeit, daß es keinen allgemeinen Maßstab gibt, mit dessen Hilfe festgestellt werden könnte, ob und inwieweit gerade hier eine Staatsnotwendigkeit zu berücksichtigen ist. Darüber werden fast immer Meinungsverschiedenheiten möglich sein, und selbstverständlich besteht keine Gewähr dafür, daß die Fraktion oder genauer ihre Mehrheit die richtige Entscheidung trifft. Aber will man gerecht urteilen, will man einen Zwiespalt zwischen den nationalen Kreisen und ihrer parlamentarischen Vertretung verhüten, will man das politische Verständnis im Lande vertiefen, so wird man dieser Eigenart der nationalen Opposition gedenken und darauf verzichten müssen, ihr die Sozialdemokratie der Kaiserzeit als Muster vorzuhalten.

Ganz unabhängig von diesen grundsätzlichen Erwägungen gibt es jedoch Umstände, die einen bestimmten Einfluß auf die Opposition ausüben und die außerhalb der Parlaments fast immer übersehen werden. Sie liegen in der durch die Geschäftsordnung geregelten Technik des parlamentarischen Betriebes[1]). Hier, wie so oft, erweist es sich, daß die Technik, die nur Dienerin sein soll, selbständige Bedeutung erwirbt und als mitbestimmender Faktor in die Rechnung eingestellt werden muß. Jeder, der einen Zivilprozeß hat ausfechten müssen, weiß, von wie maßgebender Bedeutung die Bestimmungen der Zivilprozeßordnung sind, wie leicht ihre Nichtbeachtung zum Verlust eines wohlbegründeten Anspruches führen kann, obgleich sie ihrem Wesen nach rein technischen Charakter tragen und einzig und allein zu dem Zweck aufgestellt sind, um eine zum Ziel, d. h. zur gerechten Entscheidung führende Abwickelung des Prozeßstoffes zu ermöglichen. Genau so steht es um die Bestimmungen der parlamentarischen Geschäftsordnung.

An sich liegt der Gedanke nahe, zu fordern, daß die Opposition sich betätige, indem sie unablässig Anträge und Interpellationen einbringt. Durch jene soll sie auf gesetzgeberischem Wege Verbesserungen anstreben und zugleich mittelbar die Unfruchtbarkeit der Regierung und ihrer Parteien kennzeichnen, während diese der Enthüllung von Mißständen dienen und in ein Mißtrauensvotum ausmünden sollen, das übrigens auch bei sonstigen Gelegenheiten, insbesondere als Antwort auf eine programmatische Regierungserklärung, zu beantragen ist.

Die schärfste unter diesen Waffen ist selbstverständlich das Mißtrauensvotum. Seine Beantragung kann aber den eigentlichen Zweck, der im Sturze der Regierung besteht, nur erreichen, wenn sie in einem Augenblick geschieht, da die Regierungsmehrheit auseinanderfällt, da diese oder jene Partei sich von ihr abwendet und sich, sei es auch nur in augenblicklicher Gegnerschaft gegen die Regierung, der Opposition anschließt. Daß die Ausnutzung einer solchen Lage Pflicht der nationalen Opposition ist, versteht sich von selbst. Aber ob diese Ausnutzung am besten gerade durch die Einbringung eines Mißtrauensvotums geschieht, kann nicht ohne weiteres und jedenfalls nicht für jeden Fall behauptet werden. Im Gegenteil, ein Mißtrauensvotum der Opposition kann die wankende Mehrheit wieder zusammenschmieden und eine zum Sturz reife Regierung retten. Etwas derartiges geschah am 15. Februar 1922: drei von verschiedener Seite gegen das Kabinett Wirth eingebrachte Mißtrauensvoten wurden abgelehnt, und im Anschluß daran ließen die Unabhängigen sich be-

[1]) Näheres darüber s. in meiner „Weimarer Verfassung in Lehre und Wirklichkeit", J. F. Lehmann, München 1924.

wegen, sich an der Abstimmung über das nun eingebrachte Vertrauensvotum nicht zu beteiligen. Das Ergebnis war seine Annahme, die freilich nur seitens einer Minderheit erfolgte, aber doch dem Ministerium die formelle Möglichkeit gab, im Amte zu bleiben. Ein ähnlicher Versuch, den Stresemann am 23. November 1923 unternahm, scheiterte freilich, weil er weniger geschickt eingefädelt war und weil Stresemann persönlich noch weniger geschätzt wird, als Wirth. Aber eine zweischneidige Waffe bleibt das Mißtrauensvotum deshalb doch gerade in den entscheidenden Fällen.

Von solchen Fällen abgesehen, hat das Mißtrauensvotum den Wert einer Demonstration. Es besagt im Grunde nicht mehr und nicht weniger, als daß die Opposition eben Opposition ist. Bei bestimmten Anlässen, etwa nach programmatischen Erklärungen der Regierung, nach besonders wichtigen außen- oder innenpolitischen Ereignissen ist es am Platz hervorzuheben, daß die Regierung nicht das Vertrauen genießt. Aber diese Demonstration will wie jede andere mit Maß angewandet sein. Sonst hört sie auf, Eindruck zu machen.

Im übrigen ist die Voraussetzung für jeglichen Vorstoß der Opposition, daß der Reichstag versammelt ist. Und schon hier können sich Schwierigkeiten ergeben. Freilich kann der Reichstag heute nicht mehr, wie unter der Bismarckschen Verfassung, von der Regierung nach Hause geschickt werden, wenn er unbequem zu werden droht. Er vertagt sich vielmehr selbst und bestimmt selbst den Zeitpunkt seines Zusammentritts. Aber der Reichstag in diesem Sinne ist die Mehrheit. Und wenn die Regierung ungestört zu operieren wünscht — das deutsche Wort arbeiten ist hier nicht am Platz — so läßt sie eben durch die ihr gehorsame Mehrheit eine Vertagung beschließen. Die Minderheit ist dagegen machtlos. In der Verfassung findet sich allerdings eine Bestimmung, nach der ein Drittel der Abgeordneten die Einberufung des Reichstages verlangen kann. Aber diese Bestimmung ist eigentlich nur auf den bisher noch nicht eingetretenen Fall berechnet, daß der Reichstag seine Tagung förmlich geschlossen hat. Selbst wenn sie aber in erweiterndem Sinne ausgelegt würde, könnte die Opposition aus ihr praktischen Nutzen nicht ziehen. Bringt sie das nötige Drittel der Stimmen auf und erzwingt eine Einberufung, so kann die Mehrheit eine Viertelstunde nach dem Zusammentritt eine neue Vertagung beschließen.

Gegen die ungebührlich verlängerten Tagungspausen, die auch der neue Reichstag schon hat eintreten lassen, kann also die Opposition nichts tun. Ebensowenig liegt es in ihrer Hand zu bestimmen, was nun während der Tagung zur Verhandlung kommt. Denn die Festsetzung der Tagesordnung hängt wieder von der Mehrheit ab. Die wiederholt von nationalsozialistischer Seite unternommenen Versuche, den deutschnationalen Präsidenten für die Tagesordnung verantwortlich zu machen, gehen daher völlig fehl. Nur ein ganz oberflächliches Lesen der Geschäftsordnung kann den Eindruck wecken, als habe der Präsident bestimmenden Einfluß. Allerdings heißt es, daß er vor Schluß jeder Sitzung Zeit und Tagesordnung der nächsten Sitzung verkündet. Verkünden und festsetzen ist jedoch nicht das gleiche. In Wirklichkeit ist es der Ältestenrat, der den Arbeitsplan des Reichstages bestimmt. Allerdings kann dieser keine Beschlüsse fassen, sondern nur Vereinbarungen treffen. Formell könnte also der Präsident sich über die Wünsche seiner Mehrheit hinwegsetzen. Aber selbstverständlich stehen die Fraktionen hinter ihren Vertretern, und wenn der Präsident eine Tagesordnung verkünden wollte, die im Widerspruch zum

Willen des Ältestenrats steht, würde die Mehrheit in der Vollversammlung nicht verfehlen, sie umzustoßen. Genügt doch der Widerspruch eines Mitgliedes, um dem Plenum die Entscheidung über die Tagesordnung zu übertragen.

Nur scheinbar hat der Präsident in zwei Einzelfällen weitergehende Vollmachten. Es heißt nämlich in der Geschäftsordnung, daß er Zeit und Tagesordnung selbständig festsetzt, wenn der Reichstag ihn dazu ermächtigt oder wenn der Reichstag wegen Beschlußunfähigkeit oder aus einem andern Grunde selbst nicht entscheiden kann.

Jene Ermächtigung wird regelmäßig erteilt, wenn eine Vertagung beschlossen ist. Sehr häufig tritt auch der zweite Fall ein: der Reichstag erweist sich am Ende der Sitzung als beschlußunfähig und kann somit über die vom Präsidenten verkündete — richtiger hieße es: vorgeschlagene — Tagesordnung weder stillschweigend noch ausdrücklich beschließen. Der Fernstehende könnte nun annehmen, daß in diesen Fällen der Präsident die Möglichkeit hat, eine Tagesordnung festzusetzen, wie sie seinen Freunden genehm ist und insbesondere die von ihnen eingebrachten Anträge und Interpellationen zur Verhandlung zu bringen.

Auch das ist nicht richtig. Vielmehr kann die Mehrheit auch in diesen Fällen ihren Willen zur Geltung bringen, indem sie die fraglichen Punkte einfach von der Tagesordnung absetzt. Erscheint aber ein solches direktes Vorgehen aus irgend welchen Gründen nicht tunlich, so kann sie die Debatten über einen gleichgültigen Gegenstand hinausziehen. Sie kann den Reichstag durch Fortbleiben bei einer Abstimmung beschlußunfähig machen. Sie kann eine Politik der Verzögerung in den Ausschußberatungen befolgen. Kurz, sie kann jede ihr und der Regierung unliebsame Erörterung verhindern. Die einzige Schranke hierfür liegt in der Gefahr, sich vor der Öffentlichkeit bloßzustellen.

Unter diesen Umständen ist es im allgemeinen zwecklos, Anträge und Interpellationen einzubringen, die der Regierung wirklich unbequem sind. Sie haben nur demonstrative Bedeutung und können sich selbst agitatorisch nur dann auswirken, wenn sie von der Presse in nachhaltiger Weise unterstützt werden. Auf die Tagesordnung kommen sie nie — es sei denn wiederum, daß die Mehrheit fürchten müßte, sich durch ihre Unterdrückung in der Öffentlichkeit zu schaden. Ist das garnicht oder nur in unerheblichem Maße der Fall, so ist der einzige Erfolg ihrer Einbringung die Herstellung einer neuen Drucksache unter unzähligen anderen. Deshalb bedeuten auch anscheinend so effektvolle Anträge, wie der der Nationalsozialisten auf Neuwahl des Reichspräsidenten oder der Deutschen Volkspartei auf Wiederannahme der schwarz-weißroten Fahne, nur einen Schlag ins Wasser. Die Antragsteller wissen es so gut wie alle anderen Eingeweihten, daß diese Anträge mit ihrem Abdruck in der Parteipresse erledigt sind. Dabei braucht nicht einmal in Betracht gezogen zu werden, daß sie unter allen Umständen von der Mehrheit abgelehnt werden würden. Zu einer Abstimmung wird es eben nie kommen, weil schon die bloße Verhandlung über sie der Regierung unbequem wäre, ein Umstand, der übrigens dem Flaggen-Antrage der selbst zur Regierung gehörenden Deutschen Volkspartei einen eigenartigen Reiz verleiht.

V.

Die eigene, letzten Endes gouvernementale Einstellung, der Zwang, die Staatsnotwendigkeiten zu berücksichtigen, die technischen Schwierigkeiten, die sich für die Minderheit aus der Geschäftsordnung ergeben — das sind die drei Hindernisse, die der von den Gesinnungsgenossen im Lande so oft geforderten schonungslosen Opposition entgegenstehen. Keines von ihnen ist in seiner Bedeutung zu unterschätzen, keines kann den Trägern der nationalen Opposition zum Vorwurfe gemacht werden.

Die gouvernementale Denkweise ist ein Erzeugnis von Jahrhunderten. Sie ist mit wertvollen, zu erhaltenden und zu pflegenden Eigenschaften eng verknüpft. Sie ist trotzdem im Rückgang begriffen und sie muß zielbewußt bekämpft werden. Das darf nicht in einer Weise geschehen, die Zwiespalt in das eigene Lager trägt. Wer sich von ihr frei weiß, wird immer im Auge behalten müssen, daß diejenigen, die mit ihr behaftet sind, deswegen nicht angegriffen oder getadelt werden dürfen, daß ihnen nur geholfen werden muß, sich von ihr zu befreien. Und wer an ihr krankt, muß bestrebt sein, sie als Schwäche zu erkennen, die überwunden werden muß. Dann wird sie in nicht zu ferner Zeit schwinden.

Das Pflichtbewußtsein und das Verantwortungsgefühl dem Staate gegenüber müssen im Gegensatz dazu sorgfältig wach gehalten werden. Wenn durch sie die Stoßkraft der Opposition geschwächt wird, so ist das eine unvermeidliche Folgeerscheinung, die an ihrer Notwendigkeit nicht irremachen darf. Denn die Opposition ist sich nicht Selbstzweck. Sie wird um des Staates willen getrieben und die Belange des Staates dürfen ihr nicht zum Opfer gebracht werden.

Die geschäftsordnungsmäßigen technischen Schwierigkeiten müssen in die Rechnung eingestellt werden. Die Gesinnungsgenossen im Lande müssen sie berücksichtigen, wenn sie zu einer zutreffenden Beurteilung ihrer parlamentarischen Vertretung gelangen wollen. Diese selbst muß sie in Betracht ziehen und muß darauf verzichten, gegen die papierene Wand, die sich ihr da undurchdringlich entgegenstellt, anzurennen. Sie muß andere Wege zu ihrem Ziel finden.

Diese Wege können nicht über die Obstruktion führen, die den Willen der Mehrheit zu brechen sucht, indem sie eine Fortführung der Geschäfte im Parlament unmöglich macht. Das ist aus grundsätzlichen Erwägungen unzulässig, solange man das Parlament als rechtmäßiges Organ des Staates anerkennt, es sei denn, daß es geschieht, um sich gegen eine unzweifelhafte und rechtswidrige Vergewaltigung seitens der Mehrheit zu wehren. Wenn diese etwa beschließen sollte, Verfassungsänderungen mit einfacher Mehrheit anzunehmen oder über sachliche Anträge der Opposition ohne eigentliche Abstimmung zur Tagesordnung überzugehen, dann wäre Obstruktion statthaft. Freilich muß man sich darüber klar sein, daß auch ihr wieder sehr enge Grenzen gesetzt sind. Wenn im alten Reichstage die Sozialdemokraten durch stundenlange Reden die Abwickelung der Geschäfte unmöglich machten, so steht dem heute die Geschäftsordnung entgegen, die als höchste Rededauer eine Stunde festsetzt. Die Verübung von störendem Lärm aber, die auch an sich einer nationalen Partei wenig würdig ist, würde zu Strafmaßnahmen des Präsidenten und endlich zum Ausschluß führen. Es bleiben also nur gewisse Mittel übrig, durch die der Gang der Geschäfte aufgehalten wird, wie etwa die ständige Beantragung

namentlicher Abstimmung, das Verlassen des Saales, um den Reichstag beschlußunfähig zu machen und dgl. m. Aber bei einer solchen Sachlage kann es sogar zweifelhaft scheinen, ob eine wirksame Obstruktion überhaupt möglich ist. Keinesfalls darf sie eine so kleinliche Form annehmen, wie sie ihr die Nationalsozialisten geben, die behaupten, vom Präsidenten unfreundlich behandelt worden zu sein und nun regelmäßig der Vornahme der dritten Beratung einer Vorlage im unmittelbaren Anschluß an die zweite widersprechen. Da das nur bei bedeutungslosen Vorlagen ins Auge gefaßt wird und da der Widerspruch zu einem Zeitverlust von bloß einem Tage führt, macht diese Art der Obstruktion auf niemanden auch nur den geringsten Eindruck, verfehlt also völlig den Zweck, den jede Obstruktion verfolgt.

Es gibt genügend andere Möglichkeiten, den oppositionellen Willen in die Tat umzusetzen. Vor allem besteht eine Gelegenheit, bei der die Opposition frei reden und alles zur Sprache bringen kann, was ihr auf dem Herzen liegt. Das ist die Beratung des Haushalts, bei der nach feststehendem parlamentarischem Brauch sämtliche Beschwerden und Wünsche vorgebracht werden dürfen. Hier gilt alles als zur Sache gehörig, und hier kann die Haltung der Regierung einer eingehenden und schonungslosen Kritik unterzogen werden. Hier kann — und das ist besonders wichtig — auch die Politik des Reichspräsidenten erörtert werden, und zwar anläßlich der Bewilligung seiner Bezüge. Eine solche Erörterung aber ist besonders am Platz schon deshalb, weil die Öffentlichkeit darüber aufgeklärt werden muß, daß der derzeitige Reichspräsident keineswegs der still seinen Pflichten nachgehende, harmlose und taktvolle Mann ist, als den ihn die Legende der Mehrheitsparteien darstellt, daß er vielmehr hinter den Kulissen eine sehr aktive Politik zugunsten seiner Partei treibt, und daß er sich eine ganze Reihe schwerster Verstöße wider die Verfassung hat zuschulden kommen lassen.

Die Haushaltsdebatte kann zu einer überaus wirkungsvollen Waffe der nationalen Opposition werden. Immerhin findet sie nur einmal im Jahr statt, und eine Beschränkung auf sie ist deshalb ausgeschlossen. Tatsächlich stehen der Opposition auch noch andere Wege offen.

Sie kann und muß alle die zahlreichen Gelegenheiten zu Widerspruch und Kritik ergreifen, die die Vorlagen der Regierung bieten. Es ist das keineswegs so einfach, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Und es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß in dieser Richtung gelegentlich manches versäumt worden ist. Eine solche Versäumnis ist entschuldbar. Es ist eine ganz ungeheure Flut bedruckten Papiers, mit der die Abgeordneten überschüttet werden, und nur allzu leicht kann es geschehen, daß da Angreifbares übersehen wird. Das ist umso eher möglich, als zur Beurteilung auch der kleinsten Vorlage Sachkenntnis gehört und die Regierung begreiflicherweise bestrebt ist, die Schwächen ihrer Vorlagen in der sie meist begleitenden Denkschrift zu vertuschen. Es ist ihr daher nicht selten gelungen, Gesetze über an sich unbedeutende Fragen oder Verträge mit exotischen Staaten trotz mancher Schwächen ohne jede Debatte durchzubringen einfach, weil niemand sich berufen fühlte, ihnen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das wird in Zukunft nicht mehr vorkommen dürfen und tatsächlich sind im neuen Reichstage derartige Versuche der Regierung bereits im Keime erstickt worden. Die Verträge mit Estland und Litauen z. B., die man still durchzubringen hoffte, sind auf Veranlassung der Deutschnationalen zur Erörterung gebracht und die vom Aus-

wärtigen Amt begangenen Fehler sind scharf getadelt worden. Das gleiche Schicksal steht einem Vertrage mit Siam bevor.

In derselben Richtung kann und wird außen- wie innenpolitisch noch viel geschehen, und auf solche Weise kann mehr erreicht werden, als durch Anträge und Interpellationen, die darum keineswegs fortzufallen brauchen, vielmehr in der gleichen Art wie bisher eingebracht werden müssen. Aber damit dieses Vorgehen Erfolg habe, muß eine Voraussetzung gegeben sein, die außerhalb des Parlaments liegt und die überhaupt die Vorbedingung für jede wirksame parlamentarische Arbeit darstellt. Die nationale Opposition muß getragen werden von der nationalen Presse.

Es hat nicht den mindesten Zweck, irgend etwas im Reichstage vorzubringen, wenn es nur von dem zufällig anwesenden Bruchteil der 472 Abgeordneten und den 200—300 Zuschauern auf der Tribüne gehört wird, um dann in den Stenographischen Berichten begraben zu werden, die außer dem einen oder andern Staatsrechtler und Historiker kaum ein Mensch jemals liest. Es genügt auch nicht, wenn die Presse das Gesagte im bekannten kurzen Auszuge wiedergibt. Denn hier ist nicht nur für Einzelheiten kein Raum. Es fehlt auch die Möglichkeit, das hervorzuheben und zu unterstreichen, worauf es wirklich ankommt. Und man täusche sich doch nicht darüber, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Leser die Parlamentsberichte mit Aufmerksamkeit und mit Kritik liest und sich klar macht, was da eigentlich vor sich gegangen ist. Da muß eine ganz andere Aufmachung Platz greifen, muß den Lesern kurz und eindringlich unter besonderer Spitzmarke klar gemacht werden, welche Bedeutung ein Schritt der Fraktion, die Rede eines ihrer Mitglieder gerade unter dem Gesichtspunkt der Opposition gehabt haben. Es muß auf die einmal gesagten Dinge immer wieder zurückgekommen werden. Die akademisch gefärbten Leitartikel mit allgemeinen Betrachtungen der Lage, mit weitausgreifender philosophischer und geschichtlicher Begründung müssen in den Hintergrund treten. Statt ihrer bringe die Presse kurze Aufsätze, die gerade auf die oppositionelle Tätigkeit der Fraktionen eingehen. Auch die nachträgliche Wiedergabe kleiner Episoden aus den Stenogrammen empfiehlt sich. Wirkungsvolle Bemerkungen der nationalen Redner sind da ebenso am Platze wie allzu offene Bekenntnisse oder sonstige Ungeschicklichkeiten der Gegner.

Die Verantwortung dafür, daß es an alle diesem bisher gefehlt hat, kann keineswegs der Presse allein zugeschoben werden. Sie trifft in demselben oder vielleicht in höherem Maße die Fraktionen, die es nicht verstanden haben, den nötigen Zusammenhang herzustellen, den Pressevertretern die Winke zu geben, deren sie bedürfen. Versagt haben bisher vielfach auch die parteiamtlichen Korrespondenzen, die für die Verbindung mit der Provinzpresse so unendlich wichtig sein könnten. Ein Wochenblättchen ist deshalb noch keine Korrespondenz, weil es nur einseitig bedruckt wird.

Diese planmäßige Unterstützung durch die Presse ist aber noch in einer andern Richtung dringend notwendig.

Unbequemen Debatten weicht die Mehrheit aus, solange sie es kann, ohne sich bloßzustellen. Nur unter einem starken Druck der öffentlichen Meinung läßt sie sich herbei, einen Gegenstand auf die Tagesordnung zu setzen, aus dessen Behandlung der Regierung und ihr selbst Schwierigkeiten entstehen, der Opposition Erfolge erwachsen können. Ein Beispiel dafür bot die außenpolitische Debatte vor der Abreise der Minister nach London. Immer

und immer wieder wurde der Versuch gemacht, sie zu verhindern. Sie konnte nur durchgesetzt werden, weil die öffentliche Meinung aufmerksam geworden war und weil die Mehrheit schließlich einsehen mußte, daß ihr Verhalten einen überaus schlechten Eindruck machte. Das allein war entscheidend. Denn an sich hatte sie die Möglichkeit, die Opposition zu überstimmen, den Notetat, mit dem die Debatte verknüpft werden sollte, durchzubringen und die Vertagung zu beschließen. Nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung gab sie nach.

Ein solcher Druck kann und muß jedesmal erzeugt werden, wenn die Mehrheit der Erörterung wichtiger Fragen ausweichen will. Das ist möglich, wenn die nationale Opposition und die nationale Presse einmütig und zielbewußt zusammenarbeiten. Geschieht das, dann kann auch erzwungen werden, daß Interpellationen und Anträge auf die Tagesordnung gesetzt werden, deren Erörterung der Regierung eine sichere Niederlage bringen muß. Freilich wird man sich auch hier hüten müssen, nach dem Grundsatz des Trommelfeuers zu verfahren. Für einzelne große Aktionen kann man die Öffentlichkeit erwärmen. Immer wiederholter Kleinkram stumpft ab.

Und schließlich noch eines. Demokraten und Sozialdemokraten haben es stets meisterhaft verstanden, damit zu rechnen, daß den Massen die Sache nichts, die Person alles ist. Sie haben ihre Führer in bengalischer Beleuchtung als Helden, ihre Gegner als Verbrecher gezeigt, die an allem und jedem die Schuld tragen. Auf die bengalische Beleuchtung kann die nationale Opposition verzichten. Trotzdem heißt es erkennen, daß es im Interesse der Sache liegt, die eigenen Führer und Mitarbeiter auch persönlich den Freunden im Lande näher zu bringen. Ebenso ist es notwendig, sie über die Rolle der einzelnen gegnerischen Führer mehr aufzuklären. Die Regierung ist ein abstrakter Begriff, der weder Liebe noch Haß erweckt, der am ehesten kraft eingewurzelter Vorstellungen Respektsempfindungen auslöst. Aber wenn im Parlament wie in der Presse für die Fernhaltung der Deutschnationalen Ebert, für die schlechte auswärtige Politik Stresemann, für die Mißstände in der preußischen Verwaltung Severing verantwortlich gemacht wird, dann ist das unendlich viel wirksamer. Die Sachlichkeit des Kampfes braucht darunter nicht zu leiden, und der Vorwurf der Mordhetze, der dann zweifellos von der jüdischen Presse erhoben werden wird, braucht niemand zu schrecken[1].....

Es gibt Möglichkeiten in Hülle und Fülle für die nationale Opposition. Sie kann dem Staate geben, was des Staates ist und doch ihre Gegner schonungslos bekämpfen. Sie kann sich mit den Machtmitteln abfinden, die die Geschäftsordnung den Gegnern in die Hand gibt und doch über alles das, was ihr wichtig scheint, zu Worte kommen. Es heißt nur für sie, sich endgültig von einer Denkweise lösen, die im alten Preußen-Deutschland wurzelt und die heute sinnlos geworden ist.

Der Wille zur nationalen Opposition ist lebendig und wird sich je länger, je mehr in die Tat umsetzen. Denn nur sie ist heute Dienst am Vaterlande.

[1]) Vortreffliche Betrachtungen über diese Frage bringt das auch sonst sehr lesenswerte, noch viel zu wenig bekannte Buch des Frhrn. v. Liebig, Wege zur politischen Macht, J. F. Lehmann, München 1919.

Adalbert Stifter und die Revolution.

Von Dr. Heinrich Ehl.

In Nietzsches strengem Urteil gehört Adalbert Stifter zu den paar wesentlichen Prosakünstlern, die das deutsche Schrifttum ausmachen. Das triebhaft sichere Gefühl für künstlerischen Wert ist es nicht allein, das den in Anerkennung kargenden Kritiker zu dieser hohen Bewertung veranlaßt. Es ist vielmehr das zwingende Erlebnis der zeitlosen, fast antiken Schönheit der Novellen, in denen Nietzsche die Verwandtschaft eines männlichen Geistes von feinster seelischer Zartheit mit der Empfindlichkeit der gleichgerichteten Natur herausfühlte. Die herbe Süßigkeit dieser Dichtung und ihre echte, menschlich große Einfalt steht allem literarischen Ästhetentum des dekadenten Wiens um die Jahrhundertwende ebenso fern wie Stifter, der Mensch und Mann, der nervösen Passivität Hofmannsthals und seiner gekünstelten Einfachheit und barocken Schlichtheit fremd ist.

Stifters Schaffen vollzieht sich in höchster Bewußtheit und klarer Erkenntnis der künstlerischen Notwendigkeit. Es ist nichts darin von Rausch und Trieb — so wenig wie im Werke Flauberts, mit dem er die gewissenhafte Strenge gegen die eigene Leistung teilt. Auch dieser seelische Zustand seines Schöpfertums ist antik. Nichts darin ist teilnahmloser Verstand und alles ursprüngliche Intuition. Die erstaunliche Teilnahme an den geringsten Lebensäußerungen von Menschen und Natur, die elementare Verbundenheit mit allem organischen und unorganischen Leben beruht auf dem innersten Drange dieses Menschen, sich dem Dasein persönlich hinzugeben bis zu dem Gefühl einer sittlichen Verpflichtung, der Zeit und ihren Forderungen die denkbarste Anteilnahme des individuellen Staatsbürgers entgegenzubringen. Alles Esoterische des literarischen Spätwiens fehlt Stifter. Seine fast absolute dichterische Form läßt kaum vermuten, daß in dem bescheidenen Manne, der doch mit den führenden Geistern seiner Zeit und seines Landes lebte, ein sehr positiver Bürger und überlegener Politiker steckt. „Die festgegründete Erde nicht verachten, sich einem praktischen Handeln hingeben, es nicht verachten, selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen, und doch ein höherer, opferfreudiger Mensch sein" — das ist nach seinem eigenen Geständnis die Grundlage seiner künstlerischen Arbeit.

Stifter steht dem Geschehen seiner Zeit mit Verantwortung gegenüber. Fern von der negativen Phantastik moderner Aktivisten, denen die jüngste Revolution nur ein willkommenes Objekt journalistischer Betätigung ist, sind seine Pläne: „nicht flicken, sondern organisch belebend und beseelend zu erzeugen". Die Revolution ist ihm kein Selbstzweck, kein Anlaß mit forensischer Beredsamkeit durch Weitschweifigkeit fehlende Weite des Geistes vorzutäuschen. Mit nüchterner Sachlichkeit stellt er anders als die verwirrende Rhetorik gegenwärtiger Geistesverkünder fest: „Vor dem Bau des Geistigen muß erst das Leibliche einmal bestehen." So sehr dem Künstler Stifter, für den Form absolute geistige Wesenheit und Lebensbedingung ist, die Forderung des Geistigen über allem steht, Pflicht der Stunde ist ihm die ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Problem des Tages. Freilich die rechten Maßstäbe verliert er nie. Der Meinung vieler entgegen: „Kunst sei dem Ernst und der Größe der Zeit gegenüber unbedeutend, und auf viele Jahre hin würden sich die Menschen mit dieser Spielerei nicht mehr abgeben", verficht er als Künstler und verantwortlicher Gestalter den Satz: „Die Kunst sei nicht nur höher als

alle Welthändel, sondern sie sei nebst der Religion das Höchste, und ihrer Würde und ihrer Größe gegenüber seien die eben laufenden Dinge nur törichte Rauschhändel." Das ist nicht die Meinung des bürgerlichen Bildungsphilisters, sondern das Bekenntnis einer höchsten schöpferischen Kraft, welcher Gestaltung des Urstoffes, Formung der Teile zum Ganzen eines Organismus Lebenssinn und sittliche Aufgabe ist. Nicht aber als Selbstzweck, sondern als Symbol höchster Aufgabe des Menschen, Werte zu schaffen und dem Chaos Sinn zu geben, ist ihm die Kunst nur ein Symbol der Ziele, die auch dem politischen Trieb und Willen erst Berechtigung und Inhalt geben. Aber erst „wenn Österreich befestigt ist, kehren die Musen wieder". Die Wertordnung der menschlichen Kategorien ist für ihn absolut, relativ ist nur ihre zeitliche Aktualität. Es paart sich in diesem Menschen vollkommenste Sicherheit des kosmischen Empfindens mit der untrügbaren Fähigkeit des schärfsten Urteils für die augenblicklichen Möglichkeiten und Notwendigkeiten. In diesem reinen Künstler leben nicht nur Instinkt des geborenen Politikers, es deutet sich fast in ihm eine Erfüllung der Forderung von heute voraus, daß der Politiker Künstler sei.

Das Gleichgewicht von Phantasie und Sinn für Realität, diese Grundforderung des Politikers, besitzt Stifter in ungewöhnlichem Maße. Man möchte sagen, er verfügt über eine zeichnerische Phantasie, wenn man darunter die Fähigkeit, vorausgedachte Vorstellungen im festen Umriß, in tektonischer Struktur eines bildhaft geschauten, noch nicht vollendeten Zustandes zu sehen, verstehen will. Der Gegensatz wäre die Begabung einer malerischen Phantasie, ein noch nicht Seiendes in farbigen, aber nebelhaften Rhythmen eines gefühlsmäßig wahrnehmbaren Helldunkels mehr zu ahnen als zu schauen; es scheint mir der psychische Zustand der politisch gerichteten Geistigen der Gegenwart zu sein. In seinen Briefen äußert sich diese Anlage in mehrfacher Weise, bei der es unbestimmbar ist, ob die subjektive Begründung im Intellekt oder in der Intuition liegt. Einzige Erklärung scheint auch hierfür die fast antike Ausgeglichenheit des dichterischen Ingeniums und der menschlichen Persönlichkeit zu sein. Von einem besitzt er die psychologische Hellhörigkeit für Menschen und Dinge, vom anderen die wissenschaftliche Grundlage eines volkswirtschaftlich durchgebildeten Praktikers. Von der Nationalökonomie spricht Stifter als Fachmann. Wie wichtig er sie erachtete, wie hoch er die wissenschaftliche Durchdringung ihrer Probleme schätzte, beweist die eine Äußerung, mit der er sich gegen das „Junge Deutschland" Gutzkows wendet, „daß man Politik nicht in Versen und Deklamationen macht, sondern durch wissenschaftliche Staatsbildung". Er nennt Friedrich List, den er „den Engländern gegenüber fast als die sechste Großmacht" bezeichnet, darum eine unbestrittene Autorität, weil seine Taten des Wortes „aus der Wärme des Herzens und der Kompetenz des Kopfes hervorgehen". „Auf die Qualität des Gesagten kommt es hierbei freilich an, und diese Qualität wird durch ledigen Enthusiasmus freilich nicht hervorgebracht, sondern durch sehr viele Arbeit, die sich mit dem Enthusiasmus verbinden muß." In solchen Urteilen enthüllt sich die Zweieinigkeit seines eigenen Wesens: Wärme des Herzens und Kompetenz des Kopfes, deren schöpferische Aktivität auf der Grundlage seines Charakters als Mensch und Dichter, auf der Echtheit und Ganzheit seiner wesenhaften Persönlichkeit beruht. Immer sind es diese beiden Energien, die klare Festigkeit des Intellekts und die sichere Phantasie des Gefühls, die seine Dichtung zur Form erheben und ihn zwingen, auch Politik als Wille zur Form zu begreifen. Nicht im ober-

flächlichen Sinne heutiger Aktivisten, deren Programme ein sonderbares Gemisch aus Geist und Propaganda sind. Diese ideologische Verrammtheit widerstrebt der intellektuellen Reinlichkeit und künstlerischen Zucht des gegen sich selber maßlos anspruchsvollen Dichters ebenso sehr wie seinen Begriff aufbauenden Gestaltungswillens. „Ich habe viele Jahre Staatswissenschaften getrieben, lese immerdar politische Journale, und es wäre in der Tat seltsam, wenn ein Mensch mit Gefühl (das ich mir zutraue), da ohne Partei zu nehmen bliebe — nur ist er stark genug, nicht da, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Anschauungen über den Zollverein einmischen zu wollen." In der Tat, es beruht diese reinliche Scheidung auf geistiger Stärke, nicht auf Banausentum. Es ist die kennzeichnende Eigenschaft des „Starkgeistes", wie ihn La Bruyère zeichnet, die Dinge auseinanderhalten zu können. Die Einheit der Persönlichkeit verbindet die verschiedenen Tendenzen zu einer wirkenden Form, die schlechthin mit dem Leben sich deckt.

Alle Menschen des Dichters Stifter formen ihr Eigenleben. Das ist ihre Aufgabe, der Zweck ihres Daseins. Den innern Sinn dieser Einzelexistenz in sichtbarer Form ausdrücken ist für ihn ethisches Ziel und ästhetische Leistung. Diese Kongruenz von Ethik und Ästhetik, an deren Verwirklichung das Leben eines so außerordentlichen Geistes wie Kierkegaard scheiterte, ist die Voraussetzung, die aus Einzelwesen die menschliche Gesellschaft, d. h. den Staat, erwachsen läßt. Staat entsteht aus der Gemeinschaft höchst entwickelter Einzelkräfte. Staat ist, als künstlerische Erscheinung betrachtet, zweckvolle Formwerdung heterogener Elemente. Der einzelne entwickelt sich. Aus dieser Evolution entsteht der Staat als Form eines Gesamtwillens jener Individualitäten. Revolution ist die Zersetzung dieser natürlichen Synthese in ihre Bestandteile. Sie kann notwendig sein und erneuernd wirken, wenn die in Gärungszustand übergegangenen Elemente abzufaulen drohen. Eine wirkliche Revolution war die Auflösung der antiken Welt durch das Christentum. Die französische Revolution war nur eine gewaltsam beschleunigte Evolution. Die von 1848, die Stifter erlebte, wie die jüngste, war weder das eine noch das andere, war lediglich gewaltsame und willkürliche Zersetzung eines durchaus noch nicht überlebten und entwicklungsunfähig gewordenen gesellschaftlichen Zustandes. Sie war ein historischer Zwischenfall, eine Art psychologischer Veränderungsprozeß. Stifter erlebte die Revolution vom Standpunkt des Formgestalters aus mit dem klaren Blick, mit dem er die seelischen Entwicklungen seiner Menschen durchschaute. Als Dichter gewohnt, immer wieder Form zu gestalten, sucht er, von der Gewalt der Ereignisse veranlaßt, einen Sinn im Geschehen zu vermuten, da er auch die lebendige Geschichte des Tages nur unter der Voraussetzung der Sinngebung des Sinnlosen erleben kann. Alles Gewaltsame fühlt er gegen seine persönliche Natur wie gegen seine objektive Einsicht gerichtet, die man mit den Worten Alfred Lichtwarks umschreiben kann: „Wenn das Gemüt und die Ideen gewandelt sind, ändern sich die Zustände von selbst. Will man erst die Zustände ändern, so festigt man die vorhandenen Tendenzen."

Alle Äußerungen Stifters über die Revolution von 1848 sind Ausfluß seiner intuitiven dichterischen Begabung, sich in Gegebenheiten, Ereignisse und Menschen einzufühlen. Eine fast seherische Erleuchtung, die zu einem leidvollen Zustande seelischer Depression führt, läßt ihn die Ereignisse ahnen und vorbestimmen. „Fast komme ich in Versuchung, zu glauben, ich verstehe die Dinge, weil ich mir ihren Gang voraussagte und derselbe im Detail eintraf." Aus der wesentlichen Substanz seines dichterischen Ingeniums schöpft er das Ver-

ständnis für die Lage und Beurteilung der Männer des tollen Jahres. Wiederum ist es der gestaltende Künstler in ihm, der das Gemachte im Verlauf der Entwicklung zuerst durchschaut. Sein Schöpfertum, das ihm höchstes Kennzeichen menschlichen Ranges ist, entdeckt bald die erschreckende Unfruchtbarkeit an gestalterischen Ideen. „Wir hatten eine furchtbare Zeit, wo sich die Staatskomödianten recht entwickelten, nur nicht die Staatsmänner." Mit dem Scharfblick des schaffenden Genies, dem geistiges Hervorbringen Zwang ist und Sinn des Seins zugleich, erkennt er, daß, „wer ein schlechter Dichter, ein ruinierter Student war, jetzt Staatsmann wird." Das Talmihafte des Literatentums gebärdet sich grotesk in seinem „hohlen und öden Phrasentum". „Die Revolution ist sogar aus dem Phrasentum der Afterliteratur hervorgegangen." Er beginnt Briefe aus der Gegenwart zu schreiben, in denen er „die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten und Literatur" herleitet. „Die klare Reinheit des Innern ist nicht da", und so bemächtigt sich seiner „die tiefste und düsterste Niedergeschlagenheit um die Menschheit". Immer vernichtender werden seine Urteile und Verurteilungen. „Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, dann die Schlechtigkeit, die Leerheit und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten und die Welt in Besitz nahmen, da brach mir fast buchstäblich das Herz." Denn „die Verhältnisse sehen und doch die Verirrungen und Schlechtigkeit geschehen lassen müssen, ist ein Schmerz, der sich kaum beschreiben läßt. Alles Schöne, Große, Menschliche war dahin, das Gemüt zerrüttet". Trauer und Empörung diktieren ihm als Fazit des Geschehens die Worte an Gustav Heckenast: „Ich habe diesen Sommer durch so vieles Schlechte, Freche, Unmenschliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsäglich gelitten; was in mir schön, groß, gut und vernünftig war, empörte sich. Selbst Tod ist süßer als solch ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nicht mehr ist und jeder Schlamm und jede Tierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen."

Schiller verehrte die heroische Größe der französischen Revolution, die selbst noch in der grandiosen Brutalität und Verworfenheit Marats und Robespierres etwas von dem Berauschenden der Naturgewalt hat. Becher, Rubiner und Franck feierten in überzeugter Ideologie und völliger Abstraktion der Wirklichkeit das Weltbrüdertum und den „guten Menschen". Stifter muß gestehen, daß „entweder vieles, was ich mir als Resultat aus den Geschichten und Verfassungen der Völker gezogen habe, falsch ist, oder daß vieles andere, was jetzt praktisch oder theoretisch gilt, irrtümlich sei". Seine letzte grauenvolle Einsicht ist das Geständnis: „Der Mensch ist nicht gut." Betrübend ist die Erscheinung, „daß so viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden". Nietzsches Psychologie vom Ressentiment erhält eine vorwegnehmende Bestätigung in der Briefstelle: „Wer den Übermut anderer früher ertragen mußte, wird, sobald er frei ist, nicht gerecht, sondern seinerseits übermütig. Das ist der große Unterschied, aus Gehorsam gehorchen oder aus Achtung vor dem Gesetz. Die früher bloß gehorsam waren, die werden nun willkürlich und möchten, daß man ihnen gehorsame." Zu diesem Bild des Possenspiels fügt sich das Zerrbild der bête humaine: „Mancher Ehrenmann ist jetzt plötzlich von bösen Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht — er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren bloß gehemmt. Jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus." Fünfundsiebzig Jahre nehmen der Aktualität seiner Worte nichts: „Was uns durch das ganze deutsche Land not tut, ist Charakter; ich glaube,

daß felsenfeste Ehrenhaftigkeit (die mögen wohl sehr viele haben) und felsenfeste Gründlichkeit (die mögen wenige haben) jetzt mehr und nachhaltiger wirken würden, als Gelehrsamkeit und Kenntnisse. Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Deklamationen und Phantasien herumirren und doch so drängen, daß nur das ihrige geschehe." Und endlich: „Möge ein ungünstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserem uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der wieder errungenen Freiheit festigen und ordnen — sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbaren Gewalten einer düstern Zukunft entgegen." Der Fratze der Freiheit, die „ein Recht zu haben wähnt hervorzubrechen, ja nicht bloß hervorzubrechen, sondern zu terrorisieren", die den „Stoff zum Tyrannen hat", stellt er das männliche Ideal entgegen, das in unserer Zeit nur noch von Stefan George vertreten wird; „die Freiheit ist der Probestein der Charaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verleugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich. Der feste freie Mann läßt dem anderen auch Festigkeit und Freiheit, ja er achtet ihn nur, wenn er beides hat."

Für Stifter war die Revolution ein sittliches Problem und eine geistige Angelegenheit. Vom Standpunkt des Dichters aus gesehen, der von sich selber urteilt: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein, sondern sittliche Offenbarungen; als mit strengem Ernst bewahrte Würde haben sie einen Wert, der länger bleiben wird als der poetische", gab es nur ein Mittel, die Welt, die, einmal aus den Fugen geraten, zwischen Parodie und Irrsinn tobte, wieder einzurenken. Dies „einzige Mittel heißt Bildung". Er gebraucht das uns verdächtig gewordene Wort noch ganz im Sinne des Neuhumanismus und der Humanitätslehre Goethes und Humboldts. Als positiver Begriff besagt es dasselbe, was wir heute unter „Geistigkeit" verstehen; die entschiedene und bewußte Abwendung von allem Materialismus und Merkantilismus. Damit berührt sich Stifter aufs engste mit seinem vergessenen Zeitgenossen, dem Wirtschaftsphilosophen Karl Rodbertus, der der Gegner von Karl Marx und in vielem ein Vorläufer Paul de Lagards war. Dieser Denker, der die Haltlosigkeit und gedankliche Unzulänglichkeit der materialistischen Geschichts- und Wirtschaftsauffassung in ihrem Entstehen durchschaute, hat wie kein anderer die schicksalhafte Bedeutung der marxistisch-darwinistischen Bewegung in der Entgeistung der europäischen Kultur erkannt, gegen die heute die ganze Intelligenz von Ricarda Huch bis Ernst Toller sich erhebt. Die einzig mögliche Rettung des Abendlandes vor seinem sicheren Untergang sah Rodbertus wie Stifter darin, die Masse, die in einer unvermeidlich demokratisch eingeebneten Welt allein den Ausschlag gibt, zur Teilnahme am Genuß der geistigen Güter emporzuheben und darin zu erhalten. Es ist das geistige Problem, vielmehr die äußerste nationale Notwendigkeit der Gegenwart. Erst wenn dieser Zustand erreicht ist, „werden die aufgeregten Affekte wieder in ein Bett zurückkehren und die Menschen wieder vermögen gerecht zu sein. Dann kehren die schönen Gestalten wieder zurück, der Fels, der Baum, der Himmel beginnen wieder zu sprechen, und edle Menschen gibt es, die man lieben kann und die man mit desto heißerer Liebe liebt, je treuer sie geblieben waren, als so viele zu den schlechten abfielen".

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. August 1924.)

1.

Vor vier Wochen wurde hier der Befürchtung Ausdruck gegeben, der zu Beginn der Londoner Konferenz wieder einmal durch Deutschland flutende, durch Pressemache übrigens gesteigerte Optimismus würde bald einer Welle der Enttäuschung Platz machen.

Abgesehen von krampfhaften Vertuschungsversuchen, die zu den unverzeihlichen Sünden gehören, die ein gewisser Teil der deutschen Presse unaufhörlich auf sich lädt und die unter das Kapitel „Volksbetrug" fallen, ist dieser Pessimismus wohl jetzt schon festzustellen. Denn der ganze Verlauf der Londoner Besprechungen, die Behandlung, welche die Deutschen zunächst über sich ergehn, sowie die diplomatische Form, in der sie sich in das ganze Unternehmen hineinziehen ließen, haben den niederschmetternden Eindruck durchaus gerechtfertigt, den man allenthalten davon gewinnen mußte.

Es war ein grober Fehler der Marx-Stresemann-Regierung, daß sie nach London ging, bevor sie über die bekannten sogenannten Ehrenpunkte Sicherheiten in Berlin fest in der Hand hielt. Das einfachste Gebot diplomatischer Taktik hätte eigentlich verlangt, von diesen Sicherheiten die Teilnahme an der Konferenz abhängig zu machen, um so mehr, als ja die übrigen Herrschaften ohne die Deutschen lange genug in London versammelt waren, um auch hierüber etwas zustande zu bringen. Wenn man sich vorher aber nur zusammengesetzt hatte, um die Regie durchzusprechen, mit deren Hilfe man die Aussprache über die Ehrenpunkte vermeiden wollte, so wäre die beste Antwort von deutscher Seite tatsächlich nur die Weigerung gewesen, unter solchen Bedingungen die Reise über den Ärmelkanal anzutreten.

Während diese Zeilen geschrieben werden, wird allenthalten kleinlaut zugegeben, daß die Konferenz bezüglich der Hauptpunkte trotz vierwöchentlicher Beratungen eigentlich keinen Schritt vorwärts gekommen ist. Und nach den neuesten Meldungen ist gar kein Zweifel mehr darüber möglich, daß die Marx-Stresemänner eine Riesen-Niederlage nach Hause bringen — eine Niederlage, deren niederschmetternde Bedeutung man nur noch mit den übelsten Pressemanövern und Umfärbungsversuchen zu verkleistern bestrebt ist. In dieser Beziehung wird man in den nächsten Wochen in Deutschland bei den Blättern von rosa- bis knallroter Färbung wohl wieder Unbeschreibliches erleben. Nochmals: Volksbetrug!

Schon heute steht fest, daß die deutschen Abgeordneten für London der französischen Bedingung zugestimmt haben, wonach die widerrechtliche Besatzung aus dem Ruhrgebiet nicht vor August 1925 zurückgezogen wird. Das ist ein erbärmlicher Umfall der deutschen Bevollmächtigten, aber auch eine glatte Niederlage der englischen Diplomatie.

Zum Trost für die Ungeheuerlichkeit des Umfalls im ersten und wichtigsten Ehrenpunkt wurde — das sei ausdrücklich ein für alle Male festgehalten! — von deutscher Seite amtlich gemeldet: „Man hat den Eindruck, als ob es den Deutschen gelungen ist, kleine Zugeständnisse und Verbesserungen an den Vor-

schlägen Herriots zu erzielen. Sie geben vermutlich dahin, Deutschland davon zu überzeugen, daß es Herriot Ernst ist, die Räumung zu vollziehen, aber das Jahr nicht voll auszunutzen."

Man beachte die Ausdrucksweise: „Eindruck" — „vermutlich"! — Auf jämmerliche Weise wollte man die Wirkung der Niederlage abschwächen. Diese Methode ist die gleiche, mit der man uns seit Jahren Revolution, Versailles, Weimar und eine diplomatische Niederlage nach der anderen als „Errungenschaft", als „Sieg", am liebsten sogar als „Menschheitsfortschritt" einzuschwatzen versucht. Volksbbetrug! — Aber die Zeiten sind, Gottlob, vorüber, in denen die Mehrheit des Volkes noch auf derlei Mätzchen anbiß. Die letzten Wahlen haben es gezeigt. Denn nach allem, was wir an feindlicher Grausamkeit, Hinterlist und Zähigkeit erlebt haben, war und ist es für jeden Menschen mit gesundem Menschenverstand eine höhnische Zumutung sondergleichen, wenn man ihn glauben machen will, Herriot sei es mit der Räumung wirklich ernst.

Was ist aus London also herausgekommen? Man zog feierlich hin, angeblich, um endlich dem gequälten Ruhrgebiet Befreiung zu bringen. Um diesen Preis wollte man von vorneherein das ganze Dawes-Gutachten mit Haut und Haaren schlucken, bevor man noch seinen Inhalt seiner Tragweite nach begriffen und das Volk darüber aufgeklärt hatte. Immer wieder wurde mit Pathos behauptet: um der Ruhrbefreiung willen wäre es unverantwortlich, den Bericht nicht anzunehmen.

Und nun das Ergebnis? Das erste, was man unterschrieb, war die Weiterbesetzung der Ruhr. Man meldete zwar, man wolle noch „einen förmlichen Vorbehalt hinsichtlich der Rechtmäßigkeit des Ruhrunternehmens" abgeben, aber was dabei herauskommt, läßt sich denken, denn über einen solchen „Vorbehalt" lachen, mit Verlaub gesagt, die Hühner. Um wie viel mehr werden die Feinde über ihn lachen.

Aber die Dinge liegen noch viel schlimmer. Der zweite Grund, mit dem man vor London der ganzen deutschen Wirtschaft das Dawes-Gutachten schmackhaft machen wollte — man vgl. den hervorragenden Aufsatz von Bang „Erfüllungswahnsinn" im Maiheft dieser Zeitschrift! —, waren: die Kredite! Man malte emsig den Zusammenbruch der ganzen deutschen Wirtschaft an die Wand, die eben nur noch durch die Kredite des Auslandes aufzuhalten wäre. Man versprach die berühmte „Atempause", die sofort eintreten würde, wenn wir ganz rasch das Gutachten annähmen, da dann sich eben der ausländische Kreditsegen über ganz Deutschland ergießen würde. Auch diese Stimmungsmache hat sich als Volksbetrug erwiesen. Denn schon heute wird offen zugegeben, daß die berüchtigte 800 Millionen-Anleihe „aus mannigfachen Gründen" eine erhebliche Verzögerung erleiden wird, so daß sie, wenn überhaupt, frühestens im Februar 1925 aufgelegt werden kann. Und als die deutschen Delegierten bei ihrer schmachvollen Zustimmung zur Verlängerung der Ruhrbesetzung verlangten, man sollte ihnen doch wenigstens diese 800 Millionen-Anleihe garantieren, antwortete Macdonald kühl: die Anleihe hängt lediglich von den Bankiers ab! — Und die Bankiers hatten ihrerseits bekanntlich schon vor London erklärt, daß man eine Anleihe natürlich nur einem Deutschland geben könne, dessen wirtschaftliche und finanzielle Einheit und Oberhoheit restlos wieder hergestellt wäre! — Daß diese Wiederherstellung erfolgte, haben die Marx-Stresemänner durch ihre Zustimmung zur

Weiterbesetzung der Ruhr höchsteigenhändig verhindert. Welch fabelhafte Diplomatie!

Wie es von allen national-völkischen Kreisen vorausgesagt wurde, haben sich die beiden Hauptpunkte, die Räumungs- und die Kreditfrage, derentwegen wir durchaus das Gutachten annehmen und überhaupt nach London gehn sollten, als plumpe Fallen herausgestellt. Werden es die deutschen Staatsmänner, die in diese Fallen trotz aller Erfahrungen und Warnungen blind hineingetappt sind, wagen, mit einer solchen Blamage noch als Träger der deutschen Regierung heimzukommen? Ich fürchte, ja, aber die Antwort des deutschen Volkes kann und darf nicht lange mehr ausbleiben. Mit der Niederlage von London hat der Dilettant Stresemann seinem reichen Kranze von diplomatischen Niederlagen wohl die am übelsten duftende Blume eingefügt. Von Marx, dem „liebenswürdigen", ganz zu schweigen! Ein tolleres Stück kann man sich wohl nicht denken, als neben dem unmöglichen Gutachten auch noch obendrein die Weiterbesetzung der Ruhr heimzubringen!

2.

Die Erfüllungspolitik ist in das letzte Krisenstadium eingetreten. Jetzt ist der allerletzte Augenblick gekommen, in dem sich endlich das ganze Deutschland, soweit es noch eine Spur vaterländischen Empfindens hat, geschlossen in einem einzigen Schrei der Empörung einigen muß. Ein Zweifel über das wahre Wesen der Mächte, die die Welt regieren, ist jetzt wirklich nicht mehr möglich. Die Londoner Verhandlungen haben auch allen denen Klarheit gebracht, die bis jetzt die großen Zusammenhänge nicht sehen wollten, — die großen Zusammenhänge über Ursachen und Zweck des Weltkrieges, der sogenannten deutschen Revolution, von Schuldlüge, Versailles, Erfüllungspolitik. Denn alle diese Dinge hängen untrennbar miteinander zusammen und sind nur als Etappen des riesenhaften Feldzuges zu bewerten, den das internationale Großbankenkapital zur Eroberung der Welt und zu ihrer Aufteilung in Wirtschaftsbezirke führt. Die einzelnen Mächte im Kreise der alliierten Feinde sind Faktoren, die dabei beliebig eingesetzt und nach Bedarf gegeneinander ausgespielt werden. Letzten Endes hängen sie *alle* von der im Hintergrunde herrschenden internationalen Großmacht ab.

Die in jeder Beziehung unberechtigte, weder durch Versailles noch durch das Gutachten irgendwie begründete Anmaßung Frankreichs, das widerrechtlich besetzte Ruhrgebiet erst in Jahresfrist räumen zu wollen, zeigt eben ganz deutlich, daß es unseren Feinden durchaus nicht auf einen gerechten Abschluß des Weltkrieges, auf einen friedlichen Ausgleich, sondern immer noch auf eine Niederhaltung, Knebelung, Ausraubung und Vernichtung Deutschlands ankommt.

Was das nationale, das völkische Deutschland seit der unglücklichen Friedensresolution im Jahre 1917 an Warnungen und Prophezeiungen ausgesprochen hat bezüglich des uns bevorstehenden Schicksals — durch den Verlauf in London ist es endgültig als berechtigt und wahr erhärtet worden. Mit vollem Recht schrieb daher die „Deutsche Zeitung": „Nie ist die Macht der internationalen Hochfinanz offener in Erscheinung getreten als auf der Londoner Konferenz. Nie ist aber auch die Abhängigkeit der deutschen Demokratie und der deutschen Sozialdemokratie von dieser Hochfinanz oder besser die Leitung beider durch die Hochfinanz offenbarer geworden als heute. Dies und

nichts anderes muß für die Zukunft festgenagelt werden, in der sich unabwendbar die Folgen des Gutachtens auch für die deutsche Arbeiterschaft geltend machen werden. Es ist ja längst kein Geheimnis mehr, daß die Massen als Mittel zum Zweck vom internationalen Finanzkapital mißbraucht werden. Man verhetzt sie einseitig gegen das nationale Produktionskapital, um dessen Selbständigkeit zu zertrümmern und es unter die Botmäßigkeit des internationalen Finanzkapitals zu bringen. Dies Ziel bleibt immer erkennbar, gleichgültig dabei ist, welche Wege eingeschlagen werden."

In London hat sich bereits ein Syndikat gebildet, das eine Million Pfund aufgebracht hat, mit dem Zweck, Anteile an großen deutschen Konzernen zu kaufen. Man ist also schon bereit, den letzten Aufkauf Deutschlands unter dem Schutz der französischen Waffen zu beginnen.

Daß es so weit mit uns kommen konnte, das ist die Schuld aller derer Kreise und Parteien, die sich gegen die unsichtbare Regie, welche die Geschicke Deutschlands bestimmt, gar nicht oder zu wenig aufgebäumt haben und damit zu Mitschuldigen und Helfershelfern jener feindlichen Regie geworden sind, — jener Kreise, welche die unter feindlicher Suggestion vollzogene Parlamentarisierung, Revolutionierung, Entrechtung, Entwaffnung und Ausraubung Deutschlands durch Versailles und Gutachten auf Grund der Schuldlüge mitgemacht, mehr oder weniger gebilligt oder gar bewußt gefördert haben.

Die Regierung Marx-Stresemann fällt unbedingt mit unter diese Kategorie.

Wahrscheinlich werden sich — die nächsten Wochen werden es ja zeigen! — diese hauptbeteiligten Exponenten des neudeutschen Parlamentarismus und Verehrer aller zwischenstaatlichen Mächte nun, wie es seinerzeit nach Versailles die Payer, Hausmann und Genossen taten, mit Achselzucken und Krokodilstränen erklären: „Ja, wenn wir das gewußt hätten ....!"

Aber mit einem solchen lendenlahmen nachträglichen Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit ist dem deutschen Volke nicht mehr gedient. Die ganze Art von Diplomatie, die sich bei Behandlung der Gutachtenfrage und der Londoner Konferenz durch diese „hervorragenden" Parlamentarier ans Licht wagte, war, ist und bleibt ein Skandal. Das deutsche Volk hat es endlich satt, sich von Schönrednern und Schönfärbern, von Ignoranten und Dilettanten regieren zu lassen: nur, weil ein parlamentarischer Klüngel, hinter dem anonyme Mächte stehn, sie an die Spitze geschoben hat.

Erfüllungspolitiker, Nachfahren der Novemberlinge mußten zwangsweise die Blamage von London heimbringen. Ihre ganze innere Einstellung zu den inner- und außerdeutschen Fragen schloß jeden anderen „Erfolg" aus.

Sache der national-völkischen Opposition ist es jetzt, die Krise des Erfüllungswahnsinns als Regierungskrise zu erfassen und auszuwerten. Die Losung muß heißen: Schluß mit der Regierung Marx-Stresemann! Schluß mit dem Gutachten! Schluß mit der Erfüllungspolitik!

Her mit der nationalen Regierung! Wenn es nicht anders geht: mit der nationalen Diktatur!

Vergeltung.

„Endlig muß ich ihnen, mein verEhrter, sagen: da ich alt bin, so lebe ich nuhr noch von dem gedanken befehlt, vergeltung an unser unterdrücker zu üben."

Blücher an Hardenberg, 1813.

Bücherschau.

„Marxismus" von Dr. J. Bresler, Kreuzburg (Deutsch-Oberschlesien) Verlag der Kreuzburger Nachrichten. Preis: 50 Stück = 10 GM.

Hier wird eine gründliche Auseinandersetzung mit dem Marxismus geboten, die sich vorzugsweise zur Verteilung in Arbeiterkreisen eignet, die aber auch unseren Lesern zum eingehenden Studium angelegentlich empfohlen ist; denn die meisten von ihnen werden auch für sich selbst und ihre Stellungnahme zum Marxismus noch eine ganze Menge daraus lernen können.

„Schriften für das deutsche Volk" betitelt sich die neue Ausgabe von Lagardes Werken, soweit sie für weitere Kreise des deutschen Volkes von Bedeutung sind. Lagarde selbst hat eine Sammlung einzelner Abhandlungen unter dem Titel „Deutsche Schriften" herausgegeben. Seinen Plan, aus seinen zahlreichen wissenschaftlichen Werken die Arbeiten zusammenzustellen, die gleich seinen „Deutschen Schriften" für das ganze Volk von Bedeutung waren, konnte er bei seinen Lebzeiten leider nicht mehr zur Ausführung bringen. Als im Jahre 1909 die Witwe Lagardes von dem Wunsche ihres verstorbenen Gatten Verleger Lehmann in München Mitteilung machte, erklärte sich dieser sofort mit Vergnügen bereit, einen solchen Band herauszugeben, und er machte bei der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, der die Verwaltung des geistigen Erbes Lagardes anvertraut war, die Anregung, die Akademie selbst möge, dem Wunsche des Verstorbenen entsprechend, eine solche Ausgabe veranstalten oder Lehmanns Verlag die Erlaubnis geben, durch einen der ersten Lagarde-Kenner eine solche veranstalten zu lassen. Die Akademie lehnte den Vorschlag des Verlegers ab und so blieb nichts übrig, als zu warten, bis nach den Bestimmungen des Gesetzes die Schriften von Lagarde frei wurden.

Lehmanns Verlag in München nahm, als die Schutzfrist abgelaufen war, seinen alten Plan sofort wieder auf und gibt jetzt eine Gesamtausgabe von Paul von Lagardes „Schriften für das deutsche Volk" heraus.

Der erste Band umfaßt die von Lagarde seinerzeit selbst besorgten, unter dem Titel „Deutsche Schriften" zusammengefaßten Abhandlungen, in denen sich Lagarde mit den wichtigsten Fragen der Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes in grundlegender Weise beschäftigt. Wir erwähnen daraus Aufsätze wie den über „Die konservative Partei", über „Die Aufgabe deutscher Politik", über „Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche", über „Unterrichtsgesetze", „Religion der Zukunft", über „Die Graue Internationale", worin Lagarde zum ersten Male auf die Abhängigkeit des Liberalismus vom Judentum hinweist, über „Deutsche Jugend und Idealismus", über „Die Pflichten deutscher Politik usw. Wenn diese Arbeiten auch meist vor 50 Jahren entstanden sind, so sind sie doch noch, wenn man sie heute liest, wie für die Gegenwart geschrieben. Viele werden, da sie bleibenden Wert besitzen, überhaupt nie veralten. Der erste Band wird von Regierungsrat A. A. Fischer in München herausgegeben.

Der 2. Band erscheint unter dem Titel „Ausgewählte Schriften" und bildet die Ergänzung zu dem Bande „Deutsche Schriften". Er wird von Professor Paul Fischer in Stuttgart, einem verdienten Lagarde-Forscher herausgegeben. Er enthält neben einer Anzahl selbständiger Aufsätze, die früher in den Mitteilungen erschienen, alles, was Lagarde in seinen streng wissenschaftlichen Werken nebenbei für die Allgemeinheit niedergelegt hat. Dieser Band wird von den zahlreichen Verehrern und Besitzern des ersten Bandes mit Spannung erwartet. War es doch für die meisten Leute bisher nahezu unmöglich, zu den Quellen gelangen zu können. Aus dem reichen Inhalt des zweiten Bandes erwähnen wir: „Beiträge zur Lebens- und Zeitgeschichte", „Grundsätze und Ziele", „die Ehre der Wissenschaft", „Altes Testament", „Sprachwissenschaft im Dienste der Theologie", „Giordano Bruno-Hegel", „Urreligion", „Christus und Christentum", „Judentum", „Luther-Reformation", „Protestantismus", „Nietschel".

Jeder der beiden Bände ist mit einem ausführlichen Sachregister versehen, das bisher bei allen Ausgaben fehlte. Die Benutzung der Bücher wird damit besonders erleichtert. Die Ausstattung ist gediegen und würdig; der Preis beträgt trotz des stattlichen Umfangs für jeden Band broschiert Mk. 6.—, gebunden Mk. 7.50.

Wir freuen uns, daß vom größten Propheten des deutschen Volkes endlich eine Gesamtausgabe seiner Schriften erscheint, die seiner würdig ist, und wir zweifeln nicht, daß auch der zweite Band

wie der erste befruchtend auf weite Kreise unseres Volkes wirkt. Ist Lagarde in seinem Urteil auch oft ganz außerordentlich scharf und legt er die Sonde strengster Kritik an vieles, was uns lieb und wert ist, so hat man doch das Gefühl, daß er nicht der Kritik wegen kritisiert, sondern daß es ihm allein um die Sache zu tun ist. Lagarde ist, wie kein Zweiter, berufen, dem deutschen Volke und zumal seiner Jugend, den Weg zur Höhe zu weisen und Jeder, der das Werk liest, wird reichsten Gewinn daraus schöpfen, hat doch sehr vieles Ewigkeitswert! L.

Ludwig Schemann, Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Neuer Abdruck, 63 S. Verlegt bei Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge. 1924.

Man hat es schmerzlich empfunden, als die erste Auflage von 1902, die bei Frommann in Stuttgart erschien, vergriffen war. Endlich ist, nach der allgemeinen Notzeit, ein völkischer Verlag mit einem Neudruck hervorgetreten. Er enthält die einheitlichen Erinnerungen und als Anhang die gehaltvolle Gedächtnisrede, die der Verfasser nach dem Tode des Bayreuther Meisters in Kassel hielt. Aus der Einführung der ersten Auflage ist das Wichtigste wiederabgedruckt. Schemanns Erinnerungen sind besonders wertvoll, weil sie von einem hervorragenden Manne niedergeschrieben sind, der zu beobachten und zu schildern versteht. Während manche Veröffentlichungen die Person des Herausgebers in den Vordergrund rücken, war es Schemann um eine Bereicherung wahrheitsgetreuer Erkenntnis zu tun. Der Gedanke, sich mittels Wagners eine Laufbahn zu erschließen, lag ihm völlig fern. Auch wäre dies damals hoffnungslos gewesen. Denn sämtliche Machtmittel aller Bildungsanstalten des jungen Reichs lagen in Händen lebenslänglicher Gegner. Nun hat aber gerade Wagners Widerstand gegen eine ganze Welt im feinsten Sinne auf Schemann gewirkt: dieser sah in Wagner vor allem das hohe Vorbild eines Helden, und später spielte sich das Leben des Bewunderers selber so ab, daß es zum Gegenstand unserer Bewunderung geworden ist. Mit den Forschungen über Gobineau, mit dem Eintreten für Lagarde hat Schemann dem deutschen Volke den Zugang zu neuen Schätzen und Werten eröffnet. In Bälde erscheint sein Werk über den von ihm hochverehrten Cherubini. Auch den eigenen Lebensrückblick entwirft der greise Gelehrte („Lebensfahrten eines Deutschen"). Seine Wagner-Erinnerungen aber gehören wie etwa jene Hans von Wolzogens, zu den wichtigsten, unentbehrlichen Quellenwerken.

Dr. Karl Grunsky.

E. Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Neunte Auflage. 2 Bde. 511 und 600 Seiten. Stuttgart, K. Krabbe's Verlag (E. Gußmann). 1924.

Derselbe, Bismarcks Verdienst um Deutschland. 72 Seiten. Greifswald, Verlag Dr. K. Moninger. 1924. Deutsche Sammlung, Reihe: Geschichte, 6. Bd.

Egelhaafs historisch-politische Jahresübersicht für 1923, bearbeitet von Herm. Haug. 16. Jahrg. 212 Seiten. Stuttgart, K. Krabbe's Verlag (E. Gußmann). 1924.

Egelhaafs Geschichte der neuesten Zeit ist eines der nützlichsten historischen Bücher. Zwei Vorzüge vor allem zeichnen sie aus: eine Fülle tatsächlicher Mitteilungen und klare, gut lesbare Darstellung. Zur Empfehlung eines Buchs, das in verhältnismäßig kurzer Zeit neun Auflagen erlebt hat, braucht man nicht viel Worte zu machen. Es genügt hervorzuheben, daß die Darstellung in der neuen Auflage bis zur unmittelbaren Gegenwart fortgeführt ist. Uns fesselt heute die neueste Geschichte um so mehr, als die politischen Erörterungen regelmäßig eng mit der Beurteilung der jüngsten Vergangenheit zusammenhängen. Darum bietet uns ein Buch wie das vorliegende ein sehr bequemes Hilfsmittel zugleich für die politische Orientierung. Auch die kleine Schrift von E. über Bismarcks Verdienst um Deutschland empfehlen wir, besonders zur Massenverbreitung. Von demokratischer, sozialistischer Seite und auch von einem beträchtlichen Teil des Zentrums ist Bismarcks Bild seit der Revolution oft so plump entstellt worden, daß wir es begrüßen, wenn uns hier eine zuverlässige Darstellung zur Verfügung gestellt wird, die geeignet ist, zur Massenaufklärung zu wirken.

Die E.'sche „Histor.-politische Jahresübersicht", die seit mehreren Jahren schon Prof. Haug in erweiterter Gestalt herausgibt, erfreut sich berechtigter Beliebtheit. Prof. H. beobachtet mit scharfem Blick und besitzt einen ausgeprägten Sinn für das Wesentliche. Diese Eigenschaften befähigen ihn in hohem Maß, eine Aufgabe zu lösen, wie sie in der „Histor.-polit. Jahresübersicht" gestellt ist. Und die Ereignisse, über die der neue Band zu berichten hat — vom Kampf um die Ruhr bis zu den Ereignissen der Hitler-Bewegung —, nehmen die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß wir

dankbar sind, hier die entscheidenden Tatsachen zusammengestellt zu finden.

Zu der Beurteilung Kaiser Wilhelms II. durch Egelhaaf möchte ich hier eine Anmerkung machen. Es geschieht oft, daß man Wilhelm II. Dinge zur Last legt, für die in Wahrheit keineswegs bloß er oder vornehmlich er, sondern die Mehrheit des deutschen Volkes verantwortlich zu machen ist. So z. B. würde Kaiser Wilhelm ganz gewiß nicht Bismarck entlassen haben, wenn nicht im Volk oder im sog. Volk die Entlassung so erwünscht gewesen wäre, bei der sog. Fortschrittspartei vor allem, aber leider nicht bloß bei ihr. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die auswärtige Politik des Deutschen Reichs unmittelbar oder mittelbar durch die Reichstagsmehrheit mitbestimmt worden ist. Deutschland war damals keineswegs, wie die Entente behauptet, eine „Autokratie": vielmehr übten die Reichstagsparteien schon einen leider oft unheilvollen Einfluß. Stand es damit noch nicht so schlimm wie seit der Revolution, so sind betrübende Erzbergereien doch leider bereits vor dem Krieg vorgekommen. Endlich noch eine Bemerkung zu E.'s Behauptung, daß im Ansiedlungsgebiet die Kolonisten meist aus den Evangelischen genommen worden seien, weil diese erfahrungsgemäß dem Polentum besser widerstanden als Katholiken. Das letztere ist an sich richtig. Allein man hat geradezu ängstlich die Parität zu wahren gesucht. Wenn als Kolonisten der Mehrzahl nach Evangelische angesetzt wurden, so lag das lediglich daran, daß Deutschland mehr Evangelische als Katholiken hat.

Freiburg i. B. G. v. Below.

Ludwig Finckh: Der Vogel Rock. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

In seiner warmherzigen Art erzählt Ludwig Finckh die Schicksale von Kindern der Schwäbischen Alb, die in Südamerika eine neue Heimat finden und dort bebenden Herzens den großen Krieg miterleben. Warmes Vaterlandsgefühl weht durch das Buch und lebt in den treuherzigen Schwaben, die auch im fernen Weltteil deutsche Art und deutsche Sitte behalten und die es doch schließlich wieder heimtreibt in das zertretene Vaterland, bei dessen Wiederaufbau sie mithelfen wollen.

Wie die schlichten Menschen der Alb im fremden Land ihre Aufgabe als Zeugen von deutscher Kraft und Reinheit und Tüchtigkeit auffassen, so zieht sich durch die einfache Erzählung der große Gedanke vom Wert der Familie und vom Wert der Rasse, der dem Dichter des Ahnenbüchleins, dem Arzt vom Bodensee, als ernstes Problem aufgegangen ist. M. L.

Georg von Below: Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. 2., wesentlich erweiterte Auflage (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgeg. von G. v. Below und F. Meinecke), München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1924.

Dies Buch, erstmals 1916 erschienen, jetzt in die Below-Meineckesche Sammlung aufgenommen, gibt eine kritische Darstellung des Geistes, in dem in Deutschland seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts Geschichte verstanden und geschrieben worden ist. Der Ausgangspunkt ist die rationalistische Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung; doch ist diese mehr Folie für die Kennzeichnung des romantischen Geistes in der Geschichtschreibung, der als der wahrhaft geschichtliche Geist erscheint. Gerade die Deutschen haben diesen romantischen Geist vorbildlich entwickelt mit seinem Sinn für das organische Wachstum in der Geschichte, für die den Einzelnen tragenden und erziehenden großen Verbände, besonders Volkstum und Staat, für die irrationalen Kräfte im Menschenleben, für Persönlichkeit und Eigenart. Dadurch sind die Deutschen in der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung vorbildlich geworden, und Below betont nachdrücklich, daß die Größe der deutschen Geschichtswissenschaft auf den romantischen Geist zurückzuführen sei. Dieser enthält in sich auch den echten Realismus: den Sinn für die lebendige Wirklichkeit in ihrem ganzen Reichtum und für die Eigenart der menschlichen Dinge, und die Fähigkeit, sich liebevoll und sachlich in die Wirklichkeit zu versenken. Eine Geschichtschreibung solchen Charakters muß den Staat als den eigentlichen Träger geschichtlichen Lebens, die res gestae und das politische Leben als den Hauptinhalt der Geschichte ansehen. Umgekehrt ist sie notwendig darauf gerichtet, die im ganzen Leben der Völker und in den führenden Persönlichkeiten waltenden inneren Kräfte zu verstehen.

Below setzt sich dabei, hier wie in anderen Schriften, mit dem Gedanken auseinander, daß der wahre Inhalt der Geschichtschreibung die sog. Kulturgeschichte sein müsse — was zuerst von der „Aufklärung" gefordert worden ist, während es auch von einer ganz anderen Gesinnung aus gefordert werden kann. In Wahrheit konnte auch Kulturgeschichte nur vom romantischen Geist her erfaßt werden. Below wiederholt dabei die Feststellung, daß fruchtbare und selbständige Kulturgeschichtschreibung allemal nur von der Forschung auf begrenztem Arbeits-

gebiet aus (politische Geschichte, Kirchengeschichte, Kunstgeschichte usw.) erreicht worden ist, während die Bücher, die unter dem Titel einer alles umfassenden „Kulturgeschichte" auftraten, bisher noch keine selbständigen und tiefdringenden Ergebnisse im Großen aufweisen konnten, meistens sogar recht dürftig waren. Er gibt eine Reihe von Büchern an, die kulturgeschichtlich besonders fruchtbar sind (S. 78 f.); sie alle verkündigen das nicht durch ihren Titel.

Die Forderung, Geschichte müsse Kulturgeschichte sein, ist neuerdings wieder in der Opposition gegen die sog. politischen Historiker des 19. Jahrhunderts (Sybel, Häusser, Droysen usw.) erhoben worden. Diese selbst mit ihren praktisch-politischen Zielen und ihrer liberalen Gesinnung bildeten eine Gegenbewegung gegen die Romantik, von deren Geiste sie doch — was Below mit Nachdruck feststellt — alle genährt sind. Wie in anderen Schriften, so weist Below auch hier eindringlich auf die Wichtigkeit der gegen 1880 einsetzenden, dem Staat und dem Volkstum mit neuem Verständnis sich zuwendenden, konservativ gerichteten, den romantischen Geist vielfach erneuernden geistigen Bewegung hin, die heute von den rechtsstehenden Kreisen getragen wird.

Neu sind in dieser 2. Auflage des Buches ein Abschnitt über das Verhältnis der deutschen Geschichtswissenschaft zu Hegel und einer über die Leistungen und den Charakter der neuesten Geschichtschreibung. Den Abschluß bilden als Anhang wie früher kritische Betrachtungen über die Frage, wie weit die durch Karl Marx einseitig und formalistisch vertretene sog. ökonomische Geschichtsauffassung in der deutschen Geschichtschreibung Vorbilder habe.

Das Buch gibt, wie Belows Schriften allgemein, mehr kritische Erörterung besondere Fragen als Erzählung und Schilderung. Man darf darin nicht suchen, was man von einem „Handbuch" zunächst erwarten wird: eine umfassende Charakteristik deutscher Historiker, eine Geschichte ihrer Tätigkeit und ein Verzeichnis ihrer Werke. Dagegen gibt das Buch eine Fülle literarischer Hinweise für die Beschäftigung mit den geistesgeschichtlichen Richtungen und den Problemen der Geschichtschreibung. Ein großer Reichtum an Erfahrung in Leben und Wissenschaft, an Kenntnissen und fördernden Gedanken ist in dem Buche niedergelegt. Kaum braucht für die Leser dieser Zeitschrift noch hervorgehoben zu werden, daß auch dieses Buch Belows der Erziehung zu politischem Geist und deutscher Gesinnung dient. A. Rapp.

Richard Wagner.

Sonett von Hans Pfitzner.

Dem Halbgott gleich in früher Kinderwiege,
Kein Wunderkind, doch Riese von Geschlecht
Erwürgtest du für deutsches Geistesrecht
Die alte Schlange welscher Modelüge.

Denn, daß der Deutsche fremde Fesseln trüge,
Fühlt er nicht mehr und wär' er zehnmal Knecht. —
Doch du zerhiebst das künstliche Geflecht — —
Und standst mit deiner ganzen Zeit im Kriege!

Ein König mußte aus den Wolken steigen,
Um deinem Volke ew'ge Schmach zu sparen
Um dich vom Untergange zu erlösen.

Dein Erbe aber nehmen wir zu eigen,
Um es als hohes Gut uns zu bewahren:
Die Selbstbestimmung auf das eigne Wesen.

Mit diesem markigen Sonett Meister Pfitzners, der gewiß der größte lebende Erbe Wagnerschen Geistes ist, beginnt der „Offizielle Bayreuther Festspielführer 1924" (Verlag G. Niebrenheim, Bayreuth). Kein „Führer" im schlimmen Sinne des Wortes, sondern das würdige Wagner-Jahrbuch des Epochenjahres 1924, ein Sammelbecken des Bayreuther Geistes. So gilt es nicht nur denjenigen, die das Glück haben, die Festspiele besuchen zu können, sondern ist berufen, ein Buch fürs deutsche Haus zu sein. Feinsinnig und umfassend ist die Zusammenstellung des Ganzen, die der Herausgeber Dr. Karl Grunsky (Stuttgart), der wahre Kämpfer für drei Große der deutschen Musik, Wagner, Liszt und Bruckner, geleistet hat. Man liest mit Freude das kurze Geleitwort Fr. Lienhards, durchblättert das Verzeichnis aller Aufführungen der Bayreuther Bühnenfestspiele seit 1876 und sieht mit Stolz und Wehmut, was hier in glücklichen Zeiten Deutschlands an Kulturarbeit geleistet worden ist. Wir lesen von der „Deutschen Festspielstiftung Bayreuth", der Gemeinschaft von Männern, die die Festspiele 1924 ermöglicht, von denen, die dem Bayreuther Kreis seit 1914 entrissen wurden, an erster Stelle der große Biograph Wagners: Karl Friedrich Glasenapp, der Balte. Dann kommen die Getreusten zu Wort: Arthur Prüfer schreibt über „den Festspielgedanken und Bayreuth", Arthur Seidl und Carl Rittel aus persönlichen Erinnerungen. Hans von Wolzogen steuert einen Vorspruch bei, Paul Pretzsch berichtet über Wirken und Schaffen Siegfried Wagners, des Meistersohnes. An

die Freunde und Patrone wendet sich ein Aufruf von Helena Wallem, zur Schaffung einer Erinnerungs- und Arbeitsstätte in Bayreuth. Aufschlußreiche Aufsätze führen in das Lebenswerk zweier Großer aus dem Bayreuther Kreis, Chamberlain und Thode, ein. Aus der weiteren herrlichen Fülle ragen hervor: H. A. Grunskys Einführungen in einzelne Wagner-Werke; den neusten Forschungen der deutschen Musikwissenschaft entstammt Alfred Lorenz' Bericht über die musikalische von R. Wagners Meisterwerken, zur Ausstattungsfrage („Symbol und Natur im Kunstwerk Wagners") schreibt C. S. Benedict. Im Mittelpunkt stehen die wichtigen völkischen Betrachtungen: A. Rapp, „Wagner als Führer zu deutscher Art", E. Geck: R. Wagner und der Staat, A. Püringer: R. Wagner und Bismarck. Entscheidendes sagt K. Grunsky in seinem Aufsatz: Wagner und die Gegenwart. Dann folgt nach einem vorbildlichen Liszt-Vortrag des verstorbenen großen Kunstwissenschafters H. Thode die „Umschau" von K. Grunsky. Eine Literatur-Übersicht, doch nur scheinbar. Sie weist alles Gute auf, was echt deutsche Art und Kunst in diesen Jahren hervorgebracht und zeigt, daß der Bayreuther Geist der Geist des wahren Deutschland ist.

Daß auch das Äußere würdig, ist selbstverständlich. Ganz besonders schön gewählt und ausgeführt sind die Kunst- und Bildbeigaben. Dann folgen die Bildnisse der Mitwirkenden, eine erlesene Künstlerschar, zu Beginn das Bild des Führers, Siegfried Wagner. Die Aufführungszeit ist vom 22. Juli bis 20. August, sie bringt zweimal den völligen Ring, fünf Aufführungen der Meistersinger, sieben des Parzifal. Dr. Müller-Blattau.

„Fortsetzung des Lebens nach dem Tode" von Friedrich Heinrich Kassemeier, Verlag Ideal und Leben, H. Kassemeier, Hamburg.

Die Zeit, in der Bücher, wie das obige, von der Kritik nur mit einem mitleidigen Lächeln abgetan, wenn nicht völlig unbeachtet gelassen wurden, ist vorüber. Man beginnt sich eines Besseren zu besinnen. Und man wendet sich jetzt gegen die Kritiker von einst, gegen die selbstsicheren Leugner alles Übersinnlichen und die angeblichen Errungenschaften und Gewißheiten einer materialistisch gerichteten Wissenschaft. Der Monismus hat aufgehört, Modewort zu sein. So konnte denn obige Schrift in kurzem fünf Auflagen erleben. Allerdings: der Verfasser ist zugleich Redner. So ist dann das Buch selbst eine Sammlung von Reden. Der schwungvolle, gewandte Stil, der wohl durchdachte und gutgeordnete Inhalt, die überzeugende Kraft der Beweise — alles wirkt zusammen, das Werk Kassemeiers zu einem wahren Volksbuch zu machen. Erschöpfend, volkstümlich und nicht ohne Berücksichtigung des menschlichen Gemütes wird der sehr heikle Gegenstand behandelt und niemand wird das Buch ohne Belehrung und starke Anregung zu eigenem Nachdenken aus der Hand legen, zumal es viele merkwürdige Erlebnisse kurz wiedergibt und sinnvoll erklärt.

E. Chr. H. Meyer.

Julius Richter: Die Religionen der Völker. (Arnold Reimann, Geschichtswerk für höhere Schulen, II. Teil, Ergänzungsbände, Band I, Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin.)

Eine kurze Darstellung der Religionen der Völker ist heute nicht nur für Lehrer und Schüler, sondern ebenso für jeden Gebildeten nötig und dankenswert. Verfasser beherrscht den großen Stoff völlig und schildert unparteiisch und ohne die manchmal bei christlichen Theologen vorhandene Überheblichkeit die anderen Religionen. Auch die heute in manchen Kreisen der völkischen Bewegung im Vordergrund des Interesses stehende Glaubenswelt der Germanen erfährt eine liebevolle Darstellung. Freilich setzen die geringen, überhaupt nur für Skandinavien vorhandenen Quellen einer eingehenden Schilderung unübersteigbare Grenzen. Das Christentum erscheint dem Verfasser natürlich als Krönung aller Religionssysteme. Auf religiösem Gebiet stimme ich ihm gerne zu. Auf politischem und kulturellem Gebiet möchte ich aber ein Fragezeichen anbringen hinter der Behauptung des Verfassers, daß das Christentum die Völker nordischer Rasse als Völkererzieher zu den Herrenvölkern der Erde herangebildet habe. Es hat große Perioden der germanischen Geschichte gegeben, in denen das Christentum nicht fördernd, sondern hemmend auf die ganzen Völker eingewirkt hat (Menzinger, Kreuzzüge, die Jahrhunderte des Streits zwischen Kaiser und Papst u. a.). Dr. L.

Soeben erschienen / Zweite erweiterte Auflage

„Das Geheimnis von Scapa Flow“

Eine militärisch, politisch, wirtschaftliche Betrachtung von J. W.

Dieses Buch bringt überraschende Enthüllungen über die Vorgänge auf der politischen Weltbühne seit Friedensschluß

DIE WAHRHEIT BRICHT SICH BAHN

Deutschlands Sieg im Weltkrieg

Preis broschiert GM. 1.80

Zu beziehen durch Vermittlung der Graphischen Kunstanstalten
F. Bruckmann A. G., München, Lothstraße 1

Politische Aufklärung unseres Volkes tut bitter not. Wer mithelfen will — und dies ist für jeden nationale Pflicht — verbreite die Flugschriften aus

Deutschlands Erneuerung

Bestellkarte liegt dem Heft bei.

Ingenieur-Ausbildung
nach neuesten, bewährten Grundsätzen,
bei billigster Anstalts-Verpflegung.
Technikum Hainichen i. Sachsen

„Andreas Hofer“
Die Tragödie eines Volkes.
Von Richard Elsner.
Preis: —.90 Mark.
Deutsche Kulturgemeinschaft
Berlin-Bankow
Postscheckkonto Berlin 10214.

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!“

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Svend Fleuron: Strix. Geschichte es Uhus. Verlag Eugen Die- ichs, Jena.

Von den unterschiedlichen Tier- chichtenerfinnern ist Fleuron ier der dichterisch höchststehen- n, seine Beherrschung des Stoff- hen ist erschöpfend. Erstaunlich int er den Wald und läßt das rz jedes Naturfreundes höher lagen. In den Wäldern an der hrde hat die alte Horneule ihr evier, und von ihrem Leben, eben und Jagen erzählt der ichter. Recht werden die großen hus nicht mehr ihres Lebens oh; denn die Menschen mit der gt rücken immer näher. Fleuron t Naturkenner mit der Seele nes Lyrikers. Wie er die Däm- erung und die Nacht, die ge- eimnisvollen Stimmen in großen Wäldern malt, das verrät die einen Sinne des Jägers, dem in Wald und Moor der Atem der roßen Freiheit weht und der die Natur Tag und Nacht als hell- jöriges Sonntagskind belauscht. Strix, solange sie rüstig ist, jagt Hirschkälber und Ratten, Hasen nd Krähen, kämpft mit Kreuz- otter und Adler, hat Liebhaber, Uf, den 100jährigen Uhu, und dann den jungen Slip, Menschen stellen ihr und ihrer Brut nach. Und auch alle anderen Tiere, denen die Nacht gehört, kennt und er- zählt von ihnen, oft mit feinem Humor. — Aus tiefen Wäldern sehen wir das Einhorn hervor- brechen und schauen den großen Pan, wenn der dänische Dichter uns an die Hand nimmt . . .

Hermann Hüsing.

Hermann Albert Prietze: Natur und Volkstum. Eine Anregung zur Forschung für jedermann. Verlag v. Gebr. Hartmann, Hannov.-Linden.

Der Geist, aus dem heraus dies Buch geschrieben ist, ist ganz vor- trefflich. Es ist köstlich in seiner Heimattreue und -liebe und in der frischen Unmittelbarkeit, mit der hier Erkenntnisse, die in erster Linie das geschulte Auge entdeckt hat, uns übermittelt werden. Was darin über Vererbungsgesetze, Volksstämme, Völker und Rassen und über die großen Zusammen- hänge unseres ureigensten Volks- tums gesagt ist, wirkt ungemein anregend und fördert den eigenen Beobachtungstrieb. Es deckt aber auch viele Verwandtschaften und Neigungen unserer Volksseele als naturgegeben auf, die uns bis heutzutage vielfach unerklärlich scheinen wollten. Das Buch sollte recht viel gelesen werden. E. K.

Deutschland erwache!

Das Liederbuch der Deutschvölkischen Freiheitsbewegung.

350

Volks- und Vaterlands-, Freiheits- und Soldatenlieder

sowie

eine große Anzahl Kampf- und Marschlieder der Freiheitsbewegung Ludendorff-Hitler-v. Graefe

Die schönsten Volks- und Vaterlandslieder, alle beliebten Studentenlieder, die bekanntesten Soldatenlieder, die Lieder aller völkischen u. Wehrverbände wie Stahlhelm, Jungdeutscher Orden usw., sämtl. bereits bekannten und eine Anzahl ganz neuer

Freiheitslieder!

Geschmackvolle, künstlerische Ausführung mit einem Bildnis und Leitwort von Exz. Ludendorff und Adolf Hitler.

Preis nur —.90 Mk., für Verbände bei Mehrbezug Nachlaß.

Bestellungen gegen Voreinsendung oder Nachnahme.

Vereinigung völkischer Verbände
(V. v. V.)
Schneidemühl, Friedrichstr. 18, Fernspr. 482.

Bad Warmbrunn

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. (Bahnstation.) 8 schwefelhaltige, stark radioaktive Thermalquellen. Angezeigt geg. alle Form. v. chron. Gelenk- u. Muskel-Rheum., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenl., d. Nerven-, Frauen- u. Hautkrankh., Kriegsverletzungen. / Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw. Kurzeit Mai-Oktober. / Brunnenversand d. „Neuen" u. „Kleinen" Quelle sowie d. Tafelw. „Ludwigs-Quelle" durch Herm. Kunicke, Hirschberg i. Schl. Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Musik-Instrumente jeder Art
auch Trommeln / Signalhörner / Pfeifen / Grammophone usw.
Gebr. Glaß, Markneukirchen Nr. 50. / Preisliste frei.
Provisions-Reisende gesucht.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Paul Burg. Zwei Eisen im Feuer: L. Staackmann Verlag, Leipzig.

Ein Roman, der uns die gewaltige industrielle, technische und wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands im verflossenen Jahrhundert schildert. Wir sehen, wie der einfache Schmied Richard Hartmann seinen kleinen Betrieb durch angeborene Begabung, Fleiß und Tatkraft immer mehr ausgestaltet, der Begründer der ältesten sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz wird, sich auf den Lokomotivenbau wirft, weiter zur Waffenfabrikation übergeht; wir erleben in dem brausenden Getriebe der stampfenden und fauchenden Maschinen seine überaus glückliche Ehe wie eine sonnige Idylle, und empfinden mit tiefer Rührung den frühen Tod der Gattin Hartmanns, die ihm auch der beste Kamerad war. Später tritt dann immer mehr die Gestalt des Generalpostdirektors Stephan in den Vordergrund, des genialen Schöpfers des deutschen Postwesens, der seine Laufbahn als gewöhnlicher kleiner Postbeamter begann. Ja, damals war noch die Bahn frei dem Tüchtigen! Auch Bismarck, der alte Kaiser Wilhelm, der feingeistige König Johann von Sachsen treten episodisch in die spannend durchdurchgeführte Handlung ein. Treu ihrem Meister Hartmann ergebene Mitarbeiter, seine noch kerndeutsch empfindende Arbeiterschaft, die ihn wie einen Vater liebt und verehrt, politische und soziale Streiflichter runden den ganzen Roman harmonisch ab, mit dem der bekannte Schriftsteller seiner zahlreichen Gemeinde wieder ein gutes Buch, eine Verherrlichung der deutschen Schaffenskraft schenkte. J. St—g.

Alle hier besprochenen Werke wie jedes andere Buch liefert schnell: Buchhandlung der „Stimme vom Rhein", Verlag Norbert Windfelder, Köln 23 und Siegen 1.

Geheime Fäden im Weltkrieg
von **Alfred Roth**, M. d. R.
Preis 50 Pfg.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Deutschvölkischer Verlag, Stuttgart
Weißenburgstraße 29.
Postsch. 11843.

Waldsanatorium
Schwarzeck
in Bad Blankenburg
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Jeder Deutsche sollte den Sinn und die Herkunft seines Familiennamens kennen. **Deutsche Sippennamen** deutet gegen Vergütung **Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Tröltschstraße 4.**

Der Nordische Gedanke

Buchausstellung
über deutsche Vorgeschichte und die Entwicklung deutscher Weltanschauung bis zur deutschgläubigen Bewegung,

zuletzt in München, kann für die nächste Zeit bei besonders bedeutenden Anlässen, Zusammenkünften, Tagungen gewonnen werden. Vortragende über Deutschen Glauben stehen zur Verfügung.

Die Ausstellung ist für Oktober nach Berlin verpflichtet. Von dort ist eine Reise nach den Hansestädten geplant. Anmeldungen, Vermittelungen und Anfragen werden rechtzeitig erbeten an

Verlag Deutsche Gemeinschaft, G.m.b.H., Bad Berka bei Weimar.

Die Judenfrage – ein Weltproblem!

Lesen Sie:

Der internationale Jude.

Herausgegeben von **Henry Ford.**

22. bis 24. Auflage. (73. bis 87. Tausend.) 2 Bände; Preis geheftet je Mk. 2.—, gebunden je Mk. 3.—. 25. Auflage auf holzfreiem Papier in Ganzleinen (1 Band) Mk. 8.—.

Dieses Werk gehört zu den hervorragendsten Büchern der antisemitischen Literatur. Sachlich, fesselnd und geistreich geschrieben, bietet es vernichtendes Material gegen die Pläne des internationalen Judentums.

Die zionistischen Protokolle.

Das politische Programm der internationalen Geheimregierung.

Mit einem Vor- und Nachwort von **Theodor Fritsch.**

4. und 5. Auflage. (16. bis 25. Tausend.) Preis geheftet Mk. —.80.

Mag auch die Echtheit der Protokolle vom Judentum hundertmal abgestritten worden sein — der Verlauf der politischen und wirtschaftlichen Ereignisse bestätigt die Echtheit Wort für Wort.

Handbuch der Judenfrage.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Tatsachen zur Beurteilung des jüdischen Volkes.

Von **Theodor Fritsch.**

29. Auflage. (68. bis 75. Tausend.) Preis gebunden Mk. 3.60.

Alle Gebiete, auf denen das internationale Judentum eine Rolle spielt — vom Geistesleben über die Politik bis zum Mädchenhandel und Verbrecherwesen — werden hier in ihren Beziehungen zum Judentum gezeigt und die wichtigsten Beweise erbracht. Das Buch ist als Nachschlagewerk unentbehrlich.

Der falsche Gott / Mein Beweismaterial gegen Jahwe.

9. Auflage. (31. bis 35. Tausend.) Preis geheftet Mk. 2.25, gebunden Mk. 3.25.

Der Streit um Gott und Talmud.

Meine Antworten an Strack, Kittel, Fiebig, Caro u. a.

Preis geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.50.

Diese beiden Bücher von Theodor Fritsch geben eine Charakterisierung des Judentums auf Grund seiner Religions- und Sittenlehren, wie sie treffender nicht gedacht werden kann.

Die Juden und der deutsche Staat.

Von **H. Naudh.**

13. Auflage. Preis geheftet Mk. —.75, gebunden Mk. 1.20.

Diese im Jahre 1860 erstmals erschienene Schrift nannte Wilhelm Marr „das Pronunciamento des antijüdischen Genius, ein Meisterwerk nach Stil und Inhalt". Und Wilh. v. Kügelgen schrieb darüber: „. . . . sehr geistreich und witzig, mit durchdringender Sachkenntnis. Die liberalen und Judenblätter suchen es totzuschweigen, doch wird es von jedermann verschlungen."

Das Rätsel des jüdischen Erfolges.

Eine Antwort und Ergänzung zu Prof. W. Sombarts Werk „Die Juden und das Wirtschaftsleben."

Von **F. Roderich-Stoltheim.**

6. Auflage. 17. bis 19. Tausend. Preis geheftet Mk. 2.40, gebunden Mk. 3.60.

* * *

Außerdem erschienen im unterzeichneten Verlage eine Anzahl kleinerer Schriften über die Juden- und andere völkische Fragen. / Verlangen Sie kostenlos Verlagsverzeichnis.

Hammer-Verlag / Leipzig 13.

Das erste Verlagswerk des „Verlags des Bartels-Bundes“ zeigt zum ersten Male die vollständige Zusammenfassung der völkischen Gedichte von Adolf Bartels:

Deutschvölkische Gedichte

von Adolf Bartels

Wohlfeile Ausgabe: Gut broschiert M. 3.—
Vorzugsausgabe: Ganzleinenband M. 6.—
(254 Seiten Umfang)

Das mächtige Anwachsen der deutschvölkischen Bewegung hat die Persönlichkeit Adolf Bartels wieder in den Vordergrund des deutschen Lebens gestellt. Seine „Deutschvölkischen Gedichte“ zeigen in ihren fünf Abteilungen („Hohe Lieder“, „Neue geharnischte Sonette“, „Männer u. Tage“ [Gelegenheitsgedichte], „Zeitgedichte 1915—1924“ und „Politische Kriegsgedichte von Ernst Moritz Arndt dem Jüngeren“) den Dichter als Führer und Seher. Ein „Ernst Moritz Arndt der Jüngere“ fordert hier die volle Aufmerksamkeit jedes Deutschgesinnten. — Das Buch eignet sich in der einfachen Ausgabe für den Massenabsatz, in der besseren Ausgabe vorzüglich zu Geschenkzwecken.

Deutschgesinnte! werbet für den deutschvölkischen Dichter Adolf Bartels.

Umlaufzettel und Bestell-Listen versendet kostenlos auf Verlangen

Verlag des Bartels-Bundes, Leipzig, Roßstraße 5

(Für den Buchhandel vertreten durch
H. Haessel, Kommissions-Geschäft, Leipzig, Roßstraße 5

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: S. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising

Jahrgang Heft 10 Oktober 1924

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Hindenburg und die akademische Jugend. Von Freiherrn von Gayl .. Seite 581
Zur Soziologie der völkischen Bewegung. Von Dr. jur. Christoph Paulsen „ 584
Die Bedeutung der Körpererziehung vom volkswirtschaftlichen Standpunkte. Von Prof. Dr. Huntemüller, Gießen .. .. „ 593
Das völkische Bewußtsein der Auslandsdeutschen. Von Prof. Dr. von Ha[illegible]ff, Steglitz .. .. „ 597
Othmar Spann. Von Prof. G. v. Below .. .. „ 605
Glaube als Kulturquelle. Von Dr. med. Georg Steinberg .. .. .. „ 612
Das Bankwesen in Österreich. Von Dr. Heinrich Köhler .. .. „ 615
Ludwig Mahnert, ein völkischer Pfarrer. Von Prof. Fiedler, Innsbruck „ 629
Osw. Spengler, Politische Pflichten der deutschen Jugend. Von Fritz Helbig „ 633
Biologische Wertbeständigkeit. Von Karl Georg Vogel, München .. .. „ 636
Bild der Lage. Von Dr. Erich Kühn .. .. „ 637
Bücherschau .. .. „ 641

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis vierteljährlich Mk. 3.— Einzelheft Mk. 1.10 (postfrei)

Soeben erschien in 2. Auflage:

Großdeutsches Wollen

Von Vize-Admiral **von Trotha.**

Großadmiral v. Tirpitz urteilt über dieses Buch wie folgt:

„Admiral von Trotha, der treue Ekkehard unserer Marine, gibt unserer Jugend in diesem Buche Bilder aus dem reichen Leben eines Seeoffiziers der kaiserlichen Zeit. Sie gestalten sich als das hohe Lied des Deutschtums daheim und in der Welt, so wird das Buch zum Wegbereiter für ein neues Deutschland, an das wir glauben."

Ladenpreis Halbleinen Mk. 3.—.

Nationale Jugend, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW. 68.

Das erste unparteiische Nachschlagewerk über Politik

Herausgeber Prof. Dr. Paul Herre

Politisches Handwörterbuch

2000 Seiten Text in 2 Halbleinenbänden 56 Goldmark

Prospekt kostenlos von K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Professor Dr. Hartmann, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg, Professor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 89 894 — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730) — Schweizerische Postscheckrechnung III 4846

8. Jahrgang 1924 Heft 10 Oktober

Hindenburg und die akademische Jugend.[1]

Von Freiherrn von Gayl,

Mitglied des Reichsrates und des Preußischen Staatsrates.

Es war ein glücklicher Gedanke der Alten-Herren-Verbände des Hochschulringes deutscher Art, als Abschluß der Tannenbergtage dieses Jahres die alten und die jungen Semester der Albertina zu einer Kundgebung des Dankes und der Verehrung für unsern allverehrten Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg und seine Mitführer in der großen Befreiungsschlacht Ostpreußens zu vereinen. Diesen weiten Saal haben die Kreise Königsbergs und Ostpreußens erfüllt, die auf Grund ihrer umfassenden akademischen Bildung berufen und verpflichtet sind, Führer unseres Volkes zu sein oder zu werden.

Unserer aller tiefe Verehrung und aus dem innersten Herzen stammender Dank für die Führer in großer und rettender Stunde haben das Leitmotiv der Klänge gebildet, die unser Ohr in diesen Tagen zu vernehmen nicht müde wurde. Lassen Sie mich jetzt als Finale dieser harmonischen Symphonie reiner Begeisterung noch ein Wort sprechen, dessen Ernst nachhallen soll in unsern Herzen, wenn morgen der graue Alltag und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr wieder in ihre Rechte treten.

Abgeschlossene Bildung des Geistes verpflichtet gegenüber dem eigenen Gewissen und der Allgemeinheit des Volkes. Sie verpflichtet uns, das Geschehen, das wir erleben mußten in dem verflossenen Jahrzehnt, tiefer zu durchdenken und aus dem Erlebten und in stiller Einkehr Erkannten die Folgerungen zu ziehen, die als Richtschnur unseres Handelns für die Zukunft zu dienen haben. Wir sahen im August 1914 ein Volk, das einmütig und reinen Herzens sich erhob zum Schutz von Heimat und Herd, ein Volk, das es nie verstehen wird, woher die Welt das Recht zu nehmen glaubt, dies Volk,

[1] Rede, gehalten auf dem Hindenburg-Kommers zu Königsberg am 25. August 1924.

Soeben erschien in 2. Auflage:

Großdeutsches Wollen

Von Vize-Admiral **von Trotha.**

Großadmiral v. Tirpitz urteilt über dieses Buch wie folgt:

„Admiral von Trotha, der treue Ekkehard unserer Marine, gibt unserer Jugend in diesem Buche Bilder aus dem reichen Leben eines Seeoffiziers der kaiserlichen Zeit. Sie gestalten sich als das hohe Lied des Deutschtums daheim und in der Welt, so wird das Buch zum Wegbereiter für ein neues Deutschland, an das wir glauben."

Ladenpreis Halbleinen Mk. 3.—.

Nationale Jugend, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW. 68.

Das erste unparteiische Nachschlagewerk über Politik

Herausgeber Prof. Dr. Paul Herre

Politisches Handwörterbuch

2000 Seiten Text in 2 Halbleinenbänden 56 Goldmark

Prospekt kostenlos von K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ **Durchführung aller Bankgeschäfte.**

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Professor Dr. Hartmann, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg, Professor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594 — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730) — Schweizerische Postscheckrechnung III 4846

8. Jahrgang 1924 Heft 10 Oktober

Hindenburg und die akademische Jugend.[1]

Von Freiherrn von Gayl,

Mitglied des Reichsrates und des Preußischen Staatsrates.

Es war ein glücklicher Gedanke der Alten-Herren-Verbände des Hochschulringes deutscher Art, als Abschluß der Tannenbergtage dieses Jahres die alten und die jungen Semester der Albertina zu einer Kundgebung des Dankes und der Verehrung für unsern allverehrten Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg und seine Mitführer in der großen Befreiungsschlacht Ostpreußens zu vereinen. Diesen weiten Saal haben die Kreise Königsbergs und Ostpreußens erfüllt, die auf Grund ihrer umfassenden akademischen Bildung berufen und verpflichtet sind, Führer unseres Volkes zu sein oder zu werden.

Unserer aller tiefe Verehrung und aus dem innersten Herzen stammender Dank für die Führer in großer und rettender Stunde haben das Leitmotiv der Klänge gebildet, die unser Ohr in diesen Tagen zu vernehmen nicht müde wurde. Lassen Sie mich jetzt als Finale dieser harmonischen Symphonie reiner Begeisterung noch ein Wort sprechen, dessen Ernst nachhallen soll in unsern Herzen, wenn morgen der graue Alltag und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr wieder in ihre Rechte treten.

Abgeschlossene Bildung des Geistes verpflichtet gegenüber dem eigenen Gewissen und der Allgemeinheit des Volkes. Sie verpflichtet uns, das Geschehen, das wir erleben mußten in dem verflossenen Jahrzehnt, tiefer zu durchdenken und aus dem Erlebten und in stiller Einkehr Erkannten die Folgerungen zu ziehen, die als Richtschnur unseres Handelns für die Zukunft zu dienen haben. Wir sahen im August 1914 ein Volk, das einmütig und reinen Herzens sich erhob zum Schutz von Heimat und Herd, ein Volk, das es nie verstehen wird, woher die Welt das Recht zu nehmen glaubt, dies Volk,

[1] Rede, gehalten auf dem Hindenburg-Kommers zu Königsberg am 25. August 1924.

Soeben erschien in 2. Auflage:

Großdeutsches Wollen

Von Vize-Admiral **von Trotha.**

Großadmiral v. Tirpitz urteilt über dieses Buch wie folgt:

„Admiral von Trotha, der treue Ekkehard unserer Marine, gibt unserer Jugend in diesem Buche Bilder aus dem reichen Leben eines Seeoffiziers der kaiserlichen Zeit. Sie gestalten sich als das hohe Lied des Deutschtums daheim und in der Welt, so wird das Buch zum Wegbereiter für ein neues Deutschland, an das wir glauben."

Ladenpreis Halbleinen Mk. 3.—.

Nationale Jugend, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW. 68.

Das erste unparteiische Nachschlagewerk über Politik

Herausgeber Prof. Dr. Paul Herre

Politisches Handwörterbuch

2000 Seiten Text in 2 Halbleinenbänden 56 Goldmark

Prospekt kostenlos von K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor A. Geyer-Wien, Professor Dr. Hartmann, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat A. Seeberg, Professor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59594 — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730) — Schweizerische Postscheckrechnung III 4845

8. Jahrgang 1924 Heft 10 Oktober

Hindenburg und die akademische Jugend.[1]

Von Freiherrn von Gayl,

Mitglied des Reichsrates und des Preußischen Staatsrates.

Es war ein glücklicher Gedanke der Alten-Herren-Verbände des Hochschulringes deutscher Art, als Abschluß der Tannenbergtage dieses Jahres die alten und die jungen Semester der Albertina zu einer Kundgebung des Dankes und der Verehrung für unsern allverehrten Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg und seine Mitführer in der großen Befreiungsschlacht Ostpreußens zu vereinen. Diesen weiten Saal haben die Kreise Königsbergs und Ostpreußens erfüllt, die auf Grund ihrer umfassenden akademischen Bildung berufen und verpflichtet sind, Führer unseres Volkes zu sein oder zu werden.

Unserer aller tiefe Verehrung und aus dem innersten Herzen stammender Dank für die Führer in großer und rettender Stunde haben das Leitmotiv der Klänge gebildet, die unser Ohr in diesen Tagen zu vernehmen nicht müde wurde. Lassen Sie mich jetzt als Finale dieser harmonischen Symphonie reiner Begeisterung noch ein Wort sprechen, dessen Ernst nachhallen soll in unsern Herzen, wenn morgen der graue Alltag und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr wieder in ihre Rechte treten.

Abgeschlossene Bildung des Geistes verpflichtet gegenüber dem eigenen Gewissen und der Allgemeinheit des Volkes. Sie verpflichtet uns, das Geschehen, das wir erleben mußten in dem verflossenen Jahrzehnt, tiefer zu durchdenken und aus dem Erlebten und in stiller Einkehr Erkannten die Folgerungen zu ziehen, die als Richtschnur unseres Handelns für die Zukunft zu dienen haben. Wir sahen im August 1914 ein Volk, das einmütig und reinen Herzens sich erhob zum Schutz von Heimat und Herd, ein Volk, das es nie verstehen wird, woher die Welt das Recht zu nehmen glaubt, dies Volk,

[1] Rede, gehalten auf dem Hindenburg-Kommers zu Königsberg am 25. August 1924.

Soeben erschien in 2. Auflage:

Großdeutsches Wollen

Von Vize-Admiral **von Trotha.**

Großadmiral v. Tirpitz urteilt über dieses Buch wie folgt:

„Admiral von Trotha, der treue Ekkehard unserer Marine, gibt unserer Jugend in diesem Buche Bilder aus dem reichen Leben eines Seeoffiziers der kaiserlichen Zeit. Sie gestalten sich als das hohe Lied des Deutschtums daheim und in der Welt, so wird das Buch zum Wegbereiter für ein neues Deutschland, an das wir glauben."

Ladenpreis Halbleinen Mk. 3.—.

Nationale Jugend, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW. 68.

Das erste unparteiische Nachschlagewerk über Politik

Herausgeber Prof. Dr. Paul Herre

Politisches Handwörterbuch

2000 Seiten Text in 2 Halbleinenbänden 56 Goldmark

Prospekt kostenlos von K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg, Profeſſor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 89 594 — Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 62730) — Schweizeriſche Poſtſcheckrechnung III 4845

8. Jahrgang 1924 Heft 10 Oktober

Hindenburg und die akademiſche Jugend.[1]

Von Freiherrn von Gayl,

Mitglied des Reichsrates und des Preußiſchen Staatsrates.

Es war ein glücklicher Gedanke der Alten-Herren-Verbände des Hochſchulringes deutſcher Art, als Abſchluß der Tannenbergtage dieſes Jahres die alten und die jungen Semeſter der Albertina zu einer Kundgebung des Dankes und der Verehrung für unſern allverehrten Herrn Generalfeldmarſchall von Hindenburg und ſeine Mitführer in der großen Befreiungsſchlacht Oſtpreußens zu vereinen. Dieſen weiten Saal haben die Kreiſe Königsbergs und Oſtpreußens erfüllt, die auf Grund ihrer umfaſſenden akademiſchen Bildung berufen und verpflichtet ſind, Führer unſeres Volkes zu ſein oder zu werden.

Unſerer aller tiefe Verehrung und aus dem innerſten Herzen ſtammender Dank für die Führer in großer und rettender Stunde haben das Leitmotiv der Klänge gebildet, die unſer Ohr in dieſen Tagen zu vernehmen nicht müde wurde. Laſſen Sie mich jetzt als Finale dieſer harmoniſchen Symphonie reiner Begeiſterung noch ein Wort ſprechen, deſſen Ernſt nachhallen ſoll in unſern Herzen, wenn morgen der graue Alltag und des Dienſtes ewig gleichgeſtellte Uhr wieder in ihre Rechte treten.

Abgeſchloſſene Bildung des Geiſtes verpflichtet gegenüber dem eigenen Gewiſſen und der Allgemeinheit des Volkes. Sie verpflichtet uns, das Geſchehen, das wir erleben mußten in dem verfloſſenen Jahrzehnt, tiefer zu durchdenken und aus dem Erlebten und in ſtiller Einkehr Erkannten die Folgerungen zu ziehen, die als Richtſchnur unſeres Handelns für die Zukunft zu dienen haben. Wir ſahen im Auguſt 1914 ein Volk, das einmütig und reinen Herzens ſich erhob zum Schutz von Heimat und Herd, ein Volk, das es nie verſtehen wird, woher die Welt das Recht zu nehmen glaubt, dies Volk,

[1] Rede, gehalten auf dem Hindenburg-Kommers zu Königsberg am 25. Auguſt 1924.

Soeben erschien in 2. Auflage:

Großdeutsches Wollen

Von Vize-Admiral **von Trotha.**

Großadmiral v. Tirpitz urteilt über dieses Buch wie folgt:

„Admiral von Trotha, der treue Ekkehard unserer Marine, gibt unserer Jugend in diesem Buche Bilder aus dem reichen Leben eines Seeoffiziers der kaiserlichen Zeit. Sie gestalten sich als das hohe Lied des Deutschtums daheim und in der Welt, so wird das Buch zum Wegbereiter für ein neues Deutschland, an das wir glauben."

Ladenpreis Halbleinen Mk. 3.—.

Nationale Jugend, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW. 68.

Das erste unparteiische Nachschlagewerk über Politik

Herausgeber Prof. Dr. Paul Herre

Politisches Handwörterbuch

2000 Seiten Text in 2 Halbleinenbänden 56 Goldmark

Prospekt kostenlos von K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Profeſſor Dr. Hartmann, Profeſſor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präſident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat A. Seeberg, Profeſſor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Poſtſcheckkonto des Verlags München 129. — Poſtſparkaſſe Wien 59 594 — Konto bei der Bayeriſchen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanſtalt der Deutſchen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergaſſe 11 (Poſtſparkaſſenkonto der Kreditanſtalt: Prag 62730) — Schweizeriſche Poſtſcheckrechnung III 4845

8. Jahrgang 1924 Heft 10 Oktober

Hindenburg und die akademiſche Jugend.[1]

Von Freiherrn von Gayl,

Mitglied des Reichsrates und des Preußiſchen Staatsrates.

Es war ein glücklicher Gedanke der Alten-Herren-Verbände des Hochſchulringes deutſcher Art, als Abſchluß der Tannenbergtage dieſes Jahres die alten und die jungen Semeſter der Albertina zu einer Kundgebung des Dankes und der Verehrung für unſern allverehrten Herrn Generalfeldmarſchall von Hindenburg und ſeine Mitführer in der großen Befreiungsſchlacht Oſtpreußens zu vereinen. Dieſen weiten Saal haben die Kreiſe Königsbergs und Oſtpreußens erfüllt, die auf Grund ihrer umfaſſenden akademiſchen Bildung berufen und verpflichtet ſind, Führer unſeres Volkes zu ſein oder zu werden.

Unſerer aller tiefe Verehrung und aus dem innerſten Herzen ſtammender Dank für die Führer in großer und rettender Stunde haben das Leitmotiv der Klänge gebildet, die unſer Ohr in dieſen Tagen zu vernehmen nicht müde wurde. Laſſen Sie mich jetzt als Finale dieſer harmoniſchen Symphonie reiner Begeiſterung noch ein Wort ſprechen, deſſen Ernſt nachhallen ſoll in unſern Herzen, wenn morgen der graue Alltag und des Dienſtes ewig gleichgeſtellte Uhr wieder in ihre Rechte treten.

Abgeſchloſſene Bildung des Geiſtes verpflichtet gegenüber dem eigenen Gewiſſen und der Allgemeinheit des Volkes. Sie verpflichtet uns, das Geſchehen, das wir erleben mußten in dem verfloſſenen Jahrzehnt, tiefer zu durchdenken und aus dem Erlebten und in ſtiller Einkehr Erkannten die Folgerungen zu ziehen, die als Richtſchnur unſeres Handelns für die Zukunft zu dienen haben. Wir ſahen im Auguſt 1914 ein Volk, das einmütig und reinen Herzens ſich erhob zum Schutz von Heimat und Herd, ein Volk, das es nie verſtehen wird, woher die Welt das Recht zu nehmen glaubt, dies Volk,

[1] Rede, gehalten auf dem Hindenburg-Kommers zu Königsberg am 25. Auguſt 1924.

Soeben erschien in 2. Auflage:

Großdeutsches Wollen

Von Vize-Admiral **von Trotha.**

Großadmiral v. Tirpitz urteilt über dieses Buch wie folgt:

„Admiral von Trotha, der treue Ekkehard unserer Marine, gibt unserer Jugend in diesem Buche Bilder aus dem reichen Leben eines Seeoffiziers der kaiserlichen Zeit. Sie gestalten sich als das hohe Lied des Deutschtums daheim und in der Welt, so wird das Buch zum Wegbereiter für ein neues Deutschland, an das wir glauben."

Ladenpreis Halbleinen Mk. 3.—.

Nationale Jugend, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW. 68.

Das erste unparteiische Nachschlagewerk über Politik

Herausgeber Prof. Dr. Paul Herre

Politisches Handwörterbuch

2000 Seiten Text in 2 Halbleinenbänden 56 Goldmark

Prospekt kostenlos von K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!"

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Professor Dr. Hartmann, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. O. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg, Professor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 89 594 — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62750) — Schweizerische Postscheckrechnung III 4845

8. Jahrgang 1924 Heft 10 Oktober

Hindenburg und die akademische Jugend.[1]

Von Freiherrn von Gayl,

Mitglied des Reichsrates und des Preußischen Staatsrates.

Es war ein glücklicher Gedanke der Alten-Herren-Verbände des Hochschulringes deutscher Art, als Abschluß der Tannenbergtage dieses Jahres die alten und die jungen Semester der Albertina zu einer Kundgebung des Dankes und der Verehrung für unsern allverehrten Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg und seine Mitführer in der großen Befreiungsschlacht Ostpreußens zu vereinen. Diesen weiten Saal haben die Kreise Königsbergs und Ostpreußens erfüllt, die auf Grund ihrer umfassenden akademischen Bildung berufen und verpflichtet sind, Führer unseres Volkes zu sein oder zu werden.

Unserer aller tiefe Verehrung und aus dem innersten Herzen stammender Dank für die Führer in großer und rettender Stunde haben das Leitmotiv der Klänge gebildet, die unser Ohr in diesen Tagen zu vernehmen nicht müde wurde. Lassen Sie mich jetzt als Finale dieser harmonischen Symphonie reiner Begeisterung noch ein Wort sprechen, dessen Ernst nachhallen soll in unsern Herzen, wenn morgen der graue Alltag und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr wieder in ihre Rechte treten.

Abgeschlossene Bildung des Geistes verpflichtet gegenüber dem eigenen Gewissen und der Allgemeinheit des Volkes. Sie verpflichtet uns, das Geschehen, das wir erleben mußten in dem verflossenen Jahrzehnt, tiefer zu durchdenken und aus dem Erlebten und in stiller Einkehr Erkannten die Folgerungen zu ziehen, die als Richtschnur unseres Handelns für die Zukunft zu dienen haben. Wir sahen im August 1914 ein Volk, das einmütig und reinen Herzens sich erhob zum Schutz von Heimat und Herd, ein Volk, das es nie verstehen wird, woher die Welt das Recht zu nehmen glaubt, dies Volk,

[1] Rede, gehalten auf dem Hindenburg-Kommers zu Königsberg am 25. August 1924.

das nichts weiter wollte als seine Grenzen gegen Einbruch, Blut und Not zu verteidigen, der Schuld am Weltkriege zu zeihen! Wir sahen, wie unser Volk in Waffen unter großen Führern Taten verrichtete, deren Erinnerung nachhallen wird durch die Jahrtausende. Und hinter der starken, siegreichen Front stand ein in Eifer schaffendes und geduldig entbehrendes Volk der Daheimgebliebenen, der Frauen und Kinder. Und doch waren Taten, Blut, Tränen, Entbehrung vergebens geopfert. Im Felde unbesiegt, brachen wir furchtbarer und schwerer zusammen als je ein Deutscher ahnen konnte. Hier ist nicht der Ort und die Stunde, Abrechnung zu halten mit den Deutschen, die in des Vaterlandes höchster Not geschäftig waren, um dem Feind in die Hand zu arbeiten, damit Deutschland nicht siege. Aber um der Wahrheit willen muß es gesagt werden, daß nicht eine Welt von Feinden, sondern letzten Endes der Deutsche den Deutschen wieder besiegt hat. Seit diesen dunkeln und furchtbaren Tagen des Jahres 1918 gellt uns in den Ohren der gallische Erpresserruf, mit dem vor mehr als 2000 Jahren Brennus, der Eroberer Roms, zum ersten Male die Gallier in den Gesichtskreis Europas gerückt hat, der erschütternde Ruf: „Vae victis"! Aber unser Volk hat den furchtbaren Sinn dieses Wortes bis heute nicht verstanden. Unsere Jahre sind nicht von einmütiger Entschlossenheit nach außen erfüllt gewesen. Wenige Lichtblicke zeigten sich in den Tagen der Volksabstimmungen von 1920, in denen die unmittelbar bedrohten Gebiete in schöner Geschlossenheit und Entschlossenheit zusammenstanden. Im übrigen waren diese Jahre erfüllt von Bruderzwist, von Klassenhaß, von kleinlichem Hader der politischen Parteien und der Jagd nach dem eigenen Wohlleben. Die Jahre der Inflation haben unser Volk in einen Taumel versetzt und Treu und Glauben in vielen Kreisen erschüttert. So stehen wir heute nicht nur als ein wehrloses und geschlagenes Volk, sondern auch als ein ehrloses und in seiner Seele krankes vor dem furchtbaren Schicksal, das unserer noch für Geschlechter wartet. In wenigen Tagen vollendet sich abermals eine Entscheidungsstunde. Statt der rohen Ketten des Versailler Schandfriedens soll uns ein in allen Einzelheiten genau ausgeklügeltes Stahlnetz über den Nacken geworfen werden, äußerlich schmiegsam, aber von erdrückender Schwere, das Netz des Sachverständigengutachtens. Luft zum Atmen und zum Arbeiten in fremder Fron gegen kärglichen Sold werden uns bleiben. Aber unter der Last der Sklavenjahre läuft die deutsche Seele Gefahr, eine Sklavenseele zu werden, — eine Seele, die Genüge findet am täglichen Brot und einem betäubenden Taumel des Vergnügens. Nicht die wirtschaftlichen Bedingungen des Gutachtens allein haben wir zu fürchten, sondern mehr noch den zermürbenden Druck eines jahrzehntelangen Sklavenlebens.

Darum liegt auf den durch Bildung und Überblick über die Dinge zur Führung des Volkes berufenen Schichten die furchtbare Verantwortung für die Erhaltung des Geistes der Freiheitsliebe und der Wehrhaftigkeit unseres Volkes. Diese Verantwortung nicht nur zu tragen, sondern zu *meistern*, ist die Forderung der Stunde an Sie! Wenn Sie erlahmen, alte und junge Kommilitonen, unter dem Druck der Not, dann „finis Germaniae"! Wir müssen die Aufgabe nicht nur erkennen, sondern fest anpacken mit zielbewußten und — wo es sein muß — auch harten Händen. Wir müssen die Kraft gewinnen, auch des Schicksals Herr zu werden. Wir gewinnen diese Kraft im Aufblick nach oben, im Glauben an eine ewig waltende Gerechtigkeit über den Sternen, aber auch im Rückblick auf eine große und stolze Vergangenheit. Unser Leben im Zeitalter des angeblichen Pazifismus bleibt „ein Marsch und eine Schlacht"!

Wir haben ein neues Tannenberg von gigantischem Ausmaß zu schlagen gegen den Feind in uns selbst, gegen alle Schädlinge am Körper des deutschen Volkes. Erst wenn wir Sieger in dieser Schlacht geblieben sind, werden unsere Kräfte frei sein zum Kampf um die deutsche Freiheit. Die Frage der deutschen Freiheit wird aber nicht gelöst werden durch Reden, in Konferenzen und Parlamenten, sondern allein durch Blut und Eisen!

In dieser Schlacht im Innern und in dem unausbleiblich kommenden Kampf um unsere Freiheit brauchen wir Führer. Nicht Parteien, nicht Bewegungen, nicht Massen bringen ein Volk zur Freiheit sondern Männer! Männer, die führen wollen und zu führen gelernt haben. Es ist ein Schlagwort, das gefährlich werden kann, wenn es immer wieder heißt, die vaterlandsbegeisterte Jugend wird es machen. Insofern ist Wahrheit darin, als vielleicht zeitlich nicht mehr das Geschlecht des Weltkrieges den Tag der neuen Freiheit erkämpfen kann, sondern daß dieser Tag in das Mannesalter der heutigen Jugend fallen wird. Aber nicht die Jugend als solche, sondern die aus ihr hervorgehende Führerschicht wird den Mantel Gottes ergreifen und handeln, wenn die Stunde gekommen sein wird.

Darum seien gerade der Jugend die Führer vor Augen gestellt, die uns Tannenberg schlugen. Nie und nimmer hätten sie ihre Aufgabe gelöst, wenn ihr Leben dahingegangen wäre in Kritisieren und Politisieren, im Reden oder auch im Rausche einer unfruchtbar bleibenden Begeisterung für das Hohe und Schöne.

Sie waren Männer, hinter denen ein reiches und reifes Leben lag. In der harten Schule des Dienstes waren sie herangewachsen zu ihrer Führerstellung. Ihre Seele war in einem langen und an persönlichen Opfern reichen Leben erfüllt gewesen vom Geiste altpreußischer Pflichterfüllung. Ihre Entschlüsse waren keine instinktmäßigen Eingebungen des Augenblicks, sondern beruhten auf langer Erfahrung, verbunden mit zielbewußtem Wollen. So mögen diese Männer denn Vorbilder werden und bleiben dem kommenden Führergeschlecht, auf daß es seiner Aufgabe gerecht werde. Solchen Vorbildern leibhaftig gegenüberzustehen, ist uns der Inhalt und die Weihe dieser Stunde. Möge der Segen, den uns diese Stunde mitgibt, auf unsern weiteren, dornenvollen Weg, reich und nachhaltig sein. Wir wollen uns ihrer erinnern in unserm Leben als eines Augenblicks, der uns nicht nur geschichtlich ewig denkwürdig sein wird, sondern der uns besser und reifer machen soll für die große Arbeit, die unserer harrt.

Junge Kommilitonen, denkt an diese Stunde, wenn das graue Elend der Gegenwart Euch einmal übermächtig anpackt! Denkt aber nicht bloß, sondern handelt, damit Euer Geschlecht reif und würdig werde für die Stunde der deutschen Freiheit!

Ihnen aber, hochverehrter Herr Generalfeldmarschall von Hindenburg, den andern Heerführern von Tannenberg, die wir hier unter uns zu sehen die Ehre und Freude haben, und dem leider abwesenden General Ludendorff, dessen wir in Ehrerbietung und Dank mitgedenken, hochverehrte Führer in großer Zeit, sei das Gelöbnis der hier versammelten alten und jungen Akademiker dargebracht in dem schlichten Satz:

„Wir geloben Ihnen, unserer großen Aufgabe zu leben und, wenn es not tut, auch zu sterben im Geiste altpreußischer Pflichterfüllung, deren lebendes Wahrzeichen Sie uns heute sind und bleiben werden, solange wir atmen!“

Zur Soziologie der völkischen Bewegung.

Von Dr. jur. Christoph Paulsen.

Es wird nicht viele Punkte von Bedeutung geben, an denen sich das Wort des ewigen Juden: „Es ist alles schon einmal dagewesen!“ — weniger bewahrheitete als an der völkischen Bewegung. Nie zuvor war in unserem Kulturkreise eine völkische Bewegung da. Und sie ist wirklich da, nicht nur in der Einbildung, wie viele Gegner wollen. Sie ist in solcher Stärke da, und erfaßt die Menschen der deutschen Nation mit solcher Kraft, daß kaum eine Partei ihren Einflüssen sich ganz hat entziehen können — oft widerwillig genug. Solche Bedeutung wohnt der Bewegung inne, daß, wenn einmal deren Geschichte geschrieben werden wird, sie vielleicht die Überschrift wird tragen können: „Wie das deutsche Volk seine Seele suchte.“

Um was es eigentlich sich in dieser Bewegung handelt, wird wenigen selbst ihrer Anhänger bewußt sein. Zu mannigfaltig sind ihre Erscheinungsformen. Indessen alle diese Erscheinungsformen lassen sich gleichsam wie verschiedene Brüche auf einen Hauptnenner bringen, und dieser Hauptnenner ist: Protest!

Nicht alle Schattierungen der Bewegung werden mit dem Namen „Protest“ getroffen, wohl aber diejenigen, die einstweilen im Vordergrunde stehen. Protest ist die Bewegung — kein kleiner Name, wie die Bewegung nicht klein, sondern elementarsten Charakters ist — elementar wie jene andere Bewegung, die noch heute den Namen „Protestantismus“ führt.

In mehr als einem Punkte gleichen — bei allen natürlichen Verschiedenheiten — der alte und der neue Protestantismus einander, vor allem in dem für beide entscheidenden Beweggrunde, dem Sich-Auflehnen gegen Bedingungen, die als unnatürlich empfunden werden, oder anders ausgedrückt: in dem Suchen nach der Freiheit der Seele.

Dies dürfte die beherrschende Forderung der deutsch-völkischen Bewegung sein. Auf sie, als den Hauptnenner, lassen sich alle besonderen Erscheinungsformen zurückführen, mag es sich um den Kampf gegen das Judentum, den Marxismus, die Zinsknechtschaft, die überlieferten Kirchen, den Versailles-Vertrag, die Weimarer Verfassung oder was immer handeln. Dies ist das zündende „Fünkchen Wahrheit in vielem Irrtum“ — ein Fünkchen, das doch das große Pulverfaß zur Explosion zu bringen geeignet ist.

Die völkische Bewegung ist viel urkräftiger und bedeutender, als ihre besonderen Ziele erkennen lassen. In gleicher Weise ist ihr Gegner größer als selbst den Führern des Tages bewußt ist. Nicht ihr Jahrhundert allein fordert die Bewegung in die Schranken. Vier Jahrhunderte, wenn nicht mehr, hat sie zu Gegnern. Denn einer Entwickelung wirft sie sich entgegen, die nunmehr vier Jahrhunderte, wenn nicht länger, gedauert und dem gesamten gegenwärtigen Zeitalter ihren Stempel aufgedrückt hat, jener Bewegung, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit führt. Ein neuer Tatendrang ist in die Seelen der Menschen geworfen, und ein Ulrich von Hutten könnte wieder rufen: O, Jahrhundert, eine Lust ist es in dir zu leben!

Der tatsächliche Gehalt der völkischen Bewegung über die Charakterisierung als Protest hinaus ist aus dieser selber, weil sie sich noch in der Entstehung befindet, schwer erkennbar. Wie die Bewegung einstweilen überwiegend

Protest, Kritik ist, wird sie ihrem Wesen nach leichter erkannt werden können, wenn die andere Bewegung bekannt ist, der sie sich entgegenwirft. Dies ist die Bewegung, die den Menschen zur Persönlichkeit gemacht hat, ihn lösend aus den mittelalterlichen Bindungen der katholischen Kirche, der Stände, der Gilden und Zünfte und wie sie alle heißen mögen, — die Bewegung, die die Idee der „Menschenrechte" heraufgeführt hat, letzten Endes auch ihn: den modernen Staat. Ja, es läßt sich sagen: die Entstehung des modernen Staates, auf den die Gegenwart so stolz ist, weil kein Zeitalter vor ihr eine solche Schöpfung vermocht hat, — die Entstehung des modernen Staates ist nur eines der Themen in einer gewaltigen Symphonie, dem Schicksalsliede des seine Seele suchenden Menschengeschlechtes. Dies Suchen ist dem Menschengeschlechte als ewige Aufgabe gegeben. Darin liegt sein Glück und seine Tragik. Nie wird der Mensch ausrufen können: Ich habe endgültig gefunden! Sondern wie alle inneren und äußeren Umstände und Bedingungen des Lebens in stetem Flusse, je in dem Zeitalter verschieden, so ist das Menschenleben nie Behauptung auf einem errungenen festen Punkte, sondern immer nur Ringen um eine Gleichgewichtslage, die doch nie ganz erreicht wird. Nur so viel ist von Zeit zu Zeit möglich, daß eine Lebensform gefunden wird, die den inneren und äußeren Lebensbedingungen eines Zeitalters entspricht: eine relative Gleichgewichtslage. Eine solche Gleichgewichtslage für das heraufgekommene Geschlecht zu erreichen, ist das ungewußte Ziel der völkischen Bewegung, seitdem das Streben nach Persönlichkeit in der Lebensform, die Jahrhunderte lang als zu erreichendes Ziel bewußt oder unbewußt den Menschen vorgeschwebt hat, heute, d. i. in dem Augenblick ihrer annähernden Verwirklichung, als unzulänglich empfunden wird. Ungeheuer muß, wenn sie stattfindet, die Auseinandersetzung des Neuen mit dem Bisherigen werden, wie die Entstehung des Bisherigen, die nichts weniger als die Ablösung eines ganzen Zeitalters durch ein anderes ist, ein Prozeß gewesen ist, der sich vollzogen hat in „blutigen Fehden und entsetzlichen Kriegen, in feigen Morden und grauenvollen Hinrichtungen, Fürstenabsetzungen und Untertanenflucht" (Hasbach, Die moderne Demokratie, 1912, S. 1). Keineswegs ist dieser Prozeß wo schon neue Mächte Einlaß begehren, schon abgeschlossen. Der eben hinter uns liegende Weltkrieg noch war eine seiner Äußerungsformen, zugleich ein Beschleuniger, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat und der darum den Gegenstoß auslöst. Vielleicht sind schon „gesprengt die Riegel eines Durchganges, um dessen Mund die ganze Hölle flammt."

Die völkische Bewegung ist, von ihrem Standpunkte aus gesehen, von einer Gefahr bedroht, die nicht überschätzt werden kann, nämlich den Gegner zu unterschätzen. Nach den Äußerungen der Führer werden als Gegner angesehen etwa das Judentum, der Marxismus, der Kapitalismus, der Versailler Friede, die Weimarer Verfassung. In Wahrheit sind dies nichts als bloße Erscheinungsformen eines tiefer liegenden, allgemeinen und darum um so schwerer angreifbaren Prinzips, einer Denkungsart, deren Stärke der Dauer ihrer Entstehung entspricht. Seinem Wesen nach ist der Gegner noch nicht erkannt. Die Weimarer Verfassung und der Versailler Friede sind viel zu sehr Erscheinungen bloß ihrer Tage, als daß sie das zu bekämpfende Etwas auch nur einigermaßen darstellen könnten. Nur Äußerungsformen der Denkungsart sind sie, und diese kann nicht richtig erkannt werden, weil dem modernen Bewußtsein nicht bekannt ist, daß ihr Entstehungsprozeß eine Einheit

ist — die Einheit eines Lavastromes, der einem tätigen Vulkan entströmt. Das durchschnittliche Bewußtsein weiß nur von Einzelheiten: von der Reformation, vom 30jährigen Kriege, von den englischen, amerikanischen und französischen Revolutionen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, von den napoleonischen Kriegen und der 1848er Zeit, von der Revolution im deutschen Bunde 1866, vom Kriege 1870/71 und von der russischen und der deutschen Revolution im Zusammenhange mit dem Weltkriege. Und doch gleichen alle diese Bewegungen und Revolutionen nur den Schleudermassen, die vom fließenden, einheitlichen Lavastrom emporschießen. Ein einheitlicher Prozeß ist die Entstehung des neuen aus dem mittelalterlichen Bewußtsein, dem nun die völkische Bewegung sich entgegenwerfen will — ein einheitlicher und vorwiegend revolutionärer Prozeß, neben dem allerdings, weniger sichtbar, eine fortlaufende Entwickelung einhergeht. Dem durchschnittlichen Bewußtsein ist alles vorwiegend „Fortschritt"; die Revolutionen werden als Unterbrechungen gedeutet, der 30jährige Krieg etwa als Unterbrechung der deutschen Kulturentwickelung, die so vielversprechend im 16. Jahrhundert sich angelassen hatte. Und doch gehört auch er zu jenen Kennzeichen des einheitlichen Vorganges, dessen Erkenntnis erst Abstand gewinnen läßt für die Erkenntnis der völkischen Bewegung und ihrer Bedeutung.

Die Erkenntnis des Wesens jenes einheitlichen Vorganges, in dem das neue Bewußtsein entstanden ist — gegenüber der völkischen Bewegung müßte richtiger „das neuere Bewußtsein" gesagt werden —, hat die Einsicht zur Voraussetzung, daß „Mittelalter" und „Neuzeit" geistige, d. i. wesentlich oder doch durch Denken entscheidend mitbestimmte Ereignisse sind. In diesem Sinne wird das Mittelalter nach seiner sozialen Seite verstanden, wie es im Gegensatz zur Neuzeit der ehemalige österreichische Justizminister Dr. Franz Klein in einem Buche „Das Organisationswesen der Gegenwart" in Kürze meisterhaft charakterisiert hat: „daß von wissenschaftlichen Anschauungen erfüllt, das mittelalterliche Denken von den geistigen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verbänden ausgeht, die sich in der Menschheit abzeichnen, und daß es den einzelnen nur als ein in seinem Wesen und in seinen Interessen durch solche Gemeinschaft bestimmtes und ihr untergeordnetes Glied erfaßt. Das Individuum ist nach mittelalterlicher Vorstellung nicht um seiner eigenen willkürlichen Zwecke willen da, sondern sein Beruf ist es, den Zwecken der religiösen oder weltlichen Gemeinschaft zu dienen, der es angehört und in der sein Leben aufzugehen hat. Diese Gemeinschaft und die in ihr begründete Gleichheit der Interessen ihrer Mitglieder halten das Begehren des Einzelnen in Schranken, und nach ihr regelt sich deren Anteil an den Gütern und Nutzungen der Gemeinschaft. So entstehen mannigfache Formen gemeinsamen Besitzes und Genusses, vom geteilten Eigentum des Feudalrechts bis zu den verschiedenen bäuerlichen Nutzungs- und Berechtigungsformen an Wald und Weide. Das mittelalterliche Denken steigt demnach von der höheren Einheit, von der Vereinigung zum einzelnen Menschen herunter und schätzt erstere auch höher als den letzteren. Damit drückt es den Menschen und macht aus ihm ein Werkzeug der Aufgaben des Verbandes, dem es eingefügt ist. Es macht alle zu Dienern größerer, sie umfassender Formen und zu Arbeitsgenossen an irgend einem gemeinsamen Werke. Man dient der Kirche, dem Staate, der Gesamtheit, der Gemeinde, der Stadt oder einem anderen Verbande; jede Ausübung eines Berufes wird zu einer Art Amt, schlingt um alle, die Gleiches zu leisten haben,

ein Band und begründet damit neue Gemeinschaften. Ein solches Denken mußte dem gesamten Leben einen von der römischen und heutigen Zeit stark abweichenden Gehalt und Geist geben und bot dem Dasein des Einzelnen, wenn auch die Lebensverhältnisse einfacher und strenger gewesen sein mögen, Werte, nach denen heute vielen bange ist". Das Mittelalter war somit die Zeit der Gilden und Zünfte, der Markgenossenschaften, die Zeit der Genossenschaften oder der Gemeinschaft, in seiner Gesamtheit das unum corpus christianum. Denn selbst das religiöse Grundverhältnis, das Verhältnis des einzelnen zu Gott, wurde so gedacht. In dem Worte Cyprians „außerhalb der Kirche kein Heil", kam dies zum Ausdrucke — einem Worte, das meist ganz anders, als Ausdruck des Machtanspruches der katholischen Kirche gedeutet wird, das aber auch den anderen Sinn hat und besagt: um das Heil zu erlangen, muß der Mensch der Gemeinschaft der Kirche angehören. Kurz, das Denken des Mittelalters war organisch-gemeinschaftlich — im Gegensatze zum Denken der Neuzeit, das vorwiegend mechanisch-verstandesmäßig bestimmt ist und in der Erfassung des Soziallebens von Einzelnen ausgeht, als die Verbände bildend.

Der Übergang zur Neuzeit hat sich in der Weise vollzogen, daß in das Urgebirge des gemeinschaftlichen Denkens Stollen auf Stollen des nachmalig neuzeitlichen Denkens getrieben worden ist, bis das Urgebirge nicht nur unterhöhlt war, sondern das neue Denken sogar vorherrschend wurde; mögen auch noch mannigfache Reste des gemeinschaftlichen Denkens vorhanden sein: in der „Nation", in den Kirchen, in der Familie, in Freundschaften und Arbeitsgemeinschaften — und mögen auch stets neue Gemeinschaften sich wieder bilden, so selbst in dem wohl am meisten neuzeitlichen Gebilde der Aktiengesellschaft die Arbeitsgemeinschaft etwa der Direktion. In reiner Verwirklichung würde das neue Denken den einzelnen in jeglicher Beziehung als einzelnen betrachten, — aus jedem Verbande, selbst aus der Familie gelöst (vgl. das moderne Ehegüterrecht). Die einzelnen Menschen beherrschend, würde es deren Handlungen und Interessen allein auf deren selbstische Zwecke abstellen. Das Sozialleben kann es nur durch Übereinkommen, Verträge verständlich machen, wie dies denn nicht nur für die privaten Verbände, sondern auch für den Staat unternommen worden ist (vgl. die Lehren vom „Staatsvertrage"). Die Maximen des Obligationenrechtes werden herrschend wie denn historisch die Denkweise des so beschaffenen Römerrechts sich an die Stelle der germanischen Rechtsanschauungen gesetzt hat. Auf den verschiedensten Wegen ist das neue Denken vorgegangen, die alte Art des gemeinsamen Denkens zerbrechend, so auf künstlerischem, auf wissenschaftlichem und besonders naturwissenschaftlichem, wirtschaftlichem, religiös-kirchlichem und rechtlich-politischem Wege.

Auf künstlerischem Gebiete führte das neue Denken, das sich nach dem Individuum richtet, — darum als System des Lebens wie als System der Gedanken Individualismus genannt — Männer wie Dürer und Michelangelo und ihre Art zum Siege. Das Persönlich-Subjektive und die bewußte Herausarbeitung des Persönlichen, Einzigartigen als Gegenstand der künstlerischen Darstellung — der Moses und die individualisierten Sklaven Michelangelos und die Apostel Dürers — sind Sturmboten der herannahenden geistigen Revolution gewesen. Wie denn die Kunst den sie ausübenden Menschen zuerst über sich nachdenken und von sich aus die Welt ermessen lehrt,

dadurch den Künstler zum Träger, zum allein auf sich gegründeten Selbst machend wird — ein Zug, der neben dem anderen gemeinschaftlich-verbindenden der Kunst von Wirkung ist. Denn das Leben ist selten Entweder-Oder, meistens Sowohl-Als-auch: Wie in der bildenden Kunst, so in anderen Künsten. Um ein Beispiel aus unseren Tagen zu nennen: zur Entwickelung des demokratisch-individualistischen Denkens in dem Bauernlande Norwegen haben wenige so beigetragen wie Ibsen und Björnstjerne Björnson. Die Künstler waren Pioniere des neuen Denkens.

Die Naturwissenschaft hat vornehmlich wohl den Anteil gehabt, daß sie das alte Weltbild auflöste. An Kopernikus und Gallilei bis hinab zu Helmholtz und Einstein zu erinnern, wird nicht nötig sein. Leonardo da Vinci führte der Forschertrieb — jener so ungemein individualisierende Trieb — dazu, den Körper des einzelnen Menschen zum Gegenstande von Studien zu machen. Durch Sektionen entdeckte er, wenn die Nachrichten verläßlich sind, den Kreislauf des Blutes und löste so den Menschen als Gegenstand des Denkens aus den alten Zusammenhängen, in neue ihn einführend — ein besonders markantes Beispiel, weil die Sektionen damals unter dem Banne der Kirche noch verboten waren; denn aus diesem Banne mußte der Forscher sich zunächst lösen, als er den Entschluß zu Sektionen faßte. — Und wie auf naturwissenschaftlichem, so auf anderen wissenschaftlichen Gebieten! Es genüge, an die Namen Hobbes, Jean Jacques Rousseau, Karl Marx zu erinnern: überall das individualistische Denken.

Daß auf wirtschaftlichem Gebiete an die Stelle gemeinschaftlicher Anschauungen individualistisches Denken trat, wird kaum der Erwähnung bedürfen. Zu bekannt sind nach Wesen und Wirkung Erscheinungen wie die der Bauernbefreiung, die Einführung der Gewerbefreiheit. Die Einsicht ist so verbreitet, daß sie als unbestreitbarer Grundsatz der öffentlichen Meinung, die selber ein Kind der Neuzeit ist, gelten kann. Nicht Gilden und Zünfte tragen das Wirtschaftsleben, sondern die Einzelnen, gegebenenfalls mit anderen Einzelnen durch Verträge zu Verbänden zusammengeschlossen. Zu den Durchbrechern des alten Denkens haben Männer wie die Fugger und Welser gehört. Ihre Unternehmungen waren nur im Gegensatz zu den Grundsätzen der Gilden und Zünfte möglich. Wie sie im einzelnen entstanden, dafür legt das in einigen Gegenden Deutschlands gebräuchliche Wort „fuggern" Zeugnis ab, das so viel wie „das Gesetz betrügen" bedeutet. Wer aber so handelt, schließt sich aus aus dem Kreise derer, die sich durch das Gesetz für gebunden halten. Und wenn solches Denken herrschend wird, so bedeutet dies die Zerreibung und Auflösung der alten Verbundenheiten.

Auch das religiöse Denken hat gleiche Veränderung erfahren, so merkwürdig diese Behauptung auch klingen mag, da doch Religion die am meisten verbindende soziale Willensform ist. Ein ungeheurer Bruch war es, der in den Reformatoren oder Protestanten dies Ergebnis herbeiführte und in dem Satze vom freien Priestertum aller Gläubigen zum Ausdrucke kam. Nicht mehr wurde das Wort „außerhalb der Kirche sein Heil" anerkannt. Allein wurde der Mensch von Angesicht zu Angesicht Gott gegenübergestellt, allein durch Gottes Gnade gegen ihn, den Einzelnen, kann der Mensch des Heils teilhaftig werden. Solcher Glaube schließt jeden vermittelnden Verband aus der Weltanschauung aus. Persönlichkeit stellt er neben Persönlichkeit, ganz für sich, aber

auch allein für sich verantwortlich — Individualismus im höchsten Grade, und ein Martin Luther der größte Revolutionär!

Auf so verschiedenen Wegen ist das neuzeitliche Denken vorgegangen und nach und nach im Laufe der Jahrhunderte herrschend geworden. Teils in fortlaufender Entwickelung, mehr sichtbar jedoch in den großen Revolutionen oder Teilrevolutionen, wie jetzt gesagt werden darf. Heute herrscht es und hat in den herrschenden Anschauungen vom Staate seine Gipfelung erfahren, was den Inhalt desjenigen öffentlichen Denkens betrifft, das den Staat mit seinen Einrichtungen gesetzt hat, im modernen Wahlrecht und im Aufbau des Staates gemäß der Idee der Volksherrschaft seinen öffentlichen Ausdruck ebenso findet wie auf nichtstaatlichem Gebiete im Kapitalismus und dessen Gegenpol, dem Marxismus. Völlig bezeichnend ist es, daß zurzeit in London die Staaten miteinander ringen und daß in diesem Kampfe eine entscheidende Rolle spielen, ja, den Staatenkampf durchkreuzen: die Bankiers. Überall der Einzelne der gründende Gestalter, mit anderen als verbunden gedacht durch Vertrag. Das Merkwürdige an der Erscheinung ist, daß trotz der Entfesselung des Einzelnen die neuen Verbindungen der Einzelnen wie der Staat, die Trusts, die Gewerkschaften oder die mehr amorphen Erscheinungen wie das kapitalistische Wirtschaftssystem einen Zwang bzw. Organisationszwang ausüben, der mindestens mit der gleichen Stärke von der Menschenseele als unnatürlich empfunden wird, wie einst Gilden, Zünfte und Kirche, und wogegen in gleicher Weise Auflehnung stattfindet.

Als unnatürlich wird der Zwang empfunden, als unnatürlich auch die gesamte Art des mechanistisch-individualistischen Denkens. Elementen der Menschenseele von organisch-gemeinschaftlicher Art tut sie Gewalt an. Denn nicht getötet oder vernichtet sind die Elemente, sondern nur überwuchert und zugedeckt. Die Kräfte sind noch vorhanden und werden es immer sein. Ihrem Gesetze gemäß verlangen sie Achtung und Wirkungsmöglichkeit — dies nach und nach mit der Stärke, die eben elementaren Kräften innewohnt, und die der Stärke ihrer Fesselung entsprechen wird — in all den tausend schillernden Farben, in denen der Zwang wirkt: vom Organisations- und Kapitalzwang bis zu der Farblosigkeit, die den Erzeugnissen des Denkens innewohnt, sie national farblos und also der Internationalität fähig macht. Gegen die Entseelung findet die Auflehnung statt. Ein Suchen nach der Seele ist in die Welt gekommen. Die Menschheit — denn in fast allen Nationen findet die Auflehnung statt — sucht ihre Seele. Sie sucht sie, wie ja der Weg vom Menschen zur Menschheit nur durch die eigene Nation geht, indem die Nationen ihre Seele suchen. In der deutschen Nation ist das Suchen vielleicht zurzeit am stärksten. Aber auch in anderen Nationen findet wohl ein gleiches statt, so in Italien etwa im Faschismus.

In allen Ländern hat das Suchen je seinen *besonderen* Ausdruck. Denn das einzelne Volk sucht immer nur *seine* Seele und kann sie nur finden auf einem Wege, der allein für dies eine Volk gangbar ist. Einen Weg zur Seele der Menschheit, der für alle Nationen gleich gangbar wäre, gibt es nicht. Immer gibt es nur den Weg durch das eigene Volkstum als besonderen Ausdruck. Dies ist eine der hinzunehmenden Gegebenheiten. Sie zu ergründen, wird ebensowenig möglich sein wie die weitere Frage, warum das „Leben in den ganz bestimmten und verhältnismäßig gleichbleibenden Tier- und Pflanzentypen sich darstelle. Und ebenso wie die

Formensprache der Natur immer etwas Mystisches behält, so sind auch die aus der menschlichen Seele herausgeborenen Formen, der Charakter, die Sprache, die Musik, die Kunst, die Nationalität nicht zu rationalisierende Gebilde, und mit Bescheidenheit und Ehrfurcht soll man diesen schöpferischen Kräften gegenüberstehen... Jedes Volkstum ist ein Geheimnis, eine (besondere) Einheit von Subjekt und Objekt, Seele und Schicksal, Leben und Lebensbedingung, die nie ganz zu ergründen ist. Nationalität ist auch nichts Festes und Definitives, sondern ein Strömen, eine Bewegung, ein Streben, das man je nach dem gewählten Standpunkt als auf ein Höchstmaß von Anpassung gerichtet oder als die Entfaltung einer seelischen Eigengesetzlichkeit ansehen kann, die alles bloß Stoffliche des Daseins immer mehr zu überwinden und zu formen bestrebt ist. Nationalität ist Streben zur Form und hat in jedem Abschnitt ihrer Verwirklichung „die Unvergleichbarkeit und Unendlichkeit aller Form".

So geht auch das deutsche Suchen nach der Seele seine eigenen Wege. Ein Ausdruck dieses Suchens ist die deutsch-völkische Bewegung, ob sie es selber weiß und will oder nicht. An den Programmen der einzelnen Gruppen läßt sich erkennen, daß jenes Suchen das Wesen der Bewegung ausmacht. Gekleidet ist dies Suchen in die Form des Protestes, der Auflehnung gegen den „Geist der Neuzeit". „Freiheit" von den Banden dieses Geistes ist ihr Motiv, wie Freiheit einst das Motiv des erwachenden Geistes der Neuzeit gegenüber den mittelalterlichen Bindungen war, mag auch der Name „Freiheit" heute perhorresziert werden, weil er zu sehr als mit dem Geiste der Neuzeit verknüpft erscheint. Dennoch besteht die formale Gleichheit, und — wenn die Entstehung der völkischen Bewegung charakterisiert werden soll, so lassen sich wohl die Wendungen verwenden, in die der berühmte Rechtslehrer Georg Jellinek in seinem so kurzen wie glanzvollen Buche „Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte" seine Darstellung der „Erklärung" gekleidet hat. Es wäre eine nicht reizlose Aufgabe, den Vergleich durchzuführen. Freilich das im sich Gestaltenden umzugestalten wäre nicht ganz einfach. Denn die Denkform, in der der Geist der Neuzeit auftrat, ist eine andere als die der heutigen völkischen Bewegung. In die Form der Forderung nach Verwirklichung gewisser angeborener Rechte des Einzelnen gegenüber dem Staate war jene Bewegung gekleidet, allen voran des Rechtes auf Betätigung des Gewissens. Die Spezialisierung hat dann je nach empfundenem bestimmtem Drucke stattgefunden. „So entsteht, neben der Forderung der religiösen Freiheit, die der Preßfreiheit, der Redefreiheit, der Vereins- und Versammlungsfreiheit, der Auswanderungsfreiheit, des Petitionsrechtes, der Freiheit von willkürlicher Verhaftung, Strafe und Schatzung usw., ferner die Forderung auf die alle diese Einrichtungen schützende Teilnahme des einzelnen am Staatsleben, sowie auf die Gestaltung des Staates als einer Vereinigung freier und gleicher Menschen" (Jellinek a. a. O. S. 65).

Die völkische Bewegung ist demgegenüber nicht in die Form der Forderung von Rechten des Einzelnen gekleidet, kann es auch nicht sein, da sie den Geist dieser Rechte eben bekämpfen will. Sie spricht überhaupt weniger in der Form der Rechteforderung als vielmehr der Aufstellung von Pflichten, Pflichten gegenüber einem gemeinschaftlich — statt gesellschaftlich — gedachten Imperativ. Wie dieser Imperativ positiv lautet, ist schwer besser zu sagen, als daß es der Imperativ der deutschen Seele ist. Leichter ist die verneinende Bestimmung: Protest gegen den Zeitgeist! Und genau wie seinerzeit die besonderen

Menschen- und Bürgerrechte entstanden sind, findet auch heute die Spezialisierung als Antwort auf die am meisten „unnatürlich" wirkenden Ausstrahlungen des individualistischen Zeitgeistes statt. Positiv läßt sich sagen, daß die deutschen Menschen in der Nation zu einer Gemeinschaft zusammengefaßt werden sollen.

Dies „soziale Moment" klingt an z. B., wenn die Völkischen sich zu sozialen Reformen bekennen und innere Kolonisation fordern sowie ihre Angehörigen zu sozialer Betätigung anhalten; wenn sie Volkspolitik statt der bisherigen Partei- und Standespolitik, wenn sie Zusammenfassung der Männer aller Parteien in Bruderschaften oder dergleichen wollen, wenn sie an den Opfersinn der Brüder appellieren, um dem Volke Brot zu geben; wenn sie die Ungerechtigkeiten der Vorkriegszeit unmöglich zu machen bestrebt sind, wenn sie Klassenversöhnung statt Klassenhaß fordern. Daß alle Gemeinschaft in höchster Spitze zunächst nur Gemeinschaft der Nationalität sein kann, und daß sie diese Gemeinschaft wollen, spricht aus ihrem Kampfe gegen die „Kriegsschuldlüge", gegen den Versailler Vertrag, für einen starken Staat, für den Anschluß aller noch nicht im Deutschen Reiche vereinigten Deutschen, gegen die rassefremden Elemente (wie die Juden)!

Alle erstreben sie Gemeinschaft und setzen Pflichten fest für den Einzelnen. Daß diesen Pflichten auch Rechte entsprechen sollen, wenn auch nicht der Einzelnen, sondern der Gemeinschaft und der Gemeinschaften, nähert die Bewegung formal der „protestantischen" Bewegung des 16. und der folgenden Jahrhunderte ebenso an wie das bewußt revolutionäre Wollen, das in einem Flugblatte des „Jungdeutschen Ordens" z. B. in folgendem Satze Ausdruck gefunden hat: „Als mächtige geistig revolutionäre, politisch aber evolutionäre Bewegung wird der Orden seinen Weg gehen zum Heile des deutschen Volkes." Alle Gemeinschaftsideen aller Gruppen lassen sich einordnen in eine oder mehrere der drei Arten, in denen Gemeinschaft besteht, wie der Gelehrte Professor Tönnies in seinem Buche „Gemeinschaft und Gesellschaft" [1]) nachgewiesen hat: es sind Gemeinschaften des Blutes, des Landes und des Geistes — letztere Gemeinschaft erstrebt der Jungdeutsche Orden, wenn er christlich sein will. Und wenn die Bewegung glaubt, daß sie im tiefsten Grunde religiös sei, so ist dies nur ein Beweis für ihre Echtheit.

Daß die Bewegung manchmal daneben greift, so wenn sie den Marxismus und das Großkapital allein als Ergebnis jüdischen Geistes bekämpft, wird ihrer Jugendlichkeit und ihrem echten Gemeinschaftsgeiste — denn alles Gemeinschaftsempfinden trägt den Zug natürlicher Jugend — zugute gehalten werden können. Es liegen Verwechselungen vor. Kapitalismus und Sozialismus sind vom Rassemäßigen auch unabhängige Erscheinungen des allgemeinen Zeitgeistes, darum international, These und Antithese, — mögen auch die Juden besonders sichtbare Träger des Kapitalismus sein.

So trägt die zunächst unbegreiflich geheimnisvolle völkische Bewegung für ein Auge, das geschichtlich und durch Beobachtung fremder Völker geschult ist, kaum noch Mystisches an sich. Ja, selbst das Merkmal des schlechthin Einzigen verflüchtigt sich nach der formalen Seite. Doch tut dies ihrer Bedeutung keinen Abbruch. Denn wahrhaft groß ist die Bedeutung. Raum

[1]) Dies neuerdings sich durchsetzende, in den 80er Jahren erschienene Buch darf allen Völkischen zum Studium ans Herz gelegt werden (Berlin, Karl Curtius, 8. Aufl. 1923).

eine der alten Parteien hat ihrem Einflusse sich entziehen können, und selbst die von manchen Gruppen bekämpfte Weimarer Verfassung atmet heute von ihrem Geiste; vgl. unter den „Grundrechten und Grundpflichten" der Deutschen z. B. die Artikel 113 (fremdsprachige Volksteile), 119 (Ehe und Mutterschaft, auch Art. 161), 120 (Kinder und Eltern), 121 (uneheliche Kinder), 122 (Jugend), 135 ff. (Religion), 148 (Schulprogramm), 150 (Denkmäler der Kunst usw.), 155 (Boden und Wohnung; Abs. 3 S. 1: Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft), 157 (Arbeitskraft), 163 (sittliche Pflicht der Kräftebetätigung) usw.[1]) Dies sind große Erfolge. Daß die Bewegung überhaupt aber hat entstehen können, darf als Beweis dafür gedeutet werden, daß das deutsche Volk noch nicht so alt ist, wie müde Abendstimmung meint. Möge die Bewegung ihrer eigenen Größe, aber auch der Größe ihres Gegners bewußt sein. Es wird ihr das Maßhalten in der Verfolgung bestimmter konkreten Ziele ermöglichen, die auch ein Grundsatz der Politik ist. Nicht wird sie zum Siege gelangen, wenn sie ihren Kampf allein richtet gegen ephemere Erscheinungen, sondern nur, wenn sie eine neue Denkungsart heraufführt — Denkungsart vom Geiste der Gemeinschaft. Die Seele, die sie sucht, die so tief verborgen liegt und so schwer zu nennen ist, wird gefunden werden, wenn die Millionen geschlechterlang der Erfüllung ihrer Pflichten leben, die ungeformt, aber stark genug in ihnen ruhen, und wenn sie die Pflichten ihrer Tage schlicht und selbstverständlich tun mit dem Werte vor Augen, der im Unendlichen liegt und doch allgegenwärtig ist, dem nachzujagen sich lohnt. Im Nachjagen wird das Leben lebenswert sein. Alle besonderen Fragen, unter ihnen die des Staates und seiner Form, werden ihre Lösung finden, wenn sie ausgetragen sind, wie die Natur die Früchte vom Baume wirft zur Zeit der Reife. Damit hat es für die lebenden Menschen keine Eile. Eile würde am Ziele vorbeigehen lassen. Denn die Wellen im Leben der Völker sind lang und können in ihrem Gange nicht beschleunigt werden. Der Staat insbesondere, wie Charakter, Sprache, Musik, Kunst, Nationalität eine aus der Seele zu gebärende Form, ist der Rationalisierung unzugänglich. Weil nichts Festes, ein für allemal Gegebenes, sondern eine Funktion des Lebens eines Volkes, kann eine bestimmte Form heute für ihn noch nicht erstrebt oder gar mit den Mitteln des Verstandes entworfen werden. Heiliges Warten wie auf die Geburt ist das Gegebene. Wie der Staat der Gegenwart, der verneinte, selbstverständliche Folge der modernen Denkungsart gewesen ist, so wird der Staat der Gemeinschaft Ausdruck der Seele sein, wenn die Zeit erfüllet sein und das Volk seine Seele gefunden haben wird. Der moderne Staat ist ebensowenig ein Ein-für-allemal-Gegebenes, wie alles, was aus der menschlichen Seele stammt. Mag er der gegenwärtig herrschenden Denkungsart entsprechen, einer anderen Denkungsart wird ein anderer Staat entsprechen. So ist der Imperativ für das lebende Geschlecht gegeben: an eine deutsche Zukunft zu glauben und vor ihr reinen Herzens die Pflichten des Tages zu tun! Auf diesem Schilde wird spät oder früh der emporgehoben werden können, der dem Sehnen der Seele entspricht und der die lösende Tat tun kann.

[1]) Die Bestimmungen der Weimarer Verfassung sind vielleicht ursprünglich weniger dieses Geistes. Sie erfüllen sich aber mehr und mehr mit ihm, und dies ist bezeichnend.

Die Bedeutung der Körpererziehung vom volkswirtschaftlichen Standpunkte.

Von Professor Dr. Huntemüller, Gießen.

Die vom Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen vom 23. bis 25. Mai d. J. einberufene „Tagung für Körpererziehung" hatte den Zweck, der Bedeutung der körperlichen Erziehung den ihr gebührenden Platz der geistigen gegenüber zu erringen, was besonders in den zündenden Worten des Berliner Philosophen Eduard Spranger ihren beredten Ausdruck fand. Die Berichte und Vorträge waren demgemäß auch in erster Linie auf die geistigen Berufe zugeschnitten. Diese bilden aber nur einen kleinen Teil unserer Gesamtbevölkerung; wir haben in Deutschland — hoch gerechnet — 10 % Kopfarbeiter, während 90% auf die werktätige Bevölkerung kommen.

Niemand wird für die geistigen Berufe eine gründliche geistige Allgemeinbildung als entbehrlich betrachten, verdanken wir doch ihr das Übergewicht, das wir auf wissenschaftlichem Gebiete in der Welt errungen haben. Unsere werktätige Bevölkerung, die körperlich arbeiten soll, glaubt man aber, wie ich schon auf der Tagung kurz ausführte, ohne eine gründliche körperliche Ausbildung belassen zu können. Der Wert der Leibesübungen für die Wehrhaftigkeit eines Volkes ist häufig betont worden, auf die große Bedeutung einer guten körperlichen Durchbildung für den Handarbeiter in seinem schweren Kampfe ums Dasein ist jedoch nicht genügend hingewiesen.

Ich will in diesem Zusammenhange nicht von der günstigen Wirkung der Leibesübungen auf die Volksgesundheit sprechen, was mir ja als Hygieniker am nächsten liegt, dafür hat Geh. Rat Bier, der Rektor der Deutschen Hochschule für Leibesübungen, so eindringliche Worte gefunden und schlagende Beweise beigebracht, daß ich dem nichts hinzuzufügen habe. Ich möchte hier die Frage der Leibesübungen vom wirtschaftlichen Standpunkte aus beleuchten, denn dieser steht heute leider im Vordergrund des Interesses.

Nur durch Arbeit kann unser Volk wieder emporkommen! — Steigerung der Arbeitsleistung muß daher das Ziel unserer Bestrebungen sein! —

Auf welchem Wege läßt sich dies nun erreichen? —

Die moderne Technik sucht mit gutem Erfolg durch bessere Konstruktion und sachgemäße Behandlung bei ihren Maschinen Einsparung an Betriebsmitteln und Steigerung der Leistungsfähigkeit zu erreichen, um wettbewerbsfähig bleiben zu können.

Der gesunde menschliche Körper ist, was seinen Bau anbetrifft, jeder von Menschenhand gefertigten Maschine weit überlegen, nur bei Mißbildungen infolge fehlerhafter Anlage, Krankheit, falscher Ernährung usw. muß der Arzt häufig bessernd eingreifen. Infolge der Hungerblockade weist weit über die Hälfte unserer Volksjugend derartige Erscheinungen auf. In der Jugenderziehung ist daher die Mitwirkung des Arztes mehr als bisher unbedingt erforderlich.

Die preuß. Staatsregierung hat die Bedeutung dieser Frage auch erkannt und durch Gesetz vom 6. Mai 1920 die öffentliche Krüppelfürsorge geregelt; die anderen Bundesstaaten haben ähnliche Bestimmungen getroffen. Es wird vor allem auch die Anzeigepflicht für Ärzte und Lehrer unter Strafandrohung

festgesetzt, wenn sie in Ausübung ihres Berufes bei einer Person unter 18 Jahren eine Verkrüppelung wahrnehmen. Die Voraussetzung für den Erfolg einer umfassenden Krüppelfürsorge ist aber die Stellung aller Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahre unter ärztliche Aufsicht, d. h. Schaffung von Schul- bzw. Fürsorgeärzten und andererseits die Vertrautheit der Lehrer mit den Grundlagen des Baues und der Entwicklung des menschlichen Körpers.

Diese Kenntnisse sind für den Lehrer auch unerläßlich bei der körperlichen Erziehung der ihm anvertrauten Jugend, denn diese darf nur nach biologischen Gesichtspunkten erfolgen, wenn sie möglichst Vollkommenes erreichen soll. Bisher erhält unsere werktätige Jugend bis zu ihrem 14. Lebensjahre eine fast ganz einseitige geistige Ausbildung. Es fehlt in diesen wichtigen Entwicklungsjahren, besonders in den großen Städten und Industriezentren, eine ausreichende allgemeine körperliche Durchbildung und damit die Kräftigung von Herz und Lunge, von Knochen und Muskeln, von Nerven und Sinnesorganen. Der wenig widerstandsfähige Körper erliegt daher leicht den jetzt eintretenden Berufsschädigungen oder entwickelt sich einseitig auf Grund der an ihn gestellten Anforderungen, die als Wachstumsreiz wirken. Demgegenüber kann die Landjugend leichter ihrem natürlichen Bewegungsdrange folgen, ist auch in der Ausübung ihres ländlichen Berufes nicht zu einseitiger Tätigkeit gezwungen wie der Industriearbeiter und zeigt infolgedessen auch eine bessere körperliche Verfassung.

Diese Verhältnisse fanden ihren Ausdruck in der Rekrutierungsziffer unseres Volksheeres. Bezeichnet man den zu erwartenden Anteil an Militärtauglichen nach dem Bevölkerungsprozentsatz als das „Soll" jeder Gruppe, den tatsächlichen als das „Ist", so verhält sich z. B. nach den Ergebnissen des Jahres 1906 jenes zu diesem

bei	den	Landgemeinden	wie	100	zu 114
„	„	Landstädten	„	100	„ 91
„	„	Kleinstädten	„	100	„ 86
„	„	Mittelstädten	„	100	„ 83
„	„	Großstädten	„	100	„ 65.

Die vom preuß. Statist. Landesamt herausgegebene „Korrespondenz" vom 20. Februar 1909 bemerkt dazu: „Unsere Ziffern besagen nicht, daß unsere Wehrkraft ohne die Städte größer sein würde, sondern nur, daß sie nicht unwesentlich steigen würde, wenn wir imstande sein sollten, eine ebenso zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, aber sie mehr zu dezentralisieren statt sie, wie in der bisherigen Weise, immer mehr in Großstädten zusammenzuballen."

Die ideale Lösung würde dieses Problem also in der Dezentralisation und einer großzügigen Siedlungspolitik finden. Wir müssen aber mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und das unter den gegebenen Verhältnissen Bestmöglichste zu erreichen suchen. Die Städte beginnen ja auch dieser Aufgabe ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und so sucht besonders Berlin vorbildlich der schädlichen Wirkung der Großstädte durch großzügige Anlage von Spiel- und Sportplätzen entgegenzuarbeiten und die Voraussetzung für das Heranwachsen eines gesunden, leistungsfähigen Geschlechtes zu schaffen.

Hand in Hand mit der Schaffung dieser Anlagen muß aber die körperliche Erziehung des Nachwuchses gehen. Die Großstadtjugend darf sich nicht, wie das auf dem Lande der Fall ist, nach Herzenslust tummeln, wie und wo sie will, sondern bei der großen Masse muß notgedrungen eine Aufsicht einsetzen, die aber eine ausreichende und gleichmäßige Durchbildung des Körpers

gewährleisten und die im Volke schlummernden Fähigkeiten wecken und entwickeln muß. Wenn wir auch annehmen müssen, daß erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden, so ist doch andererseits ein Entwicklungsreiz notwendig, um die vorhandenen Erbanlagen, sowohl die geistigen als auch die seelischen und körperlichen zur vollen Entwicklung zu bringen. Durch Ausschaltung der geistig, körperlich und moralisch Minderwertigen von der Fortpflanzung wie es die Rassenhygiene anstrebt, werden wir alsdann dahin kommen, einen arbeitsfähigen und arbeitsfreudigen Nachwuchs heranzuziehen, der den Kampf ums Dasein mit guter Zuversicht aufnehmen kann.

Nach den Untersuchungen von Zuntz arbeitet der gesunde, menschliche Körper mit 33% Nutzeffekt, d. h. die aufgenommenen Nahrungsmittel werden nur zu $^1/_3$ in Bewegung, Arbeit usw. umgesetzt, $^2/_3$ der Energien werden für die Erhaltung der Körperwärme, für Atmung, Blutzirkulation, Verdauung usw. verbraucht. Wie die moderne Technik den Nutzeffekt einer Maschine durch gute Konstruktion und sachgemäße Behandlung ganz bedeutend steigern kann, so arbeitet ein gut gebauter, allseitig durchgebildeter Körper weit sparsamer als ein mißbildeter oder ungelenker: Ernährungsversuche, die der amerikanische Physiologe Chittenden bei Soldaten und sporttreibenden Studenten durchführte, haben gezeigt, daß diese körperlich gut durchgebildeten jungen Leute bei fleischfreier Kost um $^1/_4$ bis $^1/_3$ unter dem für sie berechneten Nahrungsbedarf zurückblieben ohne an Körpergewicht einzubüßen. Ebenso konnte im „Institut für Körperkultur" in Gießen der Beweis geliefert werden, daß jemand schwerste Arbeit tun kann, ohne die für den Schwerarbeiter geforderten Nahrungszulagen zu benötigen. Die Versuche wurden von einem jungen Mediziner durchgeführt, der in den Ferien als Werkstudent in einem Walzwerke arbeitete. Er lebte während dieser Zeit, wie schon während der wissenschaftlichen Arbeit im Semester, nur von Brot, Haselnüssen, frischem oder Konservenobst, Tomaten, Himbeersaft, Marmelade und Haferflocken und bezog auf Grund seiner körperlichen Leistungsfähigkeit als ungelernter Arbeiter eine Schwerarbeiterzulage von 40% gegenüber dem Normaltarif.

Diese Untersuchungen müssen noch in größerem Maßstabe fortgeführt werden, um die Befunde an einer größeren Zahl von Versuchspersonen zu erhärten, denn es ist von ausschlaggebender Bedeutung, sowohl für den einzelnen als besonders auch für unsere Volkswirtschaft, wenn die Leistungsfähigkeit durch gute körperliche Durchbildung erhöht und dabei noch eine Einsparung von Nahrungsenergien erzielt werden kann.

Die Muskelarbeit erfolgt in erster Linie auf Kosten der billigeren Kohlehydrate, Nahrungsstoffe, die hauptsächlich in Gestalt von Stärke, Mehl, Zucker usw. in den pflanzlichen Nahrungsmitteln vorhanden sind. Vorwiegend pflanzliche Kost erfordert aber an sich zur besseren Verdauung und Ausnutzung stärkere Körperbewegung. Daher ist für den Großstädter und Stubenhocker bei seiner sitzenden Lebensweise die leichtverdauliche Fleischnahrung bekömmlicher, während vom ländlichen Arbeiter, der viel körperliche Bewegung hat, vegetabilische Nahrung in größerer Menge ohne irgend welche Beschwerde genossen wird. Bei unseren Industriearbeitern ist dagegen der hohe Fleischverbrauch mehr eine Forderung des Klassenkampfes und beruht nebenbei auf der Unfähigkeit der Frau, die pflanzliche Kost schmackhaft und abwechslungsreich zu gestalten.

Der dänische Arzt Hindhede, der Vorkämpfer auf dem Gebiete einer modernen Volksernährung, behauptet und tritt auch den Beweis dafür an,

daß Deutschland im Kriege trotz der Hungerblockade mit den vorhandenen Nahrungsmitteln auskommen konnte, wenn die Volksernährung den Verhältnissen entsprechend umgestellt und die auf dem Wege durch Schweine- bzw. Rinderdärme zu 81 bzw. 95% verloren gehenden Nahrungsenergien der menschlichen Ernährung dienstbar gemacht worden wären. M. von Gruber hat in diesem Sinne 1920 auf der Naturforscherversammlung die Einschränkung unseres Viehbestandes und die Herabsetzung unseres Fleischbedarfes verlangt, damit mehr Getreide und Kartoffeln für die menschliche Ernährung frei werden. „Das Ziel der Selbstversorgung können wir für die heutige Volkszahl in der Hauptsache auch erreichen, denn es ist die wichtigste Vorbedingung für unsere wirtschaftliche Gesundung und damit für unseren völkischen Fortbestand, daß wir unsere Bevölkerung aus der Heimat ernähren. — Das deutsche Ernährungsproblem ist daher im wesentlichen nicht ein physisches, sondern ein sittliches, ein Willensproblem! —"

Die Erziehung zur Willenskraft, zur Freude an einfacher Lebensweise, zur Enthaltsamkeit in Essen und Trinken geht aber mit der Pflege der Leibesübungen, mit Turnen, Spiel und Sport Hand in Hand. So werden wir einen Nachwuchs heranziehen, der weit leistungsfähiger ist als unsere heutige, noch unter den Nachwehen der Hungerblockade stehende Jugend.

Mit Recht vergleicht W. Goecke in einem Aufsatz in der Monatsschr. f. Turnen, Spiel u. Sport Akkordarbeit und Sport. Beide haben das Bestreben, Höchstleistungen hervorzubringen. Diese sind aber nur möglich, wenn Körper und Geist geschult sind. Ferner darf die Anlage, die individuelle Begabung für den einzelnen Beruf oder die einzelne Leibesübung nicht unterschätzt werden. Berufsberatung und sportliche Beratung sind daher notwendige Erfordernisse für berufliche und sportliche Höchstleistungen. So wird es gelingen, den Nutzeffekt des Körpers von 33% auf 50% und mehr zu steigern und im Kampfe ums Dasein konkurrenzfähig zu bleiben.

Durch die Leistungssteigerung in der Zeiteinheit wird auch das *Problem des Achtstundentages*, das dem Hygieniker stets am Herzen gelegen hat, seiner Lösung entgegengeführt, aber die *Arbeitsleistung*, nicht die *Beschäftigungsdauer* muß den Maßstab für die tägliche Arbeitszeit abgeben. Sie wird je nach den in den einzelnen Berufen gestellten Anforderungen kürzer oder länger ausfallen müssen.

Die Arbeitsleistung muß daher gemessen und in ihrer Wirkung auf Körper und Gemüt erforscht und festgelegt werden. Hier eröffnet sich ein großes und sehr wichtiges Gebiet der wissenschaftlichen Forschung. Wir haben die engen Beziehungen zwischen Akkordarbeit und Sport schon oben betont, und so lassen sich denn auch die von der Deutschen und Preußischen Hochschule für Leibesübungen gemachten Befunde über sportliche Leistungsfähigkeit und Ausdauer mit den beruflichen Arbeitsleistungen vielfach in Parallele stellen. Die Leibesübungen und die Erforschung ihrer Wirkung auf den menschlichen Körper sind daher keineswegs eine unproduktive Betätigung, ein Luxus, sondern sie sind sehr wichtig für das Wohlbefinden und die Arbeitsfähigkeit jedes einzelnen und daher auch von unberechenbarem Werte für unser Volkswohl und unser Volksvermögen.

In diesem Sinne möchte ich es als eine gute Vorbedeutung auffassen, daß die Tagung für Körpererziehung in Berlin in den Räumen des Reichswirtschaftsrates stattgefunden hat.

Das völkische Bewußtsein der Auslandsdeutschen.

Von Professor Dr. von Hauff, Steglitz.

Alle Welt redet jetzt von den Auslandsdeutschen, seitdem der Krieg selbst dem Schulkind klar gemacht hat, daß die 30 Millionen Auslandsdeutschen etwas bedeuten, aber im Verhältnis zu ihrer Zahl etwas ganz anderes bedeuten könnten. Fragt man aber, was ein Auslandsdeutscher ist, so kommt nicht nur das Schulkind in Verlegenheit. Daher ist auch die angegebene Zahl mehr als willkürlich und soll nur den ungefähren Begriff geben, daß es reichlich halb so viel außerhalb Deutschlands ansässige Deutsche gibt, als innerhalb.

Zu welchen Ungeheuerlichkeiten es führt, wenn man die Nationalität eines auch nur in Grenzländern geborenen Menschen juristisch feststellen will, das zeigen die betreffenden Bestimmungen des Versailler Vertrags, auch wenn man von der sichtlich bösen Absicht bei der Abfassung absieht. Da wird dann einer Franzose, der kerndeutsch ist in seinem Herzen, der seit Jahrzehnten deutscher Staatsbeamter ist, der von Kind auf gelernt hat, die Franzosen als seine schlimmsten Feinde anzusehen, bloß weil seine Eltern vor 1871 im Elsaß ansässig waren.

Es kommt alles auf die Gesinnung an, und wenn ein Mensch deutsch fühlt und spricht und mit der Tat für Deutschland eintritt, so ist er im völkischen Sinn Deutscher, wenn man von besonderen Ausnahmefällen absieht[1]). Denn wir können beim besten Willen nicht behaupten, daß ein Araber ein Deutscher sei, weil ihn eine schwäbische Familie in Jerusalem aufgezogen hat und er das gleiche Schwäbisch redet, wie ein Junge aus Marbach, so daß man als echter Schwabe über den neuen Landsmann nicht weniger erstaunt ist, als der Berner, der von einem in einer argentinischen Schweizer Kolonie angesiedelten Indianer in seinem unverfälschten Heimatdialekt begrüßt wurde.

Wenn wir aber das deutsch-völkische Bewußtsein als Merkmal des Auslandsdeutschen ansehen, so müssen wir uns auch darüber klar sein, daß ein Auslandsaufenthalt einer ganzen Familie, der vielleicht schon durch Generationen hindurchgeht, auch in dem Empfindungsleben Änderungen hervorbringt, mit denen wir als Tatsachen zu rechnen haben und die wir vorsichtig nach allen Seiten abwägen müssen, ehe wir zu einem Urteil berechtigt sind.

Die Hauptmasse der Auslandsdeutschen stammt von Leuten ab, die Deutschland verlassen haben, weil sie hofften, in einem andern Land bessere Lebensbedingungen zu finden. Meistens handelte es sich um die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage; aber eine durchaus nicht zu unterschätzende Rolle spielten auch die Fragen der Gesinnungsfreiheit, namentlich bei süddeutschen Auswanderern. In der Regel wurden die Erwartungen nicht erfüllt, und nach einem furchtbaren Kampf um Sein oder Nichtsein, dem oft der weitaus größte Teil der Einwanderer erlag, fing die zweite Generation an, die Früchte der ersten mühevollen Saat zu ernten, in deren vollen Genuß erst die Enkel und Urenkel kamen. Es ist menschlich begreiflich, wenn der Auswanderer, der in Deutschland bittere Erfahrungen macht, einerlei ob er selbst Schuld trägt

[1]) Es ist klar, daß der Verfasser in diesem Zusammenhange Andersrassige von vorneherein ausscheidet. — Die Schriftl.

oder nicht, und nun im Ausland wieder unter die Räder kommt, so daß er mit genauer Not dem Untergang entgeht, völkisch völlig entwurzelt. Er wird seinen Kindern nicht so viel von dem unsichtbaren Gut, das man völkisches Bewußtsein nennt, hinterlassen können, daß es standhält gegenüber dem natürlichen und meist auch künstlichen Gegendruck einer undeutschen Umwelt.

Bleibt die Sprache. Wir wollen das nicht unterschätzen. Wir haben gesehen und sehen noch, was die gleiche Sprache bei verschiedenen Nationen bedeutet, wenn auch im übrigen die Gegensätze groß sind. Und die deutsche Sprache kann sich recht lange erhalten, auch wenn das völkische Bewußtsein geschwunden ist, wenn die Deutschen in abgeschlossenen Siedlungen sitzen und eine höhere Kultur haben als die Umwelt. So haben sich die deutsch-russischen Ansiedlungen an der Wolga und bei Odessa, in der Krim, in Beßarabien und im Kaukasus durch vier und fünf Generationen hindurch ganz und gar der Sprache nach deutsch erhalten und unsere Soldaten im Osten durch den unverfälschten Gebrauch des heimatlichen Dialekts in Erstaunen gesetzt, obwohl sie von Deutschland nicht mehr wußten, als irgendein Bauer in Hinterpommern von Rußland. Die Leute führten ein Märchendasein, in dem für ein völkisches Bewußtsein gar kein Raum war. Sie hatten weder Veranlassung noch Gelegenheit, russisch zu lernen, abgesehen von den wenigen Brocken, die sie brauchten, wenn sie ihre Erzeugnisse auf den Markt brachten. Als aber die russische Regierung die bei der Ansiedlung für „ewige Zeiten" garantierte Militärfreiheit aufhob, die Ansiedlersöhne in stockrussische Regimenter steckte und diese in der Stadt merkten, daß man außerhalb des Dorfes die russische Sprache mit Nutzen anwandte, da kam ganz von selbst russisches Volksbewußtsein auf, das weniger das deutsche verdrängte als eben eine leere Stelle ausfüllte.

Bei den geistig Interessierten war es anders. Ich habe solche auch unter den einfachen Bauern gefunden, besonders aber unter den Lehrern, die sich bemühten, in deutsches Geistesleben einzudringen. Ein siebenzigjähriger Bauer zeigte mir einen Stapel Bücher, der wenigstens einen Kubikmeter umfaßte, mit der Bemerkung: „Ich habe sie alle gelesen". Und wenn man sich mit ihm unterhielt, so merkte man bald, daß er sie mit Verständnis gelesen hatte. Es war fast nur die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts übliche Unterhaltungsliteratur, aber sie hatte in dem trefflichen Mann doch den Wunsch erzeugt, die Heimat seiner Väter zu sehen, und er hatte das Geld zusammengespart und war mit einigen andern nach Deutschland gereist. Er wußte, aus welchem Dorf seine Eltern stammten, sein Vater hatte davon erzählt, aber das einstige Bauerndorf war ein Fabriknest geworden und niemand wußte mehr etwas von denen, die vor vielen Jahrzehnten nach Ostland gefahren waren. Ein schmerzlicher Zug spielte um den Mund des alten Mannes, wenn er von seiner Reise nach Deutschland erzählte. Er machte niemand einen Vorwurf, aber er hatte instinktiv auf Wärme gehofft und hatte nur Kälte erfahren. „Ich war froh, als ich wieder in Rußland war!" sagte er.

Und versetzen wir uns nun in die Seele des Grenzlandsiedlers in Amerika, der mit Urwald oder Steppe und ihren feindlichen zwei- und vierbeinigen Bewohnern zu kämpfen hatte; konnte er seinen Kindern oder Enkeln in seiner Blockhütte oder seinem Rancho viel deutsch-völkisches Bewußtsein aufsparen, von dem sie zehren konnten, wenn er nicht mehr da war?

Es ergibt sich aus den vorstehenden Andeutungen, daß wir die verschiedenen Gruppen der Auslandsdeutschen für sich betrachten müssen. Es ist

etwas ganz anderes, ob die Gruppe in ländlicher Abgeschiedenheit sitzt, umgeben von einer Bevölkerung, die erheblich tiefer steht, so daß eine Vermischung kaum in Frage kommt, oder ob die Gruppe in der Stadt ist, wo sie inmitten des internationalen Lebens eine verhältnismäßig kleine von vielen Bächen durchströmte und zerrissene Insel darstellt. Es ist falsch zu glauben, daß der Landaufenthalt der Erhaltung des deutsch-völkischen Bewußtseins von vornherein viel günstiger sei, als der Aufenthalt in einer Stadt. Wohl erhält sich auf dem Land die Sprache besser, aber das ist dann auch alles. Ich habe in Südamerika die Bewohner geschlossener Kolonien beobachtet und fand, daß trotz völliger Beherrschung des heimatlichen Dialekts von völkischem Gefühl in der dritten Generation gewöhnlich nichts mehr zu spüren war. In der Stadt dagegen hat oft der Gegendruck der undeutschen Umwelt Schlummerndes wieder ans Licht gezogen.

Was kann nun geschehen, um das völkische Bewußtsein der Auslandsdeutschen zu erhalten, bzw. zu wecken?

Da ist zunächst die Kirche. Ich nenne sie an erster Stelle, weil sie in früheren Zeiten überall, heute noch an sehr vielen Plätzen in der Tat die erste, vielfach die einzige Einrichtung war und ist, die das völkische Bewußtsein pflegte. Wir sind es vom Alten Testament her gewöhnt, daß Nation und Religion auf das engste zusammenhängen, und es gibt auch christliche Gemeinschaften, bei denen das noch so ist. So hört z. B. ein Armenier, der den christlichen Glauben förmlich ablegt, damit auf, Armenier zu sein. Im südamerikanischen Spanisch wird das Wort Christ ganz wie Mensch im Gegensatz zum Tier gebraucht. Daher kam es auch, daß die Kirche Mittel anwandte oder billigte, die sich in nichts von denen der rein weltlichen Eroberer unterscheiden.

Theoretisch wird heute niemand mehr bestreiten, daß die Aufgabe der christlichen Kirche jenseits völkischer Gegensätze liegt, wenn sich auch praktisch kaum irgendwo eine reinliche Scheidung vollziehen läßt. Man ist sich dessen bewußt, daß es für die religiöse Auffassung ganz einerlei ist, welcher Nation der Bekenner angehört, aber man kann auf der andern Seite beim besten Willen das völkische Moment nicht völlig ausscheiden, der Verkündiger des Wortes muß völkisches Gefühl haben, wenn sein Charakter nicht notleiden soll, und zum wenigsten wird sein außeramtliches Verhalten keinen Zweifel über seine völkische Zugehörigkeit lassen, wenn er ein fester und ehrlicher Mensch ist.

Es war bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts hin im Ausland ziemlich selbstverständlich, daß der Pfarrer als Pfarrer Leiter der von der Gemeinde geschaffenen Einrichtungen war, vor allem der Schule und jeglicher Wohlfahrtseinrichtung. Und wenn der Pfarrer der beste Schütze in der Umgegend war wie Washingtons Freund Mühlenberg, so wunderte man sich gar nicht, wenn ein solcher Mann in besonderen Zeiten, wie denen des nordamerikanischen Freiheitskriegs in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts zum Major ernannt wurde und seine letzte Predigt vor dem Ausmarsch in der Uniform hielt, um nach Schluß des Gottesdienstes noch auf der Kanzel den Talar abzulegen und als Major die Kanzeltreppe herabzusteigen. Das brachte ihm mehrere Hundert Freiwillige ein.

Aber gerade die letzten Jahrzehnte haben zunächst einmal in den größeren Auslandsgemeinden eine Trennung von Schule und Kirche gebracht, die sich darin zeigt, daß der Pfarrer nicht mehr Leiter der Schule ist. Wir

können das im Interesse der Kirche wie der Schule nur begrüßen und wollen hoffen, daß sich die Zahl der deutschen Auslandsschulen, in denen der Pfarrer höchstens als Religionslehrer auftritt, recht schnell vermehren möge. Es ist natürlich nur da, möglich, wo die Schule von wirklich gut vorgebildeten Lehrern geleitet wird, denn sonst wird die Methode Unsinn, weil es dann vorkommen kann, daß der einzige Mensch, der die zum Unterricht nötigen Kenntnisse besitzt, der Pfarrer, nicht unterrichten darf und mit ansehen muß, wie es an allen Ecken und Enden fehlt, ohne die Möglichkeit zu haben, einzuspringen.

Je mehr wir der Ansicht sind, daß die Aufgaben der Kirche nicht in der völkischen Richtung liegen, um so mehr werden wir von der Schule verlangen müssen, daß sie ausschließlich deutsches Bewußtsein pflegt, denn sonst ist sie eben keine deutsche Auslandsschule. Wir dürfen das jetzt ganz offen sagen, ohne fürchten zu müssen, daß man uns nachsagt, wir dächten dabei an politische Eroberungen, was dann die freie Entfaltung der deutschen Schule hemmen könnte. Nur die Franzosen werden noch aus ihrem schlechten Gewissen heraus von einer politischen Gefahr der deutschen Auslandsschule reden, weil sie sich genau bewußt sind, daß ihre Propaganda für die französische Sprache durch ihre Alliance française im letzten Grund die Französisierung der ganzen Welt zum Ziel hat. Aber die Franzosen nimmt niemand mehr ernst in dieser Beziehung.

Wenn aber der deutsche Schulmeister im Ausland deutsch-völkisches Bewußtsein bei seinen Zöglingen pflegen will, so muß er dabei mit dem allergrößten Takt vorgehen. Er muß mit aller Vorsicht zu ergründen suchen, in welcher Weise die Familie und die weitere Umgebung auf die Kinder bereits eingewirkt hat, ehe er den Schülern ein Verständnis für echte Vaterlandsliebe beizubringen versuchen kann. Auch wenn das Kind im unverfälschtesten deutschen Geist erzogen ist, darf und soll es an dem Land hängen, in dem es geboren ist. Wenn wir nicht von diesem natürlichen Gefühl ausgehen und es als durchaus notwendig pflegen, bringen wir im besten Fall ein völkisches Bewußtsein zustand, das ganz und gar in der Luft schwebt und sich verflüchtigt, sobald es nicht mehr künstlich genährt wird. Es ist weiter zu bedenken, daß in einer deutschen Auslandsschule meist sehr viele Kinder aus völkisch gemischten Ehen sind, und man verdirbt von vornherein alles, wenn man verlangt, daß ein Kind die Nation des Vaters oder der Mutter gänzlich verleugnen soll.

Auf die Dauer überzeugen nur Taten, nicht Worte. Wenn der Lehrer den Schülern zeigt, was die Deutschen auf den verschiedensten Gebieten geleistet haben, so wird der Schüler ganz von selbst für diese Leute Interesse bekommen; denn jedes Kind, das nicht völlig stumpf und daher für den Schulunterricht untauglich ist, hört mit der größten Spannung zu, wenn ihm von Erfindungen und Entdeckungen in anschaulicher Weise erzählt wird. Schwieriger ist es, jüngeren Schülern, und in der deutschen Auslandsschule hat man selten Schüler über 14 Jahre, einen lebendigen Begriff von den andern Denkern und den Dichtern beizubringen. Aber wenn man die hervorragenden Deutschen in den Vordergrund stellt, und dazu haben wir an einer deutschen Auslandsschule wahrhaftig das Recht, so wird das Kind ganz von selbst auf den Gedanken kommen, daß die Menschheit den Deutschen mehr verdankt als irgend einem der jetzt herrschenden Völker, es wird die Deutschen lieben, es wird stolz sein, ein Deutscher zu sein. Das muß aber aus dem

Kind herauskommen, denn von außen bringen wir es niemals in das Kind hinein.

Deutsch bis in die Knochen muß die deutsche Auslandsschule sein, und jedes Lehrbuch muß als obersten Leitsatz den haben, das deutsch-völkische Bewußtsein der Schüler zu wecken und zu erhalten. Aber die Schule muß auch dafür sorgen, daß ihre Schüler dem deutschen Namen in der fremden Umgebung Ehre machen. Dazu gehört, daß sie womöglich in leitende Stellungen kommen, so daß jeder sagt: „Seht da, der tüchtige Mensch ist aus der deutschen Schule hervorgegangen! Hut ab!" Die Schule darf daher die Kinder nicht einseitig erziehen, sondern sie muß auf das Rücksicht nehmen, was die Umgebung von ihnen verlangt.

Wenn nun auch die Hauptaufgabe jeder Schule nicht darin besteht, den Kindern möglichst viele Kenntnisse einzutrichtern, sondern vielmehr ihnen die Wege zu weisen, wie man Kenntnisse erwirbt oder erweitert, so ist doch ein gewisser Unterbau unerläßlich. Will der Zögling der deutschen Auslandsschule nicht ins Hintertreffen geraten, so muß er unbedingt mit der *Sprache und den Einrichtungen seines Landes* genau vertraut sein, denn sonst wird ihm stets der Einheimische vorgezogen werden, mag er ihm im übrigen noch so überlegen sein.

Wir werden es daher nur billigen, wenn die deutschen Auslandsschulen dafür sorgen, daß ihre Schüler in der Landessprache nicht zurückbleiben. Die südamerikanischen Schulen gehen jetzt gerade in steigendem Maß dazu über, ihren Lehrplan dem der einheimischen Schulen mehr als bisher anzupassen. Bei den Beratungen wurde und wird die damit verbundene Gefahr auf das stärkste betont, und ich verkenne keineswegs, daß solche Schulen leichter ihren deutschen Charakter und damit ihre eigentliche Bestimmung verlieren können, als deutsche Auslandsschulen, die sich ganz starr an einen reichsdeutschen Lehrplan halten und nur *die* Zugeständnisse machen, die ihnen vom Landesgesetz vorgeschrieben werden. Wenn aber die Lehrer und die Vorstandsmitglieder einer solchen angepaßten Schule die richtigen Persönlichkeiten sind, dann wird diese Schule gerade für die Pflege des völkischen Bewußtseins viel mehr leisten, als die andere. Sie kann den Gefahren der Entdeutschung schon in einer Zeit entgegentreten, wo sie sonst gar nicht an die sorgfältig abgesperrten Kinder herankommt, sie wird in nichtdeutschen Kreisen Eingang finden und auch Fremden einen Begriff von dem geben können, was deutsch ist.

Der größte Mangel der deutschen Auslandsschule ist der oben bereits angedeutete, daß nämlich die Schüler selten über 14 Jahre alt sind. Wir müssen daher alles daran setzen, auch *die jungen Leute und die Erwachsenen zu deutschem Bewußtsein zu erziehen*.

Dies ließe sich einmal im Rahmen wiederum der Schule erreichen. Es ist mir ganz unbegreiflich, daß nicht schon längst vor dem Krieg in allen Weltstädten deutsche *Handelshochschulen* eingerichtet wurden. Wenn sich die großen deutschen Handelshäuser im In- und Ausland, die sich mit Einfuhr und Ausfuhr beschäftigen, zusammengetan hätten, so hätte das ihr Unkostenkonto mit einem so geringen Prozentsatz belastet, daß er wegen seiner Geringfügigkeit kaum wert gewesen wäre, gebucht zu werden. Diese „Unkosten" hätten sich aber bald so verzinst, daß der Nutzen auch wieder nicht hätte gebucht werden können, weil er sich an den allerverschiedensten Stellen gezeigt hätte.

Jetzt ist es so, daß die jungen Leute zunächst in Deutschland oder im Ausland in das Kaufhaus eintreten und dann einzelne, die es weiter bringen sollen, ihre Stellen wechseln. Dies wird mit dem bekannten Wort begründet: „Die Praxis ist der beste Lehrmeister."

Es liegt mir nichts ferner, als das leugnen zu wollen, aber man kann die Praxis doch sehr wesentlich vorbereiten und unterstützen; denn wenn man sich alles selber erst zusammenkratzen muß, verliert man sehr viel Zeit und sehr viel Kraft, die letzten Endes der Firma entgehen. Wieviel könnte außerdem an innerem Kraftverbrauch, an Niedergeschlagenheit und getäuschten Hoffnungen gespart werden, wenn die jungen Kaufleute in den Weltstädten den entsprechenden Anhaltspunkt an einer Handelshochschule hätten, deren Lehrplan sich der Geschäftszeit anpaßte! Wieviel schneller würde der neu Angekommene in die Sprache eingeführt werden, wenn er sofort einen Lehrer hätte, der Erfahrung im Unterricht des erwachsenen Anfängers besitzt, anstatt daß er sich irgend jemand sucht! Wie ganz anders könnte er in die Sitten und Rechte des neuen Landes eingeführt werden, anstatt daß er sich so nebenbei alles mögliche und unmögliche darüber erzählen läßt! Hierbei könnte vortrefflich besprochen werden, was der Deutsche tun muß, um deutsches Volksbewußtsein zu fördern.

In derselben Weise müßten Ackerbauschulen eingerichtet werden, und es würde nirgends an Deutschen und Eingeborenen fehlen, die aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrung Wertvollstes für den Neuling mitzuteilen hätten.

Im Anschluß an solche Einrichtungen, die einen möglichst dehnbaren Lehrplan haben müßten, würde sich von selbst eine Art Volkshochschule herausbilden, in der sich jedes Jahr ein bis zwei Monate die jungen Deutschen, die im fremden Land geboren würden, versammelten, um deutsche Luft zu atmen. Wie leicht wäre es, von hier aus eine Stellenvermittlung im großen einzurichten, um tüchtige Leute an den Platz zu bringen, wo sie gebraucht werden, während jetzt viele Deutsche im Ausland ihre Leute lieber aus den Einheimischen ergänzen, weil sie nicht das Risiko haben wollen, das immer mit einem neu aus Deutschland Gekommenen verbunden ist.

Ansätze zu diesen Idealen sind schon da. Größere Auslandsschulen haben Schülervereine gegründet, die durch gemeinsame Ausflüge, Sportfeste und eine kleine Zeitschrift den Zusammenhang mit der Schule zu erhalten suchen. Und damit sind wir schon auf das Vereinsleben gekommen, das im Ausland eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Leben in den Kirchen- und Schulgemeinden hat, denn auch Kirche und Schule entstehen aus einem Verein heraus, wenn nicht der Anstoß unmittelbar von Deutschland her erfolgt.

Die deutschen Vereine im Ausland müssen das völkische Bewußtsein, zu dem Familie und Schule nur den Grund legen können, weiter pflegen. Auch hier gilt die gleiche Regel wie in der Schule: Man muß deutsch handeln, nicht aber viel davon reden. Zeigt ein Vereinsmitglied irgendeines Vereins, der sich deutsch nennt, mag es sich um einen wissenschaftlichen deutschen Verein oder um einen reinen Geselligkeitsverein handeln, undeutsches Wesen, und kommt der Vorstand zu der Überzeugung, daß eine Änderung ausgeschlossen ist, so muß er aus dem Verein entfernt werden, so sehr im übrigen der Vereinsgrundsatz dahin gehen muß, jeden Deutschen in seinem Bereich als Mitglied zu gewinnen.

Es gibt im Ausland eine Unmenge deutscher Vereine, und wenn man

die große Reihe sieht, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß weniger mehr wäre, denn eine solche Zersplitterung kann der Hauptsache, der Pflege deutschen Wesens, nicht zuträglich sein. Aber wir müssen auch hier mit der Tatsache rechnen, daß die Deutschen sehr gern Vereine gründen, und daß ein rühriges Mitglied, das selbst Vorsitzender werden möchte, mit Begierde eine kleine Meinungsverschiedenheit ergreift, um auszuscheiden und einen neuen Verein aufzutun. Die Sache wäre nicht so schlimm, wenn nur alle diese kleinen Vereine dann zusammenstehen würden, wenn es sich um eine große gemeinsame Angelegenheit handelt.

Eine derartige Angelegenheit ist z. B. der Bau eines Krankenhauses für alle Deutschen in der weiteren Umgegend. Grundbedingung bei allen angestellten Ärzten, Schwestern und jeglichem Personal müßte echt deutsche Gesinnung sein und ein Verhalten in und außerhalb des Krankenhauses, das dem deutschen Namen in jeder Hinsicht Ehre macht. Man erwartet im Ausland vom Deutschen etwas Besonderes; seien wir stolz darauf, aber ziehen wir auch die Folgerungen daraus! Es ist falsch, wenn man meint, es genüge, daß ein deutscher Arzt im Krankenhaus seine Pflicht tut, im übrigen könne er machen, was er wolle. Anstößiges Verhalten eines solchen im öffentlichen Leben stehenden Mannes fällt auf die Allgemeinheit. „Einen besseren hatte man wohl nicht in Deutschland, daß man den geschickt hat" sagt der Einheimische.

Im Krankenhaus läßt sich deutsches völkisches Bewußtsein mühelos pflegen, wenn man nur will. Der Genesende ist sehr empfänglich, wenn man ihn taktvoll behandelt; er hat innere Ruhe, um über Dinge nachzudenken, die er bisher vernachlässigt hatte, und leicht kann einer, der für das Volkstum verloren schien, in seinem kleinen Kreis zu einem Förderer völkischen Bewußtseins werden, weil er in einem deutschen Krankenhaus die Kraft der Heimat gespürt hat.

Wirken Wohlfahrtseinrichtungen in der Stille, so die deutsche Presse auf dem Markt des Lebens. Woher kommt es, daß es einer auslandsdeutschen Zeitung so schwer gelingt, sich auf eine gewisse Höhe emporzuschwingen, daß sie meist froh sein muß, wenn sie sich nur halten kann? Es fehlt an den Mitarbeitern, und es fehlt an ihnen, weil sie nicht entsprechend bezahlt werden können. Wenn sich aber die deutschen Vereine eines größeren Distriktes zusammenschlössen, dann wäre die Lösung dieser für die Pflege des völkischen Bewußtseins grundlegende Frage in unserem Sinne möglich. Dann könnten auf der andern Seite die glücklicherweise nicht häufiger in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen unterdrückt werden, die völkisch gleichgültig oder gar undeutsch sind.

Hand in Hand mit der Presse müßte die Versorgung der Deutschen im Ausland mit den richtigen Büchern gehen. Wie oft bin ich von Auslandsdeutschen gefragt worden, wie sie es machen sollten, um sich dauernd auf dem Laufenden der für sie interessanten Literatur zu erhalten. Es wäre an sich sehr einfach, wenn den deutschen Auslandszeitungen von Leipzig aus Berichte über die Neuerscheinungen geschickt würden, die nach Abteilungen geordnet wären. Die Zeitungen leiden oft an Stoffmangel, aber sie können nichts dafür bezahlen und darum bringen sie Minderwertiges.

Daneben müßten Mittel und Wege gefunden werden, um den deutschen Buchhändler im Ausland instand zu setzen, die wichtigsten Neuerscheinungen auf Lager zu halten, denn nur wenige Leute können Bücher kaufen, ohne darin

fünf Minuten geblättert zu haben. Auch hier wieder könnten einige große Vereine eingreifen. Es würde sie keinen Pfennig Geld kosten, sie brauchten nur die Garantie für die in Kommission gelieferten Bücher zu übernehmen. Wenn sie in der Wahl des Buchhändlers vorsichtig sind, kann ihnen kein Schaden erwachsen. Die Bedingung wäre wiederum, daß der Buchhändler kein Buch feil hält, das deutsches Wesen herunterſetzt.

Ich habe im Vorstehenden nur einige Hauptlinien angedeutet, deren Verfolgung eine bedeutende Stärkung des Volksbewußtseins der Auslandsdeutschen ergeben müßte. Wenn die Sache erst einmal systematisch in die Hand genommen würde, so würden sich aus der Praxis noch andere Mittel ergeben, an die man jetzt gar nicht denkt. Aber die ganze Arbeit würde Stückwerk bleiben, wenn man nicht dazu käme, den Zusammenhang zwischen den Auslandsdeutschen und der alten Heimat wieder enger zu gestalten. Das kann nur durch persönliche Berührung erreicht werden. Wir können nicht verlangen, daß ein Mensch sich ganz und gar für ein Land einsetzt, das niemand von seiner Familie je gesehen hat.

Wenn in der angegebenen Weise durch Schule und Verein, durch Wohlfahrtseinrichtungen, Zeitungen und Bücher vorgearbeitet wird, so stellt sich der Wunsch, Deutschland zu sehen, ganz von selbst ein. Das Geld ist auch da, denn mit den Kosten ist es gar nicht schlimm, wenn man die Sache richtig auffaßt. In Friedenszeiten kamen die ganzen Kosten in der Regel durch die viel billigeren Einkäufe wieder heraus, die der Auslandsdeutsche mit einem Besuch in der Heimat verband, — wenn er sich auskannte.

Und hier liegt das Entscheidende. Der Auslandsdeutsche darf nicht bei einem Besuch in Deutschland den Eindruck haben, daß man in ihm nur den reichen Onkel sieht, dem man von seinem Geld helfen muß, er darf nicht wie der oben erwähnte Bauer aus Rußland mit einem Gefühl der Ernüchterung und Kälte wieder nach Hause gehen.

Vor allem aber ist es auch hier die Jugend, deren man sich annehmen muß. Der oft erwogene und verfolgte Plan der Jugendfahrten, des Austausches der Lernenden und aller damit in Verbindung stehenden Bestrebungen muß immer tiefer ins Volk dringen: Wir dürfen nicht sagen, wenn in Deutschland die Hungersnot vorbei ist: „So, jetzt haben wir es nicht mehr nötig, daß wir unsre Kinder wegschicken!“ Im Gegenteil, dann müssen wir Geld dafür opfern, um den Austausch so zu gestalten, daß wir damit das völkische Bewußtsein der Auslandsdeutschen fördern.

Hier liegt ein unendliches kaum noch beackertes Feld für die einheimischen deutsch-völkischen Bestrebungen. Wenn sie sich der Aufgabe dauernd und taktvoll annehmen, dann wird es dahin kommen, daß völkisches Gefühl sich bei den Auslandsdeutschen stärker geltend macht, als in der Heimat. Und das ist nur natürlich. Denn in einer undeutschen Umwelt, die darum nicht deutschfeindlich zu sein braucht, wird gerade das völkische Gefühl kräftiger gedeihen als in einer Umwelt, wo es als etwas Selbstverständliches aufgefaßt wird. Es wird bei den Auslanddeutschen eine ganz andere Färbung haben, die sich aus dem am Anfang Gesagten ergibt, aber gerade darum wird es eine überaus wertvolle Ergänzung des heimatlichen völkischen Bewußtseins darstellen.

Othmar Spann.

Seit etwa dem Ausgang des 18. Jahrhunderts hat Deutschland jederzeit Hochschullehrer aufzuweisen, die als Führer der Nation gelten. Es sind Forscher von namhaftem Rang, von unbestreitbarem wissenschaftlichem Ansehen. Aber der Einfluß, den sie ausüben, die Verehrung, die sie genießen, stützt sich nicht bloß auf ihre wissenschaftliche Stellung. Es tritt dazu der Zusammenhang mit dem nationalen Leben in seiner Allgemeinheit; oder genauer: das, was sie gelten, bemißt sich nach dem Maß dieses ihres Zusammenhangs mit dem nationalen Leben.

Die Verbindung ihrer wissenschaftlichen Arbeit mit ihrer Tätigkeit auf nationalem Gebiet ist nicht äußerlicher Art. Wissenschaft und Leben sind vielmehr bei ihnen eins. Gerade dadurch unterscheiden sie sich von andern Forschern, daß schon der Anfang ihrer wissenschaftlichen Arbeit mit ihrem Volkstum zusammenhängt und deren Ergebnisse wieder in das Volkstum ausmünden und dieses bereichern. Ihre Forschungsarbeit ist eben nicht denkbar ohne die Verbindung mit dem allgemeinen nationalen Leben.

Solche Forscher sind hervorgegangen aus der Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft, Geschichte, Nationalökonomie, der Sprachwissenschaft, insbesondere der Wissenschaft von der deutschen Sprache, aber auch aus der von fremden Sprachen, so von den antiken Sprachen. Die Zahl dieser Forscher ist so erfreulich groß, daß wir nicht Beispiele anzuführen brauchen. Wir glauben aber weiten Kreisen unseres Volks einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier die Aufmerksamkeit auf einen Forscher der Gegenwart lenken, dessen Arbeit noch nicht genügend gewürdigt wird und dessen Werk doch wahrhaft geeignet ist, Wissenschaft und nationales Dasein gleichmäßig zu beleben. Wir meinen den Wiener Nationalökonomen Othmar Spann.

Wir begrüßen es von vornherein, daß wir heute einen Nationalökonomen besitzen, der über jene Führereigenschaft verfügt. Die Streitfragen des Wirtschaftslebens stehen im Vordergrund der öffentlichen Erörterung; die Nationalökonomie ist die modernste Wissenschaft. Wie aber heute beständig die Gefahr droht, daß die wirtschaftlichen Fragen einseitig, isoliert betrachtet und behandelt werden, so dürfen wir es andererseits rühmend von Spann hervorheben, daß er nichts weniger als einseitiger Wirtschaftler ist, daß sogar seine Eigenart gerade darin liegt, die wirtschaftlichen Erscheinungen in dem großen Zusammenhang des ganzen nationalen Lebens zu erfassen.

Die nationalökonomische Wissenschaft im engern Sinn beginnt mit den Physiokraten und Adam Smith. In ihren Systemen kommt der Geist der Aufklärung, des Rationalismus zum Ausdruck. Es ist die Auffassung des Naturrechts, der Atomistik, des Individualismus. Sie macht sich in der Beurteilung aller Zweige des menschlichen Lebens geltend, wie der Wirtschaft, so des Rechts, der Religion, der Sitte, der Kunst. Gegen sie erhebt sich dann die romantische Bewegung, die gegen die Atomistik ankämpft, indem sie den Menschen in lebendige Zusammenhänge hineinstellt, ihn aus Vergangenheit und Gegenwart und ihren Gemeinschaften zu verstehen sich bemüht. Die Romantik führt zur Begründung einer Reihe von historischen Schulen, die für die verschiedenen Gebiete der Kultur die neue Auffassung durchzuführen unternehmen. Es kommen in Betracht die historische Rechtsschule (Savigny, Eichhorn, Nie-

buhr), die historische Behandlung der Sprachwissenschaft (die Brüder Grimm und Schlegel), die romantische Theologie, die romantische Auffassung der politischen Geschichte, die historische Kunstwissenschaft, als jüngstes Glied der romantischen Wissenschaft die historische Schule der Nationalökonomie, begründet von Roscher, Br. Hildebrand, Knies. Wir nennen diese das jüngste Glied, weil sie in der Tat viel später auftritt als die anderen historischen Schulen, erst im fünften Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, weil mit ihr für die Nationalökonomie erst damals die romantische Auffassung in eingehenderer wissenschaftlicher Ausprägung begründet wurde. Maßgebende nationalökonomische Gedanken, wenn auch noch in etwas unvollständiger Gestalt, finden sich freilich schon bei einem Vertreter der alten Romantik, bei Adam Müller. Sein Thema ist, im Gegensatz zu dem des Rationalismus, die organische Verbundenheit der Wirtschafter und Wirtschaftsmittel als Glieder; er faßt sie nicht als selbständige Atome, nein, als Glieder des Ganzen der Volksgemeinschaft, des verborgenen Organismus der Volkswirtschaft. Er betont die innige Verbindung von Wirtschaft und Gesellschaft; er deutet die Wirtschaft als eine Seite des Volkstums, wie das Recht, die Sitte, die Kunst, die Religion dessen andere Seiten darstellen.

Die historische Schule der Nationalökonomie hat große Verdienste. Wir erwähnen nur, daß sie das Verständnis für die Wirtschafts- und Sozialpolitik Bismarcks geweckt hat. Sie war ja eine Verwirklichung des Gedankens, daß wirtschaftliche Dinge nicht isoliert zu betrachten sind, sondern als Teile des Volksganzen, daß die Wirtschaft dem Zweck des Volkstums dienen soll.

Leider hat aber die historische Schule der Nationalökonomie im ganzen nicht das gehalten, was sie versprochen hatte. Als historische Schule hätte sie die historische Methode im strengsten Sinn fortbilden und anwenden müssen. Als Vertreterin einer systematischen Wissenschaft hätte sie begriffliche Schärfe und Klarheit pflegen müssen. In beiden ist sie zurückgeblieben. Namentlich bei Schmoller, der sich als Haupt der „jüngern" Schule der Nationalökonomie ansah, tritt das Fehlen strengerer historischer Methode und begrifflicher Schärfe hervor. Auch bei ihm bestreiten wir zwar nicht Verdienste. Er hat viel zur bessern Würdigung des Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts im allgemeinen und des brandenburgisch-preußischen Staats im besonderen beigetragen; er hat die Politik Bismarcks unterstützt und überhaupt vielfach praktisch-politischen Blick bewährt. Aber es bleibt dabei, daß seiner Arbeit jene Mängel anhaften. Ich habe selbst in meinen wissenschaftlichen Arbeiten wiederholt betont, daß die historische Schule der Nationalökonomie nur dann ihre Aufgabe erfüllen könne, wenn sie den beiden Forderungen der zuverlässigen historischen Methode und der begrifflichen Klarheit Rechnung trägt[1]). Bei Schmoller ging die begriffliche Unklarheit so weit, daß er, der den Standpunkt der historischen Auffassung vertreten wollte, sich mehrfach naturalistischen Einflüssen zugänglich zeigte. Die Folge davon ist gewesen, daß diese jüngere historische Schule der Nationalökonomie den rechten Boden in der wissenschaftlichen Welt verlor. Sie vermochte die Geister nicht zu fesseln. Es kamen andere, unhistorische Richtungen auf. Die fruchtbaren Gedanken, die in der Romantik enthalten waren, gelangten nicht zu der Geltung, die erforderlich

[1]) Vgl. meine Abhandlung: Zur Stellung G. Schmollers in der Geschichte der Nationalökonomie, Schmollers Jahrbuch 1924, S. 315 ff.

ist, wenn Wissenschaft und Volkstum gedeihen sollen. Das Gute, das Schmoller an sich bot, wurde ferner noch dadurch beeinträchtigt, daß er viel vom Kompromißmann und Diplomaten an sich hatte, mit der Sprache nicht gern deutlich herausging und so sich in beträchtlichem Umfang um den Erfolg dessen brachte, was er erstrebte. Man kann sich leider des Eindrucks nicht erwehren, daß hier teilweise neben dem Mangel an begrifflicher Schärfe literarisch-wissenschaftliche Eitelkeit und der Wunsch, eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen, im Spiel waren. Schmoller wollte es mit niemand verderben und vermied es daher zu oft, die Dinge gerade heraus zu sagen. Dies gilt namentlich von seinem Verhältnis zur internationalen Demokratie. Obwohl er deren Gegner war, diplomatisierte er doch in der Auseinandersetzung mit ihr so viel, daß das Publikum nicht recht wußte, was seine Meinung war. In seiner kleinen Schrift über Rathenau und Preuß z. B. findet man viel treffliches. Aber wir vermissen die durchdringende Folgerichtigkeit und die rücksichtslose Entschiedenheit. Das Halbe halbiert auch immer die Wirkung.

Gegenüber dem hier geschilderten Rückgang der historischen Schule können wir neuerdings wieder einen Aufstieg verzeichnen, und der Führer ist uns hier vor allem Othmar Spann. Zwei Eigenschaften sind es, die ihn aus dem Strom der Entwicklung herausheben. Er erneuert erstens die Gedanken der Romantik und zwar vollständiger, mit tieferer Erfassung als die frühern Vertreter der historischen Schule der Nationalökonomie. Er verfügt zweitens über die wünschenswerte begriffliche Schärfe und Klarheit.

Wenn wir sagen, daß Spann die Gedanken der Romantik erneuert, so handelt es sich natürlich nicht um eine einfache Wiederholung. Keine Wiederholungen gibt es ja in der Geschichte nicht. Spanns Sinn ist auch gar nicht darauf gerichtet, romantische Gedanken einfach zu wiederholen. Er trägt in sich den vollen Ertrag der wissenschaftlichen Arbeiten der vorausgehenden verschiedenen Schulen der Nationalökonomie. Soweit er die romantischen Gedanken verwertet, hat er das Verdienst, sie fortzubilden. Seine Verwertung derselben ist produktiver Art. Aber die romantische Gedankenwelt ist so reich, daß es wahrhaft lohnend ist, von ihr aus die Wissenschaft neu zu beleben.

Spanns romantische Einstellung bringt es mit sich, daß er nicht einseitiger Wirtschaftler ist. Er steht im Kreis der gesamten Geisteswissenschaften. Und es ist herzerfrischend zu beobachten, wie er in seinen nationalökonomischen Schriften überall die Beziehung zu den allgemeinen geistigen Strömungen bekundet, wie er z. B. in seinem „Geist der Volkswirtschaftslehre“ (S. 23 ff.) eine lebensvolle Schilderung von dem Wesen der Romantik gibt, von der romantischen Lebensanschauung, Kulturbewegung, „welche den ganzen Menschen, die ganze Gesinnung ergriff und damit eine Einheit aller Seiten des Lebens wie der Gesellschaft verlangte“. „Staat, Wirtschaft und Gesellschaft waren den Romantikern Lebensinhalte, d. h. Inhalte eines einheitlichen, von einer und derselben Geistigkeit durchdrungenen Lebens, und als solche nur Seiten eines Lebens. Daher sehen wir die romantischen Dichter von einem oft brennenden Interesse für politische Wissenschaft erfüllt; das macht: die politischen Wissenschaften werden ihnen Lebenswissenschaft.“

In der Romantik und durch sie ist der Grund zu dem gelegt, was uns zumal heute wertvoll ist. Die christlich-germanische Bewegung erhebt sich. Im Gegensatz zum Kosmopolitismus der Aufklärung, welche ein überall gleiches Naturrecht, eine natürliche Ordnung der Wirtschaft, eine natürliche

Religion annahm, gelangt die geschichtliche Auffassung zur Ausbildung, welche die besondern nationalen Bildungen der Völker anerkennt. Im Gegensatz zu der Unterdrückung Deutschlands durch das napoleonische Weltreich entsteht oder verstärkt sich das deutsche Nationalgefühl. Das deutsche Volk verlangt für sich Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Macht und Größe. Und eine Kraftquelle für die Gewinnung dieser Güter lieferte den Zeitgenossen die Erinnerung an die große deutsche Vergangenheit, eben der historische Sinn. Die romantische Wissenschaft stellt gleichfalls das Ideal auf, die eigene nationale Art, den Volksgeist, wie die Romantik sagt, zu erforschen, zu erkennen und gegen Eingriffe von außen zu verteidigen. In dem romantischen Volksgeistgedanken liegt zweierlei: einmal die Ansicht, daß die verschiedenen Seiten der Volkskultur, Sitte, Religion, Recht, Wirtschaft, Kunst, nur Ausstrahlungen des einen, unteilbaren Volksgeists sind, sodann der Wunsch, den Volksgeist in diesen seinen verschiedenen Ausstrahlungen sich ungestört entwickeln zu sehen, und die Überzeugung, daß nur die selbständige Entwicklung des Volksgeists zu höherer Kultur hinaufführt. Wahre Kultur ruht stets auf nationalem Boden. Auch die Anregungen, die fremde Kulturen bieten, können nur durch selbständige Verarbeitung in höherm Sinn fruchtbar gemacht werden[1]).

Alles, was wir andeuten, tritt uns auch in Spanns Schriften entgegen. Er ist der stärkste Erneuerer der Romantik, in stärkerm Grad Erneuerer als alle frühern Nationalökonomen, einschließlich der Begründer der historischen Schule, auch wohl als alle Vertreter anderer Wissenschaften als der Nationalökonomie. Er wiederholt nicht einfach — wie bemerkt — romantische Gedanken; er geht vielmehr über sie hinaus, indem er sie von ihren Schlacken reinigt, die von ihnen gezogenen Linien fortführt, das Ganze zu einem wohl durchdachten System vereinigt. Aber als Fundament verwertet er die romantische Auffassung und Stimmung. Wie er die Vielseitigkeit, Wärme und Tiefe der Romantiker besitzt, so ist er ein Verkünder der christlich-germanischen Anschauung, ein Verkünder deutsch-christlicher Frömmigkeit, ein Wortführer des nationalen Gedankens. Und hier wie in andern Beziehungen verwirft er das Kompromiß, die Diplomatie; er trägt seine Überzeugung ungeschmälert, ganz rein, mit erfrischender Offenheit vor. Seine religiös-politische Überzeugung aber ist wie bei den Romantikern untrennbar verbunden mit seiner wissenschaftlichen Haltung: die eine läßt sich von der andern nicht sondern; beide ruhen auf dem gleichen Grund. Es ist die Vorstellung von dem einheitlichen Ursprung der Volkskultur, von der Einheit aller Mannigfaltigkeit, von der lebendigen Gegenseitigkeit aller verschiedenen Seiten und Arten der Volkskultur, von der notwendigen Wechselseitigkeit dieser Momente, von ihrem innigen Zusammenhang. Man spricht von der soziologischen Auffassung, und auch Spann wendet dies Wort an. Die Auffassung aber, die man soziologisch (im guten Sinn) nennen kann, nämlich die, daß der Mensch nur unter Berücksichtigung der Gemeinschaftsbeziehungen, denen er angehört, verstanden werden kann, daß bei der Beurteilung seiner Handlungen stets jene in Anschlag zu bringen seien, ist zuerst von den Romantikern eingehend begründet worden, ist schlechthin die romantische Geschichts- und Staatsauffassung. Auch hier setzt Spann das Werk der Romantiker fort.

[1]) Über die romantische wissenschaftliche Bewegung s. die ausführlichere Darstellung in meiner „Geschichte der deutschen Geschichtschreibung" (2. Aufl. 1924).

Spann bezeichnet seine auf der romantischen Auffassung aufgebaute Theorie als „Universalismus", im Gegensatz zu dem „Individualismus" der Aufklärung, der Manchesterleute. „Wie die Romantik in der Poesie notwendig geschichtlich war (was auf die Einheit mit dem Vergangenen geht) und wie sie notwendig völkisch war (was auf die Einheit des ganzen Volksgeists, des Volksganzen geht), so war sie in der Staatswissenschaft notwendig universalistisch." Die universalistische Denkrichtung darf man als eine eigentümlich deutsche Denkrichtung betrachten. Einen großen individualistischen Nationalökonomen hat Deutschland niemals hervorgebracht; solche gehören fremdem Volkstum an. Die Größe der deutschen Nationalökonomen bestimmt sich wesentlich nach ihrem Anteil an der universalistischen Auffassung.

Es versteht sich nach dem Gesagten von selbst, daß Spann, wie ein scharfer, unerbittlicher Gegner des Manchestertums, so auch des Kommunismus, des Marxismus ist. Schon seine nationale Einstellung bringt dies mit sich. Alles Internationale lehnt er ab und muß er ablehnen. Aber die nationale Einstellung führt noch über diesen äußeren Gegensatz hinaus. Der nationale Gedanke schließt nicht bloß die Ungleichheit der Völker in sich; er verlangt Schichtung überhaupt, im Innern der Völker wie im Außern. Mit ihm ist die Vorstellung der internationalen allgemeinen Gleichheit der Menschen unvereinbar. Die Meinung von einer atomistischen Zusammenwürfelung der Menschen, die beliebig zu Vereinigungen verbunden werden könnten, ist ebenso vom Standpunkt des Seins wie von dem des Sollens zu verwerfen. So hat denn auch Spann mit höchst wohltuender Folgerichtigkeit die Heuchelei der Klassentheorie und Klassenkampftheorie von Marx zurückgewiesen.

Wir sprechen hier von der Folgerichtigkeit in der Beweisführung Spanns. Das ist eben der andere Vorzug seiner Art, der ihn geeignet macht, der historischen Schule zu einem neuen Aufstieg zu verhelfen: die begriffliche Schärfe und Klarheit. Der Nationalökonom Spann ist zugleich Philosoph, ausgestattet mit der Schulung und den Gaben eines solchen. Ich möchte hier nur einer Seite, nach der hin sich diese seine Eigenschaft auswirkt, ein Wort widmen, der Abgrenzung der Geschichtswissenschaft gegenüber der Naturwissenschaft. In den letzten Jahrzehnten hat die Geschichtswissenschaft einen lebhaften und erfolgreichen Kampf für ihre Selbständigkeit, gegen die Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode und Auffassung auf die geschichtliche Betrachtung geführt[1]). Auch hier setzen wir Historiker die Richtung der Romantik fort. Sie hat zuerst das Gefühl für den Unterschied geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Betrachtung zur Geltung gebracht. Die Naturwissenschaft sucht Gesetze, die Geschichtswissenschaft Gestalten. Die geschichtliche Entwicklung kann nicht aus Naturgesetzen, mechanistisch, nach Druck und Stoß, ursächlich verstanden werden. Nur im Bild kann der Historiker von „Ursachen" sprechen. Ihm dienen die einzelnen historischen Tatsachen nicht dazu, die Gültigkeit von bestimmten Gesetzen, Regeln zu beweisen; er richtet sein Augenmerk ja gar nicht darauf, solche ausfindig zu machen. Seine Aufgabe ist es, die entscheidende Bedeutung des Einzelnen, des Einmaligen, das Einzelne in seiner Bedeutung für die allgemeine Entwicklung, für die Gemeinschaften, zu denen es in Beziehung tritt, zu schildern. Ihn fesselt nicht das

[1]) Über diesen Kampf s. näheres in meinem vorhin erwähnten Buch über die Geschichte der Geschichtswissenschaft.

Gesetz, die Regel, sondern das Einzelne, freilich dieses nicht als Einzelnes, als Atom, sondern eben in Beziehung auf die Gemeinschaft, die „Ganzheit“ (wie Spann sagt). Diejenigen Forscher, die die schärfere Abgrenzung der Geschichtswissenschaft gegenüber der Naturwissenschaft unternommen haben, sind vornehmlich Historiker und Philosophen. Zu ihnen gesellt sich jetzt der Nationalökonom Spann. Namentlich die Ablehnung der Auffassung, daß die Geschichte eine Wissenschaft von Kausalgesetzen, die geschichtliche Entwicklung ein kausal erforschbarer Mechanismus sei, hat er mit einer Folgerichtigkeit durchgeführt, wie sie bei keinem andern Forscher zu finden ist. Sein Satz lautet: „Nicht Ursächlichkeit, sondern Gliedlichkeit ist diejenige Verknüpfungsweise, welche Gegenstand geschichtlicher Forschung wird.“ „Bei den Gesellschaftswissenschaften kann von mechanisch-ursächlichen Gesetzen, wie sie bei den Naturwissenschaften vorhanden sind, keine Rede sein.“ Bei der Verteidigung der Selbständigkeit, der Eigenart der geschichtlichen Betrachtung handelt es sich um ein wesentliches Stück des deutschen Idealismus. Wir kämpfen hier gegen Positivismus, Naturalismus, Marxismus. Und die Entschiedenheit und die begriffliche Klarheit, mit denen Spann jene Gesichtspunkte wahrnimmt, empfinden wir als besondere Wohltat. Es tritt dabei der Vorzug seiner Art vor der von Schmoller wieder in die Erscheinung, der, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt, bald geschichtlich bald naturwissenschaftlich verfährt, ebenso den großen Historikern wie den Positivisten und Naturalisten wie Comte und Spencer folgen zu können meint. Doch es ist nicht bloß Schmoller, über den sich Spann hier erhebt. Er hat wieder und wieder mit Recht betont, daß der überwiegende Teil der heutigen nationalökonomischen Literatur noch Kompromißcharakter trägt, noch zu viel Zugeständnisse an Positivismus, Naturalismus, Marxismus macht.

Nachdem ich im Vorstehenden meiner lebhaften Zustimmung zu Spanns Darlegungen Ausdruck gegeben, ihn als wertvollen Bundesgenossen von uns Historikern in Anspruch genommen habe, will ich nicht unterlassen, auch eine von der seinigen abweichende Meinung zu äußern. Sie ist freilich nur formaler Natur; sie bezieht sich auf die Frage, ob die Soziologie als eine selbständige Wissenschaft anzusehen sei[1]). Aus dem Gesagten ergibt sich schon, daß Spann die naturalistische Soziologie vollkommen ablehnt; auch darin stimmt er mit uns Historikern durchaus überein. Diejenige Soziologie, zu der wir uns bekennen, ist die von der Romantik begründete, deren Kern den Satz enthält, daß der Mensch und die menschlichen Handlungen nur dann richtig gewürdigt werden können, wenn man die Gemeinschaftsbeziehungen berücksichtigt, denen sie angehören. Eine eigene Wissenschaft der Soziologie kann man nicht annehmen, weil die verschiedenen Sonderwissenschaften sich mit den verschiedenen Gemeinschaftsbeziehungen beschäftigen und nur ihre Vertreter in der Lage sind, über die betreffenden Gemeinschaftsbeziehungen ein zuverlässiges Urteil abzugeben, so der Rechtswissenschaftler über das Gebiet des Rechts. Spann will nun in anderer Weise die Soziologie als eine eigene Wissenschaft in Anspruch nehmen, insofern, als sie die Grundfragen der Gesellschaftswissenschaft zu erörtern habe. Indessen in die Erforschung der „Gesellschaft“ teilen sich eben die verschiedenen Wissenschaften (Rechtswissen-

[1]) Näheres zu dieser Frage s. in meiner Schrift „Soziologie als Lehrfach“ (1910) und in meiner angeführten Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft.

schaft, Nationalökonomie, Sprachwissenschaft usw.). Wohl gibt es Fragen, die durch alle Gesellschaftswissenschaften hindurchgehen. Allein sie erörtert am erfolgreichsten die Philosophie. Die allgemeine Wissenschaftslehre läßt sich aus dieser nicht herausnehmen. Natürlich schließt das nicht aus, daß die Vertreter der Sonderwissenschaften auch an dieser Erörterung, namentlich soweit sie sich auf ihre Sonderwissenschaft bezieht, beteiligen. So haben Historiker in Gemeinschaft mit Philosophen die Grundfragen der Geschichtswissenschaft erörtert. So ist auch der Anteil, den Spann im Verein mit Philosophen an der Erörterung der Grundfragen der Nationalökonomie hat, aufs lebhafteste zu begrüßen; diese seine Beteiligung wird von den Philosophen um so weniger abgewiesen werden, als er selbst, wie schon bemerkt, eine ausgesprochen philosophische Beanlagung besitzt. Es ist das Vorstehende aber, wie wir es sehen, eben nur ein formaler Widerspruch, den wir geltend machen. Sachlich stimmen wir mit Spann darin vollkommen überein, daß die von der Romantik begründete Soziologie festzuhalten und weiter auszubauen ist, im Gegensatz zu der naturalistischen, die, günstigstenfalls, eine Vergröberung der romantischen darstellt.

Zum Schluß seien die namhaften von Spanns Schriften genannt: „Fundament der Volkswirtschaftslehre"; „Gesellschaftslehre"; „Der wahre Staat (Vorlesungen über Abbruch und Neubau der Gesellschaft)"; „Kategorienlehre"; „Die Hauptheorien der Volkswirtschaftslehre". Diese zuletzt genannte Schrift befindet sich heute erfreulicherweise in der Hand jedes Studenten der Nationalökonomie; sie zeichnet sich durch die philosophische Durchdringung des Stoffs und die Beleuchtung des Zusammenhangs der nationalökonomischen Lehren mit den großen geschichtlichen Strömungen und Ideen der verschiedenen Zeiten aus. Zur Einführung in Spanns Gedankenwelt würde ich zunächst den „wahren Staat" empfehlen; es ist ein Werk für die akademische Jugend im besten Sinne des Worts. In der 4. Aufl. des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften hat Spann in dem Artikel „Klasse und Stand" eine eindringende Kritik der marxistischen Klassenkampftheorie gegeben. Programmatischen Inhalts sind die kleinen Schriften: „Tote und lebendige Wissenschaft" und „Vom Geist der Volkswirtschaftslehre". Ein schöner Vortrag hat zum Gegenstand: „Vom Wesen des Volkstums. Was ist Deutsch?" Spanns Bücher sind der Mehrzahl nach im Verlag von Gustav Fischer (Jena) und Quelle und Meyer (Leipzig) erschienen, jener Vortrag im Böhmerland-Verlag in Eger. Wiederholt hat Spann auf volkswirtschaftlichen Kongressen und auf großen studentischen Versammlungen das Wort ergriffen, so auf dem ersten deutschen Akademikertag in Potsdam im April 1924 mit einer Rede „Kritik der Demokratie und der wahre Staat". Wenn er hier forderte, daß die Ausbildung für jeden akademischen Beruf tief begründet, philosophisch und historisch durchdacht, nicht nur intellektuell angeeignet, sondern mit dem ganzen Wesen, mit der ganzen Persönlichkeit erkämpft sein soll, so begegnet uns hier wieder jene Verbindung von Wissenschaft und Leben, die ihn zu einem Führer im geistigen Leben zu machen geeignet ist.

Freiburg i. B. Prof. G. v. Below.

Glaube als Kulturquelle.

Von Dr. med. Georg Steinberg.

Himmliche Tugend, gräßlicher Mord,
Fehler im Kartenspiel — alles ein Wort.

Dieses alte Rätsel, dessen Auflösung „Vergebung" lautet, belehrt uns gemeinverständlich, daß ein und dasselbe Wort ganz grundverschiedene Dinge bezeichnen kann. Worte, also Töne von bestimmtem Klange, sind nichts als Verständigungsmittel zwischen den einzelnen Menschen: eine Art gemeingültiger Münzen, die einst geprägt, manchmal auch nach Bedarf umgeprägt wurden, sich vielfach abschliffen, jedenfalls aber notwendig sind, um einen Geistesaustausch zu ermöglichen. Wer die Bedeutung eines Wortes kennt, weiß, wovon die Rede ist. So hat beim Worte „Brot" oder „Arbeit" jeder Deutsche alsbald die bestimmte Vorstellung: im ersten Falle von einem Nahrungsmittel, einer greifbaren Sache, im zweiten von einer Tätigkeit, ohne daß deren Art zunächst näher gekennzeichnet ist. Der Franzose und Grieche kennt zwar auch Brot und Arbeit, wählt aber für beides ganz andere Laute — jedes Volk hat sich eine andere Sprache geschaffen.

Wir haben uns also der Tatsache bewußt zu werden, daß Worte nur der Ausdruck für bestimmte Vorstellungen sind, die sich jeweils in unsrer Seele abspielen. Hieraus ergibt sich bei jedem Kulturfortschritt, insbesondere bei jeder neuen Erfindung (Fernsprecher, Auto), die Notwendigkeit, auch einen entsprechenden Namen zu finden, wie für jedes neugeborene Kind. Daß auch hier dann der Sprachgebrauch zuweilen Absonderlichkeiten zeitigt, ist bekannt — wie oft hört man einen Zug die Eisenbahn nennen! Mißverständnisse hinsichtlich des Sinnes einzelner Worte werden deshalb selbst in der besten Sprache nicht immer ganz vermeidbar sein. Meist macht sich der Zusammenhang ohne weiteres klar, wie bei dem Scherz des obigen Rätsels.

Es gibt aber auch Worte, die den gemeinten Begriff so schwer erkennen lassen, daß selbst eingehende Erklärung nicht jede Unsicherheit ein für allemal ausschließt. Und in unsrer sonst so wunderbaren und an Ausdrucksfähigkeit reichen Muttersprache gehört zu solchen unklaren Worten schmerzlicherweise auch das deutsche Wort „Glauben". Ein Sprachmangel, der in diesem Falle kein leicht zu tragender Schönheitsfehler ist, vielmehr das Wesen der Sache schier bis zur Unkenntlichkeit verschleiert und daher geradezu die Rolle eines stillen Giftes spielt, das die Kulturentwicklung und das seelische Gleichgewicht unsers Volkes, besonders seit den letzten hundert Jahren, in verhängnisvoller Weise beeinflußt. Während nämlich im Griechischen, der einstigen Weltsprache, der wir die Überlieferung des neuen Testamentes verdanken, das für unser „Glauben" gebrauchte Wort pistis „feste Zuversicht" und „Treue" bedeutet, benutzt der Deutsche den Ausdruck Glauben im Alltagsleben fast ausschließlich zur Bezeichnung jeder unsicheren Vermutung („ich glaube, es war am Freitag" usw.) und kennzeichnet dadurch bewußt einen Gegensatz zu sicherem Wissen. Nur in der Verneinungsform (das glaube ich nicht = das ist nicht wahr) ist es glücklicherweise anders — dieser Widerspruch erhöht aber die Unsicherheit des Wortsinnes. Und ausgesucht dieses selben Wortes bedienen wir uns, um die tiefsten Regungen unseres Gefühlslebens, das bis an den Kern unsers Ichbewußtseins heranreicht, zum Ausdruck zu bringen.

Unausbleibliche Folge dieser sprachlichen Sünde ist die Erweckung der Vorstellung, als ob religiöse Glaubenssachen gegenüber ernster (exakter) Wissenschaft etwas Minderwertiges seien, und zugleich die völlige Verschweigung, gewissermaßen sprachliche Unterschlagung der Tatsache, daß christliche Glaubenszuversicht mit Denken und Suchen nach Wahrheit nicht das geringste zu tun hat, sondern ein Gefühlswert ist, so gut wie Liebe und Haß. Christlicher Glaube gehört daher einem ganz andern Gebiete an als die Wissenschaften: zwischen beiden, ganz wesensfremden Gebieten waltet ein Unterschied ob, größer als der zwischen Sehen und Hören. Nicht wenig Schuld an dem beklagten Mißverständnis ist aber auch dem Umstande beizumessen, daß das im christlichen Gottesdienst gebrauchte sog. apostolische Symbol (Apostolikum) leider mit „Glaubensbekenntnis" verdeutscht wird. Denn dieser zweite, noch größere (weil nicht nur sprachliche) Mangel muß bei wortwörtlichem Verständnis notwendigerweise die Vorstellung erzeugen, als ob der Inhalt dieses „Bekenntnisses" die Summe alles Christenglaubens enthalte und somit alles darauf ankomme, den Wortlaut dieses Symbols für „wahr" zu halten — erfahrungsgemäß für die Zeitgenossen der ärgste Stein des Anstoßes (vgl. Peter Rosegger, Mein Himmelreich, 1. Aufsatz).

Der tief in der Menschenseele wurzelnde Drang nach Erkenntnis, was die Welt im Innersten zusammenhält, nach Lüftung des Vorhangs, der uns die Zukunft verbirgt, und Gewinnung des richtigen Weges zum Glücke kommt naturgemäß in allen Weltreligionen zum Ausdruck und findet in ihnen eine zwar mehr oder minder wechselnde, im wesentlichen jedoch nur wenig abweichende Beantwortung seiner Fragen.

Einzig durch das Christentum lernen wir dagegen eine geistige Kraft kennen und erwerben, die den Menschen vollkommen macht, wenn er sie haben will (vgl. Mt. 5, 48; Joh. 1, 12), und lediglich die immer einseitiger werdende Einstellung der Kirchenlehre auf Erkenntnis hat das Verständnis dieser Kraft, die zum Können befähigt, mehr und mehr verborgen, so daß es selbst so ernsten Christen wie Leo Tolstoi nicht aufgegangen ist, wenigstens nicht theoretisch. Es ist die von den Urchristen als heiliger Geist gepriesene Kraft, die aus der höchsten Gotteswelt stammt und jeden Gläubigen (d. h. Vertrauenden) zu immer größeren Leistungen im Sinne dieser höheren Welt tüchtig macht. Zu den besonderen Eigenschaften dieser Kraft gehört es, daß sie sich nicht vererben läßt (Joh. 1, 13), wie körperliche Eigenschaften: etwa wie Haar, Nase und Statur, daß sie vielmehr einzig dem Willen folgt und gerufen werden will, dafür aber schlechterdings jedem zuteil wird ohne Unterschied des Geschlechts, Standes und Volkes, wer sie ernstlich und von ganzem Herzen ruft und alles zu ihrer Gewinnung einsetzt.

In jedem Geschöpfe, ob Tier oder Pflanze, steckt vom ersten Augenblicke seines Daseins an eine Wachstumstriebkraft, die es zur Entwicklung und Ausbildung nach dem Muster seiner Vorfahren nötigt. Diese vererbte Naturkraft erlaubt niemals, daß aus einem Kirschkern eine Eiche hervorsproßt oder jemals aus einem Entenei ein Hühnchen schlüpft, selbst wenn es von zwei Hennen ausgebrütet wird. Das natürliche Wachstum folgt also bestimmten Gesetzen, mit deren Erforschung sich die Naturwissenschaft beschäftigt, und es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Grundverschieden vom körperlichen Wachstum gestaltet sich dagegen das seelische des Menschen. Mit seiner Fähigkeit zur Entwickelung der Seele (aller

geistigen Tätigkeit) hat der Mensch gewissermaßen eine Eintrittskarte zu einer höheren Welt erhalten — zum Kulturleben des Schaffens, das jedem andern Geschöpfe versagt ist. Die Kulturentwicklung beruht auf gemeinsamem geistigem Schaffen durch Zusammenwirken von Vielen. Was ein Einzelner nimmermehr vermag, leistet das verständnisvolle, zielbewußte Einsetzen mehrerer zum nämlichen Zwecke — mehrerer, die sich zu einer Arbeitsgemeinschaft oder gar zu einem machtvollen Staate zusammenschließen.

Arbeitsgemeinschaft und Staat bilden aber dann selbst gewissermaßen eine Art von neuem Organismus: ein neues geistiges Geschöpf, das einer außerhalb der tierischen stehenden neuen Welt angehört, die ganz andere Gesetze hat, als sie selbst das höchste tierische Leben kennt.

Vollkommen nackt kommt der Mensch zur Welt wie jedes Tier, seine Glieder sind schwächer als bei andern Neugeborenen, und auch seine Entwickelung schreitet ungleich langsamer vor. Und doch bringt dieses schwache Geschöpf das Zeug mit, die Kulturarbeit ungezählter Millionen, die vor und mit ihm die Sonne erblickten, in sich aufzunehmen, für die Nachkommen zu erhalten und nach Kräften zu vermehren. Schon dieser Beruf zum Aufnehmen, Schaffen und Weitergeben gewährleistet die Teilnahme an einem höheren Leben, dem kein Ende gesetzt ist, wie dem körperlichen.

Kein Kind kann schaffen. Es hat Mühe genug, den gewaltigen Schatz ererbten Wissens und Könnens der jeweiligen Kulturstufe, an der die Jahrtausende gearbeitet haben, sich anzueignen. Der geistige Lehrgang (Wachstum) weicht auch von dem der Vorfahren insofern ab, als nicht, wie beim natürlichen Wachstum, jede einzelne Entwicklungsstufe der Technik und Wissenschaft nochmals genau, organisch, durchgemacht werden muß — vom Weizenkorn zu Blatt und Halm, zur Ähre, Blüte usw. Nein: die mühsame Kunst, aus dem Steine mit dem Stahl Feuer zu schlagen oder gar Hieroglyphen zu lesen, braucht der heutige Kulturmensch sich nicht mehr zu eigen zu machen. Wohl aber muß er nach wie vor die ungleich schwierigere Kunst erfassen, sich in die Gesetze der höheren Welt nicht nur einzufügen, sondern sich freiwillig und ohne Vorbehalt in deren Dienst zu stellen. Denn ohne Willensbetätigung ist in der geistigen Welt jeder Fortschritt schlechterdings ausgeschlossen. Von selbst lernt jedenfalls niemand sprechen, lesen, rechnen oder sonst arbeiten. Jedermann muß Trägheit und persönliche Leidenschaften überwinden können, wenn er ein vollkommener Kulturmensch: ein idealer Staatsbürger werden will. Einfach ist das keinesfalls und würde sogar unmöglich erscheinen, wenn uns nicht die Erfahrung die Möglichkeit bewiese. Denn es wird nichts weniger gefordert, als die völlige Umwandlung der tierischen Selbstsucht (Egoismus) in die Nächstenliebe (Altruismus) der Geisteswelt: das, was Jesus im Nikodemusgespräch als geistige Wiedergeburt — Joh. 3, 5 — bezeichnet. Die geistige Kraft, die diese völlige Umstellung der Richtung unsers Fühlens und Wollens durchsetzt (bewirkt), nennt die Kirche bis auf diesen Tag den heiligen Geist. Denn sie kommt aus der höchsten überhaupt denkbaren Welt und macht daher wahre Christen buchstäblich zu Gotteskindern.

Das Bankwesen in Österreich.

Von Dr. Heinrich Köhler.

Wohl in keinem Lande Europas hat die Herrschaft des Leihkapitals im Wirtschaftsleben einen so hohen, sicherlich aber in keinem einen höheren Grad der Entwicklung und eine umfassendere Ausdehnung erlangt als in Österreich. In Deutschland, um das nächstliegende Vergleichsbeispiel heranzuziehen, haben sich immer noch starke Wirtschaftskräfte von der Beherrschung durch das Bankkapital freizuhalten verstanden, namentlich die zweifellos eben deshalb von der Linkspresse mit so zärtlicher Liebe umhegte Großindustrie; in Österreich ist, wenigstens soweit größere gewerbliche und kaufmännische Betriebe in Frage kommen, davon kaum noch die Rede. Dieses Verhältnis war selbstverständlich schon vor dem Kriege in großem Umfang vorhanden, wie ja überhaupt in Österreich Industrie, Verkehrswesen und Großhandel zum Teil von Anfang an Schöpfungen des Leihkapitals sind; doch hat erst der Krieg und die Nachkriegszeit diese Entwicklung zu einem gewissen Abschluß und dem neuen „Freistaat" den vollkommenen Sieg der Großbanken im Wirtschaftsleben gebracht. Außerhalb Österreichs sind als Träger und Exponenten dieser Wirtschaftsgestaltung fast ausschließlich die Namen Bosel und Castiglioni bekannt; doch sind diese aus dunklen und kleinsten Anfängen in erstaunlich kurzer Zeit emporgestiegenen beiden jüdischen Großspekulanten nur die sichtbarsten Spitzen aus einer größeren Anzahl ihnen nach Blut und Geist nahestehender „Finanziers", die aus der Bedrängnis des Staates im Kriege und der Zerrüttung des Finanzwesens in der Nachkriegszeit auf Kosten der breiten Massen Milliardengewinne zu ziehen verstanden. Durch diese Entwicklung ist Österreich heute zum klassischen Lande der Bankenherrschaft oder, was dasselbe besagt, des Kapitalismus geworden; und wer das Wesen und die Entstehung dieser Gestaltung des Wirtschaftslebens, seine bewirkenden Kräfte und seine Wirkungen auf Staat und Gesellschaft gründlich erforschen will, kann — leider — kaum ein geeigneteres Land zur Untersuchung finden als es im heutigen Österreich geboten ist.

In seinem soeben im Wiener „Burg"verlag erschienenen Buche „Das Bankwesen in Österreich" hat der derzeitige volkswirtschaftliche Schriftleiter der „Deutsch-österreichischen Tageszeitung", Dr. Egon Scheffer, die hier bezeichnete Forschungsarbeit in Angriff genommen und in einer schlechtweg als meisterhaft zu bezeichnenden Weise gelöst. Seine, übrigens auch durch die schriftstellerische Form hervorragende und bei strengster geschichtlicher Sachlichkeit mit dem Spannungsreiz eines Sensationsromans ausgestattete Arbeit ist eine wahre Fundgrube der Belehrung für alle, die über dieses heute mehr denn je in den Blickpunkt der öffentlichen Betrachtung gerückte Gebiet Belehrung zu schöpfen wünschen und verdient daher weit über die österreichischen Grenzen hinaus Beachtung; nur um zum Lesen dieses die aufgewandte Mühe reichlich lohnenden Buches anzuregen, nicht um das eigene Lesen zu ersetzen sei daher im Folgenden der Versuch gemacht, von dem reichen Inhalt dieses „Standard-Works" der Volkswirtschaft eine kurze Zusammenfassung zu geben.

Wie überall, so ist auch in Österreich die kapitalistische Wirtschaftsform eine Erscheinung der Neuzeit. Der Stände- und Lebensstaat des Mittelalters konnte in seinem streng geregelten Verhältnis von Pflichten und Rechten weder

das unbeschränkte Eigentumsrecht am Boden, das die letzte Wurzel allen Bodenwuchers ist, noch — wenigstens für die Christen — die Geldleihe gegen Zins, die das Wesen des heutigen Leihkapitalismus ausmacht; denn „Kapital" ist, wenigstens in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, nicht eine Geldsumme schlechtweg, sondern ein Geldbesitz, der Zinsen trägt. Diese Geldleihe war aber im Mittelalter bekanntlich den Juden erlaubt, ja sie ist ihnen ihren Wirtsvölkern — nicht den Juden selbst — gegenüber durch ihre Religion ausdrücklich vorgeschrieben; und so spricht denn auch Scheffer durchaus nicht etwa eine antisemitische Verdächtigung, sondern eine einfache Tatsache aus, wenn er in Übereinstimmung mit Sombart u. a. den heutigen Kapitalismus als eine Auswirkung der jüdischen Religion und eine Folge des Eindringens des Juden in das Wirtschaftsleben ihrer Wirtsvölker auffaßt. Nur daraus ist es ja zu verstehen, daß das erste Auftreten all der Wirtschaftsformen und -einrichtungen, in denen uns die Wirtschaftsverfassung des Kapitalismus entgegentritt, zeitlich mit dem Fallen der alten Ghettoschranken zusammenfällt, und daß die Träger und Stützen dieser Wirtschaftsordnung von Anfang an bis auf die jüngste Gegenwart so gut wie ausschließlich Juden gewesen sind — womit nicht bestritten werden soll, daß es auch „christliche Juden" gibt und immer gegeben hat; schon diese volkstümliche Bezeichnung zeigt aber, daß so geartete Deutsche eben vom Volke nicht als deutscher, sondern als jüdischer Wesensart angehörig empfunden werden.

Wie in wohl allen übrigen deutschen Ländern, so fällt auch in Österreich die Entstehung des Bankwesens im heutigen Sinne in die Zeit des fürstlichen Absolutismus. Seltsamer- und doch nicht überraschenderweise; denn wenn die unumschränkten „Landesherren" jener Zeit auch bestrebt waren, die Macht des Staates so weit wie möglich auszudehnen und die wirtschaftliche Betätigung des einzelnen „Untertanen" oft bis ins einzelne in einer mitunter durchaus segensreichen, nicht selten freilich auch uns geradezu lächerlich anmutenden Weise regelten, so zeigten sie sich doch der Organisation des Geldwesens nicht gewachsen; und da andrerseits gerade in jener Zeit durch das Aufkommen stehender Heere, große fürstliche Bauten, Türken- und Franzosenkriege usw. bei völlig unzulänglich entwickeltem Steuerwesen die Staaten in ständiger Finanznot waren, konnte nun und in der Folge der auf Grund alter, wohl phönikischer Überlieferungen mit den Geheimnissen des Geldwesens wohl vertraute Jude als Retter in der Not auftreten und die „Finanzierung" der Staaten zu seinem Geschäftszweig machen, wobei selbstverständlich der scheinbar allmächtige Staat gerade im wichtigsten Punkt mehr und mehr unter die Abhängigkeit von diesem „Retter" geriet. Gefördert wurde diese Entwicklung durch die damals herrschende wirtschaftliche Richtung des „Merkantilismus", der den Handel als die wahre Quelle des Volkswohlstandes ansah und somit auch im Handel mit Geld eine nützliche Betätigung erblicken mußte, und den später aus ihm kaum ohne jüdischen Einfluß hervorgegangenen Liberalismus, der die ungehemmte wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen unter Beseitigung aller Bindungen und Rücksichten auf das Gemeinwohl zum Grundsatz erhob. Besonders schädlich wirkte in dieser Hinsicht die von Josef II., gewiß in bester Absicht, angeordnete Aufhebung der Wucherpatente. Wenn Kaiser Josef die von ihm klar erkannten schädlichen Folgen des Leihkapitalismus dadurch beseitigen wollte, daß er die hauptsächlichen Träger dieses Erwerbszweigs, die Juden, „durch vermehrte und erweiterte Nahrungswege von dem

ihnen so eigenen Wucher und betrügerischen Handel abbringen" wollte, so hat er dieses Ziel durch diese Maßnahme nicht erreicht; im Gegenteil wurde durch sie eine so große Störung des Wirtschaftslebens herbeigeführt, daß Kaiser Franz sich genötigt sah, die Wucherverbote wieder einzuführen. Freilich kamen diese Gegenmaßregeln zu spät; das Leihkapital war bereits in das Wirtschaftsleben eingedrungen und breitete sich bei dem Mangel einer bewußt im gegenteilig-gemeinnützigen Sinne angelegten Ordnung des Geld- und Kreditwesens in der Folge immer weiter aus.

Es ist gewiß bezeichnend, daß die erste Bank in Österreich von einem ausgemachten Gauner gegründet wurde. Es war dies ein gewisser Abbate Norbis, angeblich ein ehemaliger aus Venetien vertriebener Priester, der es verstand, als Mittelsmann jüdischer Wechsler den alten Kaiser Leopold I. zur Gründung einer „Banco del Giro" genannten Zettelbank zu veranlassen. Das Unternehmen konnte indessen das Vertrauen der Öffentlichkeit nicht erringen, wahrscheinlich wegen der bezeichneten Hintermänner, und so ging die Regierung daran, zur Erzielung eines vom allgemeinen Vertrauen getragenen Geldumlaufes den unbezweifelten Kredit der Stadt Wien zu verwerten, indem sie am 24. Dezember 1705 die „Wiener Stadtbank" errichtete. Hauptzweck dieser Bank, für deren Verpflichtungen die Stadt Wien mit ihrem gesamten Vermögen haftete, sollte die Verzinsung und Tilgung der alten Staatsschulden sein, die binnen 15 Jahren erfolgen sollte; die ewig laufende Staatsschuld, dieses hohe Ziel der heutigen Börsenkreise und ihrer politischen Vertretungen, galt neben jenen „rückständigen" Zeiten noch nicht als ein Ideal staatlicher Finanzwirtschaft. Die Bank hatte auch anfänglich unter der umsichtigen Leitung des Grafen Gundacker von Starhemberg gute Erfolge, indessen scheiterte der an sich gute Gedanke auch hier an der mangelnden Unterstützung durch das Publikum und die Bank wurde schließlich i. J. 1745 geschlossen. Wichtiger noch als diese Gründung war für die Entstehung des heutigen österreichischen Bankwesens die erstmalige Ausgabe von Banknoten — damals „Bankzettel" genannt —, die i. J. 1761 durch den Grafen Ludwig Zinzendorf erfolgte. Es wurde nämlich damals unter Verbürgung der Stände ein Darlehen von 18 Millionen Gulden aufgenommen, von denen 11 Millionen Darlehensobligationen und 7 Millionen mit 6 v. H. verzinsliche Zahlungsobligationen waren. Diese Banknoten sollten von allen Staatskassen an Zahlungs Statt angenommen und binnen fünf Jahren eingelöst werden. Im Grunde haben wir also hier das erste Papiergeld Österreichs vor uns, das verzinst und eingelöst wurde, jedoch keinen Zwangskurs besaß. Im folgenden Jahre wurden bereits unverzinsliche Bancozettel ausgegeben und zwar im Betrag von 12 Millionen, die von allen staatlichen Kassen bis zu 50 v. H. wie bares Geld angenommen werden sollten. Die Deckung für diese Noten bestand in Bankobligationen, gegen welche die Noten jederzeit eingewechselt werden konnten und sodann „sogleich zu vernichten" waren; eine Finanzoperation, die unzweifelhaft eine beachtenswerte Ähnlichkeit mit Zweck und Vorgang bei der Schaffung der deutschen Rentenmark aufweist. Die Ausgabe der Noten vollzog sich ganz glatt, doch scheint es mit der Einlösung von vornherein nicht ganz streng genommen worden zu sein; schließlich kam sie ganz ins Stocken und wurde im Jahre 1800 überhaupt aufgehoben. Da nun andrerseits die Finanzverwaltung, die während der Kriege jener Zeit selbstverständlich stets geldbedürftig war, von dem neuen Mittel der Geldbeschaffung fortgesetzt weitgehenden Ge-

brauch machte, traten schließlich ähnliche „Inflations"erscheinungen auf, wie wir sie seit der Ruhrbesetzung kennen lernten. Eine sogenannte „Konversionskasse" sollte dem eingerissenen Unheil Einhalt tun, aber es war bereits zu spät dazu; als einziges Mittel, die völlig zerrütteten Finanzen Österreichs zu „sanieren", erwies sich der Staatsbankerott. Er wurde am 15. März 1811 vom neu ernannten Hofkammerpräsidenten Grafen Wallis in der Weise ausgesprochen, daß der Nennwert der Bancozettel auf den fünften Teil herabgesetzt und die Einlösung der Zettel gegen Scheine verfügt wurde, die man als „Wiener Währung" bezeichnete. So durchgreifend diese Maßregel war und so günstig sie auch an sich wirkte, so konnte sie aber doch selbstverständlich die schweren Schäden, die jene Inflationszeit mit sich gebracht hatte, nicht mehr gut machen; zahlreiche in ehrlicher Arbeit gewonnene Vermögen waren in jener ersten Inflationsperiode vernichtet, andere auf spekulativem Wege gewonnen worden, und es war damals zum ersten Male im Grunde die gleiche Art einer Vermögensumschichtung zu Ungunsten der schaffenden und zugunsten der raffenden Stände zu beobachten wie wir sie in der jüngsten Vergangenheit durchmachen mußten.

Eine scharfe Trennung von Geldhandel und Warenhandel gab es in jener Entstehungszeit des Bankwesens noch nicht, vielmehr wurden beide Arten des Handelsgeschäfts zumeist von den gleichen Personen betrieben. Neben zahlreichen jüdischen Handelshäusern wie Samuel Oppenheimer, Simson Wertheimer, Löb Sinzheim, Lazarus Hirschl u. a., die damals die Geldleihe neben allgemeinen Handelsgeschäften betrieben, werden auch einige Christen, namentlich Italiener, als Wechsler genannt; doch stand deren Geschäftsausdehnung zu dem der jüdischen Häuser in keinem Verhältnis. Unter ihnen verdient namentlich der erstgenannte Samuel Oppenheimer besondere Hervorhebung, da sein Werdegang und sein gesamtes Geschäftsgebaren schon wie eine vollkommene Vorwegnahme bekannter neuzeitlicher Erscheinungen anmutet. Etwa um 1630 in der alten Judenhauptstadt Frankfurt geboren, war Oppenheimer schon früh in Österreich eingewandert und hatte hier sowohl als Heereslieferant, welchen Geschäftszweig er damals geradezu monopolisierte, wie als Kreditgeber des Staates und Hofes außerordentliche Reichtümer erworben. Beide Betätigungsarten wußte er in sehr geschickter Weise zu verbinden, indem er einerseits, wenn der Staat zur Beschaffung von Waffen, Munition, Getreide usw. seine Hilfe brauchte, diese nur unter der Bedingung leistete, daß ihm frühere Darlehen unter besonders guten Bedingungen zurückgezahlt oder höher als bisher verzinst wurden, während er andrerseits Darlehen nur bei gleichzeitiger Zuweisung größerer Lieferungsaufträge gewährte. Dabei erfreute er sich — man denkt an gewisse Berater Wilhelms II. — der Gunst des Hofes in allerhöchstem Maße; nicht nur, daß der „kaiserliche Kriegsoberfaktor und Jud" — dies seine amtliche Bezeichnung, mit der er auch stets unterschrieb — von der Anwendung des allgemeinen Aufenthaltsverbots für Juden in Österreich für seine Person befreit blieb, er wurde auch gleich den Adeligen der allgemeinen Gerichtsbarkeit entzogen und erhielt einen eigenen Gerichtsstand. Wie ein klarblickender Mann jener Zeit über Oppenheimers Geschäftspraktiken dachte, geht aus einem Bericht des genannten Grafen Gundacker von Starhemberg hervor, in dem dieser „das Oppenheimersche Unwesen" für die Hauptursache der Abnahme des Staatskredits erklärte und es als höchst verderblich bezeichnete, daß man „fast das

ganze Bellicum" auf diesen einen Mann gestützt habe; seine Lieferungsbedingungen seien wucherisch gewesen, und er habe mit den großen Gewinnen, die er aus dem Schweiß und Blut der Untertanen gezogen, die Beamten, deren Hilfe er bedurfte, zu bestechen verstanden. Zur Erlangung seiner Monopolstellung waren Oppenheimer namentlich seine guten zwischenstaatlichen Verbindungen dienlich; in allen großen Handelsplätzen der Welt, Amsterdam, London, Ofen, Venedig usw. hatte er seine Vertrauensleute und Agenten sitzen. Allerdings geriet nach dem Tode Simon Oppenheimers sein Haus in Konkurs, doch bedeutete das selbstverständlich durchaus nicht, daß seine Nachkommen etwa dadurch arme Leute geworden wären; vielmehr wurden schon damals ernsthafte Äußerungen laut, die diesen Konkurs einen betrügerischen nannten, und der erwähnte Graf Gundacker von Starhemberg nannte ihn „einen so grundverderblichen Streich, daß Frankreich für sich und gegen den Kaiser nichts Kräftigeres hätte ersinnen können".

Unter den sonstigen Geldleihanstalten, die während des 18. Jahrhunderts in Wien gegründet wurden, verdient die „Wiener Commerzial-Leih- und Wechselbank" Erwähnung, die im Jahre 1787 mit kaiserlicher Erlaubnis durch den Dänen Henning Bargum zu dem Zweck begründet wurde, den Wucherern den Wind aus den Segeln zu nehmen; die Rechtsform, die diese Anstalt erhielt, war der heutigen G. m. b. H. ähnlich. Die Bank entwickelte anfangs eine rege geschäftliche Tätigkeit, ging aber, nachdem Bargum als Betrüger und Wechselfälscher festgenommen worden war, zurück und mußte endlich in Liquidation treten. Daneben waren um die Wende des 18. Jahrhunderts in Wien noch eine Anzahl Privatbankiers tätig, so das Schweizer Haus Fries u. Co., Steiner u. Co., Geymüller u. Co., ferner von jüdischen Häusern namentlich die Firma Arnstein und Eskeles. All diese Häuser spielten im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und namentlich zur Zeit des Wiener Kongresses gesellschaftlich eine große Rolle, freilich mit dem Unterschied, daß die arischen Häuser ihren Reichtum vorwiegend auf Luxusbauten und ein vornehmes künstlerisch-geselliges Leben verwandten, während die Juden trotz dem großen und die auswärtigen Diplomaten in Erstaunen setzenden Aufwand, den sie während des Kongresses mit Festen usw. trieben, doch stets den Blick fest auf das Geschäftliche gerichtet hielten. Diese Entstehungszeit und erste Hochblüte des Leihkapitalismus in Österreich erreichte ihren Abschluß, als der erste der „fünf Frankfurter", Salomon Meyer mit Namen, seinen Fuß nach Wien setzte und hier den weiteren Aufstieg der Geldmächte zu ihrer heutigen Herrschaftsstellung einleitete.

Über den Ursprung und die Wesensart der Finanzdynastie Rothschild braucht hier nichts gesagt zu werden. Der alte Meyer Amschel Rothschild nutzte bekanntlich den Segen seiner Nachkommenschaft — er hatte fünf Söhne und fünf Töchter — in der Weise aus, daß er alle wirtschaftlichen und politischen Schwerpunkte des damaligen Europa — Frankfurt, London, Wien, Paris und Neapel — mit seinen Söhnen besetzte, die dort alsbald als die wahren Herrscher neben und hinter den scheinbaren Trägern der staatlichen Gewalt ihre Tätigkeit entfalteten. Die dadurch geschaffene Überstaatlichkeit des Kapitalwesens und dazu der auf religiöser Grundlage beruhende, vom Vater in seinem Testament streng gepredigte und gewissenhaft beobachtete enge Zusammenhalt der Familie war nicht der letzte Grund ihres raschen Aufstiegs und außerordentlichen Erfolges, wobei ein scharfer Blick für geschäftliche Mög-

lichkeiten billigerweise nicht außer Acht gelassen werden darf. In Österreich betätigte sich Salomon Rothschild schon bald nach seiner Ankunft in Wien als Anleihevermittler, und zwar auf dem Wege der damals noch neuen Losanleihe, die er durch eine große Werbetätigkeit bekannt und beliebt zu machen verstand. Solche Anleihen brachte er von 1820 bis 1842 mehrfach zustande; als geschäftlicher Vermittler diente ihm dabei der hamburgisch-englische Großkaufmann David Parish, der in Wien die Firma Fries u. Co. leitete, als politischer Helfer der bekannte Kabinettschef Metternichs, Friedrich Gentz, der feststehendermaßen von allen Seiten Geld für politische Dienste bekam und nahm und daher in seinem Tagebuch auch getreulich die vielen Tausende von Gulden verzeichnet, die er von Rothschild für seine diesem in der Tat höchst wertvollen Vermittlerdienste und Benachrichtigungen erhielt. Dem armen Parish, der Rothschild zuerst in das Wiener Geschäftsleben eingeführt hatte, bekam diese Verbindung allerdings weniger gut; er wurde, nachdem Salomon Rothschild in erstaunlich kurzer Zeit Österreich geschäftlich erobert hatte, von diesem beiseite gedrängt und wählte schließlich, da er den Zusammenbruch seines Hauses nicht überleben konnte, im April d. J. 1826 den Tod in den Fluten der Donau. In Abschiedsbriefen an Metternich und Rothschild beklagte er sich bitter über das Verhalten, das diese beiden Männer ihm gegenüber, der zweifellos zu den tüchtigsten und charaktervollsten Finanzmännern seiner Zeit zählte, an den Tag gelegt hatten.

Die nächste und wichtigste Betätigung der Rothschild in Österreich galt der Entwicklung — d. h. selbstverständlich in erster Linie der „Finanzierung" und „Kontrolle" von Eisenbahnen. Der eigentliche Schöpfer des Eisenbahnwesens in Österreich war der Professor am damaligen Polytechnischen Institut in Wien, Franz Riepl, ein genialer Techniker, der sich schon Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts mit dem Gedanken trug, eine Eisenbahnverbindung von den nördlichsten Teilen Österreichs bis zur Adria herzustellen. Obwohl er bei dem damaligen allgemeinen Interesse für Bahnbauten sich zweifellos das Geld auch auf anderem Wege hätte verschaffen können, setzte er sich doch zur Durchführung seiner Pläne mit dem Haus Rothschild in Verbindung, und ihren vereinten Bemühungen gelang es, im März 1836 eine Privilegiumsurkunde für den Bau einer Bahn von Wien nach Bochnia in Galizien zu erlangen, die denn auch schon im Jahre 1845 bis Prag ausgebaut war. Daß auch eine Anzahl späterer Eisenbahngründungen, insbesondere das weitverzweigte Südbahnnetz, „Rothschildbahnen" waren, ist bekannt.

Trotz all diesen Ansätzen zur Herrschaft des Leihkapitals war die österreichische Volkswirtschaft vor dem Jahre 1848, verglichen mit den heutigen Zuständen, im ganzen als gesund zu bezeichnen. Das Produktivkapital war ziemlich gleichmäßig über den Staat verbreitet, die Spekulation hielt sich gegenüber anderen Ländern in bescheidenen Grenzen; das Wiener Kursblatt von 1848 zählte zwanzig an der Börse gehandelte Wertpapiere auf gegenüber 200 in Paris. Im Bürgertum herrschte noch ein behäbiger Wohlstand, die Lage von Landwirtschaft und Gewerbe war nicht ungünstig. Die Staatsumwälzung von 1848 war daher in Österreich auch nicht wirtschaftlichen, sondern politischen Ursachen entsprungen; sie war die unausbleibliche Rückwirkung gegen den Jahrzehnte hindurch von Metternich und seinen Werkzeugen ausgeübten politischen Druck, der schlechterdings nicht länger auszuhalten war. Diese politische Bewegung wurde aber vom Leihkapitalismus in richtiger Erkenntnis des „psycho-

logischen Augenblicks" zu einem Einbruch größten Maßstabs ins österreichische Wirtschaftsleben ausgenutzt. Die Zeit war dieser Entwicklung günstig; die großen technischen Umgestaltungen, die der Ausbau der vorhandenen gewerblichen Anlagen und die zahlreichen damals ins Leben gerufenen Neugründungen mit sich brachten, forderten Geld und so erschlossen sich denn jetzt dem Leihkapital hundert und aberhundert Kanäle, durch die es in die Volkswirtschaft eindringen, diese scheinbar „befruchten" — und als Lohn die Früchte der von den wahrhaft werteschaffenden Kräften geleisteten Arbeit in seine Scheunen einsammeln konnte. Das hauptsächliche Mittel zu dieser Gestaltung des Wirtschaftslebens war die Gründung von Banken — vor allem der „privilegierten Notenbanken" —, das Aktienwesen und die Ausdehnung des Börsenspiels, die treibenden Kräfte und die eigentlichen Nutznießer dieser Entwicklung waren selbstverständlich Juden. Die erste dieser Banken war die 1855 gegründete „Eskompte-Gesellschaft". Diese Anstalt sollte ursprünglich in enger Verbindung mit den gewerbetreibenden Ständen stehen und eine Art Kreditgenossenschaft auf Gegenseitigkeit bilden, ähnlich wie heute die landwirtschaftlichen Kreditinrichtungen; allerdings standen dieser Bank schon bei der Geburt auch Vertreter der gewerbsmäßigen Geldleihe, namentlich das schon genannte Bankhaus Eskeles, zur Seite, und so stellt denn ihre weitere Entwicklung natürlicherweise ein Musterbeispiel für die Art dar, wie eine ursprünglich als gemeinnütziges Unternehmen geplante Kreditanstalt zu einem Machtmittel des privaten Leihkapitals umgestaltet wird. Auf wesentlich anderer Grundlage erfolgte i. J. 1855 die Gründung der „Creditanstalt für Handel und Gewerbe", eine von den Rothschild ausgegangene Gründung gegen den damals in Österreich eingedrungenen und zu großem Einfluß gelangten Crédit mobilier, die ihren Hauptzweck darin sah, möglichst viele neue Aktiengesellschaften zu gründen und bei bestehenden durch Kreditvermehrung Einfluß zu gewinnen; außerdem beteiligte sie sich an Lotterieanleihen, war Mitbegründerin der Triester Kommerzialbank usw. Zur leichteren Einführung der Bank in der Öffentlichkeit hatte man sich der wohlwollenden Haltung der Presse versichert, indem man den führenden Blättern Beteiligungen von je 500 Aktien an den Neugründungen zukommen ließ, und diese zarte Aufmerksamkeit fand denn auch in einer entsprechenden Werbetätigkeit der Presse zugunsten der neuen Bank den verdienten Lohn. In der Folge traten dann rasch nacheinander zahlreiche ähnliche Bankgründungen ins Leben: 1863 die Anglo-Österreichische Bank, 1864 die „K. K. priv. allg. öst. Bodenkreditanstalt" und die „K. K. priv. Pfandleihgesellschaft", 1870 die „Union-Bank", die aus der Auflösung mehrerer kleinerer Bankanstalten entstand. Damit sind wir mitten in das noch heute bestehende Zeitalter der Bankenherrschaft im Wirtschaftsleben eingetreten.

Die wirtschaftlichen Veränderungen, die sich durch die hier nur in ihren allgemeinen Zügen angedeutete, vom Verfasser eingehend in ihren Wegen und Formen geschilderte Entwicklung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen, hatten selbstverständlicherweise auch tiefgehende gesellschaftliche und in ihrer weiteren Folge politische Umschichtungen und Neugestaltungen zur Folge, die sogar im äußeren Bild der Stadt Wien und im gesellschaftlichen Leben sichtbar wurden. Die veränderte rechtliche Stellung, die die Umwälzung von 1848 den Juden gebracht hatte, und die von nun an das Bürgertum beherrschende Gesinnungsrichtung des Liberalismus, der alle Unterschiede der Geburt verwarf und die schrankenlose Betätigung des Einzelnen zum Grundsatz

erhob, ermöglichte es dem jüdischen Geldbesitz, aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszugehen und seine tatsächliche wirtschaftliche Bedeutung auch öffentlich zur Schau zu tragen. Die Städteerweiterung des Jahres 1857, die Schleifung der Stadtmauern und das Entstehen neuer Stadtviertel in den bisher halb ländlichen Außenbezirken der Stadt bot dazu die hauptsächliche Gelegenheit. „Sie" — nämlich die jüdischen Bankiers — „ließen", so schreibt Friedrich Uhl in dem Gedenkwerk zur 40 jährigen Regierungsfeier Kaiser Franz Josefs, „die Prachtbauten auf der Ringstraße von ersten Künstlern errichten, gleichsam um zu zeigen: Hier sind wir, hier bleiben wir, hier ist es schön, hier wollen wir unsere Paläste bauen. Rothschild, Todesko und Springer, Wiener und Schey, Königswärter und Epstein und wie sie alle hießen, waren Hausherren geworden auf der Ringstraße Wiens, sie, die Männer, welche vor dem Jahre 1848 nicht Grund und Boden besitzen durften. Ihr neues Recht glänzte jetzt förmlich in Prachtausgabe mit reichem Goldschnitt in der Auslage."

Besonders tiefgehend mußte durch das Aufkommen dieser neuen Wirtschaftsschicht naturgemäß die Stellung des Adels im Leben des Volksganzen berührt werden. Der Einfluß und die Geltung des Adels, insbesondere des grundbesitzenden Hochadels, war bis dahin in Österreich auch durch die grundsätzliche Gleichheit aller Staatsbürger nicht gebrochen worden; noch immer stellte der Adel in der öffentlichen Meinung wie der tatsächlichen Geltung noch die Spitze der Gesellschaft dar. Die durch Geschlechter fortgesetzte Überlieferung hoher Lebenskultur, ein reicher Besitz an prächtigen Schlössern und Landgütern, die enge Verbindung mit den regierenden Häusern und tatsächliche Leistungen als Inhaber der höchsten Stellen in Heer und Verwaltung hatten auch im demokratischen 19. Jahrhundert dem österreichischen Adel eine tatsächlich und vom Volk ohne Neid ertragene Führerstellung erhalten. Der Umschwung vollzog sich nicht in offenem Kampf zweier Gesellschaftsschichten, deren gleichzeitige Herrschaft unmöglich war; der alte Geburtsadel wurde nicht mit Gewalt aus seinen bisherigen Betätigungsgebieten verdrängt, nein, mit gewinnender Liebenswürdigkeit, mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit trat der neue Geldadel an ihn heran, drängte sich in ihn ein und wußte ihn in seine Interessen zu verflechten. Der Adel hatte auf seinen Gütern vielfach große Sachwerte, doch fehlte ihm das Geld, sie auszunutzen; seinen Namen brachte die Öffentlichkeit Vertrauen entgegen, so mußte es dem Judentum zweckmäßig erscheinen, sich dieses Vertrauens zu bedienen, um damit seine Geschäfte zu fördern. Andrerseits war der Adel im ganzen offenbar nicht scharfsichtig genug, um zu erkennen, daß seine führende gesellschaftliche Stellung eben daran gebunden war, daß er sich von niedrigem Gewinnstreben fernhielt; im Gegenteil, er ließ sich zweifellos oft genug nicht ungern die schönen Aufsichtsratsstellen und fetten Dividenden gefallen, die ihm das jüdische Kapital so bereitwillig anbot. Wenn man beispielsweise den „Kompaß" aus den Jahren 1873 und 1874 durchblättert, so ist man erstaunt, dort bei den schwindelhaftesten und unsolidesten Bankgeschäften Mitglieder des alten Adels mit gänzlich unbekannten Bankjuden östlichster Herkunft einträchtig im Verwaltungsrat beisammen zu finden. Mit dieser Bereitwilligkeit, dem Leihkapital zum Aushängeschild und Deckmantel zu dienen, hatte natürlich der Adel auf seine Selbstbehauptung innerlich bereits verzichtet, er war zum bloßen Schein herabgesunken, der Geldbesitz zum wahren Besitzer der Macht und Geltung aufgestiegen. Überflüssig zu sagen, daß das Judentum dem Adel diese Beteili-

gung an seinen Geschäften nur solange zugestand, als es dabei seinen Vorteil finden konnte, und daß die hochadeligen Herren mit dem fortschreitenden Aufstieg des Leihkapitals mehr und mehr aus diesen Aufsichtsratsstellen verdrängt wurden. So hatte sich die größte innere Umwälzung, die bisher in Österreich zu verzeichnen war, die Verdrängung des Adels aus der gesellschaftlichen Führerschaft und der Übergang der Macht an die jüdischen Geldmächte, fast unmerklich und ohne äußere Reibungen vollzogen.

Für den folgenden Abschnitt in der Entwicklung des Leihwesens in Österreich sind jene wirtschaftlichen Erschütterungen bezeichnend, die man übereinkömmlich als „Krisen" zu bezeichnen pflegt. Das Wort entstammt dem Sprachschatz bankenfreundlicher Wirtschaftstheoretiker und ist insofern irreführend, als es diese wirtschaftlichen Störungen gewissermaßen als unvermeidliche Naturerscheinungen oder gar als Heilungsvorgänge aufgefaßt wissen will, während es sich in Wahrheit um Spekulationskrisen handelt, die im Grunde nur einem über das gewöhnliche Maß hinaus ins Große und Gewaltige verzerrten und kaum je ohne den Willen bestimmter Geldmächte zustande gekommenen Konjunkturwechsel entspringen. Auch die größte und bekannteste von diesen Wirtschaftserschütterungen, der „Wiener Krach" vom Jahre 1873, war eine solche Spekulationskrise im vollsten Sinn des Wortes. Der Friedensschluß von 1866 und das Aufkommen eines schrankenlosen Liberalismus in Politik und Wirtschaft hatten das Feld für zahlreiche, vielfach schwindelhafte Unternehmungen und damit für Spekulationen freigemacht, die früher oder später zusammenbrechen mußten; vielfache Überschätzung der von den neuen Eisenbahnbauten und der Wiener Weltausstellung zu erwartenden Vorteile trugen vollends dazu bei, jenen „schwarzen Freitag", den 9. Mai 1873, herbeizuführen, an dem so viele Wiener ihr Vertrauen in den Segen der Börse und ewig dauernde hohe Zinsgewinne mit dem wirtschaftlichen Untergang, ja mit dem Leben bezahlten. So groß aber die Verheerungen waren, die der „Wiener Krach" unter den vertrauensseligen Erwerbern fauler Anlagewerte anrichtete und so schweren Schaden er für die gesamten schaffenden Stände Österreichs nach sich zog — das Leihkapital selbst überstand diese Krisen ohne Nachteil, ja es hat dadurch, daß es die von den zahlreichen kleinen und mittleren Sparern in die Spekulation hineingetriebenen und beim Krach verlorenen Vermögensmassen auffing, erst die Grundlage für die spätere planmäßige und umfassende Eroberung des Wirtschaftslebens erhalten. Das deutet im Verein mit manchen anderen Tatsachen darauf hin, daß der „Wiener Krach" durchaus nicht einem blinden Walten des Schicksals entsprang, sondern daß er ein wohlvorbereiteter und vollkommen gelungener Hauptangriff des Leihkapitals auf die österreichische Wirtschaft war, der für die nunmehr folgende Ausbreitung der Bankherrschaft geradezu die Voraussetzung bildete.

Dieser jüngste, bis in die Gegenwart reichende Abschnitt der österreichischen Volkswirtschaft erhält sein besonderes Gepräge durch den immer stärkeren Zusammenschluß der einzelnen Träger des Leihwesens zu großen Gruppen (Bankvereinigungen) und das immer stärkere Eindringen des Leihkapitals als Herrscher in die Industrie. Dieser Vorgang erfolgt gewöhnlich schrittweise durch Gewährung von Krediten seitens einer Bank an solche Werke, die zur Erweiterung ihrer Betriebe oder aus sonstigen Gründen zur Aufnahme von Geld genötigt sind; ist dann die Zeit reif, so wird das von einem Schaffenden gegründete und von ihm oder seinen Erben weitergeführte Unternehmen in

eine unpersönliche Aktiengesellschaft umgewandelt, deren Aktien natürlich wiederum von dieser Bank ausgegeben und bei der Börse eingeführt werden. In dem Maße, wie sich das Übergewicht der Bank am Aktienbesitz steigert, vermindert sich der Einfluß der ursprünglichen Besitzer auf das Werk, bis sie schließlich als „Aufsichtsräte" zu bloßen Angestellten und Beherrschten der Geldgeber absteigen und mehr oder minder aus der tatsächlichen Leitung der Werke hinausgedrängt werden. Wohl das bekannteste und größte Beispiel für diese Entwicklung ist die Geschichte der Schöllerschen Unternehmungen in Österreich. Das alte Österreich verdankte bekanntermaßen der Tatkraft und der werteschaffenden Arbeit dieses Hauses einen großen Teil seines Volksreichtums und seiner Arbeitsgelegenheiten. Um die Mitte der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts aus dem Rheinland nach Brünn ausgewandert, hatte der einer bekannten rheinischen Industriellenfamilie entsprossene Gründer des Hauses, Alexander Schöller, zuerst 1833 in Wien eine Handelsfirma gegründet; 1843 gründete er gemeinsam mit Hermann Krupp die Berndorfer Metallwarenfabrik; später wandte er sich namentlich der Rübenzuckererzeugung zu und wurde dadurch sowohl der erste Zuckererzeuger wie der größte Steuerzahler Österreichs, was auch bei seiner Erhebung in den erblichen Ritterstand i. J. 1863 ausdrücklich anerkannt wurde. Des weiteren schuf er eine große Mühlenindustrie, indem er die Mühle in Ebenfurth erwarb und zu einer Dampfmühle umwandelte, und schließlich gliederte er seinen Arbeitsgebieten auch noch die Eisen- und Stahlerzeugung an, indem er i. J. 1863 das Walzwerk zu Ternitz erwarb, aus dem sich nach Einführung des Martinprozesses das Ternitzer Stahlwerk entwickelte. Da Alexander Schöller ohne männliche Nachkommen starb, ging die Leitung der Werke später an die Söhne seines Bruders Paul über, die die industrielle Betriebe des Hauses großzügig ausbauten, die fürstl. Schwarzenbergischen Eisen- und Stahlwerke in Steiermark pachteten und i. J. 1906 die „Steirischen Stahl- und Eisenwerke Schöller & Co." gründeten. Heute sind fast alle Schöllerschen Industrieunternehmungen, die im obigen durchaus nicht vollständig aufgezählt sind, Aktiengesellschaften, an denen fast alle Wiener Großbanken, hauptsächlich aber die Verkehrsbank und die Bodenkreditanstalt beteiligt sind. Natürlich ist aber die Geschichte dieses Hauses nur ein einzelner Fall aus einer umfassenden Entwicklung, durch die mehr und mehr das gesamte österreichische Produktivkapital vom Leihkapital durchdrungen, entpersönlicht und von der wirtschaftlichen Führerschaft verdrängt wurde. So war denn auch schon in den letzten Jahren der Monarchie ein ganz außerordentliches Wachstum der Banken festzustellen; stieg doch beispielsweise in den Jahren 1910 bis 1913 der Gesamtbetrag des in den österreichischen Banken angelegten Aktienkapitals — ohne Einrechnung der Österreichisch-Ungarischen Bank — von 1097,1 auf 1349,9 Millionen Kronen, wovon nahezu 9 Millionen auf Wien entfielen.

Der seit dem unglücklichen Kriegsende und dem politischen Umsturz bestehende letzte Abschnitt der österreichischen Wirtschaftsgeschichte ist als sinngemäßer Abschluß dieser Entwicklung ebenso wie in Deutschland durch den vollkommenen Sieg und die nahezu unumschränkte Herrschaft des Leihkapitals bei gleichzeitiger Vernichtung der letzten Reste eines wirtschaftlichen Mittelstandes gekennzeichnet. Zwei Ursachen trugen hauptsächlich dazu bei, diesen Zustand herbeizuführen; einmal während des Krieges die Anleihen, die von Anfang bis zu Ende des Krieges immer wieder mit erstaunlichem Erfolg aufgelegt

wurden und zuletzt den ungeheuren Betrag von 20 Milliarden Goldkronen erreichten; sodann nach dem Kriege eine Reihe von Krisen, die den ohnedies so geschwächten österreichischen Wirtschaftskörper aufs stärkste erschütterten und zugleich dem Leihkapital erneute Gelegenheit zu Beutezügen größten Stiles boten. Von diesen war die erste eine durch die Umstellung der Industrie auf Friedenstätigkeit bewirkte und insofern unvermeidliche Produktionskrise, die verhältnismäßig nicht allzu schwer überwunden wurde und heute bereits als abgeschlossen gelten kann; die andern waren Finanz- bzw. Spekulationskrisen und als solche selbstverständlich nicht ohne Zutun der „Finanzwelt" entstanden. Die Neugestaltung des Geldwesens, die mit einer ungeheuren „Inflation" verbunden war, und das Staatsdefizit übten zunächst auf den Wert der Krone eine verheerende Wirkung aus; als dann die Folgen dieser Übelstände durch die gewährten Vorschüsse auf die Völkerbundsanleihe und andere Umstände wenigstens einigermaßen ausgeglichen waren, trat eine ungeheure Spekulation in französischen Franken und nach deren Zusammenbruch ein schwerer Kurssturz in österreichischen Werten ein, der sich nur mit dem des Jahres 1873 vergleichen läßt; sanken doch die Kurse vielfach auf ein Drittel des ursprünglichen Wertes und darunter. Dieses „Zerschmelzen" der Werte bot aber selbstverständlich dem Spekulantentum reichliche Gelegenheit zu unmittelbaren und mittelbaren Gewinnen; und es braucht nicht erst gesagt, daß sich dieses, selbstverständlich nahezu ausschließlich aus Juden bestehend, die gebotenen Möglichkeiten nicht entgehen ließ. Zwei, von uns bereits genannte Namen sind es, in denen dieser jüngste große Einbruch des Spekulationskapitals in die österreichische Wirtschaft seine merksamsten und von der Öffentlichkeit sogleich mit richtigem Gefühl als solche erkannten Vertreter findet: Sigmund Bosel und Camillo Castiglioni; und es entbehrt weder des Reizes noch des Wertes, die Wege, auf denen diese beiden jüdischen „Finanziers" — im Stil der Frkf. Ztg. zu sprechen — zu ihrer wirtschaftlichen Machtstellung emporstiegen. Bosel, der Sohn eines östlichen Textilwarenhändlers und wie sein Vater selbst strenggläubiger Jude, hatte nach den niedrigsten Anfängen als Hausierer zu Beginn des Krieges eine kleine Pfaidlerei (Weißwarenhandlung) am Rudolfsplatz inne. Im Kriege wußte er sich Heereslieferungen zu verschaffen, die bald einen riesigen Umfang annahmen und ihm ungeheure Gewinne einbrachten; diese Werte ließ er sich damals schon, mitten im Kriege, auf auswärtige, vorzugsweise Schweizer Banken gutschreiben. Als dann infolge des immer zunehmenden Umfangs seiner Geschäfte die Verbindung mit einer Bank wünschenswert erschien, knüpfte er zunächst mit der Verkehrsbank Beziehungen an, gründete aber später ein eigenes „Bankhaus Bosel", bis auch das seinem Eroberungsdrang nicht mehr genügte und er sich im Frühjahr 1923 die Unionbank kaufen konnte, worauf er dann, kaum dreißigjährig, von seinem Anhang zu deren Chef gewählt wurde. Bosels Methoden der Reichtumsgewinnung waren dabei stets die denkbar einfachsten. Er spielte a la baisse in Kronen, erwarb Aktien, Betriebe, Landgüter und sonstige Sachwerte aller Art, zahlte sie aber nach dem Grundsatz „Krone ist Krone" erst, nachdem der geschuldete Wert nur noch einen Bruchteil des früheren ausmachte — der typische Vertreter jener mit unseren heutigen Gesetzen nicht zu fassenden Wirtschaftshyänen, die auf der Verarmung anderer ihre Macht aufbauen. Anders Castiglioni. Als Sohn eines Rabbiners in Triest geboren und von Hause aus wie Bosel vermögenslos, war Castiglioni zuerst

Beamter in den Semperitwerken. Auch ihm gab der Krieg Gelegenheit, ein Riesenvermögen zu erwerben, und zwar als Flugzeugagent; auf dieses gestützt, wußte er den maßgebenden Einfluß in der Depositenbank zu erlangen und benutzte diesen, um in der österreichischen Industrie Fuß zu fassen. Nachdem er schon eine ganze Anzahl von Gründungen, Finanzierungen und Beteiligungen hinter sich hatte, gelang ihm ein besonders wichtiger Schlag mit der Erwerbung eines großen Bestandes von Aktien der „Alpinen", die u. a. den Erzberg ausbeutete. Er war gerade im Begriff, diesen an eine italienische Gesellschaft loszuschlagen, als sich ihm Gelegenheit bot, mit Stinnes in Beziehung zu treten, dem an der Verbindung rheinischer Kohle mit österreichischem Erz gelegen war. Stinnes erwarb die Mehrheit der Aktien in der „Promontana", die über die „Alpine" verfügt, und Castiglioni, der im Gegensatz zu dem Nichts-als-Spekulanten Bosel gesellschaftlichen Ehrgeiz hat, konnte sich nun in dem Bewußtsein sonnen, daß sein Name wenigstens in einigen bekannten Aktiengesellschaften in einem Atem mit der mächtigsten Persönlichkeit der deutschen Wirtschaft genannt wurde.

Die Herrschaft des Leihkapitals, die den heutigen Zustand der österreichischen Volkswirtschaft kennzeichnet, hätte trotz allem wohl niemals dieses Maß erreicht, wenn in Staat und Gesellschaft noch irgend eine andere Macht vorhanden gewesen wäre, die diesem Siegeszug der Geldmächte hätte Einhalt gebieten können. Eine solche Macht war indessen nicht mehr vorhanden — im Gegenteil: war die Autorität des Staates schon in den letzten Jahren des Kaiserreichs — wie in Deutschland der Bülow und Bethmann — bedenklich durch die Geldmächte geschwächt worden, so hatte der Umsturz die natürliche Folge, daß die Macht nunmehr völlig und schrankenlos an das Leihkapital überging. Dieser Wendepunkt der Entwicklung trat zunächst darin in sichtbare Erscheinung, daß das Finanzkapital sich auch in dieser schwierigen Lage des Staates jeder angemessenen steuerlichen Leistung zu entziehen wußte; sodann aber darin, daß diese Kapitalsmächte nunmehr auch unmittelbar durch geeignete Persönlichkeit auf die staatliche Finanzwirtschaft Einfluß ausübten. Die wichtigste dieser Persönlichkeiten war der frühere Sektionschef im Finanzministerium Dr. Hermann Schwarzwald, die eigentlich treibende Kraft der österreichischen Finanzpolitik in der Inflationszeit. Während des Krieges durch einen Zufall ins Finanzministerium berufen, hatte dieser Mann in kurzer Zeit dort einen so überragenden Einfluß gewonnen, daß er zuletzt zum Leiter der wichtigsten Abteilung dieses Amtes, nämlich der Kreditsektion ernannt wurde. Tatsächlich war er noch mehr — er war der wahre Beherrscher des Finanzministeriums; niemand von den wechselnden Ministern, keiner von den Räten vermochte das Netzwerk der Fäden Schwarzwalds zu entwirren, niemand wagte ihm entgegenzutreten — tatsächlich war jeder andere Einfluß als der Schwarzwalds so gut wie ausgeschaltet und die nach außen verantwortlichen Stellen eigentlich nur noch dazu da, die Maßnahmen Schwarzwalds mit ihrer Unterschrift zu decken. Es braucht nicht betont zu werden, daß Herr Schwarzwald schon damals nicht das Beste des Staates, sondern den Vorteil der geldverleihenden Kreise zu fördern suchte, denen er nach Geburt und Gesinnung nahe stand; und so war es nur natürlich, daß er schließlich, als ihm die Unterwerfung des Staates unter die Macht der Großbanken genügend weit gediehen schien, auch den letzten Schein fallen ließ und als Direktor der Anglo-Bank offen in den Dienst des Finanzkapitals trat. Wie

dieser Mann die Interessen seiner Bank dem Staate gegenüber zu wahren wußte, dafür nur ein Beispiel. Die Anglobank sollte, dem damaligen Geldwert gemäß, eine „Admissionsgebühr" von 25 Millionen Kronen zahlen. Selbst diese geringe Leistung wurde ihr aber von der Kreditsektion des Finanzministeriums, d. h. von Dr. Schwarzwald, dadurch abgenommen, daß man eine Forderung an das altösterreichische Tabakärar, also an den verschwundenen Staat, gegen die Schulden an den Freistaat Österreich aufrechnete! Ein weiteres von ihm mit Zielbewußtsein gehandhabtes Mittel, diese stärksten Wirtschaftskräfte des Landes vor steuerlicher Inanspruchnahme zu schützen, war die Beteiligung ausländischen Kapitals an österreichischen Banken, jene überstaatlichen Verflechtungen, die mehr als alles andere eine Handhabe bieten, die Banken dem steuerlichen Zugriff eines einzelnen Staates zu entziehen. Tatsächlich liegen, da diese Banken selbstverständlich auch ihre Bilanzen nicht nach den tatsächlichen Verhältnissen, sondern nach ihrem Gutdünken aufstellen, die Dinge in Österreich heute so, daß das überstaatliche Leihkapital sich um die Steuergesetze so gut wie nicht kümmert, sondern völlig selbstherrlich von sich aus die Beträge bestimmt, die es dem Staatsganzen zur Verfügung stellt. In diesem Verhalten kommt ihm allerdings der Staat noch in einer merkwürdigen Weise entgegen: ist doch hier die fast unglaubliche Tatsache festzustellen, daß die Besteuerung sämtlicher österreichischer Großbanken einem einzigen Referenten des Finanzministeriums übertragen ist, der noch dazu eine Reihe anderer Dienstgeschäfte zu erledigen hat! Daß bei einem solchen Verhältnis von Staatsgewalt und Großbank der Staat und mit ihm die Volksgesamtheit aufs schwerste benachteiligt werden müssen, liegt auf der Hand. Bei dieser Sachlage kann es auch keinerlei Verwunderung erregen, daß Herr Schwarzwald zahlreiche Gesinnungsgenossen gefunden hat, die gleich ihm die Vertretung der Staatshoheit aufgegeben und sich unter verschiedenen Namen wie Verwaltungsräte, Referenten, Prokuristen usw. in den gewinnbringenden Dienst der wahren Herrschermacht von heute gestellt haben. Der Verfasser hat im Anfang eine Liste ehemaliger, heute im Dienst des Leihkapitals tätiger höherer Staatsbeamter aufgestellt; es sind ihrer über vierzig aus den verschiedensten Stellungen, vom Hofrat und Sektionschef bis zum Finanzminister. Auf die einzelnen Männer, die so dem lockenden Ruf des Geldes nicht zu widerstehen vermochten, soll darum kein Stein geworfen werden — die Erscheinung als solche und als Massenvorgang aber ist zweifellos eines der bezeichnendsten Symptome für den Grad, den in Österreich die Unterwerfung des Staates unter das Leihkapital bereits erreicht hat.

Der jüngste Abschnitt in dieser verhängnisvollen Entwicklung ist durch das immer deutlichere Streben nach Konzentration im Bankgewerbe und damit durch die Bildung von Bankkonzernen unter Aufsaugung der Mittelbanken gekennzeichnet. Der eigentliche Führer dieser Bewegung ist offenbar der „Bankverein", das Ziel unverkennbar ein in ganz wenigen Händen zusammengefaßtes Kreditmonopol — die schärfste Form und eigentliche Vollendung einer von Volksfremden ausgeübten finanziellen Selbstherrschaft im „Freistaat" Österreich. Die bekannten Weisesagungen der Propheten Israels: „Du sollst allen Völkern leihen", und „Du sollst alle Völker fressen" wäre mit ihrer Erreichung restlos in Erfüllung gegangen.

Ob es gegen diese geradezu schauerliche Zukunftsaussicht noch eine Rettung

gibt? So düster das Bild ist, das der Verfasser von der heutigen österreichischen Volkswirtschaft zu entwerfen gezwungen war, so fehlt es nach seiner Ansicht doch nicht an jeder Hoffnung für einen Wandel der Dinge in der Zukunft. Sie liegt vor allem darin, daß die Herrschaft des Leihkapitals im Staate heute *nicht mehr verschleiert werden kann*; denn der ganze bisherige Aufstieg und die Machtstellung des Leihkapitals beruhte ja im Grunde darauf, daß es sich hinter dem Mantel des Staates verborgen halten konnte. Jetzt, wo die Führerschaft des Leihkapitals im Staate offen zutage treten muß, droht ihr auch die schwerste Gefahr: *das erwachende Nationalgefühl der von ihm ausgebeuteten Völker*, das diese Führerschaft als Fremdherrschaft empfinden muß und früher oder später abwerfen wird. Die ersten Ansätze zu diesem Erwachen der betrogenen Völker sind in Deutschland und Österreich schon wahrzunehmen und verursachen den politischen Schildhaltern des Leihkapitals schweres Unbehagen; daß das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit zur Klarheit über die Unwürdigkeit und Schädlichkeit dieses Zustandes kommt, ist die wichtigste Frage unserer nächsten Zukunft. Da Dr. Scheffers Buch keine wirtschaftspolitische Kampfschrift, sondern eine streng wissenschaftliche wirtschaftsgeschichtliche Darstellung ist und sein will, hat er sich über die Mittel und Wege, wie die Befreiung der schaffenden Wirtschaftskräfte von der Ausbeutung durch das Leihkapital herbeigeführt und eine neue Wirtschaftsordnung geschaffen werden kann, in der das Geld nicht mehr der Herr, sondern der Diener der Arbeit ist, nicht näher ausgelassen; wir glauben aber doch seine Anschauungen richtig dahin zu verstehen, daß er sie im Siege jener Bestrebungen sieht, die in dem Ruf: „*Brechung der Zinsknechtschaft!*“ ihren Vereinigungspunkt gefunden haben. In dem Kampf um dieses Ziel ist Dr. Scheffers Buch, von dessen Inhaltsreichtum diese Zeilen nur einen schwachen Begriff geben können, eine ausgezeichnete Waffe und wir möchten nur wünschen, daß uns auch über das Bankwesen in Deutschland bald eine Aufklärungsschrift von gleichem Wert geschenkt würde.

Lehre.

Einst verkündete Rom: „Vernichtet muß werden Karthago!“
Rüstete sich zum Krieg, daß es erreiche das Ziel.
Doch das Ringen war lang und furchtbar die punische Abwehr;
Wieder und wieder zum Sieg Hannibal führte sein Volk.

Zwietracht aber und Neid die Kräfte Karthagos zermürbten;
Werfend die Waffen von sich, ward es zertreten von Rom.
Deutscher, schaue zurück! Jahrtausende können dich's lehren:
Freiheit und Ehre gibt preis, wer sich des Schwertes entblößt.

Josef Huggenberger.

Vorstehende Probe ist den „Eisernen Distichen“ entnommen, die unter dem Titel: „Deutscher sei frei oder tot!“ von Herrn Josef Huggenberger verfaßt und im Verlag der „München-Augsburger Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H.“, München, Paul Heyse-straße 9, erschienen sind.

Diese „Eisernen Distichen“ umfassen im ganzen 20 Einblattdrucke Nr. 1/20 und sind gegen Einsendung der Verpackungs- und Postgeldauslagen (20 Pfg.) von der obigen Verlagsanstalt zu beziehen.

Ludwig Mahnert, ein völkischer Pfarrer.

Von Professor Fiedler, Innsbruck.

So hebt die Hand, ihr meine Brüder,
Und hebt sie hoch zum Himmelszelt
Und jene Schwüre, schwört sie wieder
Und hören soll's die ganze Welt:
Bis uns die blauen Augen brechen,
Der Fährmann winkt im schwarzen Boot,
So lange wollen stolz wir sprechen:
Wir wollen deutsch sein bis zum Tod!
Und niemand von dem Schwure läßt:
Im Sturme treu, in Treuen fest!

(Mahnert.)

D. Ludwig Mahnert, Pfarrer an der ev. Christuskirche in Innsbruck, vollendete unlängst das fünfzigste Lebensjahr. Fast ein Vierteljahrhundert wirkt er bereits als deutscher evangelischer Geistlicher in Österreich. Am 1. Dezember 1901 hielt er zu Mahrenberg in Steiermark die Ordinations- und Einführungspredigt. „Nach langer, banger Wartezeit," sagte er darin, „nach viel Kampf und Not ist sie endlich da, die heilige Stunde, die ich so oft, so heiß ersehnt... Seht, die mir auf Erden die Liebsten sind, müssen heut in der Ferne weilen; Vater und Mutter, Braut und Bruder, Schwester und Schwager können heute nicht bei mir sein..." Aus seiner westfälischen Heimat war er in die grüne Steiermark gekommen. Und in derselben Predigt sprach er das bezeichnende Wort über den evangelischen Geistlichen: „Wie wir uns in Haltung und Kleidung von niemand unterscheiden, so wollen wir auch... nichts anderes sein als Söhne unseres Volkes, wir wollen ganz mit unserem Volke und unter unserem Volke leben..." Seit Anfang Jänner 1904 war er dann Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Marburg in Steiermark. Die evangelische Bewegung dort, das Kämpfen und Ringen der Deutschen mit den Südslaven schildert er poetisch sehr eindrucksvoll in seinem zuerst 1912 erschienenen Roman „Die Hungerglocke" (jetzt in 5. Aufl. bei Steinkopf in Stuttgart). Er ist ein Gottsucher-Roman. In die Zeit des alten Marchburg ging er in dem Roman „... bis du am Boden liegst!" (1919 bei Steinkopf in Stuttgart) zurück, worin er auf Grund geschichtlicher Studien die Unterdrückung des Protestantismus im 16. Jahrhundert in einer sehr gediegenen Form anschaulich und eindrucksvoll darstellt. Mahnert bringt in beiden Romanen alle seine Gestalten sehr plastisch heraus; allein hier, wo wir von dem Dichter selber handeln, erwähnen wir nur diejenigen Gestalten, mit denen sich der Dichter selber oder seine Familie absichtlich zeichnet wie in der „Hungerglocke", oder die er mit so vielen Strichen des eigenen Wesens unabsichtlich auszeichnet, daß man trotz allem Abstande, der noch zwischen ihm und diesen Gestalten bestehen bleibt, an ihn erinnert wird. Da heißt es in dem Romane „... bis du am Boden liegst!" von dem Poeten und Predikanten Sigmund Lierzer, daß er ein glaubenstrotziger und doch gemütstiefer, offenherziger und quellklarer Predikant sei, und es ist die Rede davon, daß er so sanft und doch so begeistert predige, ja seine Predigt gelegentlich ein jubelndes Lied war, und auch die Schlichtheit und Kraft seiner Sprache, die Fülle und Anschaulichkeit der Bilder wird gerühmt. Die Mar-

burger Wirksamkeit Mahnerts nahm mit dem Zusammenbruch des alten Österreich im Jahre 1918 ein jähes Ende. In dem Gedichte „Heil'ge Wahrheit" (sieh Mahnerts Gedichte, 1922 bei Steinkopf in Stuttgart!) spricht er von diesem Ende:

„Heil'ge Wahrheit, weil ich dein Jünger will sein,
Weil ich hasse die Lüge, den Heuchelschein,
Sperrten die rauhen Menschen mich ein."

Und in dem Gedichte „Aus dem Kerker" ruft er siegesbewußt aus:

„Ihr könnt mich wohl zertreten,
Zerbrechen aber nicht!"

Eine neue Heimat und wieder viel Liebe fand er dann in Mürzzuschlag und nur schweren Herzens verließ er sie im Oktober 1923, um nach Innsbruck zu gehen, wohin man ihn berufen hatte. Auch hier arbeitet er rastlos, bis zur Erschöpfung, als Lehrer, Seelsorger, Prediger und Redner, um Deutschtum und deutsche Frömmigkeit zu fördern, eingedenk des Goethe-Wortes:

„Treues Wirken, reines Lieben
ist das Beste stets geblieben."

Alle die Tausende, gleichgültig ob Katholiken oder Protestanten, die ihn einmal gehört, erwärmte sein sonniges Gemüt, ihnen allen tat sein warmes Wort wohl, jeden von ihnen erhob und begeisterte seine poetisch schöne Rede, machte sein frommes Herz gläubig und zuversichtlich, sein frohgemutes wieder froh, sein inniger, mutiger und starker Glaube, seine Liebe zu allem Deutschen und Echten trotzig, kraftbewußt und stolz, auch deutsch zu sein.

Müssen wir ihm nicht für diese seine langjährige und reiche Arbeit einmal ausdrücklich danken? Freilich er, wenn wir ihm von Dank redeten, würde sagen: „Was Dank! Sagt lieber mit mir:

‚In Sturm und Stille spricht fröhlich mein Mut:
Die Welt ist so schön und Gott ist so gut'."

Und das ist ja auch der Grund- und Leitton, der uns aus seinen Gedichten in Herz und Seele klingt. Er bekennt eben auch wie seine große Landsmännin Annette Freiin von Droste-Hülshoff:

„Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
Solange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt.
Solange mir der frische Wald
Aus jedem Blatt Gesänge rauscht ...
Solange noch der Arm sich frei
Und waltend mir zum Äther streckt ..."

Was Dank! „Der Pfarrer darf ein Vater sein,
Darf seine Kinder lieben und herzen,
Mit ihnen spielen, mit ihnen scherzen
Und führen sie an starker Hand
Mit sich ins liebe Himmelsland."

Was Dank! „In unsern Augen steht's zu lesen:
Wir sind schon auf Erden im Himmel gewesen!"

Was Dank! Mahnert weiß, daß schon „der Frankfurter“ in seiner „Theologia deutsch“ sagt: „Das Beste sollte das Liebste sein! Und bei dieser Liebe sollte nicht gesehen werden auf Nutzen oder Nachteil, Frommen oder Schaden, Ehre oder Unehre, Lob oder Tadel oder anderes der Art“, er kennt auch Hölderlins Ausspruch: „Mut und Tat ist Lohn des Edleren!“, allein wir, für die gelitten und gestritten wurde, für die auch er gelitten und gestritten hat, haben immer die Dankespflicht zu erfüllen, bei jeder Gelegenheit, besonders heute — heute in unserer völkischen Not, da „manche“ schamlos ihren Undank aussprechen! Daß ich, wenn ich das Gute um des Guten willen tue, keinen Dank beanspruche, hat wahrhaftig nichts mit dem zu schaffen, daß ich selber viel Tausenden vor mir, die mir mein Leben bereiteten und möglich machten, und vielen, die neben mir atmen und wirken, zu danken habe.

Am seltensten und am wenigsten Dank ernten in der Regel Lehrer und Geistliche. Obwohl beide mit dem lauten, vernehmlichen Wort arbeiten Tag für Tag, obwohl sie Seelen- und Herzensjämänner sind, die zu jeder Jahreszeit über den Acker schreiten, oft und oft mühsam, bis sie selber mit den letzten Kräften ringen um die Menschen-, um die Volkskinder, ringen und kämpfen mit ihnen, bis sie selber zusammenbrechen, so ist das doch kein Tun, das sich so offenkundig in klingende Münze (oder derzeit in Milliardenzettel), in Nutzen und Vorteil umsetzen ließe, und, gestehen wir's doch ein, nur das steht heutzutage obenan, das gradaus zum Erwerbe hinführt, das selber Erwerb ist. Was ist ein Bankdirektor gegenüber einem Schulmeister oder einem Mann im Talar! Es ist ja richtig, was Jeremias Gotthelf einmal sagt, daß nämlich nicht der Staat, nicht die Schule, sondern das Haus (die Familie) das Fundament des Lebens sei; daß nicht die Regenten das Land regierten, nicht die Lehrer das Leben bildeten, sondern Hausväter und Hausmütter es täten; daß nicht das öffentliche Leben in einem Lande die Hauptsache, sondern das häusliche Leben die Wurzel von allem sei. Und er hätte heute noch mehr recht als damals zu rufen: „Täuschet euch nicht, es mag zuweilen die Krone des Baumes noch grün scheinen, während schon die Wurzel welket, aber lange bleibt die Krone nicht grün, dürre, wird es bald in ihren Ästen, und wenn ein Sturmwind übers Land kommt, so wird sie einen großen Fall tun, die Wurzel hält den Baum nicht mehr; so wird es dem Vaterlande ergehen, wenn man es bauen will auf öden Wüsten statt auf gottseligen Häusern.“ Doch seine Worte erhellen auch die Bedeutung des Lehrer- und Geistlichenstandes für die Familie, den Staat und das Volk. Sehen wir hier von der rassisch richtigen Grundlage der Familie ab und fragen wir: Wer weckte früher einmal doch in den Eltern die guten Anlagen, wer erzog sie, die doch einmal Kinder waren, wer hob die Schätze ihres Herzens, ihres Gemüts, ihres Geistes? Doch wohl, wir wollen gar nicht übertreiben, haben Lehrer und Geistliche den Eltern geholfen, wie diese wieder den Kindern helfen: diese Drei, Eltern, Lehrer, Geistliche, sind die Erwecker und Pfleger des Volkstums, vorausgesetzt und das ist es eben, worauf es ankommt, daß diese Drei deutsch sind. Und nur solchen Lehrern und Geistlichen, die deutsch sind und daher auch deutsch wirken, einem deutschen Lehrer und Geistlichen wie D. Mahnert danken wir, danken wir herzlich, aufrichtig, gern und bitten, daß er uns erhalten bleibe lange, lange. Jetzt in unserer großen Not brauchen wir solche Männer recht lange.

Oder brauchen wir zu den guten, das Volkstum pflegenden Lehrern und Geistlichen nicht mehr aufzublicken, weil wir's bereits so herrlich weit gebracht

haben — so weit, daß uns nichts mehr übrig bleibt! — haben sie uns nichts mehr zu sagen, uns, von denen jetzt wieder das Wort gilt: „Unser Volk ist unglaublich schwach, wenn ihm sein Inneres gestört ist, sei es durch klug gesetzten Trug des Feindes, den zu durchschauen ihm nicht gelingt; wie immer der Arglose, der selber die Waffe der Lüge nicht führt, die Beute des Trugkundigen wird?“ Wer, so darf ich fragen, wird unserm armen Volke das gestörte Innere wieder aufrichten, wenn nicht der gute deutsche Lehrer und Geistliche, wenn nicht solche Männer wie D. Mahnert?

Und wenn das gestörte Innere aufgerichtet werden muß, vermag das nicht eine religiöse Erneuerung? Ich glaube doch. So sehr wir auch Eugen Dühring schätzen mögen, mit dem Ersatz der Religion durch Vollkommeneres schlügen wir gewiß nicht den richtigen heilsamen Weg ein. Wir brauchen Religion und Kirche. Aber, zuerst das Volkstum und dann die Religion! Darüber braucht niemand zu erschrecken; man ist ja zuerst deutsches Kind, dann erst getauftes, Christ. Eine Religion, eine Religionsgemeinschaft, die nicht im Volkstum verankert ist, gleicht bald dem kleemüden Boden, und ihre Anhänger werden bald religionsmüde. Die Religion, die nicht ihrem Volkstum entspricht, wird ihnen eine Last. Religion als Last ist keine Religion. Es ist auf die Dauer nicht erträglich, daß ich meine Seele in zwei Teile zerlege: in eine völkische und eine religiöse, in eine Werktags- und in eine Sonntagsseele für die Gottesdienststunde von $^1/_2$10—$^1/_2$11. Meine Seele muß eins und einig sein, ich mache sie nicht zu einer andern, maskiere sie nicht mit einem Sonntagschristengewand, wenn ich einmal mit meinem Herrgott beisammen sein will. Mein Gott muß mich durch alle Stunden meines Lebens begleiten können: ich verabschiede ihn nicht als Weltmensch und rufe ihn wieder als Christ. Die Religion muß mein Volkstum fördern, muß eins und einig mit meinem völkischen Geist und Herzen sein — den Heiland im deutschen Geiste sehen, den deutschen Heiland haben —: erst dann hat sie Gewalt. Ich brauche meinen Glauben, den deutschen, für das Leben in und mit meinem Volke. Der Glaube soll mir Sonne sein, die immer scheint, auch dann, wenn die Sonne dort oben von Wolken verdeckt ist; in meinem Herzen will ich ihn haben, meinen Gott! Heutzutage wird das Verlangen derjenigen Völkischen, die an der Kirche noch festhalten, immer dringlicher, daß sie ganz deutsch werde. Diese Kreise wollen nichts mehr von dem althergebrachten Judenchristentum wissen, sie wollen ein deutsches Christentum und eine deutsche Kirche. Schleiermacher ermuntert uns zu einem solchen Verlangen in den Reden „Über die Religion“, indem er sagt: „Ihr wollt überall auf euern eignen Füßen stehen und euern eignen Weg gehen, und dieser würdige Wille schrecke euch nicht zurück von der Religion. Sie ist kein Sklavendienst und keine Gefangenschaft, am wenigsten für eure Vernunft, sondern auch hier sollt ihr euch selbst angehören, ja dies ist sogar eine unerläßliche Bedingung, um ihrer teilhaftig zu werden.“

Die Reformation ist nicht zu Ende geführt worden bis auf den heutigen Tag. Es ist eine neue Reformation notwendig. Schon Herder hat sie geahnt, da er schrieb: „Die Tenne ward gefegt und so manche Spreu verflog im Winde. Daß nicht alle verflog, daß man nicht bis auf den letzten Halm zu säubern fortfuhr, wer könnte, wer wollte dies vom damaligen Jahrhundert

und von diesen wenigen, mit Geschäften und Sorgen beladenen Männern fordern?"

In unsern Tagen sammelt die neue Reformation Arbeiter und Streiter. D. Mahnert hat ihren Ruf längst vernommen; wie einst der junge Vikar in Steiermark in der Glut der Liebe zum deutschen Wesen und in der Kraft des deutschen Glaubens die Hand ans Werk legte, so wird auch der Fünfzigjährige in der neuen, tirolischen Heimat mit derselben jugendlichen Begeisterung und mit derselben Kraft an der religiösen Erneuerung des deutschen Volkes arbeiten. Und alle, die seinem Rufe folgen und Gott erleben, werden in „des Hohen Halle" sprechen:

„Wär' er nicht er gewesen,
so ständen wir nicht hier." (Lagarde.)

Der Heimat Erde.

Du bist gezeugt aus deiner Heimat Erde
Wie Baum und Gras und das Getier im Wald.
Du bist ihr Kind in Farbe und Gestalt,
Du bist ihr Kind in Geist und in Gebärde.

Du bist das Blatt, das hoch im Wipfel droben
Sich wiegt in Ätherblau und Sonnenschein
Und doch am Stamm noch hängt, der tief hinein
In's Erdreich hat sein Wurzelwerk gewoben.

Der Heimat Erde birgt den Quell der Kraft,
Von der wir tragen unser Sein zum Leben,
Die hoch im Sonnenlichte Wunder schafft.

Nicht ohne Heimat kann der Mensch bestehen,
Und wer sich reißt aus ihrer treuen Haft,
Dem wird zum Loos Verwehen und Vergehen!

Gottfried Nickl.

Politische Pflichten der deutschen Jugend.

Rede, gehalten am 26. Februar 1924 vor dem Hochschulring deutscher Art in Würzburg

von Oswald Spengler.

München 1924. C. H. Beck. Preis 1.— M.

Jenseits allen Kampfes um Spengler steht eines fest: Daß er Bilder unserer Zeit gibt, ihr den Spiegel vorhält und so die Zusammenhänge der Dinge aufzeigt, ohne Rücksicht darauf, ob sie uns gefallen oder nicht. Mit der Schärfe des photographischen Objektivs zeichnet er, ohne daß jedoch seine Risse blaß und kraftlos würden, denn mit der sicheren Hand des genialen Künstlers führt er den Retouchierstift, hier durch ein Licht, dort durch einen Schatten seine Bilder plastisch zu gestalten.

Was für Bilder stellt er nun in seiner Rede an die deutsche Jugend vor uns hin? Zwei Situationen Deutschlands im gegenwärtigen Augenblick hält er fest: Die seiner Weltmachtspolitik, und die seiner Wirtschaft. Und daran knüpft er als Drittes eine Betrachtung der Regierung als Tätigkeit.

Wir sind waffenlos und damit ehrlos geworden. Wir haben seit 1918 jeden Einfluß außerhalb unserer Grenzen verloren. Unsere Außenpolitik ist bloße Grenzpolitik geworden und vielfach noch nicht einmal das. Inzwischen geht Frankreich planmäßig daran, den Erdteil Afrika zu militarisieren. Hunderttausende von Negern werden durch Einführung der Dienstpflicht vom Senegal bis Tunis militärisch ausgebildet. Wir aber begeistern uns unterdessen an Rausch und Szenen und arbeiten so nur für Frankreich. — Mit dem Verzicht auf Fühlungnahme mit weltpolitischen Faktoren schwinden alle Aussichten der nationalen Bewegung.

Dies die Hauptzüge des Bildes von Deutschlands weltmachtspolitischer Lage. Einen Widerspruch weist es auf: Spengler spricht davon, daß die Erscheinung der stehenden Heere unwiderruflich der Vergangenheit angehöre und daß sich an deren Stelle etwas Neues herausbilde: Verbände von Männern, die aus Begeisterung für eine Sache bereit sind, ihr Leben einzusetzen, Gemeinschaften aus Überzeugung, zusammengeschmiedet nicht durch Dienstpflicht, sondern durch eine Idee. — Auf der anderen Seite das afrikanische Heer Frankreichs, dem gewiß alles andere unterliegt, als Überzeugungsgemeinschaft und Idee. Mag die Lösung darin liegen, daß es sich bei diesen Gefolgschaftsverbänden eben noch um Ansätze handelt, die das Bestehen der alten Institutionen nicht ausschließen, zumal wenn es sich, wie im Falle Frankreichs, um eine rein technische Dressur einer ganz anderen kulturellen Bedingungen unterliegenden Rasse handelt. —

Der Wirtschaft eignet ein Kennzeichen: Die geistige Ablösung des Besitzes vom Gegenstand. Die Eigentumsbeziehung ist unsichtbar, das Vermögen beweglich geworden. Niemand weiß, für wen er arbeitet; und umgekehrt kennt der Eigentümer seinen Besitz nicht. Er „hat" ihn nur. Marx' Gegensatz zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern besteht nicht; vielmehr besteht er zwischen den Menschen, die die sichtbar produktive Arbeit leisten, ob als Führer oder Geführte, als Unternehmer, Techniker oder Werkleute, und der viel kleineren wechselnden Zahl von Unbekannten, die weder dies noch jenes sind, die aber das Werk haben, für die also gearbeitet wird, obwohl sie von der Art dieser Arbeit gar nichts wissen. Diese Ablösung des Besitzes vom Werk untergräbt die eigentlich produktive, am Heimatboden, an Äckern, Bergwerken, Betriebsstätten haftende Arbeit der heutigen Nationen. Solange zu jedem Werk jemand gehört, der als Eigentümer dafür sorgt, läßt sich von nationaler Arbeit sprechen. Aber ein bewegliches Vermögen, das durch ein Telegramm in einem Augenblick von Berlin nach Newyork verlegt werden kann, ist nicht mehr national. Es hat sich vom Boden gelöst, es schwebt in der Luft, es ist eine unerfaßbare Größe. Dieser Gegensatz von Haben im bürgerlichen und im Börsensinne greift viel tiefer als der volkstümliche von Kapitalist und Proletarier. Deutschland besitzt eine hochgezüchtete Schicht, die seit Generationen sich einen inneren Rang angeeignet hat, und die nur unter der Voraussetzung existieren kann, daß von dem nationalen Gut und seinem erarbeiteten Ertrage genug in ihren Händen ist, um diese Erziehung und Tradition fortführen und für die Zukunft sicherstellen zu können. Wird diese Schicht von alten Familien in ihrem festen Besitz unterwühlt und zum Zusammenbruch gebracht, dann hat ein modernes Volk das Beste verloren, etwas, das sich überhaupt nicht ersetzen läßt, den natürlichen Schwerpunkt seiner geschichtlichen Bahn, die geborenen Führer des Gesamtdaseins und Bewahrer gewachsener, unerlernbarer, langsam entwickelter Triebe und Eigenschaften.

Und wie heraus aus diesen Übeln? ... Ein Rezept also? Nein, kein Rezept, sondern lediglich die nüchterne Konsequenz aus diesen nüchternen Tatsachen:

Wir reden beim Regieren von Volksrecht, Volksvertretung, Volkswillen und haben im Lärm des modernen Parteigeschwätzes völlig vergessen, daß es sich hier nicht um einen Anspruch auf Vorteile, sondern um Ausübung sehr schwerer und seltener Fähigkeiten handeln darf. Diese Fähigkeiten müssen da sein, angeboren oder in langer Selbstzucht erworben, sonst werden Rechte zu Verbrechen. Daß ein Staat sich in dem beständigen immer härter werdenden Ringen

um seine Weltgeltung, um sein Dasein in guter Verfassung befindet, nicht ob er eine Verfassung hat, entscheidet über seine Zukunft. — Eine wachsende Sehnsucht geht durch uns, anstelle der selbstsüchtigen schmutzigen Organisationen eine Persönlichkeit zu sehen. Aber wir werden es erleben: An Stelle der Parteien die Gefolgschaft von Einzelnen, an Stelle des Regierens als Recht, das in Schmutz und Torheit versunken ist, das Regieren als Kunst, als Aufgabe, als Sendung. Wir müssen mehr als je ein anderes Volk wieder von vorne anfangen, und nur die in uns ruhende Kraft und der ungebeugte Wille geben uns die Bürgschaft, daß dies auch geschehen wird. Aber es ist kein Land jemals durch ein noch so heißes Fühlen und Wollen gerettet worden, und auf die Frage, ob die deutsche Jugend an politischem Können, an Verständnis für die erreichbaren Ziele und die zu ihrer Erreichung notwendigen Mittel, an praktischem Wissen und praktischem Instinkt ihrer Leidenschaft etwas Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hat, gibt es leider nur ein rückhaltloses Nein. Aber auf den Erfolg kommt es an, sonst hat die Politik überhaupt keinen Sinn. Nicht daß man gegen diese oder jene Macht Lärm schlägt, sondern daß man sie an politischem Geschick überragt, hat Bedeutung. Politik ist eine lange, schwere, einsame und wenig volkstümliche Kunst, das hat uns Bismarck bewiesen. Sie ist etwas anderes, als Rausch und militärisches Schauspiel.

Und etwas, was von dieser Stelle aus einmal höchst notwendig war: Die Zurechtweisung der Wirtschaft — bei all ihrer Bedeutung — in die ihr eigenen Grenzen:

„Ein Geschäftsmann ist kein Politiker — obwohl Politik die Geschäftsführung eines Staates ist."

Aber gleich darauf auch die Richtunggebung nach der andern Seite hin, damit keiner mit dem Revolver fuchtelt, aus lauter Freude darüber, daß man dem andern gesagt hat, sein Merkurstab sei noch kein Maschinengewehr:

„... Aber Trommler und Pfeifer sind auch keine Feldherrn."

In diesem Satz, der die ganze Tragik der letzten Ereignisse unserer nationalen Bewegung enthält, mag man auch den Grund dazu suchen, warum Spengler in seinem ersten Bild (Machtfragen) den Widerspruch zwischen Gefolgschaft und stehendem Heer nicht zur Lösung bringen konnte: Die Tatsachen ließen es ja nicht zu. — Daß er aber trotz der traurigen Tatsachen sich nicht mit einer rein akademischen, objektiven Feststellung begnügt, die nur für Miesmacher eine dankbare Augenweide wäre, zeigt die Synthese:

„Der Faszismus hat es jedenfalls verstanden, sich mit maßgebenden Mächten der Wirtschaft zu verständigen, weil es ihm auf den Erfolg, nicht auf ein Programm ankam. Andernfalls wäre er an den Tatsachen bald gescheitert."

Und nun die Weiterführung der Konsequenz:

Können setzt die Beherrschung des Gebietes voraus, auf dem es sich betätigen soll. Es ist die heilige Pflicht der jungen Generation, sich für die Politik zu erziehen. Da wir nicht in der glücklichen Lage Englands sind, das seine jungen Leute früh und in praktischen Stellungen in alle Erdteile hinaussendet, so bleibt uns nur das Studium dieser Dinge an der Hand geschichtlichen Materials, aber das sollte mit doppeltem Ernst getrieben werden. Denn nur, ob jemand dem Gegner praktisch überlegen ist oder nicht, entscheidet über den Erfolg. Ehrlich, aber sonst nichts — das ist zu wenig für unsere Zukunft. Sich als Material für große Führer zu erziehen, in stolzer Entsagung, zu unpersönlicher Aufopferung bereit, das ist auch eine deutsche Tugend. Das, diese Selbsterziehung für künftige Aufgaben ist es, worin die politische Pflicht der heranwachsenden Jugend liegt. Unsere Zukunft beruht nicht auf dem, was an neuen Formen innerhalb unserer Grenzen geschieht, sondern auf dem, was infolge dieser Formen außerhalb der Grenzen erzielt wird.

Es hieße, die Wirkung und den Klang dieser lapidaren Sätze beeinträchtigen, wenn man ihnen noch etwas hinzufügen würde. Deshalb habe ich auch nicht angestanden, sie zum größten Teil wörtlich anzuführen, was der Leser durch den Drucksatz leicht erkennen möge. Im übrigen kann man nur wünschen, diese billige Schrift in all den Händen zu wissen, die noch ratlos tasten in der Suche nach dem Bestand im Chaos.

Fritz Helbig.

Biologische Wertbeständigkeit.

Von Karl Georg Vogel, München.

Geldliche und wirtschaftliche Wertbeständigkeit ist heute das Problem, an dem sich Alle versuchen, nachdem man lange genug die Zügel der Geldwirtschaft hat am Boden schleifen lassen, nachdem die lang vorhergesagte Not ins verfallende Haus eingetreten, nachdem jeder halbwegs Denkende die Zwangsläufigkeit des heutigen Auflösungsprozesses seit zwei Jahren mit freiem Auge wahrnahm. Ich bin entsetzt, daß man das Problem der Wiederherstellung von Geld und Wirtschaft mit derselben Rücksichtnahme auf die Neureichs und Schieber anpackt, wie man den gesamten Krieg mit Rücksicht auf diese zu führen versuchte und — verlor. „Kismet" sagen die ganz Gescheiten. „Die ganze Welt war gegen uns. Das alljüdische Weltkapital marschierte." Zum Teufel, es war Krieg! Und da ließ man die Wertvollen vorn bluten und sterben und die Mehrzahl zuhause leiden und patriotisch hungern, während der Herr „Bourgeois" an Heereslieferungen und Lebensmittelhandel reich, dick und fett wurde und bis heute allein — wertbeständig zu sein scheint.

Wie es bei allen Kriegen der Fall ist, hat hier die Gegenauslese die gesündesten Menschen aus dem Besitz des deutschen Volkes gerissen. Das ist klar, daß von Natur aus Kranke und Schwache nicht an die Front kamen. Sie setzten sich an die Stelle der gesunden Gefallenen und freuen sich, daß der Herrgott so gut für sie gesorgt hat. Das aber ist bei unsern Feinden genau so der Fall und betrübt mich weiter nicht.

Was mich aber betrübt und mit schwerer Sorge erfüllt, ist die unbestreitbare Tatsache, daß unsere besten und wertvollsten Familien infolge der entsetzlichen Not, die gerade sie und sie allein am schwersten befiel, so kinderlos oder so kinderarm werden, daß diese Familienstämme aussterben. Darin sehe ich eine uns feindseits bewußt auferlegte Schädigung unseres gesamten Volkes, und ich bin bedrückt, daß diese furchtbare Gefahr so wenige sehen und daß niemand helfend einzugreifen die Kraft und Gabe zu haben scheint.

Schon der „aufblühende", alte Industriestaat trug dazu bei, durch das allgemein wachsende finanzielle Wohlergehen, daß die durch geistige Gaben führenden Familien so unterfruchtig blieben, daß man geradezu sagen kann, sie wurden hinweggerafft. An ihre Stelle trat vielfach jene geistige Entartung, mit der die Abnahme von Kulturbegabung in unserem Volke begründet ist: Die einseitige Orientierung am Besitz, am Luxus und am Reichtum. Daher kommt es wohl, daß eine kurze Spanne nach der Rückkehr unserer Truppen aus dem schaudervollsten aller Kriege überall die Neureichen so widerspruchslos sich zeigen durften, ja daß deren dreimal verfluchter, anrüchiger Besitz für so viele ein Ansporn wurde, es ihnen gleichzutun: im Auto zu protzen und in gesprenkelten Anzügen und lila Socken zu prunken, zu prassen und zu jubeln, daß Gott erbarm! widerspruchslos!

Während die besten und kulturbegabtesten Familien von Sorge und Not bedrückt infolge Mangels an Nachkommen dem biologischen Strom unserer Rasse wenig oder gar keine geistigen und seelischen Erbgüter mehr zuführen!

Wohl besteht keine Sorge, daß die heute „führenden" Schichten die Auslese dahin ungünstig beeinflussen, daß sie zu viele oder gar zu wertvolle Nachkommen erzeugen. In wenig Jahren schon werden sie dahin zurückgekehrt sein, woher sie stammen und wohin sie gehören.

Aber ihre unheilvolle, politische und wirtschaftliche Tätigkeit wird leider ebensolange anhalten, als jene tüchtigen und aufbaufähigen, kulturbegabten Familien Zeit brauchen — *um auszusterben*.

Man forsche nach, wie viel Kinder heute unsere führenden Chemiker, Ingenieure, Ärzte, Künstler, Beamte, Gelehrte haben oder besser gefragt sich zu *leisten getrauen*! Und wie viel aufbau- und kulturbegabte Erbstämme des deutschen Volkes in dreißig Jahren noch erhalten sein werden!

Gerade die Vorausdenklichkeit, die Fähigkeit in Jahrzehnten zu denken, die Aufzuchtsmöglichkeit der eigenen Kinder zu erwägen, läßt die best veranlagten Zeitgenossen, mögen sie nun sozial oben, in der Mitte oder unten stehen und leben, die Nachkommenzahl in einer Weise beschränken, daß man geradezu vom Aussterben aller guten Kräfte reden muß.

Und fehlen diese — in wenigen Jahrzehnten ist es geschehen! —, dann hilft uns heute die wertbeständige Rentenmark so wenig, als seinerzeit unsere überdruckten Milliardenscheine. Biologische Wertbeständigkeit zu schaffen, wäre heute unsere vordringlichste Aufgabe. Sie allein könnte Deutschland wieder in die Höhe bringen, *sie zu verhindern ist der großzügige Plan unseres Feindes*. Seien wir doch alle auf der Hut!

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. September 1924.)

I.

Während diese Zeilen geschrieben werden, gehen die Wogen der Empörung im national-völkischen Lager noch hoch — der Empörung darüber, daß trotz aller vorherigen Versicherungen und Beteuerungen fast die Hälfte der deutschnationalen Abgeordneten über Nacht die Front wechselte und durch ihr überraschendes Ja-Sagen dem Dawes-Gutachten durch Annahme des entscheidenden Eisenbahngesetzes zum Siege verhalf.

Die Empörung der nationalen Wählerschaft war und ist berechtigt. Berechtigt war und ist es auch, wenn, natürlich lediglich vom Standpunkt des ununterrichteten Wählers aus, von Vertrauenstäuschung gesprochen wurde. Ja, die Haltung der Ja-Sager wurde in der ersten Enttäuschung offen als Verrat bezeichnet. Der natürlich empfindende Wähler wird es nie begreifen, wie jemand, der noch am Tage vor der Abstimmung das Dawes-Gutachten als ein Macht- und Mordinstrument bezeichnet hat, das aus Deutschland eine ohnmächtige Kolonie, eine Plantage des Feindbundes und des hinter ihm stehenden internationalen Großbankenkapitals macht, bei der Abstimmung selbst für dies gleiche Gutachten stimmt.

Man kann und muß wohl unterscheiden zwischen denen, die von vorneherein aus pazifistisch-konfessionellen Beweggründen einem „Ja" zuneigten, dies aber bis zum letzten Augenblick verschwiegen, und jenen Abgeordneten, welche sich für die Partei und ihre völlig versagende Führung opferten, um „das Gesicht der Partei" zu wahren. *Menschlich* kann man die zweite Kategorie wohl begreifen und würdigen, *politisch* ist ihre Haltung in Hinsicht auf die weiteren Ziele nationaler Politik keineswegs zu billigen und wohl nur aus

dem furchtbaren Konflikt zu erklären, in den eine unverständliche und völlig unzulängliche Führung die ganze Partei hineingetrieben hatte, und der zu plötzlichen Entschlüssen drängte. Unverzeihlich, ja unverantwortlich ist es von den eigentlichen Drahtziehern der Partei, daß sie in den Konflikt auch Männer wie z. B. den Großadmiral v. Tirpitz hineinstießen. Wenn man den näheren Gründen nachgeht — zunächst erfuhr ja auch die der Partei nahestehende Presse nichts, nachdem man sie vorher im Widerstand gegen das Gutachten bestärkt hatte, und so ist ihre im ersten Augenblick verwirrte und verwirrende Haltung durchaus erklärlich —, so stößt man auf die unglaubliche Tatsache, daß hinter dem Rücken der standhaft auf dem Nein-Punkt verharrenden Abgeordneten Verhandlungen mit Volkspartei und Zentrum angeknüpft wurden, um für einen etwaigen Umfall Ministerposten einzutauschen. (Es wird wichtig sein, festzustellen, wann diese Verhandlungen begonnen haben und wann die Partei von ihnen erfuhr.) Diese Tatsache lähmte aber jedenfalls die Partei für den Fall einer notwendig werdenden Reichstagsauflösung und Neuwahl dermaßen, daß nun auch grundsätzliche Nein-Sager mit einer wirklich heroischen Geste sich im letzten Augenblick entschlossen, gegen ihre innere Überzeugung Ja zu sagen.

Doch, wie betont: der natürlich Empfindende wird die Beweggründe zu einem solchen Wechsel kaum oder nie begreifen. Er wird sich vor allem an die Tatsache halten, und die sieht von außen leider wie ein Umfall aus.

So manche andere Rechtfertigungsgründe versuchte man noch ins Feld zu führen. Man gab zu bedenken, daß das Gutachten auf Grund des Art. 45 der Verfassung sowieso in London unterzeichnet wäre. Man hätte also sehn müssen, durch Zustimmung wenigstens Einfluß im nationalen Sinne auf die Durchführung zu gewinnen. Man malte einen Linksblock an die Wand. Das alles scheint aber nicht sehr wesentlich. Eine Opposition von 106 Köpfen hätte auch bei der Durchführung genug erreichen können, ohne vorher umzufallen, und mit Recht wurde von weitblickenden Abgeordneten betont: mit Anstand hätte man nur in die Regierung gehn dürfen, wenn man beim Nein geblieben wäre. Im übrigen mußte man ohne Furcht allen Folgerungen ins Gesicht sehen.

Diese Einstellung klingt durch die Mehrzahl der Entschließungen hindurch, welche von den einzelnen Parteigruppen gefaßt wurden, wenn sie auch in der Form noch so gemäßigt waren. Einhellig klang aber weiter die deutliche Forderung nach einer Reform an Haupt und Gliedern in der Partei hindurch. Sie wird unausbleiblich sein, um die Einheit der Partei und das Vertrauen der Wählerschaft wieder herzustellen.

2.

Ein Punkt, der in dieser Zeitschrift besonders herausgehoben werden muß, ist die Tatsache, daß nachweislich sich eine ganze Menge von Einzelpersonen und -betrieben ausländische Kredite in Aussicht stellen bzw. fest zusichern ließen für den Fall, daß das Gutachten angenommen würde. Ob durch diesen Umstand die Haltung des Parlamentes irgendwie beeinflußt worden ist, bleibe völlig unerörtert. Tatsache aber ist, daß ein solcher Vorgang an und für sich die Auflösung des Staates in einzelne Wirtschaftsinteressenten bedeutet, — eine Auflösung, die nicht genug zu beachten und zu verdammen ist. Früher konnte der Feind Minister, Parlamentarier oder gar Fürsten bestechen. Heute, beim entwickelten Stande der Wirtschaftsspionage, versucht man es mit Gruppen und Einzelpersonen. Das ganze ist eine erschreckende Auswirkung des Indivi-

dualismus und krassen Egoismus und eines furchtbaren Mangels an völkischem Gemeinschaftsgefühls, der nur durch lange, geduldige Erziehung im Sinne der Bildung nationalen Charakters wird ausgeglichen werden können. Es ist ein Triumph des jüdischen Materialismus innerhalb der Seele eines Volkes, das sich germanisch-christlich nennt. Im übrigen ist der ganze Vorgang auch noch unsagbar kurzsichtig. Denn die Überlegung: mag doch der Staat, mag das Volk als Ganzes versklavt werden, wenn nur mein Betrieb mit ausländischem Kredit vorläufig über Wasser gehalten wird, — diese Überlegung läßt die Tatsache außer Acht, daß von den Auswirkungen des Dawes-Gutachtens auf die Dauer kein Betrieb verschont bleiben kann, und daß die Einzelwirtschaft ohnmächtig dem Willkürzugriff des Feindes preisgegeben ist, wenn die Schutzmacht des eigenen Staates an den Feind ausgeliefert ist; ganz abgesehen von dem Umstand, daß ein feindlicher Kredit nur einen Strick mehr um den Hals bedeutet. Mangel an Gesinnung hat sich also mit dem Mangel an Überlegung gepaart.

3.

Wie steht es nun mit dem Preis, der für eine Haltung bezahlt wurde, die die letzte Hoffnung der entschlossen Nationalen im Lande, die lieber leiden, hungern und kämpfen als versklavt werden wollen, auf lange Zeit hinaus zerschlagen hat? Der Preis bestand in der Hoffnung auf einen Bürgerblock und in der Hoffnung auf die Zerstörung der Kriegsschuldlüge.

Mehr als Hoffnung war es nicht, was zunächst durch Verhandlung mit den Stresemännern und einem Teil des Zentrums erreicht wurde. Und die Geschichte der Methoden, mit denen diese Hoffnung verwirklicht werden sollte, mutet reichlich grotesk an. Unmittelbar nach Annahme des Gutachtens gab die Regierung sozusagen für die Deutschen innerhalb der deutschen Grenzen die Erklärung ab, daß sie die Kriegsschuldlüge nicht anerkennen könne. Das war eine Liebenswürdigkeit, um die Führung der Deutschnationalen ein wenig gegenüber ihren Wählern zu decken, da diese ja das Festhalten an ihren sieben Ehrenpunkten vorher als unerläßlich hingestellt hatte.

Wie ging nun aber der Reichskanzler Marx in dieser Sache weiter vor? Den in Genf zur Völkerbundstagung anwesenden Ministern Herriot und Mac Donald kündigte er in einem Brief seine Absicht an, zur Kriegsschuldlüge eine Note zu versenden. Entweder leitete ihn dabei fabelhafte diplomatische Ungeschicklichkeit oder ganz offensichtlich die edle Absicht, höchst eigenhändig den ganz sicher zu erwartenden Entrüstungssturm der Feinde heraufzubeschwören, damit er dann den Deutschnationalen mit bedauerndem Achselzucken sagen konnte: Ihr seht es ja selbst, — im Augenblick kann ich gegen die Kriegsschuldlüge beim besten Willen nichts tun!

Und so ist es dann auch prompt gekommen. Die Feinde und landesverräterische Pazifisten vom Schlage eines Harry Keßler schlugen einen solchen Lärm, daß der Staatssekretär v. Maltzahn namens der Regierung einen ebenso schleunigen wie kläglichen Rückzug antrat. Also mit dieser „Hoffnung" sieht es zunächst recht windig aus.

Ähnlich steht es mit der Hoffnung auf den bürgerlichen Rechtsblock. Alle Feinde des nationalen Gedankens und Widerstandes, denen mit dem Fallen der Kriegsschuldlüge die moralische Basis für Revolution und Republik entzogen würde, bemühn sich mit allen Mitteln, eine bürgerliche, rechts ausgerichtete Einheitsfront zu hintertreiben. Auch hier liegen die taktischen Fehler der deutsch-

nationalen Führung greifbar zutage. Genau so, wie Marx-Stresemann nicht nach London gehn durften, bevor sie nicht feste Zusicherungen bezüglich der beschleunigten Ruhrräumung und der übrigen Ehrenpunkte in Händen hielten, ebenso durfte Hergt nicht irgendeinen Abgeordneten zum Ja-Sagen bewegen, bevor er nicht ganz eindeutige Erklärungen von allen beteiligten Instanzen in Sachen Bürgerblock und Kriegsschuldlüge besaß. Jetzt fragen die Linksparteien nicht ohne innere Berechtigung, für welche Tat denn nun eigentlich die Deutschnationalen mit dem Bürgerblock „belohnt" werden sollten, da doch nur die Hälfte von ihnen Ja gesagt hätte; und wer denn in die Regierung hinein sollte: die Ja- oder die Nein-Sager?

Die Führung der Deutschnationalen hat versagt. Mehr als das: sie hinterläßt ein Trümmerfeld an nationalem Vertrauen und nationalen Hoffnungen. Abgesehen von den Partei-Völkischen, von denen aus mancherlei Gründen eine positive Politik so bald nicht zu erwarten sein dürfte, waren die Deutschnationalen der letzte Hort des heldischen Gedankens, der heldischen Lebensauffassung. Dieser Hort ist jetzt, wie es derzeit scheint, völlig ergebnislos geopfert! Auch hier bewährt sich wieder einmal die alte Weisheit:

In Gefahr und großer Not
Bringt der Mittelweg den Tod!

Und wenn man schon den Mittelweg als staatsmännische Tat preist, so braucht man wirkliche Führer zur Durchführung. Die haben aber gefehlt. Oder wird uns die Zukunft hierin zu einem anderen Urteil nötigen?

4.

Die übrigen Parteien haben aber gar nicht so viel Grund zum Triumphieren. Was am 29. August den Deutschnationalen geschah, kann ihnen allen bei nächster Gelegenheit auch geschehen. Denn das Ganze ist eigentlich nur ein kleiner Ausschnitt aus der großen Führerkrise, in der sich ganz Deutschland samt Regierung und Parteien befindet. Das parlamentarische Parteiensystem, so, wie es heute gehandhabt wird, bringt nun einmal nicht die richtige Führerauslese. Marx z. B. ist ganz gewiß kein Führer, nicht einmal ein „Exponent", es sei denn, daß man sein Verhalten aus einer pazifistisch-konfessionellen Einstellung erklären wollte, der eine nationale Erhebung unsympathisch ist. Daher täte man gut, auf einen Bürgerblock zu verzichten, solange er und Stresemann am Ruder sitzen. Im nationalen Sinne wirklich Ersprießliches käme mit ihnen ganz gewiß nicht heraus.

Bei den Deutschnationalen muß die Gruppe der Nein-Sager siegen, die bis zuletzt an ihrem Nein festhielten. Die Ja-Sager aus innerer Not, geradezu tragische Opfer einer versagenden Führung, gehören innerlich zu ihnen. Nur sie werden die Partei auf die Linie führen, die sie ihrer Vergangenheit und ihren Zukunftsaufgaben schuldig ist. Und sie allein wird die notwendige Annäherung an die Völkischen bringen, ohne die ein geschlossener nationaler Widerstand undenkbar ist. Die Deutschnationalen müssen wieder die Treue zu sich selbst finden. „Nur aus dem Geist der Treue" — sagt Max Wundt — „wird unserem Vaterland die Rettung kommen." Und Treue bedeutet in diesem Falle Treue zur heldischen Lebensauffassung. Nur sie wird ein Volk erziehen, das einst einen Befreiungskampf wird kämpfen wollen.

Bücherschau.

Friedrichs des Großen politische Testamente von 1752 und 1768 sind in einer sehr schön gedruckten und mit dem besten Bildnis des Königs — dem von Graff — geschmückten Neuausgabe erschienen (übersetzt von Fr. v. Oppeln-Bronikowski mit Einführung von G. B. Volz; Verlag Reimar Hobbing, Berlin, 247 S.). „Die erste Bürgerpflicht ist, seinem Vaterlande zu dienen. Ich habe sie in allen verschiedenen Lagen meines Lebens zu erfüllen gesucht. Als Träger der höchsten Staatsgewalt hatte ich die Gelegenheit und die Mittel, mich meinen Mitbürgern nützlich zu erweisen. Meine Liebe zu ihnen gibt mir den Wunsch ein, ihnen auch noch nach meinem Tode einige Dienste zu leisten."

Diese bezeichnenden, bescheidenen Einleitungsworte des Königs lassen erkennen, worum es sich bei dieser geistigen Hinterlassenschaft handelt: nicht um letztwillige Befehle oder Anordnungen, sondern um ein Vermächtnis an die Nachwelt, mit dem der König in seinem tiefernsten Pflichtbewußtsein strebt, die Erkenntnisse und Erfahrungen seines unermüdlichen Lebens für die späteren Geschlechter, für den Staat nutzbar zu machen. Seine Sorge ist es, den von ihm erkämpften, rings von Feinden umgebenen Staat in wirtschaftlicher, politischer und militärischer Hinsicht gegen die Jährlichkeiten der Zukunft gesichert zu wissen und auch auf alle Möglichkeiten seiner Stärkung und Vergrößerung hinzuweisen. Seine Anweisungen, wie die Staatseinkünfte erhalten, vermehrt, und sparsam und nutzbringend angewendet werden können, dienen der Gesundheit, aber insbesondere auch der Wehrhaftigkeit des Staatswesens, welch letztere in einem stets von Kriegen bedrohten Lande dem Staatslenker vor allem am Herzen liegen muß. Waffentüchtigkeit, Manneszucht und Angriffsgeist der Armee neben den bis ins einzelne behandelten Fragen ihrer Rekrutierung, Verpflegung und Ausrüstung nehmen deshalb in beiden Testamenten einen breiten Raum ein. Wachsam und schweigsam, klug und undurchsichtig muß die Politik des europäischen Mittelstaates sein. Angewiesen auf Bündnisse, soll er die Gegensätze zwischen den Andern auszunützen und die Feinde zu trennen suchen, — aber sich selbst auf den besten Bundesgenossen nicht mehr verlassen als auf die eigene Kraft.

„Ein Staatsmann darf niemals sagen: ich habe nicht geglaubt, daß dieses oder jenes geschehen könnte (vgl. Bethmann-Hollweg 1914!). Sein Beruf verlangt, daß er alles vorher sieht und auf alles gerüstet ist . . . . Er muß taub gegen das sein, was die Öffentlichkeit sagt, und ihr nichtiges Urteil verachten".

Die Größe dieses Königs und Menschen, der in seinen Testamenten neben den Generalprinzipien des Krieges und der Politik mit demselben Eifer die Vermehrung der Schafherden, die Anlage von Papiermühlen, die Überwachung der Juden, die Förderung des Seidenbaues, die Errichtung eines Invalidenhauses behandelt, liegt durchaus nicht nur in den augenblicklichen Triumphen genialer Feldherrnentschlüsse, sondern ebenso in der vom Größten bis zum Kleinsten unermüdlichen Arbeit seines Lebens, deren Triebkräfte Pflichtbewußtsein und Staatsgesinnung bildeten. Und dieses Wort „Pflicht" — nicht Gefühle, nicht Schlagworte, nicht Kampf, Haß, Begeisterung oder Wagemut — ist auch das einzige Leitwort, unter dem die Erneuerung Deutschlands geschehen kann. Deshalb ist das Vermächtnis des großen Königs für heute und für jeden für uns geschrieben.

Traunstein. Oskar Fritsch.

Hans Schwarz: „Heroisches Vorspiel". Aus einer Handschrift: „Deutsche und Götter". Ring-Verlag, Berlin 1924. Preis: 2,— Mk.

In der Betonung mit einem „wehmütig herbstlichen Akzent" erblickt O. Spengler ein Kennzeichen der modernen abendländischen Poesie. Die Gedichtreihe des Verfassers hingegen ist nicht erfüllt von solchen ausklingenden Tönen einer welken und müden Kultur. Sie reißt uns aus der düsteren Gegenwart empor in die leidenschaftsvollen Höhen eines anbrechenden neuen Zeitgefühls, das voll Verheißung aus den Urtiefen unserer Rasse mächtig aufquillt. Dazu nimmt der Verfasser den Genius großer völkischer Gestalten wie Siegfried, Hagen, Hutten, Luther, Beethoven und Hölderlin als Vorwurf; denn „ihr Antlitz enthüllt sich den Söhnen des Volkes in Zügen der Ahnen". Oder er greift zu Sinnbildern und Stoffen wie: Der Ritter, Der Führer, Die Freien, Beatrix, Teuthen, Der unbekannte Soldat und entwickelt aus ihnen die Bedeutung, Berufung und den Sinn unseres Wesens. Was H. Schwarz in seinem einleitenden Gedicht „Der Dichter" als Bekenntnis gibt, hat er selbst gehalten. Seine Gedichte offenbaren inhaltlich eine große, schöpferische Traumkraft, die der Seele, dem Sinnen und Sollen unseres Volkes dient. Rein ästhetisch betrachtet zeigen die Gedichte eine

wohlklingende, selbständige Formgebung, einen einfühlenden und tief auffassenden Sprachgeist und einen fein empfundenen Rhythmus. Weil der Verf. mit seinen flammenden, gedankenlyrischen Visionen sich Werte zeugend für die Gestaltbildung unserer unverfälschten nordischen Art und unseres unausschöpflichen völkischen Mythus einsetzt, darum gehört er zu den wahrhaften Dichtern. Solche allein versprechen einem Volke ein großes Morgen.

Rechtsanwalt Dr. Bohnacker.

Bernhard Dörries: Die Religion des Alltags. (Die Blauen Bücher — Karl Robert Langewiesche-Verlag, Königstein im Taunus.)

„Wir bewegen uns fühlbar in einer aufsteigenden religiösen Welle." Ein Drängen nach einem Sinn dieses Lebens geht durch unser Volk. Unsere Kirche hat es nicht vermocht, unsere Volksseele unbeschadet durch die schicksalsschweren Jahre seit 1914 zu führen, hat es auch nicht vermocht, unserem Volke in den flachen, flauen Vorkriegsjahren das zu sein, was es für diese Zeit seit 1914 hätte reif und ihr gewachsen machen können. Die Kirche hat der Masse unseres Volkes bis in die obersten Schichten hinein das wahre Verständnis des „Christentums" nicht vermittelt. Und gerade die protestantisch deutsche Welt, die nicht so sehr durch das Rituelle und Traditionelle gebunden war, wie die katholische, mußte deshalb dem Materialismus unserer Zeit erliegen. Während Millionen Deutsche noch im Materialismus denken und hinvegetieren, regt sich jedoch schon allerorten der Zweifel an dessen Berechtigung.

Unserem Volke stehen Aufgaben bevor, gegenüber denen die Aufgabe des Krieges zusammenschrumpft: ein viel furchtbarerer Krieg gegen dieselbe Welt von Feinden, nur ohne Wehr und Waffen. Der Geist allein ist unsere einzige Waffe. Was nützen uns alle die mehr oder weniger guten Verbesserungsvorschläge auf kulturellem, wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiet, wenn wir nicht in der Lage sind, sie vom rechten Geiste erfüllt zu sehen. Was nützt es, wenn eine Minderheit sich den Notwendigkeiten nicht verschließt und den guten Willen zur deutschen Schicksalsgemeinschaft mitbringt und die breite Masse des Volkes steht ihr verständnislos gegenüber, befangen vom Geist des Materialismus. Nein, wir brauchen die „einheitliche Gedankenwelt", die für alle die „gleiche Bedingung des Lebens ist", „das alle Gegensätze in sich schmelzende, alle Kräfte zusammenschweißende Feuer eines einheitlichen großen Glaubens", „die religiöse Massenstimmung". Keine Partei, keine Gewerkschaft kann sie dem Volk vermitteln, sondern einzig und allein die Volkskirche. Wohl hat die alte Kirche versagt, aber die Kirche ist ja nur die Form für den Inhalt, für die Religion. Sie zerschlagen, hieße den Inhalt verschütten. Nur umformen wollen wir sie.

Dörries gibt in seinem Buche den Weg an, wie dies geschehen kann. Das ist der eine große Wert seiner Schrift. Der andere aber liegt darin, daß sie einem jeden zum rechten Verständnis des Christentums verhilft. Es ist unglaublich, welche seelische Stärkung von diesem Buche ausgeht. Es lehrt die „heroische Auffassung des Lebens, die zum Größten und Schwersten befähigt", wenn wir „das Leben als eine Aufgabe ansehen lernen, die wir an unserem bescheidenen Platze in der Welt auszurichten haben", wenn wir uns eingestehen, „was diese Aufgabe von uns verlangt und den Mut und die Kraft finden, dieser Aufgabe mit ernster Beständigkeit nachzukommen". Das ist „höchste Sittlichkeit" und erfüllt den Sinn unseres Lebens. Das ist die „Religion des Glaubens, die vom Kreuze Jesu in so reiner Klarheit ausstrahlt".

Huber.

Dr. Hermann Ulrich: Die besten deutschen Geschichtswerke. Mit Einleitung über die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft. Köhler und Volckmar, Leipzig 1923. 272 S. Kleinoktav.

Das als 3. Band Kleiner Literaturführer ausgegebene Buch macht auf die denkbar schnellste Weise mit den Quellen bekannt, aus denen gegenwärtig die Kenntnis deutscher Geschichte geschöpft werden kann. Durch gut angelegte Namen- und Sachverzeichnisse wird das Auffinden auch des Schrifttums über besondere Fragen erleichtert. Eine dankenswerte Einleitung gibt einen Überblick über die deutsche Geschichtsschreibung; am Schlusse sind einige Winke fürs geschichtliche Studium. Obgleich gegen volkstümliche Darstellungen an sich nichts eingewendet wird, unterläßt der Verfasser, der gegen Chamberlains Grundlagen schärfste Angriffe erhebt, die Erwähnung der Spamerschen Weltgeschichte (andere Weltgeschichten sind genannt), der Werke von Heinrich Wolf (Angewandte Geschichte, Angewandte Kirchengeschichte), Adolf Rapp (Geschichte des Deutschen Gedankens) und Einharts weitverbreiteter Deutscher Geschichte. Die angegebenen Werke) (bei Druckort und Jahreszahl sollte auch der Verlag stehen) werden kurz gekennzeichnet, wobei allerdings größere Zurückhaltung wünschenswert wäre.

Dr. Karl Grunsky.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Und dennoch. Geschichtliche Szenen 1806—1815 von Alfred Steinitzer. 408 S. Mit 18 ganzseitigen Bildern. Bassermannsche Verlagsbuchhandlung München. Goldmark gebunden.

Schicksalswende. Preußen 1812 u. 1813. Nach Aufzeichnungen von Augenzeugen von Friedr. Adami. 143 S. Falkenverlag Berlin W 50. Goldmark gebunden.

Beide Bücher berichten von der Schmach französischer Knechtschaft und von der kühnen und wohlvorbereiteten Befreiungstat. Sie versetzen in unsere Zeit, die wieder unter der Schande der Fremdherrschaft stöhnt, kräftige Strahlen der Hoffnung, sie senden in unsere Herzen den Samen für die Taten, die auch uns einst befreien sollen.

Die von Steinitzer gewählte und überaus glücklich durchgeführte Kunstform ist der Dialog. Alle die Helden der Befreiungszeit, ebenso wie die Schurken und wie die Unterdrücker, treten redend auf. Sie sprechen in ihren eigenen Worten, wie sie in Geschichtswerken, Anekdoten, Briefen, Tagebüchern und anderen Quellen überliefert sind. So entstand ein überaus packendes und erschütterndes Werk, das auch dem guten Kenner jener Zeit Neues zu sagen weiß. Der Hauptwert des Buches aber liegt in seiner Gesinnung, in dem „Dennoch", das auch unser Wahlspruch sein muß. Die Ausstattung ist mustergültig, das Buch sei warm empfohlen.

Fritz Adami schrieb sein Buch vor über 60 Jahren. Es ist eine zusammenhängende Darstellung vom russischen Feldzug 1812 bis zum Aufruf an sein Volk. Auch hier sprechen im wesentlichen Urkunden und Augenzeugen und der Verfasser knüpft sie lediglich geschickt aneinander. Hat Steinitzers Darstellung den Vorzug dramatischer Wucht und Geschlossenheit, so die von Adami den der Vollständigkeit und geschichtlichen Treue. Dem Falkenverlag gebührt jedenfalls Dank, daß er dieses überaus inhaltsreiche Buch der Vergessenheit entrissen und es in geschmackvoller trefflicher Ausstattung der Jetztzeit wieder zugänglich gemacht hat. Es ist heute viel zeitgemäßer als zur Zeit seines Erscheinens.

Die Großen Kapitäne. Ihre und ihrer Gefährten Berichte; herausgeg. und eingel. von Alfons Frhn. von Czibulka. Geh. 9.—Mk., gebd. 12.— Mk. Mit 32 zeitgenössischen

Das berühmteste Buch zur Judenfrage!

ist soeben erschienen:

Universitätsprofessor Dr. Rohling:

Der Talmud-Jude

Preis 2 Mark.

Das Buch enthält die nackte Wahrheit über die Juden. Wer es gelesen hat, ist erschüttert!

Man bestelle sofort!

Deutschvölkischer Verlag / Stuttgart

Weißenburgstraße 29 / Postscheck 11843.

Bad Warmbrunn

Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. (Bahnstation.) 8 schwefelhaltige, stark radioaktive Thermalquellen. Angezeigt geg. alle Form. v. chron. Gelenk- u. Muskel-Rheum., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenl., b. Nerven-, Frauen- u. Hautkrankh., Kriegsverletzungen. / Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw. Kurzeit Mai-Oktober. / Brunnenversand d. „Neuen" u. „Kleinen" Quelle sowie d. Tafelw. „Ludwigs-Quelle" durch Herm. Kunicke, Hirschberg i. Schl. Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Deutscher Sonntag

Volksblatt für Stadt und Land.

Halbmonatsschrift für deutsche Art und die großdeutsche Volksgemeinschaft.

(Herausgeber: **Max Taube**).

Ständige Beilage: 1. **„Organisationskunde, Redekunst, Schrifttum"**, 2. **„Preußischer Königsbote"**, (Organ der „Preußischen Königspartei"), 3. **„Vaterländische Arbeit"** (Organ des „Vaterländischen Volksbundes"), 4. **„Lebensweisheit und Lebenskunst"**.

Preis vierteljährlich M. 1.50.

Zu beziehen durch alle Postanstalten und Postscheckkonto: **„Berlin Nr. 50050; Taube's deutscher Kulturverlag, G. m. b. H., Berlin-Schoeneberg"**.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Bildtafeln. Drei-Masken-Verlag München 1923.

Navigare necesse est, vivere non est necesse! Dies ist der Leitspruch des dem Großadmiral von Tirpitz zugeeigneten Buches. Und in der Tat, diese Bilder aus dem Leben der großen Seehelden aller seefahrenden Völker, von dem Zeitalter der Entdecker über die Blüte der Hanse bis in die jüngste Zeit herein, lassen immer von Neuem dieses alte Hanseatenwort vor uns lebendig werden. Es sind nicht trockene Berichte, sondern lebendige Schilderungen aus dem Leben von Kolumbus, Magallan, Drake, Ruyter, Beneke, Nelson, Tegetthoff, Spee, Scheer, Luckner, König und vielen anderen, geschrieben von ihnen selbst oder ihren Begleitern. Manche von ihnen sind schon in aller Mund, andere hätten verdient mehr bekannt zu werden. Kühner schneller Entschluß, zähes Verfolgen des Zieles und mannhafte Tat sind es, was uns an diesen Männern erfreut und was wir von ihnen lernen können zum besten unseres Volkes. Seefahrt ist not! F. S.

Alle hier besprochenen Werke wie jedes andere Buch liefert schnell: **Buchhandlung der „Stimme vom Rhein"**, Verlag Norbert Windfelder, Köln 23 und Siegen 1.

„Andreas Hofer"
Die Tragödie eines Volkes.
Von Richard Elsner.
Preis: —.90 Mark.
Deutsche Kulturgemeinschaft
Berlin-Pankow
Postscheckkonto Berlin 10214.

Waldsanatorium Schwarzeck
in Bad Blankenburg
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Wir machen unsere Leser höfl. auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt der **Deutschen Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11** und von **J. F. Lehmanns Verlag, München** aufmerksam.

Jeder Deutsche sollte den Sinn und die Herkunft seines Familiennamens kennen. **Deutsche Sippennamen** deutet gegen Vergütung **Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Tröltschstraße 4.**

Musik-Instrumente jeder Art
auch Trommeln / Signalhörner / Pfeifen / Grammophone usw.
Gebr. Glaß, Markneukirchen Nr. 50. / Preisliste frei.
Provisions-Reisende gesucht.

Der Nordische Gedanke

Buchausstellung
über deutsche Vorgeschichte und die Entwicklung deutscher Weltanschauung bis zur deutschgläubigen Bewegung,

zuletzt in München, kann für die nächste Zeit bei besonders bedeutenden Anlässen, Zusammenkünften, Tagungen gewonnen werden. Vortragende über Deutschen Glauben stehen zur Verfügung.

Die Ausstellung ist für Oktober nach Berlin verpflichtet. Von dort ist eine Reise nach den Hansestädten geplant. Anmeldungen, Vermittelungen und Anfragen werden rechtzeitig erbeten an

Verlag Deutsche Gemeinschaft, G. m. b. H., Bad Berka bei Weimar.

Und dennoch, dennoch kann dem deutschen Volke wieder die Sonne scheinen, wird wieder reines Blut in seinen Adern fließen. Aber dazu ist vonnöten, daß es der großen Zeiten seiner Vergangenheit, daß es seiner Helden wieder eingedenk wird. Ohne Kenntnis der Geschichte gibt es kein bewußtes Volkstum, denn dieses ist in dem Bewußtsein, daß das Volk etwas historisch Gewordenes ist, verankert.
Möchten die Stimmen jener Führer, jener Erwecker des Volkes einen Widerhall finden im heutigen Geschlecht. Möchte ihr mahnender Geist sich auswirken zur lebenden Tat!

Das Buch für die Gegenwart

A. Steinitzer

Und dennoch!

Der Zusammenbruch / Die Erneuerung / Die Befreiung

Geschichtliche Szenen

Das Werk schildert in „ergreifenden Dialogen mit überzeugender Gewalt" die schwere Zeit, als vor 100 Jahren unser Vaterland geknechtet am Boden lag. Denkwürdigkeiten, Tagebücher, Briefe, Urkunden und Staatsakten haben die Bausteine zu den Dialogen geliefert. Die Helden des Schwertes und des Geistes, die unser armes Land aus schmachvoller Tiefe wieder zur Höhe geführt haben, sprechen in erschütternden Szenen mit ihren eigenen Worten zu uns. „Dadurch werden die Ereignisse, die zwar jedem bekannt sind, derart verlebendigt, mit solcher Unmittelbarkeit vor die Seele gestellt, daß er diese „alten Dinge" als etwas ganz Neues erlebt." „Beim Miterleben jener vergangenen Tage zieht man unwillkürlich Parallelen zu unserer eigenen Zeit. — Das ist das Große an diesem Werk, daß es uns mit kraftvoller Hoffnung erfüllt: Und dennoch!"

416 Seiten, 18 ganzseitige Bilder, in Halbleinen gebunden GM. 5.—.

[Münchner Neueste Nachrichten] Ein deutscher Gobineau! A. Steinitzer verdient allen Dank und sein Werk „Und dennoch!" jeden Erfolg. Es hat einen Reiz, der weit über die künstlerischen Wirkungen von sonstigen Werken der schönen Literatur hinausreicht. Ein Buch des Stolzes und Trostes! Hofmiller

[Deutsche Zeitung] Lebensvolle Auftritte von oft erschütternder, hinreißender Wirkung. Gewaltige Geschichtsbilder. Jeder wird Genuß und Erhebung aus „Und dennoch!" holen, denn es greift jedem an Gemüt und Verstand — vor allem aber an den Willen. H. Class

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Soeben erscheint die erste kritische Gesamtausgabe
der Briefe J. G. Fichtes:

Fichtes Briefwechsel

Gesammelt und herausgegeben von

Hans Schulz
Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts.

2 Bde. mit Einleitung und Registern. ca. 85 Druckbogen.
Brosch. ca. Mk. 35.—. 2 Ganzbukrambände ca. Mk. 40.—.

Die erste kritische, auf die Handschriften zurückgehende Ausgabe des Briefwechsels Fichtes ist seit mehr als einem Jahrzehnt gefordert und begehrt worden. Nach der Öffnung des Fichteschen Familienarchives und durch das Entgegenkommen öffentlicher und privater Handschriftensammlungen wurde es möglich, die große Aufgabe zu erfüllen. Die mit Recht verlangte Genauigkeit der Texte konnte gegeben werden; die Veröffentlichung von Unbekanntem, vielfach Überraschendem wird hier erstmalig geboten. Fichtes Briefwechsel steht würdig dem Kants zur Seite; er ist durch die Familienbriefe menschlich unendlich viel reicher und läßt uns den starken Geist in seiner wahren Gestalt sehen. — Der Briefwechsel betrifft die bedeutendsten Köpfe deutscher Geistesgeschichte und zeichnet sich durch einen tiefen menschlichen Gehalt aus. Er enthält Briefe von Fichte an seine Eltern, seine Braut und Gattin, ferner Briefwechsel mit Lavater, Voie, Kant, Huseland, Niethammer, Schütz, Klopstock, Dalberg, C. L. Reinhold, Böttiger, Goethe, F. H. Jacobi, Schiller, Cotta, Herbart, A. W. Schlegel, Großherzog Karl August von Weimar, Friedr. Schlegel, Schelling, W. v. Wolzogen, Auerswald, Johannes von Müller, Beyme, Helmholtz, Minister Struensee, K. A. Hardenberg, Fouqué u. a. Ferner Briefe von Fichtes Gattin an Charlotte von Schiller, Johannes von Müller, Pestalozzi u. a.

Als Vorläufer der großen Ausgabe erschien:

Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen

Gesammelt und herausgegeben von **Hans Schulz.**
Broschiert Mk. 4.50. Halbleinen Mk. 6.—.

H. Haessel / Verlag / Leipzig.

Jahrgang Heft 11 November 1924

Deutschlands Erneuerung

Monatsschrift für das deutsche Volk

Inhalt:

Die deutsche Geschichtsschreibung des Weltkrieges. Von Dr. phil. Erich Widdecke .. .. Seite 645
Antisemitismus und Weltanschauung. Von Walter Rafelsberger, Tatzmannsdorf .. .. „ 661
Der Sinn der völkischen Sendung. Von Dr. med. Gustav Sondermann „ 664
Gold und Geld. Von Dr. Hermann Hartl, München .. .. „ 667
Frühgermanische Kunst. Von C. Rademacher .. .. „ 673
Diplomatenberichte aus der Wilhelminischen Zeit. Von Dr. Fried. Lehmann .. .. „ 689
Grundsätzliches zur völkischen Frage. Von Kurt Köhler, Berlin-Halensee „ 693
Der Kampf um das Drama. Von Siegfried Melchinger .. .. „ 697
Bild der Lage. Von Dr. Erich Kühn, München .. .. „ 701
Bücherschau .. .. „ 705

J. F. Lehmanns Verlag / München

Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig / Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart / Duncker & Humblot, München / Walter de Gruyter & Co., Berlin / E. S. Mittler & Sohn, Berlin / J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen / Paul Parey, Berlin / B. G. Teubner, Leipzig / Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Der große Krieg

1914—1918

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von

M. Schwarte,

Generalleutnant a. D.

Soeben erschien:

Band 3: **Der deutsche Landkrieg**

Dritter Teil

In Ganzleinen gebunden GM. 18.—, in Halbleder gebunden GM. 24.—.

Mit diesem Bande ist das Werk in seinem kriegsgeschichtlichen Teile nunmehr abgeschlossen. Es wird auf absehbare Zeit die einzige komplette volkstümliche Darstellung sein, die auf einwandfreien Akten und auf Mitteilungen an verantwortungsvollen Stellen Mitwirkender beruht und den Krieg in allen seinen Phasen einschl. des Seekriegs, des österreichischen und türkischen Kriegs und des gewaltigen Aufbaues der Organisationen bringt.

Bisher erschienen:

Der deutsche Landkrieg (3 Bände)

Erster Teil: **Vom Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1915** / Zweiter Teil: **Vom Frühjahr 1915 bis zum Winter 1916/17** / Dritter Teil: **Vom Winter 1916/17 bis zum Kriegsende.**

Der Seekrieg / Der Kampf um die Kolonien / Die Kampfhandlungen in der Türkei / Der Gaskrieg / Der Luftkrieg / Der österreichisch-ungarische Krieg

Die Organisationen der Kriegführung (3 Bände)

Erster Teil: **Die für den Kampf unmittelbar arbeitenden Organisationen** / Zweiter Teil: **Die Organisationen für die Versorgung des Heeres** / Dritter Teil: **Die Organisationen für das geistige Leben im Heere.**

Jeder Band gebunden GM. 18.—, in Halbleder gebunden GM. 24.—.

Im Anschluß an die vorstehenden Bände ist geplant, zwei weitere Bände, enthaltend

„Deutschland und die Vorgeschichte des Weltkrieges"

und **„Die politische Geschichte des Weltkrieges"**

von dem bekannten Historiker Geheimrat Prof. Dr. Oncken in München bearbeitet, herauszugeben.

Die Kölnische Zeitung schreibt: „.... Die systematische Gliederung des Stoffes, die durchgefeilte, von sachkundiger Feder geführte Darstellung jedes einzelnen der zahllosen Teilgebiete aus dem großen Kriegsleben schafft zum ersten Male die Vorbedingungen für ein wirkliches schöpferisches Erkennen und Würdigen alles dessen, was in den vier Kriegsjahren vom deutschen Volk und seinen Verbündeten geleistet worden ist."

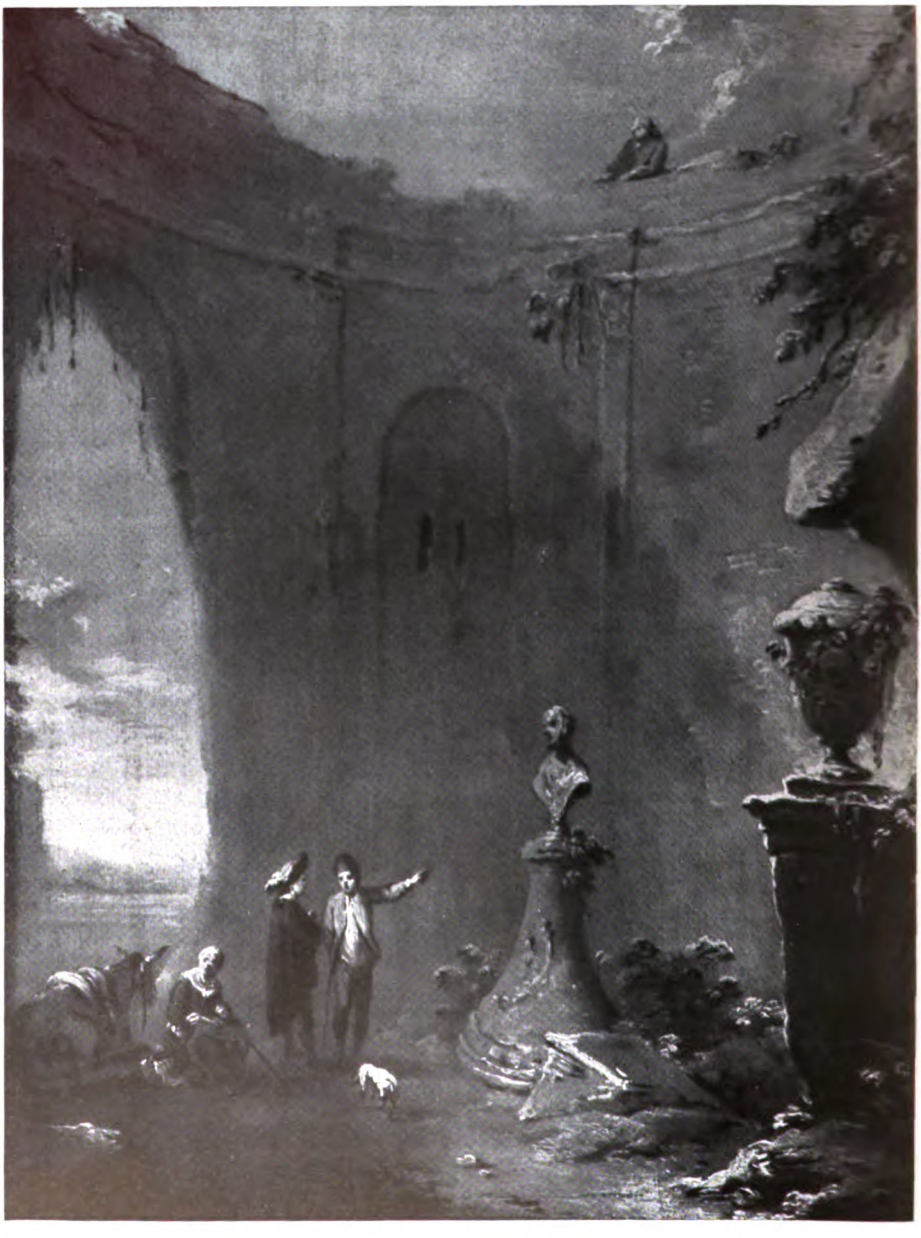
DIE KUNST

MONATSHEFTE FUER FREIE & ANGEWANDTE KUNST

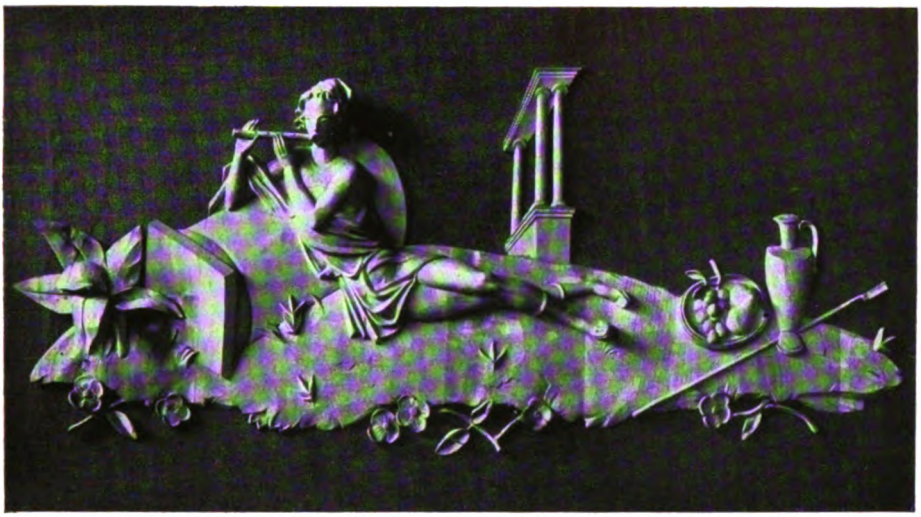
MALEREI / PLASTIK
GRAPHIK / WOHNUNGSKUNST
HAUSRAT / KUNSTGEWERBE
UND KLEINKUNST ALLER ART

PREIS VIERTELJAHRLICH M. 6.—

F. BRUCKMANN / A.G /



NORBERT GRUND — RÖMISCHE RUINE



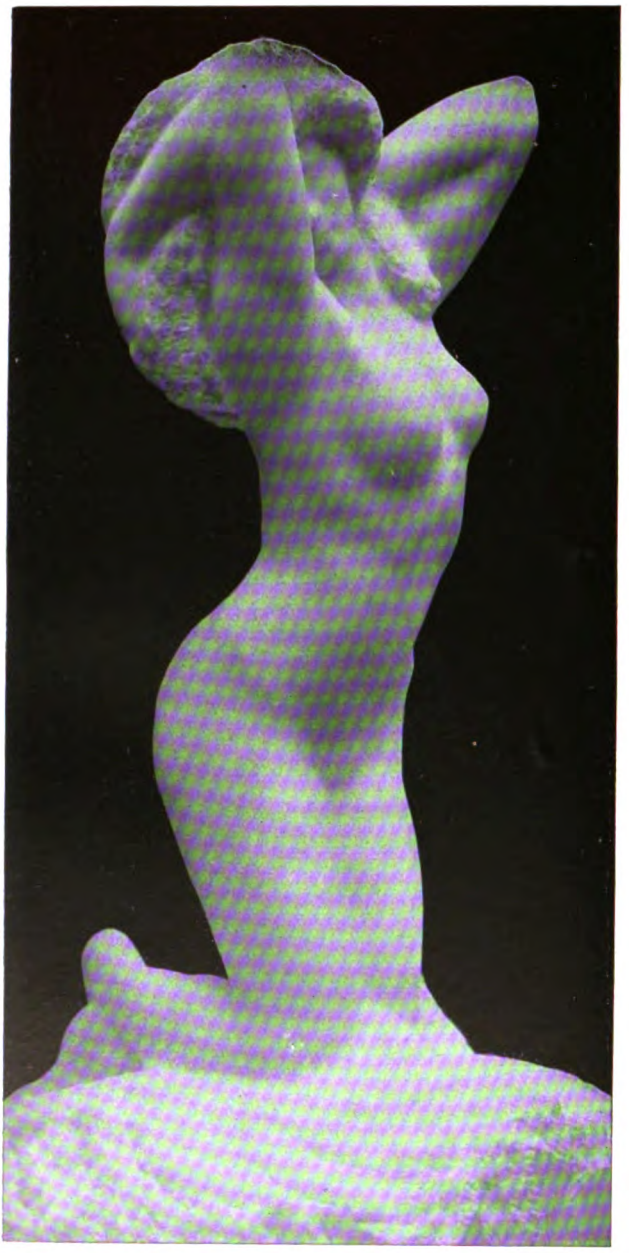
JOSEF WACKERLE — SUPRAPORTE (HOLZGESCHNITZT)

EINLADUNG ZUM ABONNEMENT

Die Kunst gibt dem menschlichen Leben die Weihe; es zu bereichern und zu verschönern, Geist und Herz über den Alltag hinauszuheben, ist Ziel und Zweck der Künste. So muß die Vertiefung in die Schätze der bildenden Kunst immer mehr köstliches Besitztum aller Gebildeten, ja unerläßlicher Bestandteil des Bildungsschatzes eines jeden werden.
An den Schätzen der bildenden Kunst in reichstem Maße teilnehmen zu lassen, ist die Aufgabe, die sich unsere jetzt im 26. Jahrgang stehende Zeitschrift gestellt hat. Mit ihrem Bildermaterial von beispielloser Fülle und größter Schönheit, ihrem alten Ruhmestitel, der ihr im In- und Auslande ihren großen Ruf verschafft hat, ist

„Die Kunst" der vollkommenste Spiegel des künstlerischen Geschehens

unserer Tage. Malerei, Plastik, Wohnungskunst, Kunstgewerbe und alle Kleinkünste, Architektur, Gartenkunst, Handarbeitskunst usw. umschreiben das Programm der Zeitschrift. Illustrierte Monographien über bedeutende Maler, Plastiker und Graphiker wechseln mit reich bebilderten Aufsätzen über Kunstausstellungen. Einen fast ebenso großen Raum nehmen die Fragen der Verschönerung des eigenen Heimes ein; Möbel, künstlerisches Hausgerät, Keramik, Teppiche, Stickereien, Metallarbeiten, Schmuck zeigt sie in geschmackvollen Höchstleistungen.
»Die Kunst« bietet für mäßigen Preis einen zeitgenössischen Bilderschatz von unübertroffenem Reichtum, einen künstlerischen Hausschatz, der, eine Fülle kostbaren Materials bewahrend, weit über den Tag hinaus seine Bedeutung behält und für jedes gebildete Haus eine Quelle des Genusses und der Belehrung ist.



AUGUSTE RODIN — KARYATIDE

Urteile der Presse

Sie sind und bleiben die **vornehmste, innerlich reichste, deutsche Kunstzeitschrift.** – Ganz bedeutsam, Kulturarbeit ebensosehr wie Förderung der Kunst, ist, was jedes Heft über angewandte Kunst an Text und Bildern bringt.

(Nationalzeitung, Basel.)

Es ist unzweifelhaft **die führende deutsche Kunstzeitschrift** großen Stils, wie sie dem vielverzweigten, aber überall heißen Streben unseres heutigen Kunstlebens entspricht. Auf keine Richtung festgelegt, kommen alle sie zu Worte, die den Durchschnitt überragen. . . . . Über die **Reichhaltigkeit und sorgfältige Technik der Bilderbeilagen aber kann man nur staunen.**

(Württemberg. Zeitung.)

Ein Jahrgang, wie der soeben abgeschlossene, stellt in sich ein Kulturresümee dar von einer Kraft und Anschaulichkeit der Charakteristik, daß das, was einem entging, durch die vortrefflichsten Reproduktionen für den Eindruck fast ersetzt wird . . . So tun sich beim Durchblättern eines Jahrganges alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit auf.

(Neue deutsche Rundschau.)

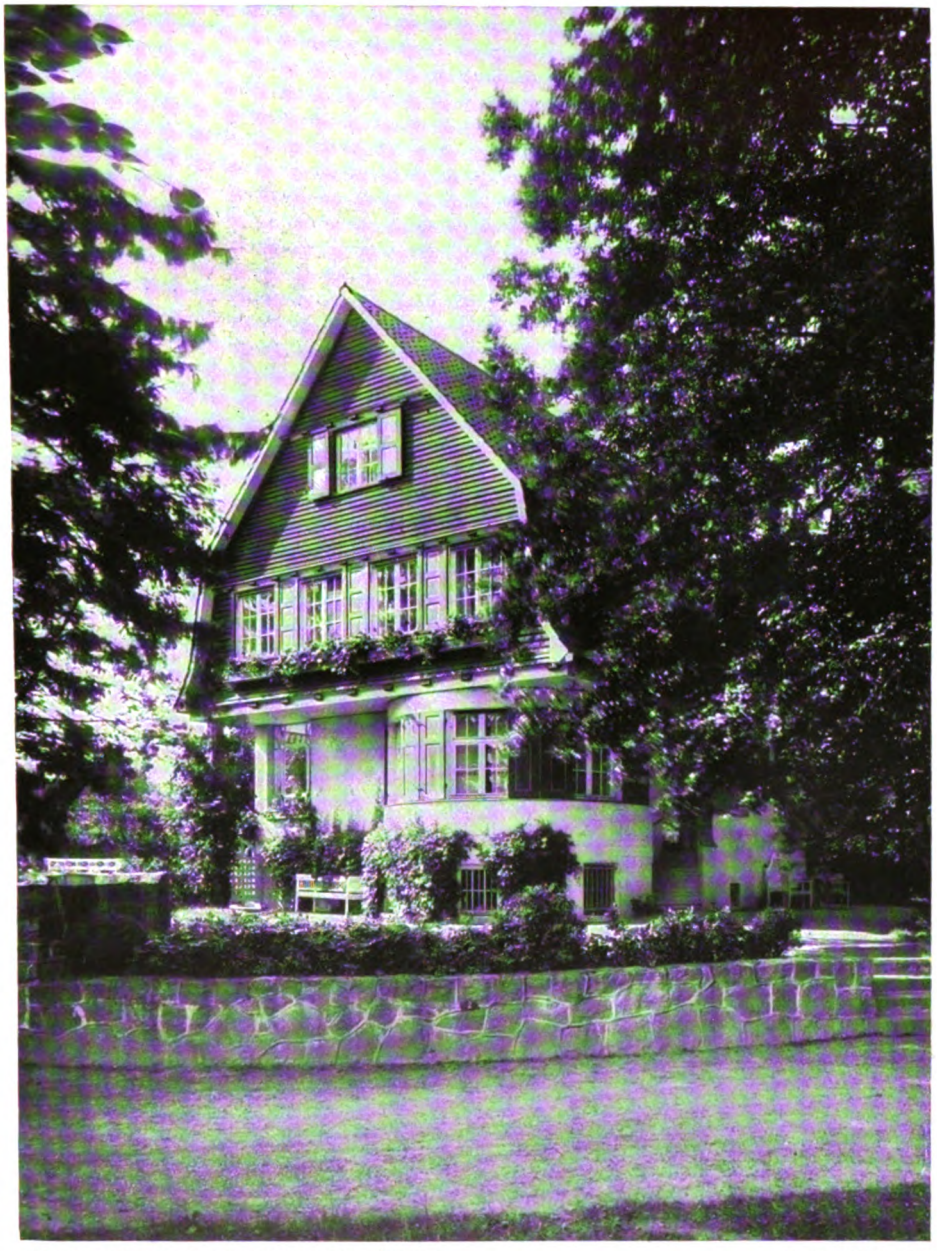
Man kann also **für erstaunlich wenig Geld einen ausgezeichneten zeitgenössischen Bilderschatz** erwerben, der, was Güte und Reichhaltigkeit der Illustrationen anbelangt, **gar nicht übertroffen werden kann.** Über diesem glänzenden, illustrativen Teil sei aber die textliche Seite der Zeitschrift nicht vergessen. *(Leipz. Tagebl.)*

„Die Kunst" ist in der Tat ein Buch, welches in keinem guten deutschen Hause, dessen Bewohner nur ein wenig Interesse für Kunst haben, fehlen sollte. Wie ein Mensch, der Gutes zu sagen hat und Schönes bringt, tritt die Zeitschrift zum ersten Male über die Schwelle, und es dauert nicht lange, so begrüßt man sie als willkommenen Gast, dessen Ausbleiben schmerzlich empfunden wird. *(Berlin, Nordd. Allg. Ztg.)*

S. SORIN

DIE TÄNZERIN M. NATALIA KOWANKO

J. G. v. DILLIS — AM TEGERNSEE (AUSSCHNITT)



ARCH. RUNGE UND LENSCHOW-LÜBECK SOMMERHAUS

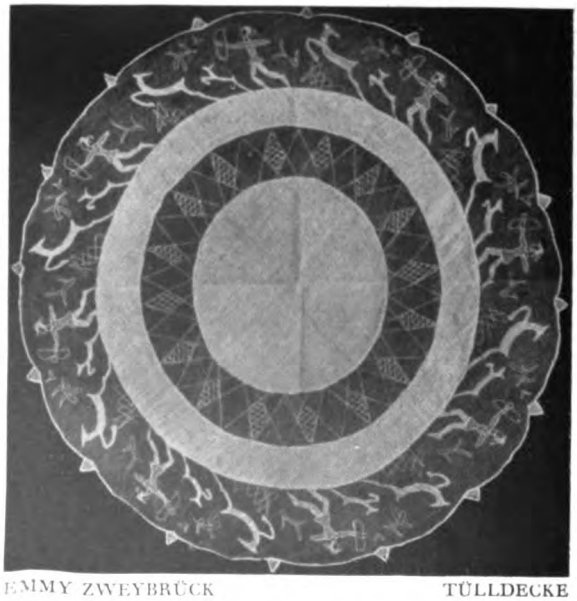
ARCH. BRUNO PAUL, BERLIN

DAMENZIMMER

Deutsche Werkstätten A.G., Hellerau und München

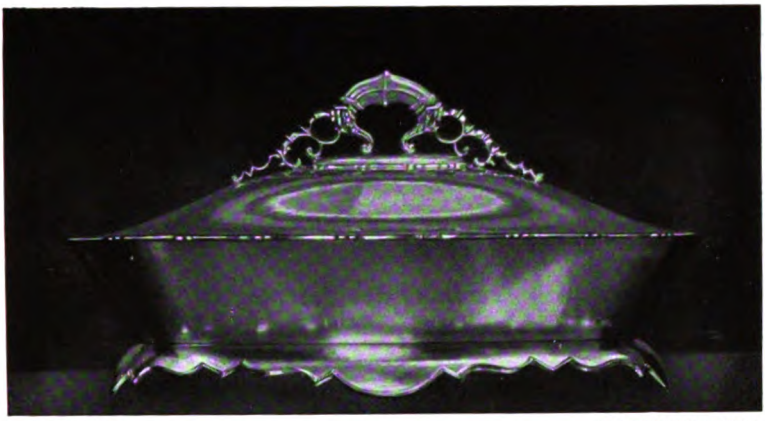
RESIDENZMUSEUM MÜNCHEN KURFÜRSTENZIMMER: SCHREIBZIMMER

STAATL. PORZELL.-MANUF. NYMPHENBURG VOGELTELLER



EMMY ZWEYBRÜCK TÜLLDECKE

A. BERGER ZIERGLAS



JOSEF LOCK — SILBERNE DOSE

Ausführung P. Bruckmann & Söhne, Heilbronn

Urteile der Presse ferner:

Diese vornehme und führende Zeitschrift für bildende Künste **hat aller Ungunst der Zeiten zu trotzen gewußt und erscheint in ihrer altbewährten guten Ausstattung,** die der Illustration ihren vollen Spielraum läßt.

(Wiener Morgenzeitung.)

. . . . ist es doch in der Tat stets eine besondere Freude, diesen wundervoll illustrierten Heften zu begegnen, die eine so überreiche Fülle des Schönen aus allen Gebieten der bildenden Künste vor uns ausbreiten, und so großen künstlerischen Genuß und reiche Anregung vermitteln. Die große Schönheit der Abbildungen und deren erstaunliche Fülle lassen in der Tat nichts von den technischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten, unter denen heute Zeitschriften erscheinen, erkennen.

(Der Reichsbote, Berlin.)

„Die Kunst", published by the Bruckmann Verlag. Munich, is accounted **one of the most beautiful art magazines in the world.** The reader does not know whether to be more impressed by the brilliant articles, the splendid reproductions, partly in colour, or the manifold genius of the German artist, providing endless material for reproduction. *(European Press.)*

A. HYSTAK ANHÄNGER

Urteile der Presse ferner:

Mannigfaltigkeit des Inhalts, und bei billigem Preis **ein erstaunlicher Reichtum und eine immer gleiche Vortrefflichkeit der Abbildungen** sind in der Tat die Vorzüge, **die wir in keiner der Kunst gewidmeten in- und ausländischen Zeitschrift in diesem Maße vereinigt finden.**

(Hamburg. Fremdenblatt.)

Vor uns liegen die letzten Hefte der meines Erachtens **besten deutschen Kunstzeitschrift der Gegenwart,** der im Verlag Bruckmann erscheinenden „Kunst". . . Alles in allem, ist diese Kunstzeitschrift eine reine Freude und bietet dem Kenner wie dem Laien Genuß und Anregung in weitestem Maße.

(Bern, Der Bund.)

Sie erweist sich in der Tat als die führende deutsche Kunstzeitschrift und es dürfte im Ausland kein der bildenden Kunst gewidmetes Journal geben, das seiner Nation in besserer Weise eine umfassende Kenntnis vom modernen Kunstleben vermittelt.

(Frankfurter Nachrichten.)

Niemand, der an der Entwicklung der bildenden Kunst teilnimmt, wird diese Zeitschrift, die in der Tat **als eine unserer schönsten Zeitschriften in jedes gebildete Haus gehört,** entbehren wollen. *(Lübeckische Anzeigen.)*

HEDWIG v. DOBENECK — FÄCHER IN NADELSPITZENTECHNIK

Spitzenschule der Fürstin von Pleß, Hirschberg i. Schl.

BESTELLSCHEIN

Von der Buchhandlung .....

bestelle ich

DIE KUNST MONATSHEFTE FÜR FREIE UND ANGEWANDTE KUNST

VERLAG F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

1 Abonnement auf den laufenden Jahrgang
(Heft 1 und folgende) / Preis vierteljährlich Mark 6.—

1 Probeheft zur Ansicht . . Preis Mark 2.50

(Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen)

Adresse .....

Do you speak English?
Parlez-vous français?
¿Habla V. español?

Wenn Sie eine fremde Sprache lernen wollen, um nur diese und ähnliche Phrasen sprechen zu können, brauchen Sie nicht viel Geld für umfangreiche Unterrichtswerke auszugeben. Kaufen sie sich in der nächsten Buchhandlung für 1 Goldmark einen Metoula-Sprachführer und lesen Sie sich dessen Inhalt aufmerksam durch. Sie können daraus schnell und spielend leicht jede fremde Sprache so weit sprechen lernen, daß sie sich im Auslande jederzeit ohne Mühe durchhelfen können.

Wenn Sie aber eine fremde Sprache gründlich erlernen wollen, so daß Sie sich in jeder Gesellschaft auch über die schwierigsten Themen fließend unterhalten können, daß Sie jede Zeitung und jedes Buch mit größtem Genuß lesen können, daß Sie einen stilvollen, nicht mit den üblichen Phrasen gespickten Geschäftsbrief schreiben, und daß sie den Ausländer auch jederzeit richtig verstehen können, so müssen sie vor allen Dingen lernen. Lassen sie sich nichts vortäuschen! Gründlich lernen können Sie eine fremde Sprache nicht dadurch, daß man Ihnen ein Buch in die Hand gibt, sondern man muß Ihnen auch den Lehrer dazu stellen, man muß Ihnen sagen, wie und was Sie lernen sollen. Dieses Unterrichts-Problem hat unsere Methode Toussaint-Langenscheidt einwandfrei gelöst.

Prof. G. Langenscheidt.

Dann müssen sie sich klar darüber sein, daß das vollständige Erlernen einer fremden Sprache fleißiges Arbeiten erfordert. Es kommt nur darauf an, dieses Arbeiten so leicht und so interessant wie irgend möglich zu machen, so leicht, daß das Studium zu einer anregenden, niemals ermüdenden Beschäftigung wird. Das ist im Selbstunterricht nach unserer in Jahrzehnten bewährten, von keinem anderen Werk bisher erreichten Methode

Toussaint-Langenscheidt

der Fall. „Ich habe die Durcharbeit Ihrer Briefe nicht als Last, sondern als Vergnügen empfunden. Durch die Anlage der Methode und durch die verschiedenartigen Aufgaben und Übungen erlahmt das Interesse nie, wie das bei anderen Methoden oft der Fall ist. Bei Ihrer Methode ist keine große Ausdauer von Nöten.“ So und ähnlich äußern sich unsere Schüler über den Selbstunterricht nach unserer Methode Toussaint-Langenscheidt.

Im Gegensatz zum schulmäßigen Unterricht geht unsere Methode nicht von der Grammatik aus, sondern von interessanten Romanen, kürzeren Novellen und Gesprächen, wie sie im täglichen Leben vorkommen. An Hand dieser Texte werden Grammatik, Wortkunde usw. gelehrt, wird das Erlernen der Vokabeln leichter gemacht. Diese in unseren Unterrichtsbriefen angewandte Methode hat so große Erfolge gezeitigt, daß das Preußische Kultus-Ministerium sie jetzt auch zur Anwendung im Schulunterricht empfiehlt.

Dazu hat unsere Methode noch den großen Vorzug, äußerst billig zu sein. Monatlich nur 2 Goldmark sind (einschließlich der Kosten für sämtliche Lehrmittel) erforderlich, um eine fremde Sprache so gründlich zu erlernen, daß man sie in Wort und Schrift vollständig beherrscht.

Doch urteilen Sie selbst! Verlangen Sie auf nebenstehendem Abschnitt unsere Einführung in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache. Wir senden Ihnen diese

Probelektion kostenlos und portofrei

und ohne irgendwelche Verbindlichkeit zu.

Das Studium einer fremden Sprache birgt so große materielle wie ideelle Vorteile, daß auch Sie sich unbedingt dazu entschließen sollten. Selbst wenn Sie heute noch nicht wissen, wie Sie Sprachkenntnisse einmal verwerten können, wäre es falsch von Ihnen, unsere Anregung nicht zu beachten. Veränderungen ergeben sich oftmals bald im Leben, und viele Tausende, die früher einmal aus Liebhaberei Sprachen erlernt haben, besitzen heute in ihren gediegenen Sprachkenntnissen

die Grundlage für ihre Existenz

Überlegen Sie daher nicht lange, sondern schreiben Sie uns heute noch.

Hier abtrennen!

Ich ersuche um Zusendung der in Deutschlands Erneuerung angebotenen Probelektion der [514

Sprache kostenlos, portofrei u. ohne Verbindlichkeit

Name: .....

Beruf: .....

Ort u. Straße: .....

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt) Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29—30.

Auf nebenstehendem Abschnitt nur die gewünschte Sprache und Adresse genau angeben und in offenem Briefumschlag frankiert als „Drucksache“ einsenden. Wenn Zusätze gemacht werden, nur als verschlossener Brief zulässig.

Das schönste Weihnachtsbuch:

Friedrich der Große unser Held und Führer

Von **Oskar Fritsch.** Mit 31 Tiefdrucktafeln und zahlreichen Textabbildungen.
Preis in Ganzleinen gebunden 5.— Goldmark.

Gerade heute hat uns der große König viel zu sagen. Seine zu jedem Opfer bereite Staatsgesinnung, seine Gerechtigkeit, seine persönliche Anspruchslosigkeit und vor allem sein unerschütterlicher Mut, der deshalb auch einer Welt von Feinden gegenüber siegreich blieb, müssen heute dem deutschen Volke und seinen Führern Leitsterne für eine bessere Zukunft sein. Besonders unserer Jugend, in der die heiße Liebe zu Deutschland brennt, die aber nicht immer die richtigen Wege findet, tut ein solcher Führer, der die Pflicht und die Selbstüberwindung zum Grundsatz vaterländischen Handelns macht, besonders not. Ein Buch der Hoffnung und Erhebung.

Die Weimarer Verfassung in Lehre und Wirklichkeit

Von **Prof. Dr. A. Freiherrn von Freytagh-Loringhoven**
Professor der Rechte, Breslau. M. d. R. 1924. Geheftet 7.50, gebunden 9.— Goldmark.

Die erste Darstellung der republikanischen Verfassung vom völkischen Standpunkte aus, in der schonungslos die Phrase und die Wirklichkeit gegenübergestellt und gezeigt wird, daß vielfach ein ganz anderes Recht gilt, als in der Verfassung steht.

Im ersten Abschnitte weist das Werk den Zusammenhang zwischen der deutschen Geschichte und dem deutschen Verfassungsleben auf, zeigt das Geschichts- und Sinnwidrige der Weimarer Verfassung und leitet zum Schluß die Notwendigkeiten der künftigen Verfassung aus der Geschichte unseres Volkes und Volkstums ab. Ein Bahnbrecher völkischen Geistes. (Deutsches Adelsblatt.)

Politik / Eine Einführung in Gegenwartsfragen

Von **Prof. Dr. A. Freiherrn v. Freytagh-Loringhoven.** Geheftet 3.—, geb. 4.50 G.-M.

Staatsphilosophie Ein Buch für Deutsche.

Von Prof. **Dr. Max Wundt,** Jena. Geh. 4.—, geb. 5.— G.-M.

Aus dem Inhalt: Wesen des Staates: Der Staat als Kunstwerk; als Lebewesen; als Persönlichkeit / Der objektive Geist und seine Verwirklichung / Die natürliche, die bewußte, die vernünftige Volksgemeinschaft / Die Familie, die Gesellschaft, der Staat. — Aufgabe des Staates: Rechtfertigung, Gottesgnadentum, Volkssouveränität, Treuverband / Zweck: Gerechtigkeit, Freiheit / Innere Politik: Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung / Äußere Politik: Das Völkerrecht, der Staat als Kriegsmacht / Der Staatsmann. — Formen des Staates: Herrenstaat, Verfassungsstaat, Volksstaat / Unmittelbare — mittelbare Fürstengewalt — Volksgewalt / Herrschaftsverbände, Genossenverbände, Weltreich. — Entwicklung des Staates: Gesetz, Stufen, bewegende Kräfte der Entwicklung / Die Zukunft des Staates.

Man kann nur wünschen, daß gerade im gegenwärtigen Augenblick, in dem ein Ringen um die uns Deutschen am meisten angemessene Gestalt des Staates angehoben hat, dies Werk ein Führer und Wegzeiger sein möchte für die vielen, die nicht zuletzt im politischen Kampfe eines solchen bedürfen. (Der Tag, Berlin.)

Deutschlands Wiederaufbau Die Aufgabe der deutschen Jugend

Von **Dr. Albert Halbe.** 1923. Geheftet 2.—, gebd. 3.— Goldmark.

Es bedeutet schon etwas, wenn der Jugend unter den Hunderten von Jugendschriften einmal ein Buch in die Hand gegeben wird, das geeignet ist, zum eigenen Nachdenken anzuregen. Zum Nachdenken und zum Schaffen für das Ganze! Und zwar in dieser Welt wie sie ist, was auch besonders betont sein will, wenn man die beängstigende, der Öffentlichkeit und dem Gemeinwohl abgewandte, weltflüchtende Art so und so vieler Teile der deutschen Jugendbewegung samt ihrer Führer sieht. (Die Zeit.)

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4.

Lagarde / Schriften für das deutsche Volk

2 Bände in Ganzleinen gebunden / Preis zusammen gbd. 13 GMk. / Auch einzeln käuflich.

1. Band / Deutsche Schriften. Mit einem Personen- und Sachverzeichnis. Mit einem Bildnis Lagardes. Geh. 5.—, in Ganzleinen gebd. 6.50 Goldmark.

Inhalt: Vorwort / Konservativ? / Über die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Politik / Über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion / Drei Vorreden / Diagnose / Über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches / Zum Unterrichtsgesetze / Die Religion der Zukunft / Die Stellung der Religionsgesellschaften im Staate / Noch einmal zum Unterrichtsgesetz / Die Reorganisation des Adels / Gedicht / Die Finanzpolitik Deutschlands / Die graue Internationale / Programm für die konservative Partei Preußens / Über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle / Die nächsten Pflichten deutscher Politik / Gedicht / Personenverzeichnis / Sachverzeichnis.

2. Band / Ausgewählte Schriften. Als Ergänzung zu Lagardes Deutschen Schriften. Zusammengestellt und mit Personen- und Sachverzeichnis versehen von Paul Fischer. Geh. 5.—, in Ganzleinen gebd. 6.50 Goldmark.

Aus dem Inhalt: Vorwort / Stammtafel und Überblick über Paul de Lagardes Lebensgang / Nachrichten über einige Familien des Namens Böttticher / Erinnerungen an Friedrich Rückert / Über einige Berliner Theologen und was von ihnen zu lernen ist (Neander, de Wette, Schleiermacher, Hengstenberg, Twesten, A. Ritschl u. a.) / Über Schulreform (Besprechung von Güßfeldt, Erziehung der deutschen Jugend) / Die Zustände im Werderschen Gymnasium (Petition an die Berliner Stadtverordneten) / Über Prüfungswesen / Bücher und Bibliotheken / Lagardes Kampf um wissenschaftliche Anerkennung / Gelehrtenehre / Doktorpromotionen / Die Septuaginta-Ausgabe / Sprachwissenschaft im Dienste der Theologie / Selbstanzeige zur neuen Ausgabe von Giordano Brunos Werken / Volksetymologie, Urreligion, Totemismus, Zwergglauben, Maudäer, Zur Etymologie des Wortes El, Das Weihnachtsfest u. a. / Lipman Zunz und seine Verehrer / Juden und Indogermanen / Kritisches über das Luthertum (Die revidierte Lutherbibel / Otto Ritschls offener Brief / Zum letzten Male Albrecht Ritschl).

Der erste Band dieser „Schriften für das deutsche Volk" umfaßt die von Lagarde seinerzeit selbst unter dem Titel „Deutsche Schriften" zusammengefaßten Abhandlungen. Seine Absicht, aus seinen zahlreichen wissenschaftlichen Werken die Arbeiten zusammenzustellen, die gleich den „Deutschen Schriften" für das ganze Volk von Bedeutung wären, die er bei Lebzeiten leider nicht mehr ausführen konnte, erfüllt der 2. Band die „Ausgewählten Schriften". Er ist von Professor Paul Fischer, einem verdienten Lagardeforscher herausgegeben. Er enthält neben selbständigen Aufsätzen, die 1884—1891 verstreut in Lagardes „Mitteilungen" erschienen sind, alles allgemeininteressierende aus seinen streng wissenschaftlichen Werken, z. gr. T. Stellen, bei denen es (wie bei den Symmicta, den Abhandlungen der Ges. der Wissenschaften zu Göttingen u. a.), anderen als den Fachwissenschaftlern nahezu unmöglich ist, zu den Quellen zu gelangen.

* * *

Folgende Sonderdrucke aus dem 1. Bd. sind einzeln käuflich:

Über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion. Geheftet 1.— Goldmark.

Die Religion der Zukunft. Geheftet —.80 Goldmark.

Die graue Internationale. Geheftet —.50 Goldmark.

Über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle. Geheftet —.50 Goldmark.

Diese Hefte sind zur Massenverbreitung unter der gebildeten deutschen Jugend bestimmt.

J. F. Lehmanns Verlag, München, SW. 4.

Ludwig Schemann

Lebensfahrten eines Deutschen

480 Seiten mit Bildnis und Handschriftprobe

Preis gebd. Mk. 7.50.

Einer unserer vielseitigsten Gelehrten und gediegensten Schriftsteller der Schopenhauerforscher und Herold Wagners, der führende Jünger Gobineau's und Biograf Lagarde's und Cherubinis, der Senior der deutschen Rassenforschung, der deutsche Mann und Vaterlandsfreund Ludwig Schemann veröffentlicht hier seine so ungemein reichhaltigen Lebenserinnerungen. Dies Buch müßte unwillkürlich im Zeichen der Dichterworte stehen. „Wer Vieles bringt wird Manchem etwas bringen" und in der Tat werden die Angehörigen der verschiedensten Kreise des Wertvollen und Fesselnden die Fülle darin finden. Nicht am wenigsten scheint es auch dadurch bestimmt, weit hinauszuwirken, daß sich sozusagen in jedem Worte dieses kerndeutschen Reaktionärs und Pessimisten ein Zug von Frische und Feuer und dazu von Menschenfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit offenbart, der ihn auch den Bekennern anderer Lebensanschauungen lieb machen muß. Wem immer es um deutsche Ideale zu tun ist, wird sich durch dieses hervorragende Zeit- und Charakterbild in hohem Maße gefördert fühlen.

In gutgeleiteten Buchhandlungen vorrätig!

Erich Matthes, Verlagsbuchhandlung, Leipzig
Karlsplatz 10.

Deutschlands Erneuerung

1924

Monatsschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Professor R. Geyer-Wien, Professor Dr. Hartmann, Professor Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. D. Schäfer, Reg.-Präsident a. D. Frhr. von Schwerin, Geheimrat R. Seeberg, Professor Dr. M. Wundt.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn. — Verlag: J. F. Lehmann, München

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594 — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauergasse 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730) — Schweizerische Postscheckrechnung III 4845

8. Jahrgang 1924 Heft 11 November

Die deutsche Geschichtsschreibung des Weltkrieges.

Von Dr. phil. Erich Widdecke.

I. Ihr Wesen.

Die Ehre einer Nation ist die Achtung vor den großen Überlieferungen ihrer Geschichte, ist die Liebe zu den alten Sitten und Gebräuchen ihrer Ahnen und die Verehrung der aus ihrem Volkstum hervorgegangenen großen Persönlichkeiten.

Die Aufgabe der deutschen Geschichtsschreibung kann daher nur sein: Dem deutschen Volke die Erinnerung an seinen gewaltigsten Daseinskampf, an die größten und herrlichsten Heldentaten seiner Söhne, sowie an das erhabene Leid der vergangenen Jahre wachzuhalten, und das Andenken daran im Volke zu hegen und zu heiligen. Das zu tun, wäre wohl eine der ersten und hehrsten Pflichten amtlicher Stellen gewesen, um so mehr da auch die ruhmvolle Geschichte des eigenen Volkes in dem größten aller Kriege in amtlich sachlicher Auffassung gegen die noch immer fortwühlende Propaganda der Gegner eingesetzt werden müßte.

Wenn wir nun die bisherige Geschichtsschreibung des Weltkrieges betrachten, tritt leider in ihr ein trauriges Versagen der amtlichen Stellen zutage. Noch wird fast die gesamte Kriegsliteratur ausgefüllt von den Erinnerungswerken der während der Kriegszeit in verantwortungsvoller Stellung wirkenden Persönlichkeiten, von den wissenschaftlichen Forschungen privater Autoren und den erzählenden oder schildernden Kriegsbüchern.

Eine Betrachtung über die deutsche wissenschaftliche Beschreibung des Weltkrieges hat daher zwei Aufgaben zu erledigen: Eine Darstellung der amt-

lichen Forschung zu zeichnen und einen Überblick über die private Kriegsliteratur zu geben. In beiden Fällen würde dann weiter die militärische, politische und wirtschaftliche Geschichtsschreibung des großen Kriegs zu unterscheiden sein.

Der Stand der amtlichen Geschichtsschreibung, die private Kriegsliteratur militärischen und politischen Inhalts soll hier zur Behandlung gelangen, von einem Überblick über die Kriegsliteratur wirtschaftlichen Inhalts muß ich Abstand nehmen, weil ich mir die Berechtigung dazu nicht anerkennen möchte.

II. Die amtliche Kriegsforschung.

Gerade die Darstellung zeitgenössischer Geschichte auf amtlicher Grundlage ist deshalb so wertvoll, weil neben die schriftliche Überlieferung der Akten oft noch das mündliche Zeugnis von an entscheidender Stelle handelnder Zeitgenossen treten kann, das über die Beweggründe ihres Tuns letzten Endes die beste Aufklärung geben wird.

Das amtliche deutsche Werk über die Geschichte des großen Krieges 1914/1918 soll natürlich nicht nur wegen der schon erwähnten Einsetzung gegen die feindliche Propaganda erscheinen, sondern wir brauchen es auch zu unserer eigenen Erhebung, um der Welt den heldischen Kampf eines Volkes gegen erwürgende Übermacht vor Augen zu führen, und den verhetzten Völkern zu zeigen, daß das Wappenschild der deutschen Wehrmacht rein geblieben ist.

Aber wiederum würden blutleere Aktenpublikationen, wie die der „Vorkriegsakten des Auswärtigen Amtes", den Zweck eines solchen Unternehmens nicht erfüllen. Wir brauchen vielmehr eine farbenreiche, von heiliger Begeisterung, sowie gezügeltem Temperament getragene, aber — natürlich — sachliche Schilderung des Daseinkampfes unseres Volkes.

Zu dieser hehren Aufgabe ist das Reichsarchiv in Potsdam berufen. Es kann sie am besten in unabhängiger geschichtlicher Forschung erledigen, weil ihm die Sichtung und Aufbewahrung aller Kriegsakten übertragen worden ist.

Wohl hat das Reichsarchiv die volkstümliche Heftreihe „Der große Krieg in Einzeldarstellungen", die ja bereits 1915 vom Generalstab begonnen wurde, unter dem Namen „Schlachten des Weltkrieges", fortgesetzt. Es hat auch in den „Quellen und Forschungen aus dem Reichsarchiv" Einzelprobleme der Kriegs- und Vorkriegsgeschichte behandelt. Wir weisen nur auf „die Sendung des Oberstleutnants Hentsch in der Marneschlacht" und auf „die Kriegsgefahr 1875" hin. Daneben sind weiter „Regimentsgeschichten" erschienen, die aber leider im Inhalt und in der Ausstattung den mit Unterstützung des Württembergischen Kriegsministeriums herausgekommenen weit nachstehen.

Aber — als allgemeine Darstellung kann nur das von Otto Volkmann an Hand des Reichsarchiv-Materials geschriebene Werk genannt werden. Weil es aber zu knapp gehalten ist und auch von jeder kritischen Einstellung zu den Ereignissen Abstand nimmt, kann es niemals das Geschichtsbuch des Krieges sein, welches dem Volke gegeben werden muß.

Während so immer noch die große allgemeine und umfassende amtliche Darstellung des Weltkrieges durch das Reichsarchiv fehlt, ist die feindliche

amtliche Geschichtsschreibung uns an Menge, wenn auch kaum an innerem Gehalt sehr weit voraus.

Welches sind nun die Gründe, daß trotz des zahlreichen Personals der bearbeitenden Abteilungen immer noch nicht ein Band des langersehnten amtlichen Sammelwerkes vom Reichsarchiv herausgegeben worden ist?

Es bestehen sowohl äußere wie innere Schwierigkeiten. Dort sei nur auf die hohen Herstellungskosten des gar nicht zu entbehrenden Karten- (und vielleicht auch Bild-)Materials hingewiesen. Hier sei lediglich daran erinnert, daß ein solches amtliches Sammelwerk den Krieg nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich und politisch darstellen muß und will.

Selbstverständlich bleibt die politische Forderung solange unerfüllbar, bis neben dem deutschen Material auch die feindlichen Archivquellen ungehindert fließen und dem Auge offen zutage treten. Denn sonst kann es niemals gelingen, ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild der politischen Vorgänge zu entwerfen. In militärischer Hinsicht liegen die Dinge günstiger. Zahlreiches französisches Aktenmaterial ist bereits veröffentlicht worden, und die Engländer arbeiten sogar mit dem Reichsarchiv in wirklicher Sachlichkeit Hand in Hand. Für die russische Front kann sich die amtliche Stelle auf eigenes und auch zuverlässiges Material stützen. Dagegen werden wohl die Ereignisse des russischen Hinterlandes vielleicht für immer durch die bolschewistische Flut dem Tageslicht entzogen werden. Die wirtschaftliche Seite der Aufgabe wäre noch am leichtesten in Angriff zu nehmen, da hier alles Material ohne Bedenken und Hindernisse greifbar ist.

Unseres Erachtens sehen wir den letzten, und auch wohl entscheidenden Grund der Verzögerung in dem Erscheinen des großen amtlichen Werkes lediglich in innerpolitischen, parteiistischen Bedenken. Denn — allen bisherigen Reichsregierungen konnte gemäß ihren parteipolitischen Einstellungen an einer Darstellung der politischen Vorgänge des Kriegs gar nichts gelegen sein. Weil auch sie, wie bereits die „deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" und „die große Politik der Kabinette" abermals der Welt bewiesen hätten, daß ein Verschulden der deutschen Diplomatie oder Heeresleitung betr. der Schaffung des Friedens in dem Sinne, wie gewisse Kreise des Volkes es darzustellen sich bemühen — und auch wünschen, daß es so wäre, um die Richtigkeit ihrer gewünschten politischen Theorie endlich beweisen zu können — nach den authentischen Zeugnissen der Akten niemals zu finden sein wird. So ließ jede bisherige deutsche Regierung diese Frage in der Schwebe und verhinderte in unverantwortlicher Weise zum Schaden des deutschen Volkes die so dringend nötige Publikation.

Deshalb wird auch weiterhin das politische Feld der monographischen und Erinnerungsliteratur den im Kriege tätigen Männern überlassen bleiben. Es liegt auf der Hand, daß sie nur ein beschränktes, unvermeidlich subjektives und oft noch unsicheres — da ihnen die amtlichen Unterlagen fehlen — Bild von dem Ablauf der Ereignisse zeigen können.

Aber eins vermag gewiß das Reichsarchiv zu tun: Die Geschichte der militärischen Operationen zu schreiben. Diese Forderung kann unbestreitbar erfüllt werden, wenn man sich in vollbewußter Einseitigkeit darauf beschränken würde, denn dabei fallen ja dann alle inneren politischen Hemmnisse von selbst fort.

Ein Weg zu dieser Aufgabe ist dem Reichsarchiv bereits in dem Beispiel des Marinearchivs vorgezeichnet. Das Marinearchiv hat — wie bekannt — die amtliche allgemeine, sowie ausführliche Darstellung der Seekriegsgeschichte in Angriff genommen. Es ist nicht wie das Reichsarchiv durch politische Rücksichten behindert gewesen, so sind denn auch bis jetzt schon sieben Bände von „Der Krieg zur See 1914/18" erschienen. Die Oberleitung hat Admiral a. D. von Manthey. Die verschiedenen Kriegsschauplätze sind verschiedenen Bearbeitern übertragen worden: „Der Krieg in der Nordsee" (bisher vier Bände) wird von Kapitän Groos, „Der Krieg in der Ostsee" (bisher ein Band) von Korvettenkapitän Firle und „Der Kreuzerkrieg in den ausländischen Gewässern" (bisher zwei Bände) von Kontreadmiral Raeder behandelt. Von den geplanten Serien über den „Krieg im Mittelmeer", in „den Kolonien" und den „Unterseebootkrieg" ist noch kein Band erschienen.

Sie erzählt und schildert dem deutschen Volke in fesselnder und sachlicher Form die Kämpfe zu Wasser. Sie ist ein hehres Dokument für das geistige Wollen, sowie Können der deutschen Marine und ein erhabenes Bild der deutschen Heldentaten auf See. Gewidmet dem deutschen Volke, soll sie die kommenden Geschlechter mahnen und erinnern an Deutschlands größte Zeit.

Dem Reichsarchiv aber rufen wir zu, daß es nun endlich dem wartenden Volke auch die Geschichte des Landkrieges übergibt und ihm von den Großtaten seiner Heere eine leuchtende, farbenprächtige und sachliche Darstellung entwirft.

III. Die private militärische Kriegsliteratur.

Wir hatten das Wesen der deutschen Geschichtsschreibung klargelegt und die Aufgaben, welche das Reichsarchiv noch zu erfüllen hat, umrissen. Wenn wir jetzt die private Kriegsliteratur militärischen Inhalts behandeln wollen, müssen wir uns zunächst einmal klar werden, wie weit die Aufgabe dabei gesteckt sein soll. Wir würden den Rahmen unseres Aufsatzes sprengen, wenn wir hier eingehende Kritik an den einzelnen Werken üben wollten. Es kann auch nicht unsere Absicht sein, eine erschöpfende Untersuchung zu geben. Vielmehr können wir nur die wichtigsten und bedeutendsten Erscheinungen der privaten Kriegsliteratur aufzählen, indem wir von ihnen nur einen kurzen darstellenden Abriß zeichnen.

Um unseren Weg klar zu finden, sollen unter der privaten militärischen Kriegsliteratur weniger Bücher rein militärischen Inhalts als solche zu verstehen sein, die von Militärs verfaßt worden sind, selbst wenn sie einige politische Streiflichter bringen. Ferner sind hier die Werke zu behandeln, die von Wissenschaftlern geschrieben wurden und eine referierende oder kritische Darstellung militärischer Ereignisse aufweisen.

An der Spitze aller militärischen Literatur stehen unbedingt die Erinnerungswerke der vier deutschen Generalstabschefs. „Die Erinnerungen Moltkes" (von seiner Frau herausgegeben), Falkenhayn: „Die Oberste Heeresleitung bis 1914/1916", Ludendorff: „Meine Kriegserinnerungen 1914/1918" sowie „Urkunden der Obersten Heeresleitung 1916/1918" und Hindenburg: „Aus meinem Leben". Auch das Werk Admiral Scheers „Deutschlands Hochseeflotte im

Weltkrieg" gehört in diese Reihe. Sie alle — selbstverständlich mit stark subjektivem Einschlag — machen uns vertraut mit den Überlegungen, Beschlüssen, Entschließungen und strategischen Operationserwägungen der deutschen Heeres- und Marineleitung. Ihnen schließt sich das vierbändige Werk Conrad von Hötzendorfs „Aus meiner Dienstzeit" an, das für die Kriegsjahre einen Einblick in das Leben und Treiben des österreichischen Hauptquartiers gibt und uns bekannt macht mit dem Denken und Handeln Konrads.

Zahlreiche deutsche Armee- und Korpsführer haben ebenfalls bedeutende Erinnerungswerke erscheinen lassen. Kronprinz Wilhelm schildert uns die Kämpfe seiner Armee und seiner Heeresgruppe von 1914 bis 1918. Sein Buch „Meine Erinnerungen" gibt uns einen Einblick in seine Jugendzeit, macht uns mit dem Verhältnis zu seinem Vater vertraut und bringt klare und bedeutende Aufschlüsse über sein Urteil betr. unserer schlechten politischen Kriegführung. Es sind unter anderen noch besonders zu nennen: Kluck: „Der Vormarsch der I. Armee auf Paris", Bülow: „Mein Bericht zur Marneschlacht", Hausen: „Erinnerungen an den Marnefeldzug", Falkenhayn: „Der Feldzug der IX. Armee in Rumänien", François: „Tannenberg und Gorlice", Morgen: „Meiner Truppen Heldenkämpfe", Goltz: „Meine Sendung in Finnland und Baltikum", Zwehl: „Die großen Schlachten an der Westfront im Sommer 1918" und Lettow-Vorbeck: „Meine Erinnerungen aus Ost-Afrika". Auf deutsch-österreichischer Seite sind vor allem die Bücher Auffenbergs und Krauß' bemerkenswert. Jener behandelt den „Galizischen Feldzug von 1914", dieser gibt in den „Ursachen unserer Niederlage" eine Schilderung seiner Tätigkeit im Kriege mit stark kritisch-wichtigen politischen und militärischen Streiflichtern, die sehr beachtenswerte treffende Urteile zeigen.

Die bisher genannte Erinnerungsliteratur hat aber eine eigentliche scharf kritische Einstellung nicht. Im großen und ganzen begnügt sie sich mit der Darstellung der Tatsachen und versucht höchstens, eine Beweisführung für die Richtigkeit der von ihren Verfassern getroffenen Beschlüsse und ausgeführten Operationen. Lediglich starke kritische Urteile meist auch objektiven Charakters über die Befehle höherer Instanzen und über die militärische Gesamtlage geben der Kronprinz, Falkenhayn und Krauß. Auch Zwehl ist hier in gewisser Hinsicht nicht zu vergessen, indem er es unternimmt, die drei großen Offensiven 1918 an der Westfront kritisch zu betrachten. François hat mit seinem Buche eine feine Studie über Vernichtungsschlachten geliefert. Beide kommen dabei zu der Verfechtung Ludendorff'scher Strategie, ohne ihr natürlich in Bausch und Bogen zuzustimmen.

Wichtige Aufschlüsse über die Beziehungen zwischen der österreichischen und deutschen Heeresleitung und dem Zusammenbruch in Venetien erschließen Cramon: „Der österreichisch-ungarische Bundesgenosse im Weltkrieg" und Kerchnawe: „Der Zusammenbruch der österreich-ungarischen Armee im Herbst 1918".

An erzählender und schildernder Kriegsliteratur gediegenen Gehalts müssen unbedingt die Bücher „Im Felde unbesiegt" und „Wie wir uns zur Fahne durchschlugen", herausgegeben vom General Dickhuth-Harrach, „In der Luft unbesiegt" von Neumann, „Auf der See unbe-

Ein Weg zu dieser Aufgabe ist dem Reichsarchiv bereits in dem Beispiel des Marinearchivs vorgezeichnet. Das Marinearchiv hat — wie bekannt — die amtliche allgemeine, sowie ausführliche Darstellung der Seekriegsgeschichte in Angriff genommen. Es ist nicht wie das Reichsarchiv durch politische Rücksichten behindert gewesen, so sind denn auch bis jetzt schon sieben Bände von „Der Krieg zur See 1914/18" erschienen. Die Oberleitung hat Admiral a. D. von Manthey. Die verschiedenen Kriegsschauplätze sind verschiedenen Bearbeitern übertragen worden: „Der Krieg in der Nordsee" (bisher vier Bände) wird von Kapitän Groos, „Der Krieg in der Ostsee" (bisher ein Band) von Korvettenkapitän Firle und „Der Kreuzerkrieg in den ausländischen Gewässern" (bisher zwei Bände) von Kontreadmiral Raeder behandelt. Von den geplanten Serien über den „Krieg im Mittelmeer", in „den Kolonien" und den „Unterseebootkrieg" ist noch kein Band erschienen.

Sie erzählt und schildert dem deutschen Volke in fesselnder und sachlicher Form die Kämpfe zu Wasser. Sie ist ein hehres Dokument für das geistige Wollen, sowie Können der deutschen Marine und ein erhabenes Bild der deutschen Heldentaten auf See. Gewidmet dem deutschen Volke, soll sie die kommenden Geschlechter mahnen und erinnern an Deutschlands größte Zeit.

Dem Reichsarchiv aber rufen wir zu, daß es nun endlich dem wartenden Volke auch die Geschichte des Landkrieges übergibt und ihm von den Großtaten seiner Heere eine leuchtende, farbenprächtige und sachliche Darstellung entwirft.

III. Die private militärische Kriegsliteratur.

Wir hatten das Wesen der deutschen Geschichtsschreibung klargelegt und die Aufgaben, welche das Reichsarchiv noch zu erfüllen hat, umrissen. Wenn wir jetzt die private Kriegsliteratur militärischen Inhalts behandeln wollen, müssen wir uns zunächst einmal klar werden, wie weit die Aufgabe dabei gesteckt sein soll. Wir würden den Rahmen unseres Aufsatzes sprengen, wenn wir hier eingehende Kritik an den einzelnen Werken üben wollten. Es kann auch nicht unsere Absicht sein, eine erschöpfende Untersuchung zu geben. Vielmehr können wir nur die wichtigsten und bedeutendsten Erscheinungen der privaten Kriegsliteratur aufzählen, indem wir von ihnen nur einen kurzen darstellenden Abriß zeichnen.

Um unseren Weg klar zu finden, sollen unter der privaten militärischen Kriegsliteratur weniger Bücher rein militärischen Inhalts als solche zu verstehen sein, die von Militärs verfaßt worden sind, selbst wenn sie einige politische Streiflichter bringen. Ferner sind hier die Werke zu behandeln, die von Wissenschaftlern geschrieben wurden und eine referierende oder kritische Darstellung militärischer Ereignisse aufweisen.

An der Spitze aller militärischen Literatur stehen unbedingt die Erinnerungswerke der vier deutschen Generalstabschefs. „Die Erinnerungen Moltkes" (von seiner Frau herausgegeben), Falkenhayn: „Die Oberste Heeresleitung bis 1914/1916", Ludendorff: „Meine Kriegserinnerungen 1914/1918" sowie „Urkunden der Obersten Heeresleitung 1916/1918" und Hindenburg: „Aus meinem Leben". Auch das Werk Admiral Scheers „Deutschlands Hochseeflotte im

Weltkrieg" gehört in diese Reihe. Sie alle — selbstverständlich mit stark subjektivem Einschlag — machen uns vertraut mit den Überlegungen, Beschlüssen, Entschließungen und strategischen Operationserwägungen der deutschen Heeres- und Marineleitung. Ihnen schließt sich das vierbändige Werk Conrad von Hötzendorfs „Aus meiner Dienstzeit" an, das für die Kriegsjahre einen Einblick in das Leben und Treiben des österreichischen Hauptquartiers gibt und uns bekannt macht mit dem Denken und Handeln Konrads.

Zahlreiche deutsche Armee- und Korpsführer haben ebenfalls bedeutende Erinnerungswerke erscheinen lassen. Kronprinz Wilhelm schildert uns die Kämpfe seiner Armee und seiner Heeresgruppe von 1914 bis 1918. Sein Buch „Meine Erinnerungen" gibt uns einen Einblick in seine Jugendzeit, macht uns mit dem Verhältnis zu seinem Vater vertraut und bringt klare und bedeutende Aufschlüsse über sein Urteil betr. unserer schlechten politischen Kriegführung. Es sind unter anderen noch besonders zu nennen: Kluck: „Der Vormarsch der I. Armee auf Paris", Bülow: „Mein Bericht zur Marneschlacht", Hausen: „Erinnerungen an den Marnefeldzug", Falkenhayn: „Der Feldzug der IX. Armee in Rumänien", François: „Tannenberg und Gorlice", Morgen: „Meiner Truppen Heldenkämpfe", Goltz: „Meine Sendung in Finnland und Baltikum", Zwehl: „Die großen Schlachten an der Westfront im Sommer 1918" und Lettow-Vorbeck: „Meine Erinnerungen aus Ost-Afrika". Auf deutsch-österreichischer Seite sind vor allem die Bücher Auffenbergs und Krauß' bemerkenswert. Jener behandelt den „Galizischen Feldzug von 1914", dieser gibt in den „Ursachen unserer Niederlage" eine Schilderung seiner Tätigkeit im Kriege mit stark kritisch-wichtigen politischen und militärischen Streiflichtern, die sehr beachtenswerte treffende Urteile zeigen.

Die bisher genannte Erinnerungsliteratur hat aber eine eigentliche scharf kritische Einstellung nicht. Im großen und ganzen begnügt sie sich mit der Darstellung der Tatsachen und versucht höchstens, eine Beweisführung für die Richtigkeit der von ihren Verfassern getroffenen Beschlüsse und ausgeführten Operationen. Lediglich starke kritische Urteile meist auch objektiven Charakters über die Befehle höherer Instanzen und über die militärische Gesamtlage geben der Kronprinz, Falkenhayn und Krauß. Auch Zwehl ist hier in gewisser Hinsicht nicht zu vergessen, indem er es unternimmt, die drei großen Offensiven 1918 an der Westfront kritisch zu betrachten. François hat mit seinem Buche eine feine Studie über Vernichtungsschlachten geliefert. Beide kommen dabei zu der Verfechtung Ludendorff'scher Strategie, ohne ihr natürlich in Bausch und Bogen zuzustimmen.

Wichtige Aufschlüsse über die Beziehungen zwischen der österreichischen und deutschen Heeresleitung und dem Zusammenbruch in Venetien erschließen Cramon: „Der österreichisch-ungarische Bundesgenosse im Weltkrieg" und Kerchnawe: „Der Zusammenbruch der österreich-ungarischen Armee im Herbst 1918".

An erzählender und schildernder Kriegsliteratur gediegenen Gehalts müssen unbedingt die Bücher „Im Felde unbesiegt" und „Wie wir uns zur Fahne durchschlugen", herausgegeben vom General Dickhuth-Harrach, „In der Luft unbesiegt" von Neumann, „Auf der See unbe-

siegt" von Admiral von Manthey, „Österreich" von Kerchnawe und Vollerthan: „Der Kampf um Tsingtau" genannt werden. Auch auf Graf Luckners „Seeteufel" und ähnliche Darstellungen sei hingewiesen. Sie sind die besten dieser Art. Sie bringen Schilderungen vom einfachsten Soldaten bis zum Generalstabs-Chef und sind das Heldenlied der deutschen Soldaten im Weltkriege.

Die wissenschaftlich und kritisch eingestellte Literatur militärischen Inhalts ist sehr zahlreich und — wie es auf der Hand liegt — machen sich in ihr sehr gegensätzliche Anschauungen über taktische und strategische Maßnahmen der verantwortlichen Heerführer bemerkbar. In einem Wort zusammengefaßt gipfeln sie letzten Endes in dem Kampf für oder gegen die Ludendorff'sche Strategie im Weltkriege. Auch hier sollen aus dem zahlreichen Material nur die bedeutendsten und besten Werke herausgehoben werden.

Zunächst sei bei den wissenschaftlichen und kritischen Darstellungen der Kriegsliteratur auf eins hingewiesen, das die Mobilmachungsmaßnahmen behandelt. Es ist Kuhl mit seiner tiefschürfenden Abhandlung „Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges". Er gibt eine erschöpfende Charakteristik der gesamten organisatorischen, taktischen wie strategischen Tätigkeit des deutschen Generalstabes vor und während des Krieges.

An Werken, welche den gesamten Krieg in ihrer kritischen Betrachtung erfassen, fehlt es nicht. Es sind zu nennen: O. von Moser: „Kurzer strategischer Überblick über den Weltkrieg", eine glänzende objektive Studie der großen strategischen Probleme und oft skeptisch gegenüber Ludendorffscher Strategie, Freytag-Loringhoven: „Heerführung im Weltkriege" (zwei Bände), eine interessante Abhandlung über die operativen Maßnahmen der verbündeten Heeresleitung mit kritisch-geschichtlichen Rückblicken auf die Heerführung im Dreißigjährigen Kriege, Friedrich des Großen, Napoleons und des ersten Moltkes sowie Bernhardi: „Deutschlands Heldenkampf", ein Buch mit leidenschaftlichem Schwung und scharf pointierter Kritik. In seinem „Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah", schildert Freytag-Loringhoven die Tätigkeit und Arbeit seines Lebens. Das Buch ist nicht leidenschaftlich, noch temperamentvoll geschrieben, es zeigt vielmehr einen abgeklärten und milden Geist. Die Flottenpolitik Bülows wird auch von ihm, wie von Haller, ob zu Recht, sei hier ganz dahingestellt, verurteilt. Dem Urteil über Hötzendorf ist sich nicht anzuschließen und auch Falkenhayns Strategie findet eine zu günstige Meinung. Vielleicht spricht hier die Freundschaft zu dem ehemaligen Generalstabschef mit. Ludendorff reiht Freytag nicht unter die gottbegnadeten Feldherrn ersten Ranges ein. Unsere Ansicht werden wir bei der Beurteilung der Ludendorffschen und Delbrückschen Werke kurz äußern. Den Ausbruch der Revolution schreibt der Verfasser — durchaus mit Recht — der Regierung zu, die die Schwäche selbst war. Rettung war nur möglich, wenn bei den ersten revolutionären Anzeichen 1917 rücksichtslos gegen die Aufrührer vorgegangen worden wäre. Er weist dabei auf die Unterdrückung der Revolte (1917) im französischen Heere hin.

Vielleicht wohl eine der besten kritischen Untersuchungen der großen operativen Bewegungen des Krieges ist „Die Kritik des Weltkrieges" von einem Generalstäbler (Oberstleutnant Ritter). In diesem Buche haben

wir wohl die am objektivsten eingestellte kritische Betrachtung der Kriegsliteratur zu sehen. Auch ist es einer der ersten Versuche, der nicht nur die rein militärische, sondern auch die organisatorische und technische Seite ins Auge faßt und dabei zu dem berechtigten Urteil gelangt, daß dem deutschen Generalstab Vorwürfe zu machen sind über die Vernachlässigung der technischen Hilfsmittel. Die Ludendorffsche Strategie findet im allgemeinen Anerkennung. Es wird aber scharf betont, daß die drei großen Offensiven des Jahres 1918 gegenüber den früheren Ludendorffschen Feldzügen sowohl in der Anlage, wie in der strategischen Zielsetzung stark abfallen.

General Hoffmann untersucht in seinem „Krieg der versäumten Gelegenheiten" die politischen und militärischen Fehlgriffe unserer Kriegsleitung. Er sieht sie in der Marneschlacht, in der zu spät erfolgten Verlegung des Hauptkriegsschauplatzes nach dem Osten im Herbst 1914, in der Zersplitterung der Kräfte durch die gleichzeitigen Angriffe bei Verdun und in Tirol, in der Wiederaufrichtung des Königreiches Polen, in dem Verzicht der Offensive auf Saloniki und in der falschen politischen Behandlung Sowjet-Rußlands.

Mit glutvoller Leidenschaft und hohem patriotischen Schwung ist das Buch des Obersten Bauer: „Der große Krieg im Feld und Heimat" geschrieben. Trotz des stark subjektiven Einschlages und der absoluten Betonung Ludendorffscher Strategie bietet es doch äußerst interessante, bedeutende und neue Aufschlüsse über den Gang der Ereignisse. Auch ist es eine scharfe Abrechnung mit unserer unfähigen Politik. In diese Reihe hinein ist noch Kuhls Abhandlung: „Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde" zu stellen. Es zeigt uns, wie die feindliche Seite die operativen Maßnahmen, die jeweilige Gesamtlage für Deutschland und die Aussichten des deutschen Generalstabes beurteilte, und es zeigt, wie oft wir dem Endsieg sehr nahe waren.

Von den vielen Werken, die ein **Sondergebiet des Weltkrieges** in ihrer Darstellung erfassen, müssen erwähnt werden: Höppner: „Unsere Luftwaffen im Weltkrieg", Nicolai: „Das Nachrichtenwesen im Weltkrieg" und „Geheime Mächte" (Ein Beitrag über Propaganda und Spionage), Bruchmüller: „Die schwere Artillerie in den Durchbruchsschlachten des Weltkrieges", Wrisberg: „Heer und Heimat" (2 Bde.) und Stein: „Erlebnisse und Betrachtungen". Die beiden letzten Bücher behandeln die Aufgaben des Kriegsministeriums, der Bewaffnung und der militärischen Heimatsfragen.

Es ist nun noch auf zwei große Abhandlungen hinzuweisen, die nicht nur die militärischen Operationen, sondern auch die Beziehungen zwischen politischer und militärischer Kriegführung einer kritischen Betrachtung unterwerfen und die zugleich auch die große Gegensätzlichkeit in der gesamten Beurteilung des Weltkrieges sowohl vom politischen, wie militärischen Standpunkt aus auf das Beste erhellen. Es sind dies: Ludendorff: „Kriegführung und Politik" und Hans Delbrück: „Krieg und Politik" (3 Bände in einzelnen Aufsätzen). Jene Abhandlung hat ja den großen Kampf Delbrücks gegen den Strategen, wie Politiker Ludendorff hervorgerufen. Dieser Streit zwischen Vernichtungsstrategie und Strategie mit beschränkten Zielen hat schließlich Delbrück in eine üble parteiistische Hetze ausarten lassen. Die Sachlichkeit und Vornehmheit wissenschaftlichen Kampfes lassen seine Schriften durchaus ver-

missen. Delbrücks Kampf gegen Ludendorff dokumentiert sich in folgenden Werken: „Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn" und „Ludendorffs Selbstporträt". Es ist bekannt, daß das letzte Werk mit dem unbewiesenen Ausspruch endet, wie einst zwei Männer, Wilhelm I. und Bismarck, das Reich gegründet haben, so ist es jetzt von zwei Männern, Ludendorff und Tirpitz, wieder zerstört worden. Delbrück ist der stärkste Verfechter Falkenhaynscher Zermürbungsstrategie, die vor Verdun so verhängnisvoll scheiterte.

Ludendorff hat gegen die Angriffe Delbrücks nur in den Preußischen Jahrbüchern in kurzen Artikeln Stellung genommen. Dagegen haben Wolfgang Förster: „Hans Delbrück ein Porträtmaler", Hans Eggert: „Ludendorff als Mensch und Politiker" und Oberst Bauer: „Ludendorff oder Delbrück" die maßlosen Angriffe des Professors gründlichst abgetan. Delbrück ist durch diese drei Bücher unseres Erachtens als militärwissenschaftlicher Kritiker erledigt.

Hier nur ein kurzes Wort über den Kampf um Ludendorff. Der General ist heute nicht nur die bestgehaßte und höchsterhobene, sondern auch kritisch am meisten umkämpfte Persönlichkeit. Während er in der militärwissenschaftlichen Kritik durchweg Lob und Anerkennung findet, wird er ja von politischer Seite auf das Schärfste verurteilt. Nur seine Sommeroffensiven fordern auch dort mehrfach scharfe Einwände heraus. Aber der deutsche Feldzug 1918 ist überhaupt noch das umstrittenste strategische Problem des Weltkrieges. Schwertfeger, Kuhl und Delbrück haben nach einem Auftrag der Regierung „In den Ursachen des Zusammenbruches 1918" sowohl die politische, wie militärische Seite der Sommeroffensiven 1918 untersucht. Kuhl hält die operativen Maßnahmen Ludendorffs für die durchaus gegebenen; Delbrück steht auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Es wird wohl noch Jahre dauern, ehe diese Frage endgültig geklärt ist.

Wir wollen bei einer Beurteilung Ludendorffs nur an die bekannten Worte von Clausewitz erinnern, daß die Strategie und Taktik Napoleons nicht immer der Kritik standgehalten haben, aber daß dem Korsen niemals der Wille gefehlt habe. Denn letzten Endes macht der Wille den Feldherrn! Die Frage, ob Ludendorff in die Reihe der größten Feldherrn (Hannibal, Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon und Moltke) zu stellen ist, soll hier keine Beantwortung finden. Unbedingt bleibt er aber die größte militärische Erscheinung des Weltkrieges. (Literatur über Ludendorff: Marschall Foch: „Amtliche Urkunden des französischen Hauptquartiers"; Dr. Karl Lehmann: „Ludendorffs Schuld an der militärischen Katastrophe"; Dr. W. Spieckernagel: „Ludendorff" und General Buat: „Ludendorff". Buat hat auch „Hindenburg" erscheinen lassen. Beide Werke bringen äußerst bemerkenswerte Urteile über die Kriegskunst der beiden deutschen Generalstabschefs.)

Von der rein kritisch eingestellten Literatur, die bestimmte Ereignisse des Weltkrieges behandelt, ist vor allem Wolfgang Försters dreibändiges Werk: „Graf Schlieffen und der Weltkrieg" zu erwähnen. Wir glauben, nicht zuviel zu sagen, wenn wir seine Schriften zu den kritisch-tiefsten und feinsten Studien über die Strategie des Weltkrieges zählen, trotzdem er nur die große Theorie behandelt: Inwieweit nämlich die Schlieffensche Kriegskunst im Weltkriege zur Geltung gekommen sei und wie Schlieffen gehandelt hätte, wenn er als Führer im Welt-

kriege operative Maßnahmen zu treffen gehabt haben würde? Seine Studien, die die Marneschlacht, die große Offensive in Rußland, den Verdun-Angriff und den Sommerfeldzug 1918 in Frankreich von Schlieffenscher Warte aus in glänzender kritischer Weise untersuchen, sind die stärkste Stütze und das festeste Bollwerk Ludendorffscher Kriegskunst. Nach Förster ist Ludendorff der folgerichtigste und gelehrigste Schüler Schlieffenscher Vernichtungsstrategie gewesen.

Der Marnefeldzug 1914 hat eine reichhaltige Literatur ins Leben gerufen. Die mehr darstellenden Werke sind bereits genannt worden; hier müssen nur noch die Abhandlungen aufgezählt werden, die mit kritischem Lichte die Ereignisse beleuchten. Das sind: Kuhl: „Der Marnefeldzug 1914"; Baumgarten-Crusius: „Die Marneschlacht"; Dr. Walter Schultze: „Die Marneschlacht"; Dr. Walter Kolbe: „Die Marneschlacht" und Müller-Löbnitz: „Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch". Über die zweite Marneschlacht 1918 gibt vom Standpunkt der Front aus interessante Aufschlüsse das Buch von Kurt Hesse: „Das Marnedrama des 15. Juli 1918".

Zum Schluß sei noch drei großer Werke gedacht, die den Weltkrieg in seiner Gesamtheit, d. h. statistisch, militärisch, technisch, organisatorisch, propagandistisch, wirtschaftlich und politisch darstellen. Ein glänzendes Nachschlagewerk für die Unterrichtung über die Teilnahme irgendeiner Truppe an einem Gefecht, über die Auflösung und Neuaufstellungen von Armeen, über die jeweiligen Divisions-, Korps- und Heerführer usw. ist das Buch des Generalstabes: „Die Schlachten und Gefechte des großen Krieges 1914 bis 1918". Dann gehört hierher das auf 10 Bände geplante umfassende Sammelwerk: „Der große Krieg von 1914/1918". Es wird unter Mitarbeit der bedeutendsten Männer der Kriegszeiten von General Schwarte herausgegeben.

Doch die Krone der gesamten privaten Kriegsliteratur ist unter allen Umständen die vierbändige „Geschichte des Krieges" von Hermann Stegemann. Sie ist das beste militärwissenschaftliche Erzeugnis deutschen Geistes, das klassische Werk deutscher Kriegsliteratur und das hehrste Heldenlied des deutschen Volkes.

IV. Die private politische Literatur.

Bei der Darstellung der militärischen Literatur privaten Charakters haben wir in den kritisch eingestellten Abhandlungen besonders auf die Gegensätzlichkeit der strategischen Anschauungen hingewiesen, die ja in den Werken Ludendorffs und Delbrücks gipfelt. In unserer Betrachtung über die private politische Literatur des Weltkrieges wollen wir, um den Weg klar anzudeuten, unterscheiden zwischen den Erinnerungswerken und den politischen Schriften rein kritischen Charakters. Jene sind, wie auch bei der militärischen Literatur, im allgemeinen subjektiv eingestellt, verfechten und wollen beweisen die Richtigkeit der politischen Linie ihrer Verfasser. Selbstverständlich bemühen sie sich, objektiv zu urteilen, können aber doch niemals den Kreis subjektiven Denkens verlassen. Auch hier werden wir an Werke zu erinnern haben, die nicht nur darstellen und erzählen, sondern anregende, tiefschürfende und bedeutende Kritik bringen.

Die militärische Literatur kritischen Charakters hatte es mit dem Kampf um die Ludendorffsche Kriegskunst zu tun. Ebenso kommt nun auch in der politischen Literatur kritischen Inhalts eine ähnliche Gegensätzlichkeit zum Ausdruck. Das ist der Kampf — kurz in einen allgemeinen Satz zusammengefaßt — für oder gegen die Politik Bethmann Hollwegs, oder der Kampf zwischen der Anschauung von der Möglichkeit eines sogenannten Verständigungsfriedens durch Nachgiebigkeit und grundsätzlichen Verzicht auf Eroberungen und Entschädigungen, und der anderen Ansicht: daß es im Weltkrieg um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes gehen würde.

Es sei hier grundsätzlich vorausgesagt, daß diese Frage in unserer Darstellung nicht erörtert, noch entschieden werden soll. Doch wir können nicht umhin zu äußern, daß es jetzt — wo wir zurückschauen auf die Ereignisse und sehen, wie ihre Folgen und Wirkungen waren — nach vier Jahren Krieg und bald fünf Jahren Frieden, der doch nur Unterdrückung, Knebelung und Raub brachte, für jeden politisch urteilsfähigen Deutschen leicht ist, diese Frage ohne Schwanken beantworten zu können. Nur der Hinweis sei noch gestattet: Der Wille macht nicht nur den Feldherrn, er macht auch den Staatsmann. Dieser politische Wille hat den führenden politischen Kreisen Deutschlands während der ganzen Kriegszeit gefehlt, und er fehlt auch heute noch. In diesem Mangel haben wir daher u. E. die entscheidendste Ursache des deutschen Zusammenbruchs und der heutigen Unfähigkeit deutscher Außenpolitik zu sehen.

Wir eröffnen die Erinnerungswerke mit Bethmann Hollweg, der in seinen „Betrachtungen zum Weltkrieg" (2 Bde.) eine Verteidigung seiner Politik unternommen hat. Bei der Beurteilung des Philosophen von Hohenfinow aber wollen wir nur daran erinnern, daß seine Politik wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel, als ihm Sir Edward Goschen die englische Kriegserklärung überreichte. Seinen pessimistischen Hang und seinen Mangel an Tatkraft kann auch sein Werk nicht beiseite schieben.

Michaelis entwirft in seinem Buche: „Für Volk und Staat" ein Bild seiner Lebenstätigkeit. Ein tüchtiger Beamter, aber kein Staatsmann, nicht einmal ein Politiker größeren Formats tritt uns aus seinen Erinnerungen entgegen. Seines Nachfolgers Hertling: „Erinnerungen aus meinem Leben" (2 Bde.) reichen nur bis 1902. Sie sind also für die Geschichte des eigentlichen Krieges belanglos. Aber sein Sohn hat in dem Buche „Ein Jahr in der Reichskanzlei" ein Bild der parlamentarischen und politischen Ereignisse seiner Zeit entworfen. Hertling ist ohne Kampf mit der O. H. L. ausgekommen, doch für neue Leistungen war er nicht nur zu alt, sondern auch nicht der Mann größerer Fähigkeiten.

Jagow hat zwei Werke erscheinen lassen: „Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges", eine abgeklärte und feine Studie durchaus objektiven Charakters und „Daten des Weltkrieges", ein Nachschlagewerk ersten Ranges, das in kürzester Gedrängtheit über jedes politische und militärische Ereignis des Weltkrieges Aufschluß gibt.

Den Anschauungen des Staatssekretärs des Äußern (seit 1917) v. Kühlmann steht das Buch: „Die Tragödie Deutschlands, von einem

Deutschen" sehr nahe. Es bekämpft den absoluten Kriegs- und Siegeswillen der O.H.L. und redet einer Versöhnungspolitik das Wort.

Wilhelm v. Schöns (seit 1910 Botschafter in Paris) „Erlebtes" schildert uns in nüchterner und persönlich zurückhaltender Form seinen Anteil an den politischen Ereignissen. Bernstorff erzählt in seinem Buche „Deutschland und Amerika" von seiner Botschaftertätigkeit in Washington und macht natürlich den U-Bootkrieg verantwortlich für das Scheitern seiner Versuche, eine Verständigung zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zustande zu bringen. Eine hervorragende Stellung in der Erinnerungsliteratur nehmen Helfferichs drei Bände „Der Weltkrieg" ein. In ihnen werden nicht nur die politischen Ereignisse behandelt, sondern es wird auch — selbstverständlich vom Helfferichschen Standpunkt aus — die wirtschaftliche und finanzielle Geschichte des Weltkrieges dargestellt. In der U-Bootkriegsfrage steht Helfferich ganz und gar auf seiten Bethmanns. Er ist immer ein Gegner der uneingeschränkten U-Bootkriegsführung gewesen. Sein dreibändiges Werk ist aber auf alle Fälle eines der wichtigsten und bedeutendsten in der langen Reihe der politischen Kriegsliteratur, denn in geistreicher und sachlicher Weise behandelt es die Probleme des Krieges. Es sei auch noch erinnert an seine „Reden und Aufsätze aus dem Kriege" und „Politik der Erfüllung", die scharf gegen Wirth-Rathenau Stellung nimmt.

Scheidemann hat in seinem „Zusammenbruch" von einseitigem, sozialistischem Standpunkt aus inner- und außerpolitische Fragen der letzten Jahre beurteilt. Doch bleibt sein Werk eine der aufschlußreichsten Quellen über die revolutionäre Bewegung und über die Kriegspolitik der sozialdemokratischen Partei. Als Politiker können wir ihn, ohne zu scharf zu urteilen, als große Null abtun. Ebenfalls kann Noskes Buch: „Von Kiel bis Kapp" hier angereiht werden. Ein Studium der deutschen Revolution muß stets auf dieses Werk zurückgreifen. Es bemüht sich, die Ereignisse objektiv zu bewerten. Erzbergers „Erlebnisse im Weltkriege" sind für jeden, der Aufschluß über die verderbliche Tätigkeit dieses Mannes im Weltkriege suchen will, eine außerordentlich reiche Fundgrube. Vor allen Dingen erhalten wir durch ihn einen Einblick in die Pläne, Verhandlungen und Wege des Vatikans. Erzberger selbst hat hierin offen seine zersetzende Arbeit im Kriege bekanntgegeben.

Des ehemaligen Kaisers „Ereignisse und Gestalten" lassen uns Wilhelm II. menschlich näher treten, und wir lernen in ihm einen Politiker kennen, der wohl die großen Beziehungen der Mächte untereinander und die Probleme des Weltkrieges richtig zu beurteilen und kluge, sowie beachtenswerte Lösungen zu finden vermochte, aber niemals zielsicher und charakterfest die einmal eingeschlagenen Bahnen bis zum folgerichtigen Ende innezuhalten wußte. Wilhelm II. war ein geist- und kenntnisreicher Mensch, blieb aber stets ein schwankender Charakter. Über ihn unterrichten uns zahlreiche Bücher, wie die: „Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee", das Buch des ehemaligen Oberhofmarschalls v. Zedlitz-Trützschler (ein Werk grober Taktlosigkeit und vorsichtig zu benutzen), und Niemann: „Wanderungen mit Kaiser Wilhelm II.".

An erster Stelle der gesamten politischen Erinnerungsliteratur stehen aber unbedingt die „Erinnerungen" des ehemaligen Großadmirals v. Tirpitz.

Sein Buch ist allein deshalb schon von größter Bedeutung, weil es nicht wie die anderen rückschauend die Ereignisse in der Darstellung erfaßt, sondern durch den Anhang der Tagebuchnotizen seinen gesamten Ausführungen einen objektiven Charakter verleiht. Tirpitz schildert u. a. die Entwicklung der deutschen Flotte während seiner Amtstätigkeit, läßt sich über die Einsatzmöglichkeiten der Flotte im Jahre 1914 aus, verficht in scharfer, kritischer und überzeugender Weise den uneingeschränkten U-Bootkrieg und verurteilt unsere zerfahrene Kriegspolitik in Grund und Boden. Wir glauben nicht zuviel zu sagen, daß wir in seinem Werke die beste politische Betrachtung des Weltkrieges sehen, und daß er von allen Politikern am sichersten den Sinn des Weltkrieges erkannt hatte, den er in dem Kampf des deutschen Volkes um Sein oder Nichtsein sah.

Die kritische Literatur politischen Inhalts über den Weltkrieg — wenn wir hierunter die Ursachen, den Verlauf und den Ausgang verstehen wollen — ist Legion. Es kann aber nicht die Aufgabe dieser Darstellung sein, einen Überblick über jene Literatur in ihrem gesamten Umfang zu geben. Wir würden dann den Leser nur in eine Flut von Erscheinungen hineinstellen, in die er rettungslos versinken müßte. Damit hätte auch unser Zweck, den wir mit unseren Aufsätzen über die deutsche Geschichtsschreibung des Weltkrieges verfolgen, seinen Sinn verloren. Denn das Ziel unseres Wollens ist, dem Leser einen Weg zu zeigen, der ihn die großen Linien der militärischen und politischen Probleme des Weltkrieges überschauen läßt. Darum können wir natürlich in der politisch-kritischen Geschichtsschreibung auch nur die führenden Werke aufzählen und müssen viele Darstellungen, zahlreiche Broschüren, eine endlose Reihe politischer Abhandlungen, die Gesamtliteratur des Kriegszielproblems u. a. m., die für die Untersuchung einzelner Fragen gewiß von Wichtigkeit sind, aber der allgemeinen Linie doch nur als Ornament dienen, einfach übergehen.

Um unseren Weg zu finden, soll erst die Literatur der Vorgeschichte, dann die des Krieges im allgemeinen und zum Schluß die einzelner Probleme der Kriegszeit einer Betrachtung unterworfen werden.

Durch die Gesamtheit der politischen Literatur kritischen Charakters zieht sich — wie im Anfang bereits betont wurde — die Gegensätzlichkeit der Anschauungen vom Machtgedanken und der Versöhnungspolitik. Unser Auswärtiges Amt hat seit Bismarcks Abgang der Politik der Verständigung, der Nachgiebigkeit und Zerfahrenheit trotz aller bösen Erfahrungen immer aufs neue gehuldigt. Es liegt daher auf der Hand, daß *jene auswärtige Politik* seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts *bei den politischen Vertretern des Machtgedankens schärfste Ablehnung und vernichtendste Kritik erfahren hat.*

Graf Reventlow entwirft in seinen beiden Werken „*Die auswärtige Politik von 1888 bis 1914*“ und „*Die politische Vorgeschichte des großen Krieges*“ eine tiefschürfende und geistreiche Darstellung der politischen Entwicklung, in der die großen Probleme der Zeit untersucht werden. Sie übt scharfe, aber durchaus objektive Kritik an der unfähigen Politik der Wilhelmstraße. Seine beiden Bücher sind mit in die Reihe der besten und feinsten Studien der politischen Literatur zu stellen. Nichts bezeugt treffender die Richtigkeit seiner Auffassung und Urteile, als die politischen Folgen des verlorenen Weltkrieges. Wer will heute noch leugnen,

daß sie das Resultat unserer schwachen, schwankenden und unklaren Versöhnungspolitik sind.

Johannes Haller, der Tübinger Universitätsprofessor, gibt in seiner „Ära Bülow" eine glänzende wissenschaftliche Untersuchung der Zeit des Kanzlers. Er sieht in Bülow nicht den guten Politiker, als der er in der breiten Öffentlichkeit allgemein doch galt, besonders die englische Politik des Kanzlers ruft seine schärfste Kritik hervor. Sein Buch gipfelt in der bekannten Ansicht, daß unsere Flottenpolitik überspannt gewesen sei. Wir brauchten keine Schlachtflotte zur Unterstützung unserer Kolonialpolitik, da diese am besten durch ein Bündnis mit England gesichert gewesen wäre.

Der Meinung von der Überspannung unserer Kräfte durch Flottenbau und Heeresrüstung und seiner Ansicht von der falschen Linie der Flottenpolitik können wir uns nicht anschließen. Denn — in dem Augenblick, in dem wir England mit unserer wirtschaftlichen Entwicklung überholt haben würden, hätte uns auch nicht das festeste Bündnis mit Britannien vor der Vernichtung unseres Handels durch die englische Kriegsflotte bewahrt. Wer will das bestreiten? Ein Blick in die englische Geschichte bezeugt am besten die Richtigkeit unserer Meinung.

Wir haben bei Haller länger verweilt, weil er eins der wichtigsten Probleme der deutschen Politik in gründlich-wissenschaftlicher Betrachtung kritisch beleuchtet hat. Wenn er nun auch zu einer, von unserem Standpunkt aus irrtümlichen Ansicht gelangt, so ist denn doch sein Werk niemals eine Verfechtung der auswärtigen Politik der letzten Jahrzehnte. Im Gegenteil, die unfähige Politik der Wilhelmstraße erhält ein gerütteltes Maß voll schärfster verurteilender Kritik. Über den Reichskanzler unterrichten weiter Spieckernagel: „Bülow" und sein eigenes Werk: „Deutsche Politik".

Gute Aufschlüsse über die Vorgeschichte des Krieges und über die handelnden Persönlichkeiten der Zeit geben die „Denkwürdigkeiten" von Hohenlohe-Schillingsfürst, die 1906 großes Aufsehen erregten, sowie die „Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten" Eckardsteins. Das dreibändige Werk ist aber sehr einseitig gehalten und verteidigt seine vergeblichen Bemühungen, eine Verständigung Englands mit Deutschland zu erreichen.

Nicht zu vergessen sind in dieser Reihe die Veröffentlichungen des ehemaligen Reichspressechefs Hamman. „Der neue Kurs", „Zur Vorgeschichte des Weltkrieges", „Um den Kaiser" (diese drei Bücher hat er später in einem zusammengefaßt: „Der mißverstandene Bismarck") und „Bilder aus der letzten Kaiserzeit" sind beachtenswerte Quellen für die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte des Weltkrieges. Vor allen Dingen erfährt man endlich einmal etwas Näheres über die Persönlichkeit Holsteins. Holstein war ein Sonderling, der nie an die Öffentlichkeit trat, aber trotzdem einen großen und bedeutenden Einfluß in der Wilhelmstraße besaß. Er ist der Hauptschuldige an der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland und der Ablehnung der englischen Bündnisangebote, weil er an der unbedingten Richtigkeit seiner Theorie glaubte, daß der Walfisch und der Bär niemals zueinander kommen könnten.

Eine geistreiche und feinsinnige Studie über die Vorgeschichte des Krieges ist „Die Großmachtspolitik der letzten 10 Friedensjahre" von dem Deutschschweizer Dr. Ernst Sauerbeck. Sie zeugt von großer Ob-

jektivität und wissenschaftlichem Verständnis für die Bedingtheiten der Politik der einzelnen Länder. Sie ist auch zugleich eines der besten Zeugnisse gegen die Behauptung von der alleinigen Schuld Deutschlands am Weltkriege.

An dieser Stelle sollen zugleich noch einige Werke aufgezählt werden, die in objektiver und kritisch einwandfreier Weise die Schuldfrage behandeln. Die Literatur darüber ist so ungeheuer zahlreich, daß natürlich nur die führenden Werke genannt werden können. Der deutsche Generalstab weist in seiner Veröffentlichung: „Hat der deutsche Generalstab zum Kriege getrieben?“ alle Beschuldigungen der Feinde, die in diese Richtung zielen, überzeugend zurück. „Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914“ (Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes) und F. Pribram: „Die politischen Geheimverträge Österreich-Ungarns 1879—1914“ bezeugen ein für allemal, daß von einer Kriegstreiberei des Dreibundes niemals die Rede sein kann. Weiter lassen die belgischen Gesandtschaftsberichte 1905—1914 sowie Schwertfeger: „Der Fehlspruch von Versailles“ erkennen, daß der Wille zu einer Abrechnung mit Deutschland besonders in französischen und russischen Kreisen stark vorhanden und von großem Einfluß war. Deutschland die Schuld aufzubürden haben Lichnowsky, Eisner und Kautsky in ihren Veröffentlichungen unternommen. In dem Kampf um die Schuldfrage müssen die Verdienste Montgelas', Delbrücks und der Süddeutschen Monatshefte anerkannt werden. Auch der Arbeit der „Zentrale für Erforschung der Kriegsursachen“ und des „Arbeitsausschusses Deutscher Verbände“ sei gedacht.

In der Literatur, die den Verlauf des Krieges im allgemeinen behandelt, können die beiden Werke von Karl Nowack, so einseitig sie abgefaßt sind und so sehr sie die Beeinflussung des österreichisch-ungarischen Generalstabschefs verraten, nicht übergangen werden. In dem „Weg zur Katastrophe“ und dem „Sturz der Mittelmächte“ hat Nowack besonders die politischen Vorgänge in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, übt aber auch Kritik an den militärischen Ereignissen. Beide Bücher sind — ohne zu viel zu sagen — ein starkes Loblied der Strategie Conrads und stehen in scharfer Kampfstellung gegen die deutschen Politiker und noch mehr gegen die deutschen Militärs. Ludendorff findet eine ungemein scharfe Verurteilung und Nowack sieht in ihm den allbeherrschenden deutschen Diktator. Die Bände sind durch ihre überaus subjektive Betrachtung und Kritik als Quellen sehr vorsichtig zu benutzen, was sogar Delbrück, der heftigste Gegner Ludendorffs, zugibt.

Es sei hier noch die Veröffentlichung eines anderen Österreichers genannt, welche eigentlich in die Reihe der Erinnerungswerke gehörte: Czernin hat im „Weltkrieg“ seine politische Tätigkeit geschildert und auch die großen politischen Probleme kritisch beleuchtet. Unbedingt überragt er intellektuell seine Zeitgenossen weit. Dem absoluten Kriegs- und Siegeswillen der deutschen O. H. L. stand er skeptisch gegenüber und er sah nur in einem Verständigungsfrieden mit großen Opfern eine Rettung für die Verbündeten. Das Ergebnis des Weltkrieges hat ihm — scheinbar — recht gegeben.

Die großen politischen Probleme und Fragen der Zeit vor und im Weltkriege kommen in mehreren beachtenswerten Abhandlungen zur Darstellung: Groeners (der Nachfolger Ludendorffs) „Der Weltkrieg und seine Probleme“ ist ein nüchternes Buch, aber ausgezeichnet durch überlegene und

geistreiche Urteile. Die Frage, ob er an der Abdankung des Kaisers eine ehrenrührige Schuld trägt, ist durch ein Offiziersehrengericht dahin klargestellt worden, daß er nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt habe. Dennoch sind wir der Ansicht, daß der Ausgang des Weltkrieges ein anderer gewesen wäre, wenn damals noch ein Ludendorff an seiner Stelle gestanden hätte.

Bernhardi ließ „Deutschland und der nächste Krieg" sowie eine „Weltreise 1911—1912 und der Zusammenbruch Deutschlands" erscheinen. Jenes hat den Präventivkrieg gefordert, die ungünstige politische Entwicklung Deutschlands vorausschauend, und dieses gibt glänzende und geistreiche Vergleiche und Urteile über politische Ursachen und Wirkungen.

Schäfer, der bekannte Berliner Historiker, versucht im „Staat und Welt" wie auch in seinen anderen geschichtlichen Werken, historisches-politisches Verständnis über die großen politischen Fragen der Gegenwart im Volke zu erwecken.

An beachtenswerten geschichtlichen Untersuchungen, die bereits den Weltkrieg in ihrer Darstellung erfassen, müssen genannt werden Schäfers: „Weltgeschichte der neuesten Zeit"; Einhart: „Deutsche Geschichte" und Gebhardt: „Handbuch der deutschen Geschichte, III. Band". Die ersten beiden empfehlen sich selbst durch ihre scharfe nationale Einstellung und das letzte bringt ausgezeichnete Nachweise über Quellen- und Literaturmaterial.

Von der politisch kritischen Literatur, die einzelne Fragen oder Persönlichkeiten des Weltkrieges betrachtet, sollen lediglich einzelne Werke erwähnt und kurz auf den Gegenstand ihrer Behandlung hingewiesen werden.

Die Bethmann Hollwegsche Politik findet ihre Vertreter nur in seinen eigenen Kreisen. Wie schon Delbrück, der wärmste Verfechter Falkenhaynscher Strategie mit beschränkten Zielen war, so ist der Professor jetzt auch wiederum der eifrigste Kämpfer für die Versöhnungs- und Verzichtspolitik eines Bethmann. Wir aber stellen uns durchaus auf die Seite des Freiherrn von Liebig, der in seiner dreibändigen Abhandlung die „Politik von Bethmann Hollwegs" ein für allemal die politische Unfähigkeit, Zerfahrenheit und Verschwommenheit des sogenannten B-Systems vernichtend getroffen hat. Sein Buch ist von einer derartigen geistreichen, glänzenden, aber auch ungemein scharfen Beweisführung, daß es jeden, der politisch zu denken vermag, überzeugen muß. Auch eine Broschüre „Das Deutsche Reich auf dem Wege zur geschichtlichen Episode", die 1916 unter dem Namen „Junius alter" als Manuskript erschien, hat auf das Treffendste die Sinnlosigkeit Bethmannscher Politik gekennzeichnet. Es ist eine Pflicht, auf die politischen Schriften von Liebig hinzuweisen, weil sie alle von bestem politischem Verständnis, großen wissenschaftlichen Kenntnissen und überzeugender Kritik erfüllt sind. Vor allem sei an seine Schriftreihe „Reichsverderber" erinnert.

Über die Möglichkeit eines Friedens und die Waffenstillstandsfrage 1918 kann man sich unterrichten in dem amtlichen Weißbuch, das die Ereignisse im Herbst 1918 behandelt, dem „Friedens- und Waffenstillstandsangebot" von Ludendorff, der kleinen, sehr temperamentvollen, auch etwas einseitigen Broschüre „Der Irrwahn des Verständigungsfriedens" von Oberst Bauer, und „Das Scheitern der neutralen Friedensvermittlung" von Ludendorff. Über die Möglichkeit des

Weiterkämpfens im Herbst 1918 hat sich Dr. Köster in seiner Schrift „Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen?“ ausgelassen. Das Buch wurde mit staatlicher Hilfe verbreitet und sollte der „Dolchstoßlegende“ den Garaus machen. Aber es läßt jegliche objektive Aufklärung vermissen und kann nur als Parteischrift gewertet werden. Die Literatur über die Dolchstoßlegende ist wie eine Woge angeschwollen, doch kann sie in dem Rahmen dieses Aufsatzes nicht zur Betrachtung kommen. Als eine Art Gegenschrift gegen Dr. Köster sei nur die Broschüre von Oberst Bauer „Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen“ erwähnt. Eine direkte Erwiderung hat Kuhl mit dem Buche „Die Lage im Herbst 1918“ gegeben und darin Köster gänzlich widerlegt.

Der politische Zusammenbruch Deutschlands und die deutsche Revolution hat eine Flut von Untersuchungen, Betrachtungen und Darstellungen hervorgerufen. Bemerkenswerte Quellen zur Erforschung der Ursachen des Zusammenbruches und des Verlaufs der Revolution sind „Enthüllungen über den Zusammenbruch“ von Kontreadmiral Foß, „Die Ursachen des Zusammenbruchs“ von Lambach, „Die deutsche Revolution“ von Dr. Ferdinand Runkel, die blutrünstigen „Spartakusbriefe“, sowie „Militarismus und Antimilitarismus“ von Liebknecht und „Die Erinnerungen“ des ehemaligen württembergischen Ministerpräsidenten Blos. Die revolutionäre Wühlarbeit erhellt am besten das Buch von Barth „Aus der Werkstatt der deutschen Revolution“, und die Schwäche, sowie unsinnige Politik der Regierung gegen die Bestrebungen der Revolutionäre bekundet in sachlicher Form das äußerst beachtenswerte Werk von Wrisberg „Der Weg zur Revolution 1914/1918“.

Wir können unsere Betrachtungen nicht schließen, ohne auf die pazifistischen und vaterlandsverräterischen Kreise hinzuweisen, die durch ihre Schriften und Veröffentlichungen den Kampf der Feinde gegen Deutschland in schamlosester und schmachvollster Weise unterstützt haben. Wir lassen dabei ganz dahingestellt, ob es mit dem besten Wollen oder mit absichtlichem Verrat geschehen ist. Es ist die Welt, die sich gruppiert um die Namen Friedrich Wilhelm Förster, Gerlach, Schücking, Grelling, Fried und Lichnowsky. In die Weltanschauung dieser Kreise führt am besten Försters Werk ein „Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland“.

Unsere Betrachtung über die Literatur politischen Inhalts soll mit dem Hinweis auf die Arbeiten eines Ausländers enden. Der schwedische Gelehrte und Forscher, Gustav Steffen, hat geistreiche, kritisch objektive und überaus lesenswerte Studien erscheinen lassen über die allgemeinen Fragen „Weltkrieg und Imperialismus“, „Die Demokratie in England“, sowie „Krieg und Kultur“. Ein feines Verständnis deutschen Volkstumes, deutschen Volkscharakters und deutscher Politik tritt uns aus diesen drei Werken entgegen. Er urteilt maßvoll über deutsche Fehler, aber er anerkennt auch die glänzenden und großen Vorzüge des deutschen Volkes.

Antiſemitismus und Weltanſchauung.

Von Walter Rafelsberger, Tatzmannsdorf.

Obwohl die Ereigniſſe der letzten Jahre ſo überaus deutlich ſprechen, begegnet man immer wieder Menſchen gediegenſter Art, die trotz alledem die Berechtigung des Antiſemitismus nicht vertreten, wenn nicht gar anfechten.

Da es ſich dabei, wie geſagt, um wertvolle Menſchen handelt, die berufen ſcheinen, in dem Kampf der nordiſchen Raſſe um ihr Daſein Bedeutendes zu leiſten, ſo ſcheint es mir nötig, dieſe Erſcheinung einmal eingehender zu beleuchten und auf ihre Urſachen zu unterſuchen.

Zwei Gruppen von Menſchen ſind es vornehmlich, die ſich immer wieder gegen den Antiſemitismus ſträuben: Schaffende Künſtler und Männer der Wiſſenſchaft.

Und unter dieſen ſind es gerade wieder ſolche Menſchen, die ſich eingehend mit philoſophiſchen Studien befaßt und die ſich eine entſchieden idealiſtiſche Weltanſchauung erarbeitet haben. Gerade dieſe Menſchen behaupten, daß man die Juden nicht in Bauſch und Bogen verwerfen dürfe deswegen, weil einige Schädlinge unter ihnen ſeien. Solche Schädlinge finde man auch bei andern Völkern und Raſſen. Dagegen dürfe man nicht überſehen, daß auch die Juden bedeutende Geiſter hervorgebracht hätten.

Dazu iſt nun folgendes zu ſagen.

Es iſt ohne weiteres zuzugeben, daß es unter den Juden achtenswerte Menſchen gegeben hat und jedenfalls auch heute gibt. Daß dieſe außerordentlich ſpärlich geſät ſind, tut hier nichts zur Sache. Sogar bedeutende Geiſter in nordiſchem Sinn mag es unter den Juden gegeben haben, ich nenne nur Guſtav Mahler.

Von den Gegnern des Antiſemitismus wird hier mitunter auch Jeſus von Nazareth als Beiſpiel genannt. Ich erwähne dies deshalb, weil es eine ungeheure Verkennung von Tatſachen darſtellt. Abgeſehen davon, daß die Forſchung nahezu mit Sicherheit erwieſen hat, daß Jeſus vorwiegend nordiſcher Raſſe (Amoriter) mit etwas mittelländiſchem Einſchlag war, iſt es für jeden, der die Evangelien wirklich geleſen und verſtanden hat, ſonnenklar, daß Jeſus geradezu den nordiſchen Gegenpol in geiſtiger Hinſicht gegenüber dem Judentum darſtellt. Man überlege nur, was die Juden aus Jeſus von Nazareth gemacht hätten, wenn er wirklich Jude geweſen wäre! Tatſächlich verſucht das Judentum ihn jedoch totzuſchweigen. Ich werde darauf im Zuſammenhang mit der Freimaurerei noch zurückkommen. Hier iſt leider nicht der Platz, mehr darüber zu ſagen, und ich verweiſe auf die Schriften von H. St. Chamberlain „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ ſowie „Menſch und Gott“.

Um nun zum Gegenſtande zurückzukehren, wiederhole ich, daß bedeutende Menſchen unter den Juden auch in unſerem Sinn ſicher nicht zu leugnen ſind. Ebenſo iſt zuzugeben, daß auch unter den andern Völkern und Raſſen zahlloſe Schädlinge anzutreffen ſind. Doch trifft dies alles nicht den Kern des Antiſemitismus: der wahre Antiſemitismus will nicht gegen einzelne Juden kämpfen, ſeien ſie nun Schädlinge oder nicht. Der wahre Antiſemitismus kämpft gegen das Judentum! Und dieſer Kampf iſt nicht nur berechtigt, ſondern er iſt leider auch nötig im furchtbarſten Sinn als Kampf auf Leben und Tod. Wenigſtens von Seite der Juden iſt er ein Kampf bis zum Tod des anderen Teiles.

Und damit komme ich zum Kernpunkt: der Antisemitismus ist ein Abwehrkampf, den jede Rasse um ihr Leben führen muß gegen den unmoralischen Geist — wenn man so sagen darf — des internationalen, freimaurerischen Hochfinanzjudentums. Da dieser Geist die denkbar vollkommenste und unduldsamste Verkörperung des Materialismus ist, so ist daraus schon klar, daß er in den schärfsten Gegensatz treten muß zum Idealismus und zu dessen Vertretern.

Das ist es, was jene Menschen, die gegen den Antisemitismus reden, nicht erkannt haben.

Die Ursache dieses Nichterkennens ist erstens die Ungeheuerlichkeit der Tatsache, daß ein ganzes, rassisch begrenztes Volkstum darauf ausgeht, alle andern Rassen unter eine materialistische Weltherrschaft zu zwingen oder gar, wenn nötig, auszutilgen und zweitens das Bestreben des Judentums, diese Pläne zu verschleiern. Allerdings scheint letzteres Bestreben heute bereits vom Judentum aufgegeben zu werden, offenbar deshalb, weil eine Verschleierung kaum mehr durchführbar und vielleicht gar nicht mehr nötig erscheint.

Es ist hier nicht der Ort, das Weltherrschaftsstreben der Juden und seine Unmoral genau zu schildern und zu beweisen, auch scheint mir das nicht mehr nötig, ich verweise nur auf die Dinge, die sich fortgesetzt in der sogenannten großen politischen Welt ereignen und die eine sehr deutliche Sprache reden. Auch ist dieser Gegenstand schon wiederholt gründlich behandelt worden, so u. a. von Prof. Dr. Wichtl in seinem Buch über die Weltfreimaurerei und von Alfred Rosenberg „Die Protokolle der Weisen von Zion".

Nur scheint es mir nötig, zu sagen, daß ein allgemeines Bekämpfen der Unmoral dem Judentum gegenüber nicht ausreichend ist. Es wurde mir nämlich wiederholt der Einwand gemacht, daß man das Unmoralische am Judentum doch auch bekämpfe, wenn man sich gegen die Unmoral als solche wende. Dabei ist aber eben zu berücksichtigen, daß in diesem Fall eine unmoralische Einheit vorliegt, die infolge ihrer Eigenart nicht dadurch bekämpft werden kann, daß man sich bloß gegen einzelne Teile, auch nicht gegen alle Teile dieser Einheit wendet, sondern eben nur dadurch, daß man das Judentum als solches bekämpft.

Was nun die Freimaurerei betrifft, so möchte ich zu diesem Gegenstand etwas sagen, was mir in dem oben erwähnten, ausgezeichneten Buch von Wichtl zu wenig betont scheint. Es wird in Deutschland — in andern Ländern kaum! — heute noch viele geben, die die Freimaurerei nur als eine Wohlfahrtseinrichtung kennen, vor allem wird es viele Freimaurer geben, die selbst überzeugt sind, daß die Maurerei nur Gutes will. Da nun der wahre Geist der Freimaurerei heute wesenseins ist mit dem Judentum, so könnte das vielleicht wieder zu einer Ablehnung des Antisemitismus führen.

Dazu ist zu sagen, daß es das Wesen der Freimaurerei in Deutschland ganz besonders ist, die Brüder niederer Grade im guten Glauben zu halten und sie dann in der furchtbarsten Weise zu mißbrauchen. Besonders deutlich tritt dies meines Erachtens in der Religionsfrage hervor.

Unter den deutschen Freimaurern finden sich viele wahre Gottsucher. Es ist nun auffallend, daß diese Menschen, die doch sicher teilweise nordisch und religiös im wahren Sinne veranlagt sind, nicht den Weg zur wahren Religion des Jesus von Nazareth finden.

In den Hochgraden der Freimaurerei sind — abgesehen von dem rein jüdischen Orden B'nai Brith — die Ansichten über Religion geteilt. Die

französische Freimaurerei lehnt jede Religion ab, die übrigen Gruppen verehren den Weltenbaumeister. Einig sind sie alle in der Bekämpfung der christlichen Kirche. Dabei wird aber auch die ursprüngliche, wahre Religion des Jesus von Nazareth, die ja mit jeder Kirchenreligion herzlich wenig gemein hat, ebenfalls zumindest außer Acht gelassen. Es ist nun einerseits denkbar, daß den jüdischen Führern der Freimaurerei diese wahre Religion gar nicht als solche erkennbar ist. Nicht denkbar ist dies aber bei den Freimaurern niederer Grade nichtjüdischen Blutes. Es ist daher wahrscheinlicher, daß diese wahre Religion bewußt unterdrückt und totgeschwiegen wird, da ihre weitere Ausbreitung der Freimaurerei und damit der jüdischen Weltherrschaft gefährlich werden könnte. Das Suchen nach der wahren Religion bei den Freimaurern niederer Grade gibt den Hochgradmaurern ein gewaltiges Mittel zur Beherrschung dieser Massen in die Hand. Wenn diese nun das Ziel ihres Suchens außerhalb der Freimaurerei fänden, so wäre zumindest dieses Mittel verloren. Daher wird meines Erachtens die wahre Jesusreligion von den Führern der Freimaurerei, die leider fast alle Mittel auch dazu in der Hand haben, unterdrückt.

Es bleibt nun noch zu sagen, worin der wahre Antisemitismus eigentlich besteht.

Schon die äußere Lage, in der wir uns dem Judentum gegenüber befinden, läßt die Anwendung von irgend welchen Gewaltmitteln sehr wenig aussichtsreich erscheinen; aber selbst, wenn damit irgend etwas nennenswertes erreicht werden könnte, so wäre damit wenig getan. Not tut die innere Wiedergeburt oder — wie man will — Neugeburt auf rassischer Grundlage. Das allein, die Erhaltung der eigenen Rasse, kann das Wesen des wahren Antisemitismus sein. Gerade darin können wir von den Juden sehr viel lernen, denn nur durch die planmäßige Erhaltung ihres Volkstums — von einer einheitlichen Rasse kann bekanntlich bei den Juden nicht gesprochen werden — sind diese heute so nahe an ihr Ziel, die materialistische Weltherrschaft, gelangt.

Naturgemäß wird unsre Rassenhygiene wesentlich unterschieden sein müssen von der jüdischen, die die Form eines Religionsgesetzes hat. Unsere Rassenhygiene — im weitesten Sinne dieses Wortes — muß aufgehen in unsere Weltanschauung.

Schon seit Jahren sind Männer in unserm Volk und in den uns rassisch verwandten Völkern an der Arbeit, diese Erneuerung der Weltanschauung anzubahnen. Es sind rassenhygienische Gesellschaften und Verbände gegründet worden, es sind Lehrkanzeln für Rassenkunde errichtet und zahlreiche Bücher wissenschaftlicher und allgemeiner Natur über diesen Gegenstand geschrieben worden. Obwohl alle diese Unternehmungen naturgemäß mit zunächst übermächtigen Gegnern zu kämpfen haben, bricht doch heute schon allenthalben die Erkenntnis durch, was die Rasse für den einzelnen Menschen und vor allem für die Völker bedeutet. Und schon läßt sich das Rassenbewußtsein als Grundlage einer erneuten, nordischen Weltanschauung erkennen, die vor allem in Kunst und Religion nach Ausdruck ringt.

Wieder ist es die nordische Rasse, die geistig überragende Rasse der alten Inder, der Hellenen und der Germanen, die diese neue Weltanschauung hervorbringt. Schon bei den Hellenen ist gegen Ende ihrer Schaffenszeit das Rassenbewußtsein erwacht, doch ist es dort nicht weit über den Gedankenkreis der bedeutendsten Männer, vor allem Platons, hinausgedrungen: zur Erneuerung der Weltanschauung des ganzen Volkes ist es dort nicht gekommen, das

Rassenbewußtsein ist nicht so weit ins Volk gedrungen, daß es den Untergang der Hellenen durch die Erhaltung der Rasse hätte verhindern können.

Wir aber wollen unsere ganze Kraft einsetzen als Dichter, Denker und Männer für unsere neue Weltanschauung und wollen hoffen, daß der Geist der nordischen Rasse in uns erneut zur Blüte komme!

„Der Sinn der völkischen Sendung".

Von Dr. med. Gustav Sondermann.

Wir bringen hier die Einleitung des unter obigem Titel erschienenen Buches (München, J. F. Lehmanns Verlag, Preis geh. Mk. 1,50, geb. Mk. 2,50), das wie wenige berufen sein dürfte, in weitesten Kreisen des deutschen Volkes den Sinn und das Verständnis für die völkische Bewegung zu klären und zu wecken. In breiten Schichten herrscht über das, was völkische Bewegung ist, völlige Unklarheit. Von mancher katholischen Stelle wird sie als unchristlich mit aller Schärfe bekämpft. Auf evangelischer Seite bringt man ihr wesentlich mehr Verständnis entgegen; aber auch hier ist bei vielen Geistlichen der Sinn der völkischen Sendung noch völlig unklar.

Da freut es uns, feststellen zu können, daß sowohl vom evangelischem Bunde als auch vom Verein für innere Mission ein Aufruf an das evangelische deutsche Volk erging, die völkische Bewegung zu studieren und in ihren Geist einzudringen zu suchen. Man erkennt hier instinktmäßig, daß beste Kräfte unseres Volkes den Versuch machen, der deutschen Seele eine neue Prägung zu geben.

Als mir die Handschrift dieser Arbeit durch einen Zufall in die Hände fiel und ich, durch den Titel gereizt, mit dem Lesen begann, fesselte sie mich gleich so, daß ich, in innerster Seele gepackt, sie nicht aus der Hand legte, ehe ich sie ganz durchgelesen hatte. Dann sagte ich mir aber auch, daß diese Schrift berufen sei, weitesten Kreisen unseres deutschen Volkes das Verständnis für das zu öffnen, was man völkisch nennt. Auch mir waren „national" und „völkisch" bisher Begriffe, die sich fast völlig deckten; erst beim Lesen dieser Schrift wurde mir klar, daß der völkische Staat erst die Vollendung des sogenannten nationalen Staates ist, der vom Germanen bis zum Neger und Juden jeden Staatsbürger mit gleicher Liebe an sein nationales Herz drückt und ihm gleiche Rechte gewährt. Der völkische Staat, der, wie diese Schrift beweist, die Begriffe außerordentlich tief faßt, baut den ganzen Staat auf dem Volkstum auf. Um dies zu können, muß er natürlich mit mancher sogenannten liberalen Errungenschaft, durch die das alte deutsche Volkstum verleumdet und verschandelt worden ist, brechen. Umso schöner und reiner aber tritt der völkische Geist hier in Erscheinung und zeigt Protestanten und Katholiken, die bemüht sind, ihrem Volke in treuer Hingabe zu dienen, den Weg, den sie hierzu gehen müssen.

Die beiden Abschnitte, die wir hier als Probe zum Abdruck bringen, gewähren allerdings nur einen ganz kleinen Einblick in das tiefernste Buch. Gerade bei den Wahlen, bei denen Millionen von Deutschen nicht wissen, wem sie sich zuwenden müssen, werden Zahllose dankbar sein, wenn ihnen der Weg gezeigt wird, den sie zu gehen haben. Möge das prächtige Büchlein in tausenden von deutschen Herzen den Sinn der völkischen Sendung in klarem Lichte in die Erscheinung treten lassen!

J. F. Lehmann.

Zum Beginn!

Dieses Buch trägt keinen agitatorischen Bedürfnissen Rechnung. Es ist aus einem gegenteiligen Wollen heraus geschrieben: dem der Sammlung und Vertiefung.

Die völkische Bewegung steckt heute zweifelsohne in einer Krise. Krisen sind keineswegs immer Zeichen kommenden Verfalls, sondern mindestens ebenso oft Zeichen des Vorwärtswachsenwollens. Das will entschieden die völkische Bewegung und mit ihr weite Kreise der deutschen Menschen. Und an die

Menschen, deren Zielrichtung das mutige, unbedingte Vorwärts-Aufwärts ist, wendet sich das Buch.

Es ist an sich eine schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe: das Buch vom Sinn der völkischen Sendung zu schreiben: es müßte täglich neu- — und kann eigentlich nie endgültig geschrieben werden. Denn täglich erfaßt das völkische Streben neue Kreise und wirft neue Fragen auf, täglich wächst die Bewegung; und so müßte die Fragestellung immer vertiefter und umfassender und die Antwort immer reifer werden. Und darum wird es nie gelingen, das gluhtende Leben, den hohen Willen und den tiefen Gemütsreichtum der völkischen Bewegung zwischen zwei Buchdeckel zu bannen. Auch sind alle die Dinge und Fragen, die uns bewegen, vielfach noch im Fluß. Zu lange erschien uns — namentlich den sogenannten Intellektuellen — die Welt und was auf ihr vorgeht, als ein Museum, in dem wir uns auf wohlgeordneten und genau bezeichneten Bahnen bewegten als steife, geschichtelnde Menschen — — heute hat uns der Sturm hinausgefegt in die Wälder und Dornen des Lebens selbst und zwingt uns dazu uns selbst wieder zu fühlen und statt in Museumsweise die Taten anderer zu bewundern und zu beschreiben, uns auf eigene Taten vorzubereiten; das müssen wir alles erst wieder lernen. Es ist uns so vieles neu, was uns urälteſter Besitz sein müßte — —, ja, der völkischen Bewegung harren noch Auseinandersetzungen geistiger Art, deren Kern heute noch von den wenigsten geahnt und wenn — — dann kaum ausgesprochen wird. All das bedingt Möglichkeit des Irrtums und Notwendigkeit der Zurückhaltung. Aus dem Irrtum — so haben wir die Hoffnung — wird uns immer wieder der Kompaß gesunden Volksbewußtseins herausführen und die Zurückhaltung mag mit fortschreitender Erkenntnis und Reife immer mehr fallen; heute ist sie noch notwendig, nicht aus Mangel an Mut und Entscheidungskraft, sondern weil man werdende Dinge nicht dem grellen Tageslichte aussetzen soll und weil man dem Gegner nicht früher als notwendig seine Pläne offenbart; auch fehlt uns für manche Frage und Erkenntnis ganz offensichtlich die Reife.

Aus diesen Gründen mögen Mängel und Lücken dieses Buches begriffen, aber auch der Wunsch des Verfassers gewürdigt werden, daß über all die aufgeworfenen Fragen eine lebhafte, vom Ernst der Lage erfaßte Aussprache beginne, auch zwischen Leser und Schreiber; denn ein Buch will nicht nur gelesen sein, sondern will Leben werden und ein lebendiges Gemeinschaftsband zwischen Leser und Schreiber knüpfen.

Habe ich Unrecht getan, daß ich öffentlich Urteil übte an Methoden und Einzelerscheinungen der völkischen Bewegung? Wer mir das zum Vorwurfe machen wollte, hat noch nicht das Vertrauen zu der Wirksamkeit wahrhaft geistiger Bewegungen. Sie setzen sich auch ohne uns Menschlein durch, denn sie stammen von Gott! Wir sind *alle* Geführte, Diener und können uns nur dadurch zu immer treueren, tauglicheren Werkzeugen unseres Volkes machen, daß wir uns offen und wahrhaftig unsere Fehler sagen. Fehler sind eine Last, an denen jeder selbst am meisten mühsam zu schleppen hat; wollen wir auch so einer des anderen Last tragen!

Laßt sie ruhig Waffen aus dem Buche gegen uns schmieden, all die Hämlinge! Sie werden ja doch nur zu Schlangen in ihren unreinen Händen, die sie selber beißen werden!

Wir aber wollen getrost unseren steilen Weg weiterklimmen in dem Bewußtsein: gewiß, unser Volk ist nicht unser Gott! Der Gott der Welten steht über allen Völkern. Aber der Dienst am Volk ist die Erdenaufgabe, die

uns als die vornehmste und erste von unserem Gott für diese Erdentage gesetzt ist. In diesem Geiste rufe ich euch, deutsche Brüder und Schwestern, für unseren Weg ein herzhaftes „Heil und Sieg" zu.

Die völkische Bewegung.

Es will ein Neues werden in deutschen Landen — die Gletscher der Erstarrung und Verzweiflung beginnen zu schmelzen unter der glühenden Sonne der Not und der Schmach und senden aus allen Gauen Rinnsale hinab — zusammenströmend in einen mächtig brandenden, naturstarken, wilden Strom: die völkische Bewegung. Ein Krachen und Bersten — der Strom bricht hinweg über altes Gemäuer — er wühlt sich Bahn, erschüttert die Grundfesten deutschen Lebens und Landes — kristallklares Gewässer der Berge mischt sich mit trübem Moorschlamm, reißt Schutt und Felsblöcke mit sich und jauchzend wagen kühne Mannen die Fahrt; sie wissen: gibts auch noch Schutt und Schlamm, Geröll und Gestein in diesem jungen Strom, lauern auch in Wirbeln und Untiefen Tod und Gefahr — — dahinbraust der Strom — unaufhaltsam — hin in das Land deutscher Freiheit!

Und da stehen die Menschen am Ufer dieses Stromes, denen das Herz lau und gleichgültig bei all dem Jammer und der Schande geblieben, in denen die stechende Glut der Sonne nichts zu schmelzen hat — — und schütteln verständnislos ihr feigherziges Haupt; der eine sieht schwarze Galle im Herzen seine fetten Weiden überschwemmt, der andere starrt nur auf den Schlamm, der sich auch mitwälzt, dem dritten geht die Fahrt zu heiß und zu wild und alle sehen sie nicht, wie sich hier ein Neues, ein Unüberwindliches gestalten will! Allen fehlt der Mut des Glaubens an Klärung und Läuterung dieses jungen Stromes, allen fehlt der Mut des Wollens: hinein sich zu stellen und die jauchzende Fahrt zu wagen — fürchten sich vor Nässe, scheuen Schlammspritzer und Steinstöße, machen geistreiche Bemerkungen, was die Gefahren dieses jungen Stromes seien oder stellen tiefsinnige Betrachtungen darüber an, wann und wo er kläglich enden, versanden werde. Und mancher Hämling glaubt, wenn er ein trübes, vergiftetes Wässerlein heimlich hinzuführe, müsse der Strom von dem Gifte stinkend werden.

Ihr Narren und feigherzigen Gesellen! Wir kennen sie selbst, die Gefahren unseres Stromes! Wir wissen selbst, wie viel Schutt sich noch ablagern, wie viele Gewässer sich noch läutern müssen — ja, wir wissen auch, daß so mancher Seitenarm des Stromes in Schlamm und Morast enden wird — — Gott gnade denen, die dort versinken und ersticken; es waren doch unsere Weggenossen! Und wir werden auch nicht erschrecken und irre werden, wenn der Strom einmal seinen Lauf unter der Erde nehmen wird in unheimlicher Nachtfahrt; denn das Eine wissen wir ebenfalls: versanden wird er niemals, Schlammspritzer und Steinstoß wird uns nichts schaden! Mag auch mancher im Wirbel versinken, der Strom selbst wird weiterrauschen und wir, die Deutschen, werden ihn weiterbefahren!

Unser Segel heißt Glaube, unser Wind Liebe und Hoffnung aus höheren Welten und unser Steuer heißt Wille und kann nicht zerbrechen, denn die Fahrt geht nach dem Ziel:

Freiheit und Leben unseres deutschen Volkes!

Gold und Geld.

Von Dr. Hermann Hartl, München.

In seiner gewissenaufrüttelnden Schrift „Volkswirtschaft und Volkstum“ gibt der bekannte Vorkämpfer deutschen Wirtschaftsgeistes Oberfinanzrat Dr. Bang der Überzeugung Ausdruck, daß die Volkswirtschaft mehr sei als ein Gegenstand exakter Naturerkenntnis, daß sie hinaufreiche in die höheren Gebiete der Ethik, der Weltanschauung. Mit dieser Erkenntnis haben wir den inneren Anschluß wieder gefunden an einen langvergessenen großen Meister der Staatswissenschaften, an den Deutschen Adam Müller, der den gleichen Gedanken vor über hundert Jahren so formulierte: „Wer seine Wirtschaft besorgen und erhalten will, muß daneben etwas höheres ins Auge fassen als diese Wirtschaft!“

Wenn wir mit dieser grundsätzlichen Einstellung der idealistischen Volkswirtschaftslehre an das anscheinend materiellste aller Probleme herantreten, an die Geld- und Währungsfrage, so erkennen wir sehr bald, daß der Inhalt dieser so gut wie irgend sonstiger Staatsprobleme vorwiegend geistiger und sittlicher Natur ist. Das wirtschaftsmaterialistische Denken ganzer Generationen hat uns jedoch gerade auf diesen Gebieten auf so trostlose Irrwege geführt, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, die Wissenschaft selbst finde aus dem Labyrinth nicht mehr heraus und lasse den gesamten Fragenkomplex nolens volens in mysteriösem Dunkel liegen.

Die Wurzel aller Irrtümer liegt wohl darin, daß wir uns im Laufe der Jahrhunderte daran gewöhnt haben, Gold und Geld, oder um es genauer auszudrücken, Metallwert und Geldwert gleichzusetzen. Ganz bezeichnend heißt es diesbezüglich in einem bekannten Lehrbuch der Politischen Ökonomie: „Seit der Verallgemeinerung der Geldwirtschaft hat sich das Metallgeld so stark ausgebreitet, daß heute die Vorstellung vom Gelde auf das engste mit dem Gold und Silber verknüpft ist.“ In Wirklichkeit jedoch gehören Gold und Geld zwei ganz verschiedenen Kategorien an. Beziehungen zwischen beiden sind natürlich reichlich vorhanden, aber ganz gewiß nicht in dem Sinne, den wir ihnen leider gewöhnt sind zugrunde zu legen, nämlich den, daß das Geld seinen Wert notwendig vom Golde borgen müßte.

Das Gold ist eine Sache und noch dazu eine Sache ganz besonderer Art. Von der Natur geradezu verschwenderisch ausgestattet mit allen Vorzügen, die der Materie als solcher überhaupt eigen sein können, mit Glanz, Schönheit, Reinheit, Seltenheit, Dauerhaftigkeit, Teilbarkeit, Wägbarkeit, Beweglichkeit, Bildsamkeit, ist es gewissermaßen von Anbeginn her bestimmt zu einer hervorragenden Rolle in der Welt der Sachen. Für den Menschen aber hat es bemerkenswerterweise keinen unmittelbaren Nutzen; es hat keine direkte Beziehung zu ihm, wie etwa alle die Stoffe, die ihm als Nahrung, Kleidung und als Waffe dienen. Es dient ihm nur mittelbar, eben um die Sachen zu beherrschen, d. h. zu besitzen: so ist es die unpersönlichste Sache, die Sache an sich, das Symbol des Besitzes.

„Geld“ aber in höherem staatswissenschaftlichen Sinne ist nichts Dingliches, sondern eine Idee, die Idee der Vereinigung und Wiederauseinandersetzung der gesamten nationalen Arbeit, geistiger sowohl als körperlicher! Das hat unsere Wissen-

schaft leider aus dem Auge verloren und den Gedanken des „Geldes“ zu einer Sache erniedrigt. Repräsentiert sich nun diese Idee des Geldes in einem staatlichen System von Wertzeichen, in einer „Währung“, so leiten diese Geldzeichen ihren Wert selbstverständlich nicht aus dem Stoff her, in welchem sie erscheinen, sondern ausschließlich aus der Idee selbst und aus den sie tragenden Kräften: das ist der Staat, die große Lebensgemeinschaft, die nationale Gesellschaft.

Diese Erkenntnis vom Wesen des Geldes ist unlöslich verknüpft mit dem Namen des Deutschen Staatswissenschaftlers Adam Müller, dessen „Elemente der Staatskunst“ sich an Größe messen können mit Platons „Staat“ und dennoch, oder soll ich sagen deshalb, vom deutschen Volke über ein Jahrhundert hindurch fast völlig vergessen werden konnten.

Nach Adam Müller ist „Geld“ nichts anderes als der ökonomische Ausdruck für das Bedürfnis nach Vereinigung oder nach dem Staate. Er nennt dies das oberste aller menschlichen Bedürfnisse, da jedes Einzelindividuum zur Befriedigung sämtlicher geistiger und leiblicher Bedürfnisse auf die Mitarbeit der Gesamtheit, der nationalen Gesellschaft angewiesen sei. Als Gegenleistung fordere die Gesellschaft die körperliche oder geistige Arbeit des Einzelnen. Aus der dadurch fortgesetzt aufs neue notwendig werdenden Verbindung und Wiederauseinandersetzung zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, zwischen den Bedürfnissen aller und der Arbeit aller, leitet Adam Müller die Idee des Geldes ab, und nennt es die „ökonomische Versinnlichung des Staates“. Er geht in dieser erweiternden Begriffsbestimmung so weit, daß er allen Sachen und Personen, die dieser Vermittlung und Wiederauseinandersetzung zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen dienen, „Geld“-Charakter zuspricht. So kommt er dazu, „Geld“ zu definieren als „eine allen Individuen der bürgerlichen Gesellschaft inhärierende Eigenschaft, kraft deren sie mehr oder minder mit den übrigen Individuen in Verbindung zu treten vermögen“, und in diesem Sinne kann er schließlich sogar davon sprechen, „daß der Staatsmann wahres ‚Geld‘ sei“. Man mißverstehe diese übertreibenden Formulierungen eines nicht gerade leicht mitteilbaren Gedankens nicht! Adam Müller ist sich nach seinen eigenen Worten der Paradoxie dieses Ausdrucks sehr wohl bewußt, bezeichnet ihn aber dennoch als notwendig, um gegen „einen gewissen fixen Begriff vom Gelde, den uns die mechanische Form unserer bürgerlichen Einrichtungen von Jugend auf eingeprägt hat“, aufzukommen.

Geld ist demnach der höhere Begriff gegenüber dem Golde und duldet keine Abhängigkeit von ihm. Gold ist nach den Worten Adam Müllers nur „*eine der Formen*, unter denen das Geld erscheint“. „Wer also bloß eine materielle Anschauung des Geldes hätte, oder wer es bloß im edlen Metalle begriffe, hätte vom Wesen des Geldes eine falsche und tote Vorstellung.“ Am deutlichsten drückt folgende klassische Stelle den Kern der Sache aus: „Wenn man in den neueren Zeiten die Sache so darstellt, *als sei ein Staatspapier ein bloßes Substitut der Metalle, so hat man die Ordnung der Dinge umgekehrt: die Metalle sind die Repräsentanten. Das große Bedürfnis des Zusammenhaltens, das was die Metalle durch den Stempel wie durch eine Art von Kreditiv erst zum Gelde erhebt, und was endlich bei weiterer Entwicklung des bürgerlichen Lebens durch das Staatspapier ausgedrückt wird, ist das Prinzipale.*“ —

Selbstverständlich ist es im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, diese Geldlehre Adam Müllers, die organisch in seine gesamte Welt- und Staatsauffassung eingeordnet und, Stein auf Stein gefügt, auf einer tiefdurchdachten Wertlehre aufgebaut ist, auch nur in den Grundzügen wiederzugeben. Es bedarf aber auch keineswegs einer umfassenden wissenschaftlichen Schulung, um in das Wesen des Geldproblems einzudringen. Unsere Zeit, die uns in Krieg und Zusammenbruch die ganze Größe, die übermächtige Wirklichkeit von Staat, Gesellschaft und Nation wieder lebendig vor Augen geführt hat, ist die beste Lehrmeisterin. Ein gesunder, unverbildeter Menschenverstand mit ursprünglich-frischer Anschauungskraft wird an Hand unseres gegenwärtigen großen geschichtlichen Erlebens ohne weiteres das Richtige treffen. Legen wir deshalb unserer Fragestellung nach dem Wert oder Unwert des Goldes für den Geldbedarf einer nationalen Volkswirtschaft ein ideal-einfaches Staatengebilde, etwa nach dem Muster des bekannten Thünenschen Lehrbeispiels zugrunde: Im Mittelpunkt eines weiten, fruchtbaren Landes die Stadt. Sie sei Standort aller lebenswichtigen Industrien. Nahgelegene Schächte liefern Erze und Kohle. Diese Stadt sei Sitz der Regierung und der Hochschulen, also politisches, gesellschaftliches und geistiges Zentrum. Im offenen Lande rings blühen bei dichter Besiedelung Getreide-, Obst- und Gemüsebau, Viehzucht, Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei. Die Bevölkerung sei ungemein fleißig, sie sei intelligent und vaterlandsliebend. Auf den Lehrstühlen säßen die auserlesensten Meister ihres Faches, in den Hüttenwerken und Fabriken die tüchtigsten Ingenieure und Chemiker. Der Beamtenapparat sei hervorragend geschult, arbeitsfähig und zuverlässig, das Heer vorzüglich ausgebildet und bewaffnet. Die Regierung arbeite in vollem Einklang mit den Regierten, ein hoher Gemeinsinn, ein starkes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und des Aufeinanderangewiesenseins durchdringe und belebe das Ganze — kurz, in diesem Idealstaat seien alle Voraussetzungen zu einem blühenden Wirtschaftsleben gegeben. Nur eines fehle ihm: im ganzen Lande finde sich keine Unze Goldes oder Silbers, ja diese Edelmetalle seien dort überhaupt nicht bekannt. Läßt sich nun im Ernste bestreiten, daß sich ein so beschriebenes Staatswesen auf den gegebenen Grundlagen, also ohne Edelmetalle, habe entwickeln können? Kann man vernünftigerweise behaupten, daß es unbedingt eines chemischen Zusatzes von Gold oder Silber bedürfe, um die physischen und geistigen Kräfte eines begabten Volkes auf einem fruchtbaren, die lebenswichtigen Rohstoffe bergenden Boden zu jener innigen und allseitigen Wechselwirkung und Auseinandersetzung, zu jenem großen, energischen und unendlich bewegten Gesamtleben zu entbinden, das wir Staat nennen? Der Widersinn einer solchen Behauptung läge auf der Hand.

Das Geldschöpfungsvermögen eines nationalen selbständigen Gemeinwesens ruht denn in der Tat auf ganz anderen Voraussetzungen als auf dem rein äußerlichen Gold- oder Silberbesitz. Es ist nichts anderes als der ökonomische Ausdruck eben dieser seiner Selbständigkeit, seiner Souveränität. Das Geld des souveränen Staates kommt nicht aus der Tiefe der Schächte oder von fernen Küsten, sondern es wächst organisch aus dem Schoße seiner eigenen Wirtschaft. Denn „jeder Verkehr schafft aus sich selbst heraus das wahre *aus sich selbst garantierte Geld*“, wie es in Adam Müllers „Elementen der Staatskunst“ heißt.

Man wird hier einwenden, dieses „nationale Geld“, wie wir es im Gegensatz zum Metallgeld nunmehr nennen wollen, genüge nur den Ansprüchen des Innenmarktes. Der Welthandel, der Verkehr von Volk zu Volk, sei und bleibe auf das Gold angewiesen.

Dieser Einwand mag vorläufig einmal gelten. Es besteht auch gar nicht die Absicht, dem Golde seine, übrigens historisch genugsam erhärtete, Rolle als Warenvermittler abzusprechen, sondern es kommt hier einzig allein darauf an, die Entbehrlichkeit des Goldes für den nationalen Innenverkehr darzutun. Im engsten Zusammenhang damit wird es allerdings zu den Lebensfragen der Zeit gehören, dem Welthandel und damit dem Golde, seinem Symbol, wieder die ihm gebührende dienende Rolle im nationalen Gemeinwesen zuzuweisen.

Jedenfalls haben wir bereits klar unterscheiden gelernt zwischen dem Begriff des nationalen Geldes und dem des internationalen Goldes. Und das ist wichtig genug. Das wirtschaftliche Problem erweitert sich damit zum politischen, ja schließlich zum transzendenten. Tiefere Zusammenhänge tun sich auf. Es ist richtig, der Geltungsbereich des nationalen Geldes endet an den Grenzen des nationalen Wirtschaftsstaates. Im Verkehr von Volk zu Volk muß ein anderes, allgemein anerkanntes Tauschmittel Platz greifen. Dieses „Weltgeld“ kann seinen Wert und dessen Garantie nicht aus einem naturgewachsenen gesellschaftlichen Verbande ableiten wie das nationale Geld. Denn über den nationalen Wirtschaftskörpern steht ja kein höherer gesellschaftlicher Organismus mehr. Deshalb muß es seinen Wert notwendig in sich selbst tragen, und folglich kann es sich nur in einer möglichst allgemein begehrten Ware, in einer Sache darstellen: keine eignet sich von Natur aus besser dazu als das Gold, die Sache kat exochen. Der tiefere Sinn aber ist der: wo das geistige Band, die Idee, die sich selbst verbürgende Gemeinschaft aufhört, tritt die Sache, die Ware, das Gold in sein Recht. Während das nationale Geld in einem Wirtschaftsorganismus vermittelt, von dessen Kräften es getragen wird, treibt das Gold einen Wirtschaftsmechanismus, den es zu beherrschen sucht. Damit haben wir den Gegensatz zwischen Geld und Gold zurückgeführt auf den anderen zwischen organischer Volkswirtschaft und mechanischer Weltwirtschaft (besser: Welthandel).

Schon Adam Müller erkannte klar den weltgeschichtlichen Antagonismus zwischen beiden. Er wies auf den zersetzenden Einfluß des Welthandelsgeistes innerhalb nationaler Gemeinschaften hin und brachte die gesamte europäische Entwicklung seit der Entdeckung Amerikas bis zur französischen Revolution auf die geistvolle Formel von „den Kämpfen der Könige mit dem Gelde“. Verfolgen wir zunächst diesen Gedanken, um die gewonnene Erkenntnis auch historisch zu befestigen:

Die Erschließung neuer Erdteile im 16. Jahrhundert brachte eine ungeahnte Erweiterung des Welthandels und einen bedeutenden Zustrom neuen Reichtums mit sich und als deren Folge innerhalb weniger Generationen eine Revolutionierung der europäischen Staaten im wahrsten Sinne des Wortes: Wirtschaftlich gesehen den ersten großen staatszersetzenden Einbruch des Welthandels in die nationalen Wirtschaften. Die bisher unbekannte Möglichkeit schrankenloser Bereicherung zerstörte langsam, aber sicher den vaterländischen religiösen Sinn des mittelalterlichen Menschen, ein neues Handels- und Frei-

beuterideal siegte über das alte der produktiven Arbeit und der gerechten Nahrung. Die ehedem konzentrisch auf Thron und Altar gerichteten Geister wandten sich mehr und mehr den fernen Küsten, dem fremden Golde zu, das sie magisch in seinen Bann zog. Hören wir Adam Müller selbst: „Meine Pflicht ist es zu zeigen," ruft er aus, „daß der Zustand von Europa in den drei letzten Jahrhunderten keineswegs, wie der große Haufe glaubt, politischer Normalzustand, sondern daß es eine Zeit ungeheurer innerer Revolutionen gewesen ist, ein Zwischenzustand, ein Interregnum, während dessen die Sphäre der europäischen Wirksamkeit sich über alle Meere und Weltteile ausgebreitet hat, Waren und Kenntnisse, geistige und physische Bedürfnisse der Menschen in ungeheurer Proportion vermehrt, die Menschheit ausschließlich auf Akquisition, Erwerb und Besitz gerichtet und darüber der alte Nationalverband aufgelöst worden ist." „Wer wollte es," sagt er an anderer Stelle, „nachdem das Streben nach Privatbesitz und Gold sich aller bemeistert hatte, den Regierungen anrechnen, daß sie die alte nationale Würde beiseite setzten und meistenteils sich zu großen Kaufmannshäusern konstituierten!" Das Ringen der Fürsten mit dem Golde um die Seelen der Untertanen zeichnet er treffend mit den Worten: „Die Untertanen waren zu Weltbürgern geworden, abhängig vom allgemeinen Verkehr. Als solche wollten die alten Regenten sie noch wie Bürger eines besonderen Staates behandeln und wurden dennoch in jedem Augenblick von dem universellen Streben der Untergebenen in die allgemeine Strömung mitfortgerissen. So wurden sie selbst verstrickt in das Begehren des Metallgeldes und verloren die alte Oberherrschaft über das Metall." Wohin der Auflösungsprozeß der nationalen Wirtschaften unter dem Einfluß des Welthandels führen werde, sah Adam Müller klar vorher: er hat es uns vor hundert und zwanzig Jahren schon in wahrhaft prophetischen Worten verkündet. Sie geben ein erschütterndes Spiegelbild unserer Zeit: „Ist einmal das Nationalleben und alle Gemeinschaftlichkeit des Herzens verloren gegangen, so läßt sich nicht wohl begreifen, was den physischen Bedürfnissen und dem Handel die Weltherrschaft streitig machen könnte. Wird einmal das Privatleben der höchste und letzte Zweck alles Treibens und Wirkens der Menschen, so kenne ich keine Kraft mehr, die sich den Strömungen der Bedürfnisse in den Weg stellen kann, von denen die Fortdauer aller Privatglückseligkeit abhängt. Regt sich an keiner Stelle mehr eine Empfindung, die in dem Beipflichten der Bürger ihre Nahrung und in der eigenen Hingebung ihre Befriedigung findet; strebt jeder nach dem größtmöglichen Besitz und nach der breitesten Basis einer isolierten Selbsterhaltung, so wird es zur einzigen Pflicht derer, die zum Regieren solcher unglücklichen Massen bestimmt sind, die Ebbe und Flut, die Strömungen, die Wirbel, die Passatwinde des Welthandels zu untersuchen und sich selbst zu einem so viel als möglich verschlagenen Staatsbankier auszubilden. Das sind die Zeiten, wo Minister gelten, die Bankiers sind, wo vom Kurszettel und von den Fluktuationen eines einzelnen Posttages die Schicksale der Reiche abhangen, und wo alle großen Unternehmungen zuletzt einer Zahlenprobe in den Finanzbüros unterworfen sind." (El. d. Stk. 23. Vorl.)

Diese Zeiten ödesten Materialismus sind in der Tat gekommen. Sie haben an Erbärmlichkeit die schlimmsten Erwartungen ihres Künders noch

weit übertroffen. Sie haben jedoch auf der anderen Seite eine Erkenntnis gebracht, die jenem verehrungswürdigen Manne noch fremd war, aus der aber möglicherweise dem verblendeten Geschlecht die Besinnung und das Heil noch kommen kann: sie haben uns hinter dem ganzen unheilvollen Weltgeschehen die treibende Kraft, hinter dem unpersönlichen Golde den zähen persönlichen Willen verraten, den ewigen Juden. Der Jude, die Inkarnation des Stoffes, im Kampfe mit dem nordischen Menschen, der Inkarnation des Geistes, Materialismus gegen Idealismus, Gold gegen Gott, das sind die erweiterten, erhabenen Variationen des Themas: Gold und Geld.

Die Erfolge der alljüdischen Politik wurzeln, darüber dürfen wir uns keinem Zweifel hingeben, in einer von alters her überlieferten überlegenen Einsicht in diese ganz großen Zusammenhänge. Gold und Geld! Wir erlebten es, daß uns der Zusammenbruch unserer Währung, der notwendig auf den Verlust unserer wirtschaftlichen Selbständigkeit (Versailles!) folgen mußte, immer fester und fester an die internationale Goldanleihe kettete. Denn Geld zählt nächst dem Brot zu den Urbedürfnissen jedes Staatswesens. Hat ein Staat seine Geldschöpfungskraft eingebüßt und hat er nicht mehr die sittliche Kraft, sich von Grund auf zu reorganisieren, so bleibt ihm die völlige Selbstaufgabe, der Bankerott, nicht erspart. (Nur in diesem Sinne sollte der der Privatwirtschaft entnommene Begriff des Bankerotts auf den Staat angewandt werden!) Demnach ist der deutsche Staat, oder richtiger der Torso dieses Staates, mit der Annahme der Goldanleihe und ihrer Bedingungen, des sogenannten Sachverständigen-Gutachtens, offiziell „bankerott" und folgerichtig politisch entmündigt: an Stelle des souveränen nationalen Staates und seiner „ökonomischen Versinnlichung", der nationalen Währung, tritt sodann der Souverän des internationalen Handels-, Bank- und Börsenstaates und sein Symbol und Werkzeug, das Gold.

Die Emanzipation vom Golde liegt daher mit auf der allgemeinen Linie der Erneuerung und Befreiung Deutschlands. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es sich bei diesem anscheinend wirtschaftlichen Ziel um eine eminent sittliche Frage handelt. Ihre einzige Lösungsmöglichkeit hat Adam Müller schon im Jahre 1806 klar formuliert: „Die edlen Metalle können durch nichts ersetzt werden als durch Nationalität; diese, oder politische Unabhängigkeit, ist allein imstande, sie in ihre Grenzen zurückzuweisen." Sobald ein Volk sich von seinen eigenen Äckern ernähren kann, sobald ein wechselseitiger Verkehr, eine wahre Arbeitsgemeinschaft aller für alle entsteht und der Ertrag alles Fleißes gehorsam in die Hände der Gesamtheit zurückkehrt, sobald erzeugt sich „eine eigentümliche Macht, die dem Metallgelde die Spitze bieten kann".

In diesem Sinn läßt sich heute cum grano salis behaupten, daß der neuzeitliche Nationalstaat das alte Problem der Alchimie auf seine Weise gelöst habe; gelöst allerdings in einem höheren Sinne, als er den unverdrossenen Bemühungen des Mittelalters zugrunde lag, aber doch in dem einzigen Sinne, der der Menschheit zum Segen gereichen kann: in der Erkenntnis, der wahre Staat ist das Gefäß, die wahre Wirtschaft der Stoff, und wahre Vaterlandsliebe das Feuer, daraus aller innerer und äußerer Reichtum der Völker hervorgeht. —

Frühgermanische Kunst.

Von C. Rademacher.

Es ist noch nicht lange her, da beschränkte sich unsere Behandlung der germanischen Vorzeit, besonders im Schulunterricht, auf Schilderungen, die dem Kriegseifer der „alten Deutschen" Ehre widerfahren ließen, daneben aber nur zu sagen wußten, außer Krieg sei Spiel und Trank Hauptbeschäftigung der Männer gewesen, beides oft genug bis zur sinnlosen Verschleuderung von Gut und Freiheit. Das eigentliche Kulturleben berührten diese Schilderungen nicht, die ja Ausfluß der allgemeinen Vorstellung waren, von wirklichem Kulturleben und einer daraus erwachsenen Kunst könnte bei den Germanen nicht die Rede sein, Kunst sei in Germanien überhaupt erst aufgegangen seit den Zeiten der Römerherrschaft, von römisch-antiker Kunst leite sich die Kunst unseres deutschen Volkes her, später dann noch durch die italienische Renaissance zu neuer Blüte gebracht.

Dabei vergißt man zunächst vollständig, daß Quelle dieses abfälligen Urteils über unsere Vorfahren die Literaten unserer römischen Feinde sind, denen eine gerechte Würdigung germanischer Zustände mit wenig Ausnahme schon aus politischen Gründen fernliegen mußte.

Nun haben die Germanen allein von allen anderen Völkern sich mit Erfolg den Eroberungsgelüsten der Römer widersetzt und nach vielhundertjährigem Kampf das Weltreich zertrümmert. Und nicht allein zertrümmert, sondern, was noch unendlich bedeutungsvoller erscheint, auch die abgelebte, verfallende antike Gesamtkultur ebenso mit ihrem Geiste erfüllt, wie sich germanisches Blut in fast allen Ländern Europas mit der alten Bevölkerung vermischte. Dadurch allein ist es möglich geworden, daß von der frühgermanischen Zeit eine Entwicklungsepoche in Europa anhebt, die auf den ersten Augenblick, an die antike Blütezeit gemessen, als Rückschritt sich darbieten mag, in Wirklichkeit jedoch eine Verjüngung darstellt mit außerordentlicher Kraft zu selbständiger Weiterentwickelung in jener, fast nicht zu überschauender Mannigfaltigkeit, Fülle und Eigenart, von der Europa noch heutigen Tages zehrt.

Schon diese Tatsachen allein müßten jeden stutzig machen, der vorurteilslos in die alten Zeitverhältnisse sich zu vertiefen sucht. Ein solcher Freiheitskampf, eine solche Neugestaltung der Dinge konnte nur von physisch starken, geistig hochstehenden Völkern ausgehen. Wilde Barbaren vermögen wohl zeitweilige Erfolge zu erzielen, doch auf die Dauer werden sie ihrem Schicksale nicht entgehen; nimmermehr ihren Stempel einem ganzen Weltteil aufdrücken.

Viele Umstände haben ausgewirkt, daß auch bei uns diese jugendliche Entwicklungszeit vergessen werden konnte, Umstände äußerer und innerer Art. Äußerer, indem die neue Religion eine gewisse Entfremdung und allmähliche Lostrennung von der Vergangenheit einleitete, was sich in dem Verbot und dem Untergang der alten Heldenlieder, der allgemeinen Verbreitung der lateinischen Sprache und zuletzt in der Einführung des römischen Rechts kund tat.

Innerer, indem der germanische Nationalcharakter stets leidenschaftlich die Gegenwart ergreift und über dieser Hingabe leicht das Vergangene mehr oder weniger von sich ablösen läßt. So ist es gekommen, daß man den Anfang der germanischen Kultur mit dem Beginn der römischen Fremdherrschaft zu-

sammenfallen ließ, besonders, da seit langer Zeit mit Vorliebe römische Kultur und römisches Wesen aus antiken Schriften und heimischen Bodenfunden ans Tageslicht gezogen und dem Volk in Wort und Schrift vorgehalten wird.

Diesen Geist hat Jos. Strygowski[1]) scharf aber wahr mit den Worten gekennzeichnet, „daß wir seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag durch Kirche, Schule, Wissenschaft und Kunst, was nur von Antike und Italienischem aufgetrieben werden konnte, von Jugend auf durch alle Poren des Volkskörpers treiben."

Dagegen lag dunkle Nacht über allem, was vor der Römerzeit in Kultur und Kunst sich bei uns entwickelt. Diese Nacht konnte, so hatten die Römer behauptet, nur finsteres Barbarentum decken, kaum also der Beschäftigung wert.

Glaubte man antike Kunst als Anfang und Grundlage germanischer Kunstbetätigung ansehen zu müssen, folgte daraus naturgemäß in allem, was germanisches Kunstwollen später zum Ausdruck gebracht, Folgeerscheinungen und Ausstrahlungen antiken Einflusses zu erkennen.

Seit Jahrhunderten gilt Studium und Kenntnis antiker Kultur und Kunst bei uns als hervorragende Grundlage aller höheren Bildung. Auf den Schulen führte man die Jugend neun Jahre in den Geist der Antike ein, vernachlässigte dabei heimisches Altertum, also daß auch der rechte nationale Gesichtswinkel zur Beurteilung der eigenen Vergangenheit in dem, was sie gewollt und geleistet und worin wir gefehlt, sich nicht einstellen konnte.

Daher die Vorliebe für fremde Kultur und Kunst, bis in die neueste Zeit leider noch immer weiterwuchernd. Und doch, wie Familienstolz und Familienzusammenhalt nur durch Vertrautsein mit dem Geschicke der Vorfahren, ihrem Ringen und Streben, ihrem Fallen und Siegen sich einstellt, so kann wahres nationales Bewußtsein und daraus sich ergebendes nationales Kunstschaffen in einem Volk nur dauernd erhalten bleiben, wenn jede Generation sich verbunden fühlt mit der ganzen Kette von Geschlechtern seit Urväter Zeit. Der Pulsschlag gleichen Blutes ist es, der zu gleicher Betätigung strebt, mögen auch die Formen der Ziele sich gewandelt haben.

Darum hat die Beschäftigung mit der Vorzeit nicht zu beginnen mit den Römerkriegen gegen Germanen. Die Grundlage zur Beurteilung germanischen Wesens fehlt dann, läßt Kultur und Kunst der Germanenstämme zur Völkerwanderungszeit fremd erscheinen. Dadurch tritt letztere außer allem Zusammenhang mit unserer deutschen künstlerischen Betätigung.

Und erst die Zeit vor der Völkerwanderung? Sie erhebt sich wie ein dunkler Vorhang, den zu lüften sich nicht verlohnt.

Und doch haben in aller Stille Vor- und Frühgeschichte sich angelegen sein lassen, den Vorhang zu lüften und in langsamer Arbeit Bausteine herbeizuschaffen, aus denen das Fundament germanischer Kunstbetätigung errichtet werden kann. Nachdem Quelle und Verlauf germanischer Kunst sich allmählich klarer erkennen lassen, wird die eigentümliche Entwickelung der germanischen Kunst verständlicher. Geschichte und Kunstgeschichte müssen demgemäß zu einem Ganzen sich verschmelzen, zu einem Ring, der jeden umfängt, ihn kräftigt in guten und bösen Tagen.

Vorgeschichte und Sprachvergleichung erzählen von der urgermanischen

[1]) „Alt-Iran und Völkerwanderung", Leipzig 1917.

Zeit, da die späteren Germanenstämme noch eine abgeschlossene, kulturelle Einheit bilden, die sich auf Eigenart und Lebenskraft der Rasse gründete und beweisen die verhältnismäßig hohe Kulturblüte des germanischen Nordens, der Urheimat aller Germanenstämme. Schon zur Bronzezeit, also um 1500 v. Chr., fallen die Wanderungen aus der Urheimat auf nach Süden und in den fernen Osten bis zum Schwarzen Meer. Sie zeigen den Fortschritt germanischer Kultur während der ersten und zweiten Eisenzeit bis zum Beginn der Kämpfe mit den Römern. Die vergleichende Sprachwissenschaft lehrt die Gemeinsamkeit des urgermanischen Kulturbesitzes mit dem der arischen Völkerfamilie, die einstens, in Osteuropa wohl, ihre gemeinindogermanische Zeit verlebte, um dann, in zahlreiche Völker auseinanderfallend, die sich selbständig entwickelten, den ganzen Raum von Mittel- und Nordeuropa bis zum Kaukasus und darüber hinaus bis Indien zum Schauplatz ihrer Tätigkeit zu machen. Nomaden waren und blieben Jahrhunderte lang diese indogermanischen Völker, verschoben und wechselten oft genug ihre Sitze, also daß die große Völkerachse von Skandinavien bis Indien in einer fortwährenden Bewegung blieb. Diese Bewegung führte zu andauernder Beeinflussung der einzelnen Völker, die selbständig fortentwickelt, doch durch die gleiche arische Abstammung viele Berührungspunkte besaßen, also daß eine scharf ausgeprägte, eigene Nomadenkultur in dem weiten Gebiet sich herausbildete im Gegensatz zur südlichen Mittelmeerkultur.

Der Kunsthistoriker zeigt an den Werken, die jene Nomadenvölker hinterlassen, die selbständige Entwicklung der Kunst in jenem Gebiet, daß also der nordisch-indischen Nomadenkultur eine nordisch-indische Kunst entspricht, die denn, als die rückläufige Bewegung der Völker aus dem Osten nach dem Westen einsetzte, d. h. also bei dem Rückfluten der Goten in das Römerreich und zu den Grenzen anderer Germanenstämme, diesen das Wesensverwandte ihrer Kunst, in langem Aufenthalt sich zu eigen gemacht, vermittelte.

So müssen diese drei Wissenschaften zusammenarbeiten, um das Dunkel unserer kulturellen und künstlerischen Vergangenheit zu lichten. Aber schon vor dem Rückfluten der Germanenstämme aus dem Osten hat ein Verkehr zwischen den blutsverwandten arischen Völkern bestanden, desgleichen auch ein selbständiges Kunstempfinden bei jedem einzelnen Zweige der arischen Völkerfamilie.

Man braucht nur einen Blick auf die zierlichen Waffen und Schmuckstücke des germanischen Nordens zur Bronzezeit zu werfen, um dafür Beweise vor Augen zu haben. Die Schwertknäufe und Bronzeäxte mit ihren geschmackvollen Verzierungen, die Zierscheiben der Frauen mit ihren eingepunzten Spiralen, die in Guß und Ausstattung bewunderungswürdigen Musikinstrumente (Luren) reden eine nicht mißzuverstehende Sprache.

Während der germanischen Eisenzeit sehen wir die technische Entwickelung in den Vordergrund treten, aber auch hier bringen die Funde Aufklärung über seine eigene, selbständige Kunst. Dasselbe ist der Fall in den ersten drei Jahrhunderten n. Chr. Aus den Grabfunden der germanischen Stämme läßt sich ein besonderes Kunstempfinden nachweisen, das sich in Gestaltung und Ausschmückung der Geräte und Schmuckgegenstände deutlich ausprägt. Dieses Kunstempfinden ist bodenständig, hat mit römischer Art nichts zu tun, verrät vielmehr eine direkte Ablehnung derselben. Bei allen Germanenstämmen ist dies der Fall, die Nähe römischen Gebietes verändert es nicht.

Da lag einst auf der rechten Rheinseite ein Germanendorf wenige Wegstunden von der Colonia Claudia Augusta Agrippinensium, dicht an der Wuppermündung. Dreihundert Gräber dieser Siedelung, dem 1., 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. angehörig, wurden von dem städtischen Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln untersucht[1]): Die bedeutsame Tatsache ergab sich aus den Funden, daß hier die germanische Eigenart sowohl in Keramik wie in Metalltechnik und Verzierungsart sich siegreich gegen die nahe, provinzial-römische Kultur zu behaupten gewußt hatte. Frühfranken ruhen hier auf dem Friedhof am „Rosendalsberg", wie die Stätte noch jetzt heißt, in dem Namen eine Erinnerung daran bewahrend, wie ehemals die Gräber von einem Rosenhag, wie ihn das Märchen kennt, umschlossen waren. Es ist noch nicht die bekannte fränkische Kultur und Kleinkunst, die uns in den Gräbern vom Rosendalsberg entgegentritt; aber doch deuten schon manche Züge das Kommende an. Übereinstimmungen zeigen die Funde mit gleichzeitigen Grabausstattungen, wie sie bei Gießen und an anderen Orten zum Vorschein gekommen sind. Ein Beharren bei eigener Art spricht aus allen Germanenfunden der Zeit, ein Ablehnen fremder, also römischer Einflüsse.

Die Germanenstämme der Völkerwanderungszeit führten zunächst Stil und Kunst der früheren Jahrhunderte fort, entwickelten diese selbständig, erhalten aber jetzt durch die Ostgermanen, die sich um diese Zeit in der rückläufigen Bewegung befinden, Anstoß zur Aufnahme und Weiterentwickelung eines ihnen wesensverwandten Kunstempfindens. Dieser Anstoß mag schon vor Beginn des eigentlichen Rückflutens tätig gewesen sein, da ununterbrochen germanische Stämme vom Rhein bis zum Schwarzen Meer damals sich aneinander reihten. Dies lehren uns Funde, in denen nicht das Gerät und der Schmuck des gewöhnlichen Mannes, sondern das der Fürsten und Könige, ja sogar Teile von Königsschätzen erhalten sind. Diese Funde sind nicht nur durch ihre Fülle allein bedeutsam, es offenbart sich in ihnen auch das Kunstempfinden der Frühgermanen, bald genug alle Germanenstämme in gleicher Weise erfassend. Wohl strebten diese politisch auseinander und entbehrten darum äußerer Gemeinschaft. Aber doch umschloß alle ein festes, inneres Einigungsmittel, gemeinsame Religion, Kultur und Kunst.

Da die ersten drei Jahrhunderte n. Chr. für die Kunstbeurteilung erst langsam anfangen zugänglicher zu werden, die germanische Kunst der Völkerwanderungszeit seit langem schon als solche bekannt war, glaubte man sie nicht naturgemäß langsam aus völkischer Eigenart entsprossen, sondern sah in diesen Werken nur die Wirkung der Antike, deren roher Ableger sie sei. Und alles, was etwa noch Anerkennenswertes in dieser Kunst sich darbietet, müsse doch aus römischem Kunstempfinden sich herleiten lassen.

Je mehr man sich nun mit der antiken Kunst beschäftigte, sich in ihr Wesen vertiefte und ihre Schönheit pries, desto mehr glaubte man über die gesamte Kunst der Völkerwanderungszeit hinwegsehen zu können. Man begnügte sich mit dem vermeintlichen Nachweis, daß die Völkerwanderungszeit und die der späteren Zeiten der Antike Dasein und Wesen verdanke. Wie ein Dogma wurde diese Auffassung dem deutschen Volke eingehämmert, so daß jeder Zweifel unbegreiflich erschien.

[1]) Vgl. E. Rademacher, Chronologie der Germanengräber im Kölner Bezirk. Mannus, Band 14, herausgegeben von Prof. O. Kossinna.

Welche Sprache die Grab- und Schatzfunde reden, ist schon angedeutet. Die Hinterlassenschaft der frühgermanischen Stämme in ihrer Gesamtheit, verbunden mit den Schrifturkunden jener Zeit haben nun eine solche Fülle von Material beigebracht, daß eine besondere, selbständige Kunst der Frühgermanen sich daraus nachweisen läßt. Man bezeichnet sie mit dem Namen: Frühgermanische Kunst, oder besser: Kunst der Völkerwanderungszeit. Sie fällt zeitlich mit den letzten Jahrhunderten der antiken Kunst zusammen, von der sie sich jedoch in ihrem innersten Wesen unterscheidet. Trotzdem der Germane auf seinen Zügen mit ihr in Berührung trat, trotzdem er vorzugsweise in den Ländern der antiken Kunst seine Reiche gründete, hat er doch seine eigene Gedankenwelt, sein eigenes Kunstempfinden sich bewahrt, allerdings nicht für immer, denn zu einer gewissen Zeit schlugen wiederholt die Wogen der Antike doch über ihn zusammen und schienen das eigene Kunstwollen gänzlich zu begraben. Aber diese „Renaissancen" sind durch viele Jahrhunderte von der Völkerwanderungszeit getrennt.

Um das Wesen des Völkerwanderungsstiles zu erfassen, ist es nötig, den Unterschied zwischen ihm und der Antike zu erkennen, denn beide müssen als etwas Gesondertes betrachtet werden. Stellt man kurzerhand das, was zur Völkerwanderungszeit geleistet, neben die griechisch-römische Kunst, wird die Wagschale der letzteren hoch aufschnellen, man wird in dem, was die Völkerwanderungszeit als Kunstschaffen uns hinterlassen, nur Äußerungen eines minderen Geistes zu erkennen vermögen. Und das geschieht meistens, weil besonders wir Deutsche aus schon angegebenen Gründen alles durch die klassische Brille zu betrachten gewohnt sind.

Während die Kulturen des Südens, Mesopotamien und die Mittelmeerländer schon früh zur Darstellung der menschlichen Gestalt gelangt waren, daneben im Steinbau die Beherrschung der Masse sich ausgebildet hatte, blieben die nordischen Nomadenvölker sehr viel länger beim Holzbau und ihrem primitiven, rein ornamentalen Kunstempfinden, was besagen will, daß ihre Kunst einen ornamentalen Zweck hat, also Flächenausschmückung. Naturalistische Wiedergabe ward nicht bezweckt. Wenn daher die menschliche Gestalt in Werken der Völkerwanderungszeit vorkommt, trägt sie noch stets diesen Charakter. Naturalistisches Schauen verbunden mit idealer Wiedergabe kennzeichnet hingegen die Menschendarstellungen in der Blütezeit der Antike, und so können Werke der beiden Art nicht in Vergleich gesetzt werden. Gerade die Menschendarstellungen zur Völkerwanderungszeit haben wegen der unrichtigen Beurteilung viel zur Verkennung der Frühkunst beigetragen.

Es erhebt sich die Frage, wann von Kunst bei einem Volk gesprochen werden darf. Die Antwort lautet: Wenn sich bei demselben ein allgemein gültiger Stil herausgebildet hat, Dinge des täglichen und religiösen Lebens über das reine Bedürfnis hinaus zu erheben. Dieser Stil ist stets etwas Eigentümliches, aus völkischem Empfinden Entstandenes, schöpft aus der Volksseele seine Lebenskraft, ohne sich jedoch Anregungen und Beeinflussungen verwandten Kunstempfindens zu verschließen, die dann aber selbständig verarbeitet und weitergeführt werden. Wie das Volksempfinden lebt und fortwährend sich wandelt, so fließt auch der Ausdruck dieses Empfindens, als welcher jedes Kunstschaffen aufgefaßt werden muß. Ein stets sich gleichbleibender Stil würde nach und nach die Verbindung mit der Volksseele verlieren, oder Zeichen geistigen Verfalles sein.

Haben nun die Frühgermanen zur Völkerwanderungszeit einen solchen aus völkischer Eigenart und völkischem Empfinden geborenen Kunststil gehabt? Diese Frage ist zu bejahen, da bei allen frühgermanischen Stämmen ein solcher Stil nachgewiesen werden kann. Er ist bei den germanischen Stämmen auf Grund des arischen Erbes in vorgeschichtlicher Zeit entstanden, hat durch Berührung mit verwandten arischen Völkern, die durch Nachbarschaft Klima und geographische Verhältnisse das arische Erbe bereits auf eine höhere Stufe gebracht hatten, weitere Anregung erfahren und strebte nun darnach, sein gehobenes Kunstempfinden in eigener Art zu entfalten, d. h. also, eine wirklich germanische Kunst hervorzubringen. Auf der Stufe selbständigen Verarbeitens arischer Beeinflussung finden wir die germanischen Stämme zur Völkerwanderungszeit, doch wurde die selbständige Entwicklung einer rein germanischen Kunst bald gehemmt und in andere Bahnen gelenkt, worauf hier nicht weiter eingegangen werden kann. Aus der Gesamtheit frühgermanischen Kunstschaffens läßt sich dieser Stil nachweisen, mögen nun Franken oder Langobarden, Angelsachsen oder Skandinavier, Burgunder oder Goten Urheber der in Frage kommenden Werke gewesen sein.

Wie schon bemerkt, liefern Grab- und Schatzfunde das Material, aus welchem sich der frühgermanische Kunststil in seiner Eigenart erkennen läßt. Die Völkerbewegungen kommen mit dem Rückfluten der Hunnen, der Alemannenschlacht bei Tolbiacum 496 und dem Einzug der Langobarden in Italien zu einem gewissen Stillstand. Das Frankenreich erreicht nunmehr seine überragende Bedeutung, die Zeit der Merovinger bis 750, an welche sich die Zeit der Pipiniden und Karolinger anschließt. Merovingische Kunst sowie die der ersten Pipiniden sind als Weiterführung des eigentlichen Völkerwanderungsstiles anzusehen, der sich während dieser ganzen Periode siegreich gegen die antike Kunst behauptet, bis dann unter den Karolingern die Eigentümlichkeit des alten Stiles immer mehr schwindet und nach einem von der Antike ausgehenden Vorstoß (Karolingische Renaissance) allmählich erblaßt. Kunstgeschichtlich gehört demgemäß die späte Völkerwanderungszeit, die Zeit der Langobarden und Westgoten zur Völkerwanderungskunst, und aus dieser Periode stehen für die Beurteilung außer Grab- und Schatzfunde, Bauten in den verschiedenen Ländern zur Verfügung, welche die Übertragung des Völkerwanderungsstiles auf den Steinbau und die Steinbearbeitung überhaupt erkennen lassen. Auch Italien ist außerordentlich reich an solchen Funden, so daß Joseph Strygowski[1]) sagt: „Italien, einst unbeachtet für die barbarische Kunst, ist jetzt die reichste Fundstätte barbarischer Kunst in Europa geworden.“ Am längsten erhielt sich der Stil im Norden, wohin auch der Steinbau erst spät seinen Einzug hielt, also daß hier die Reste der Holzbauten und Holzarbeiten bis ins neunte Jahrhundert hinüber reichen.

Wie sehr das Kunstgewerbe bei den Frühgermanen blühte, erhellt schon aus einem flüchtigen Blick über die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens. Speer und Axt wurden mit Gold und Silber tauschiert, die Schwerter hatten kostbar tauschierte Griffe und Parierstangen, die Knäufe trugen Zellenglasschmuck (Childerich-Grab und Grab Theoderich II.). Vor allem war das Ortband der Scheide durch reiche Verzierungen ausgezeichnet. Bei den Schilden der Vornehmen waren die Buckel mit Gold und Silber überfangen, oft mit

[1]) Alt-Iran und Völkerwanderung.

Edelsteinen eingefaßt. Germanische Helme stellen bisweilen wahre Kunstwerke dar; bei Franken und Alemannen Spangenhelme von kugelrunder Kuppelform mit Stirn und Nasenschild. Aus der frühen Völkerwanderungszeit stammt der Schatzfund von Petrossa in Rumänien, wo zeitweilig die Goten saßen. 1837 wurde dieser durch einen Bauern entdeckt. Er enthielt ursprünglich 22 Goldgegenstände und zwar goldene und silberne Gefäße und Fibeln. Einige Gefäße haben Durchbrechungen, welche Einlagen aus Granaten, Korallen, Bernstein und Türkisen ausfüllen.

Das am 16. Mai 1653 zu Tournai in der Kirche St. Brice aufgedeckte Grab König Childerichs, des Vaters Merovegs, barg außer kostbaren Waffen Schwerter mit Zellenglas, einen Pferdeschmuck in Gestalt eines Ochsenkopfes, dreihundert goldene Bienen, eine große Nadel, Spangen Agraffen, Schnallen, alles von Gold, meist mit roten Steinen oder Glas besetzt, eine Goldbügeltasche mit vielen Gold- und Silbermünzen. 1842 fand man in Troyes, Südfrankreich, ein Grab ähnlichen Inhalts. Es wird Theodorich II., König der Westgoten, zugeschrieben, dessen Reich sich nach Südfrankreich erstreckte. Auch hier ein Schwert mit Zellenglas, dazu Dolch, Hals- und Armring, Fibeln aus Gold mit Zellenglas. Der Reichtum der Langobardenfriedhöfe in Norditalien ist bekannt, desgleichen haben Gräber der Türinger, Bajuwaren, Alemannen und Franken eine oft geradezu erstaunliche Fülle von kostbaren Werken aufzuweisen. Von bajuwarischen Schmucksachen sei erwähnt das Doppelgrab von Witislingen in Bayern. Es stammt aus dem Jahre 650, gehört also in die spätere Völkerwanderungszeit und gibt so recht ein Bild von dem damaligen Kunstschaffen. Es enthielt eine große goldene Rundbrosche mit Filigranbelag und einem erhöht angebrachten Verschlingungsmuster, dessen Ende Drachenköpfe bilden, eine große, goldene Spangenfibel mit Allmandinen belegt, einen goldenen Fingerring mit eingraviertem Kopf, silbervergoldete Gürtelbeschläge, Teil eines Blattgoldkreuzes aus gepreßtem Goldblech mit Flechtmuster.

Ebenfalls der späteren Völkerwanderungszeit zugehörig ist der westgotische Schatzfund von Guarezzar bei Toledo, eine Anzahl goldener Votivkronen, von gotischen Königen einer Kirche gestiftet aus dem 6. und 7. Jahrhundert. Vor dem Einbruch der Mauren waren dieselben vergraben worden. Der Kronreif ist bei einigen mit Edelsteinen eingefaßt, fast alle tragen Kreuzanhänger. Eine dieser Kronen hat König Recesvinth gestiftet. Diese hat durchbrochen gearbeitete Kettenglieder, Edelstein- und Almandineinlagen, ein mit Edelsteinen besetztes Kreuz als Anhänger. Von dem mit Almandinen gezierten Kronreif gehen Edelsteinperlen aus als Anhänger, jede mit einem Buchstaben, die zusammen den Namen „Recesvinth" ergeben.

Erst durch die Erkenntnis und genaue Zuweisung dieser Funde in die Völkerwanderungszeit wird die oft beschriebene Bedeutung der alten Königsschätze erklärlich. Noch in den fränkischen Geschichtsbüchern Gregors von Tours spielen sie eine hervorragende Rolle und ihr Zauber ist im Nibelungenlied erkenntlich.

Nicht allein die Metalltechnik blühte, auch in Töpferei und Glasindustrie leisteten die Frühgermanen Beachtenswertes. Die Tongefäße der Franken sind von gefälliger Form, haben scharf ausgeprägte Profile und sind mit eingepreßten Ornamenten versehen. Die Glasarbeit weist besondere Formen auf mit Verzierungen durch Schliff oder Auftragung andersfarbiger Glasbänder, zuweilen in Netzmanier. Aus buntfarbigem Glas wurden zierliche Perlen

hergestellt, die zu Ketten aufgereiht den beliebtesten Schmuck der Frauen darstellten.

Ein Vergleich aller dieser frühgermanischen Werke ergibt die bereits betonte Gleichförmigkeit des Kunststiles bei allen Germanenstämmen der Völkerwanderungszeit und lehrt das Germanentum, wie Haupt in seinem Werk über die Baukunst der Germanen betont, während und nach der Völkerwanderung auf dem Gebiet der Kunst als eine „abgerundete und in sich höchst gleichartige Einheit kennen".

Worin besteht nun das Charakteristische des Völkerwanderungsstiles? Welches sind die besonderen Ausdrucksmittel dieses germanischen Kunstempfindens? Es sind dies das mehrstreifige Bandgeflecht und das mit demselben in Verbindung stehende Tierornament, die Verwendung der Zellenverglasung und der Schrägschnitt.

Das mehrstreifige Bandgeflecht dient in seiner ursprünglichen Anwendung, durch mannigfache Verschlingungen zu einem Ganzen vereint, als Ausfüllung einer Fläche. In dieser Form kommt das Ornament auch noch in der späten Völkerwanderungszeit vor, daneben noch als Umrahmung andere Motive. Auf Metall-, Holz- und Steinplatten findet es sich; im ersteren Fall ist es Schrägschnitt, Tauschierung oder Niello, in der das Bandgeflecht hergestellt wurde. Alle Germanenstämme haben diese Ornamente und zwar in einer solchen Fülle zur Anwendung gebracht, daß man von einer besonderen Vorliebe der Germanen für dasselbe sprechen kann. Sie haben das Bandgeflecht in Europa verbreitet. Da die germanische Kleinkunst der früheren Jahrhunderte das Bandgeflecht nicht kennt, erst bei den Goten dasselbe auftritt und von hier aus sich verbreitet, sieht man in ihm eine alte arische Kunstform der Nomadenvölker des Nordens. Ob von diesen geschaffen oder entlehnt, steht noch dahin. Zentralasien, China, Mesopotamien und Persis kennen das Bandgeflecht ebenfalls. Um das 4. Jahrhundert n. Chr. gingen die Armenier des Schwarzen Meeres zum Steinbau über und in den christlichen Kuppelkirchen dieses Landes spielt das Flechtornament eine große Rolle, desgleichen in den langobardischen Steinbauten Italiens.

Dem mehrstreifigen Bandgeflecht verwandt ist das Tierornament. Es verleiht dem Bandgeschlinge mehr Leben und Abwechslung. Dies wurde dadurch erreicht, daß die Bänder nun als langgezogene Tierleiber aufgefaßt werden, mit Kopf und Füßen ausgestattet. In- und durcheinander verschlingen sich diese Tiere und bilden eine wirkungsvolle Flächenausfüllung, aber auch, wo es passend schien, eine die freie Fläche hebende Umrahmung. Das germanische Ornamenttier ist ein Wesen, aus Kopf, Hals, Rumpf, Beinen und Schwanz zusammengesetzt. Die Darstellung leitet sich also von der seitlich gesehenen Tiergestalt ab. Was der Zoologe für ein Tier aus dem Gebilde herausfinden würde, hat den Germanen nicht bekümmert.

Auch auf ein bestimmtes Tier, das allen diesen Ornamenten zugrunde liegen könnte, lassen sich die Darstellungen nicht zurückführen. Die einzelnen Körperteile werden ganz nach Belieben, also dem Kunstempfinden und der jeweiligen Aufgabe entsprechend, gestaltet. Das Charakteristische des germanischen Tierornamentes liegt des weiteren in der Art, wie die einzelnen Tiergestalten und Ornamente zur Flächenausfüllung benutzt werden. Dadurch wird eine Ausschmückung geschaffen, die im ersten Augenblick verwickelt, im

einzelnen sogar kleinlich anmuten kann, in ihrer Gesamtheit jedoch ein wirkliches Kunstwerk hervorbringt.

Eine Reihe von Stilwandlungen und örtlicher Unterschiede ist bei der frühgermanischen Tierornamentik nachzuweisen, Zeugnis der Entwicklungsfähigkeit des Stiles. Die früheſten Anfänge gehen in die erste Völkerwanderungszeit zurück. Die Blüte[1]), im Sinne der eben umschriebenen Technik, erlebte sie im sogenannten dritten Stil des 7. und 8. Jahrhunderts. Nach dieser Zeit trat eine Art Renaissance ein, indem man versuchte, wieder mehr Leben und Natur in die allmählich fast vollkommen zum Schema erstarrten Gestalten hereinzubringen. So wurde aus dem Kopf des Ornamenttiers ein wirklicher Tierkopf mit Augen, Maul, Zähne und Zunge, Elemente, die in der vorhergegangenen Periode verloren gegangen waren. In diese Zeit fällt die Entstehung der noch in die späteren germanischen Kunstepochen hineinragenden sagenhaften Untiere wie Drachen, Greifen, Lindwürmer, aus der germanischen Mythologie dem Volksempfinden noch sehr geläufig. Zur Beurteilung dieser letzten Entwicklungsphase der germanischen Tierornamentik dienen u. a. auch deutsche, irische und englische Kodizes mit ihren Seitenverzierungen (Iluminationen). Einer der ältesten ist der Kodex von St. Gallen.

Das dritte Element des Völkerwanderungsstiles ist die Zellenverglasung. Man versteht darunter die Technik, Goldzellen mit Almandineinlagen zur Umrahmung oder Ausfüllung einer Fläche aneinander zu reihen. Diese Zellen erscheinen zuerst aus dem Goldgrund herausgearbeitet, später wurden sie aufgelötet. Vom Schwarzen Meer durch ganz Europa, überallhin, wo germanische Stämme festen Fuß gefaßt haben, ist diese Kunstform und ihre wirkungsvolle Art bekannt. Die Königsgräber Childerich und Theoderich II. beispielsweise liefern treffliche Muster dieser Technik auf Schwertern, Bügeltaschen u. a., desgleichen der Grabfund von Witislingen und unzählige Gräber der Franken, Burgunden, Angelsachsen, Skandinavier. Besonders für Fibeln ward diese Technik allgemein (Rundfibel).

Man hat den Ursprung der Zellenverglasung spätrömischem Kunstempfinden zugeschrieben. Nun ist aber 1904 zu Kelermes in Kuban ein Schatzfund gehoben, der durch seinen sonstigen Inhalt sich als dem 6. Jahrhundert gehoben, der durch seinen sonstigen Inhalt sich als dem 6. Jahrhundert v. Chr. angehörig ausgewiesen hat. Ein Stück dieses Schatzes ist ein breiter, runder Stab mit Löwenkopfende. Der Oberteil des Mittelstückes hat dreieckige Goldzellen mit Bernsteineinlagen. In dem gotischen Schatzfund von Petrossa tritt Zellenverglasung dann auf, hier mit Almandineinlagen. Es ergibt sich somit die Tatsache, daß die Zellenverglasung mit römischem Kunstwollen nichts zu tun hat, das vielmehr der Ursprung eher in Indien zu suchen ist, wo Almandin sehr häufig vorkommt und wo diese Technik noch heut blüht. Eine arische Kunstform tritt uns also in der Zellenverglasung entgegen, von Alanen und Goten als wesensverwandtes Kunstempfinden angenommen und weiterverbreitet. Durch die Zellenverglasung mit Almandinen wird die Fläche in ein buntes Muster aufgelöst mit Umkehrung von Grund und Muster. Eigentlich bildet ja Gold den Grund und Almandin das Muster, die Wirkung geht aber darauf hinaus, in den Goldlagen das Muster und in dem farbigen Stein den Grund zu sehen.

[1]) Salin, Germanische Tierornamentik.

Der Schräg- und Kerbschnitt in Metall als drittes Element der Völkerwanderungskunst besteht in einer Vertiefung des Grundes, daß die stehenbleibenden Ränder des Metalls als Muster hervortreten. Gerade durch die Vertiefung tritt dies deutlicher hervor und die wechselnden Lichter des Metallglanzes kommen wirkungsvoll zur Geltung. In seiner runden Form, dem eigentlichen Schrägschnitt, schließt er sich demgemäß an die Zellenverglasung an, die ja auch den eigentlichen Grund durch die Almandinauflage hervorhebt. Schnallen, Fibeln und zahlreiche Zierstücke haben den Schrägschnitt zur Herausarbeitung des eine Fläche umrahmenden oder sie ganz ausfüllenden Bandgeflechtes. Die geradlinige Herausarbeitung des Grundes, also der Kerbschnitt, benutzt eckige Form. Auf Fibeln, Schnallen und Zierstücken findet er sich ebenfalls häufig und zwar meist über die ganze Fläche. Sie werden deshalb Kerbschnittschnallen usw. genannt. Man glaubt annehmen zu können, daß diese Kerbschnittschnallen über Formen, die von Holzvorlagen gewonnen wurden, gegossen worden seien.

Daß man auch in dieser Verzierungsart römischen Einfluß erkennen möchte, ist nach dem Vorhergehenden nicht verwunderlich. Der Kerbschnitt in Holz ist seit der frühen Völkerwanderung bei den Germanen heimisch. Allgemein wird er um diese Zeit und noch lange nachher zur Ausfüllung von Flächen benutzt. In den metallenen Kerbschnittschnallen sieht man deshalb nur eine Übertragung einer Holztechnik auf Metall. Was jedoch den Schrägschnitt anlangt, hat Jos. Strzygowski denselben schon auf einem Stück des bereits erwähnten Schatzfundes von Kelermes in Kuban für das 6. Jahrhundert v. Chr. nachgewiesen und zwar an dem sog. Goldtier von Kelermes, dessen Leib durch Schrägschnitt herausgearbeitet ist. Das will besagen, daß wir im Schrägschnitt eine altarische Verzierungsweise vor uns haben.

Außer der Metalltechnik blühte bei den Frühgermanen die ornamentale Behandlung von Holzflächen. Die Natur dieses Materials ließ fast alle derartige Holzarbeiten zugrunde gehen; aber doch ist einiges gerettet. Ergänzt durch Schrifturkunden, wird dadurch der Beweis erbracht von der germanischen Vorliebe für die Holzarbeit während der ganzen frühgeschichtlichen Periode und darüber hinaus. Holzbau war uralte Überlieferung, lange Jahrhunderte hindurch, und gerade am Schwarzen Meer, wo die verschiedenen arischen Völker zusammenstießen und sich gegenseitig beeinflußten, hob sich der Holzbau zu einer künstlerischen Stufe. Aus den Schriften des Bischofs Ulfilas (318—387) geht hervor, daß die Goten des Donaulandes den Holzbau als nationale Bauweise in Stadt und Land pflegten.

Mit Beginn der eigentlichen Völkerwanderung fing der Steinbau am Schwarzen Meer an sich einzubürgern, so daß die Goten nicht allein den Holzbau, sondern auch den dort eigentümlichen Steinbau mit seinem großen Steinschnitt auf ihren Wanderungen herüberführten und weiterentwickelten. Aber doch blieb der Holzbau auch für Kirchen zunächst noch vorherrschend; ist ja bekannt, daß Theoderich der Große seinen Goten in Italien Holzkirchen errichtete. In den alten Gesetzbüchern germanischer Stämme, der „lex Visigotorum", der „lex Salica", den „leges Alemannorum et Bayuwariorum', wird der Holzbau oft erwähnt, und von den Burgunden erzählt der Chronist, daß sie zur Zeit, als sie am Rhein saßen, alle Zimmerleute gewesen seien, was besagen soll, daß jeder imstande war, sein Haus selbst zu errichten.

Die Häuser waren Fachwerkbauten mit Lauben an Giebel- und Langseite,

die Inneren zierlich geschnitztes Holzgetäfel, wie das Bischof Venantius Fortunatus von Poitiers, der im 6. Jahrhundert die fränkische Rheingegend besuchte, in Versen aufgezeichnet hat. Sie lauten:

„Weg mit euch, mit den Wänden von Quadersteinen! Viel höher
Scheint mir ein meisterlich Werk, hier der gezimmerte Bau.
Schützend verwahren vor Wetter und Wind uns getäfelte Stuben,
Nirgends klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand.
Sonst nur gewähren uns Schutz das Gestein und Mörtel zusammen,
Hier aber bietet ihn uns freundlich der heimische Wald.
Luftig umziehen den Bau ins Gevierte die stattlichen Lauben,
Reich von des Meisters Hand spielend und künstlich geschnitzt."

Es waren, wie Haupt in seinem Werk über die Baukunst der Germanen ausführt, freistehende Häuser auf dem Lande. Aber auch in den Städten ward so nach Väterssitte gebaut. Freilich haben die Steinbauten der provinzialrömischen Städte bei den Franken ein allmähliches Zurückweichen des fränkischen Holzbaues in den Städten selbst zur Folge gehabt.

Auch die Hallen der germanischen Fürsten während und nach der Völkerwanderungszeit waren von Holz. Die Beschreibung eines solchen Baues durch den Römer Priscus ist erhalten, der als Gesandter zu Attila kam und eine Schilderung dieses Palastes, den gotische Bauleute errichtet hatten, verfaßte. Die Halle lag auf dem höchsten Punkte des Geländes inmitten einer großen Anzahl hölzerner Bauten, die wiederum ein Zaun aus Holz umgab, mehr zur Zierde als zum Schutz. Vor der Halle ein ausgedehnter Platz zu Beratungen, die Halle selbst quergestellt als Speise- und Festraum dienend. Dem Eingang gegenüber an der Rückwand Attilas Hochsitz, an welchen sich Sitz- und Lagerplätze längs den Wänden anschlossen. Hinter dem Hochsitz das mit Teppichen ausgehangene Lager des Königs. Das ganze Getäfel der Halle war mit Ornamenten reich geschmückt.

Bei den Nordgermanen haben sich diese hölzernen Hallen noch viele Jahrhunderte länger erhalten. Sie besaßen oft gewaltige Ausdehnung, was die Verwendung von hölzernen Säulen zur Dachkonstruktion erforderte. Die Südgermanen, besonders die Stämme in Deutschland, verwandten zwar ziemlich bald den Stein bei solchen Bauten, hielten aber an der überlieferten Form fest, also daß der Grundriß der späteren Königspfalzen zu Naranca (Spanien) Aachen und Goßlar mit dem der Holzhallen übereinstimmt.

Die ersten christlichen Kirchen in Deutschland sind ebenfalls Holzkirchen gewesen, was aus vielen Urkunden hervorgeht, in denen ausdrücklich gesagt wird, daß eine neue Steinkirche an Stelle der alten Holzkirche getreten. So stand ursprünglich auch eine hölzerne Bischofskirche, wo später das Straßburger Münster sich erhob.

Während also der Holzbau zuerst bei den Germanen für ihre Kirchen die Regel war, gingen unter dem Einfluß der römischen und der aus der Heimat am Schwarzen Meer mitgebrachten Bauweise, die Südgermanen allgemein zum Steinbau über. Im Norden hielten sich die Holzkirchen bis ins 12. Jahrhundert, von denen noch eine Anzahl bis zur Gegenwart sich erhalten haben. Es sind dies die norwegischen Stabkirchen, welche die alte Holzarchitektur sowie die ornamentale Flächenfüllung der Wände in ihrer Fülle und Eigentümlichkeit vor Augen führen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß von allen Holzflächen-Ausfüllungen nur geringe Reste erhalten sind. Die geschnitzten Holzwände der

Stabkirchen gehören in eine spätere Zeit, also daß eine erschöpfende Beurteilung des in den Holzarbeiten sich offenbarenden Kunstempfindens sehr erschwert ist, wenngleich alles darauf hinweist, daß es derselbe Stil gewesen sein muß wie bei den Metallarbeiten. Da hat uns die jüngste Zeit einen Fund beschert, der die frühgermanische Holzbearbeitung in aller Klarheit vor Augen führt und die vollständige Übereinstimmung mit dem Kunststil der Metallarbeiten beweist. Es ist dies der Osebergfund, entnommen dem Grabe einer norwegischen Fürstin, die auf einem Schiff mit ihrem gesamten Hausrat beigesetzt war, über das ein gewaltiger Hügel sich wölbte. Wagen, Schlitten und unzählige andere Dinge aus Holz befinden sich unter den Grabbeigaben, alle mit Ornamenten reich versehen. Die Errichtung des Grabes geschah im 8. Jahrhundert n. Chr., also daß die Dinge selbst wohl noch etwas älter anzusetzen sind. Der Bug des Schiffes selbst trug ein geschnitztes Band mit Tierornamentik in der flächenartigen Behandlung, wie es die Metallkunst auf Fibeln, Schnallen und anderen Zierstücken, nur in verkleinertem Maßstab anwandte. Der Schlitten ist mit einem dreiflächigen Ornamentsystem versehen und auf der Deichsel des Schlittens drängen sich die bekannten Tierleiber der germanischen Tierkunst in meisterhafter Form aus tiefer liegendem Grunde zu einem oben wie ein gerolltes Armband aussehenden Geringel zusammen. Gerade diese Art ist auf Goldarbeiten in Norddeutschland, Dänemark, Norwegen und Schweden bekannt, und die Museen von Stralsund, Kopenhagen, Kristiania und Stockholm enthalten die nötigen Belegstücke. Es erweist sich hieraus, daß der in der Kleinkunst der Völkerwanderungszeit herrschende Stil auch für die gleichzeitige Großkunst anzunehmen ist.

Neben dem Tierornament lassen sich bei dem Osebergfund zahlreiche andere, kerbschnittartige Muster nachweisen. Alles berechtigt uns, ähnliche Arbeiten auch bei anderen Germanenstämmen anzunehmen, gerade wie auch von der nordischen Götterlehre, wie sie in der Edda uns entgegentritt, freilich unter Berücksichtigung des spezifisch nordischen Einschlags, auf die wesensverwandte deutsche Mythologie geschlossen werden darf.

Aus dem Vorhergehenden wird begreiflich, daß wir in der frühen Völkerwanderungszeit Steinbauten von den germanischen Stämmen nicht zu erwarten haben. Wenngleich die Goten bei ihrem Aufenthalt am Schwarzen Meer den dort sich entwickelnden Steinbau kannten und in sich aufgenommen hatten, verhinderte jedoch lange Zeit die Unsicherheit der jeweils eingenommenen Wohnplätze die Ausübung des zeiterfordernden Steinbaus, so daß man sich mit dem alten Holzbau vorerst begnügen mußte. Sobald sich jedoch eine gewisse Sicherheit des Besitzes herausgebildet, wird der Steinbau sofort neben dem Holzbau angewandt. Theoderich der Große hat in Ravenna eine Anzahl Steinkirchen errichten lassen, St. Apollinare, St. Andrea, St. Theodore, St. Vitale — letztere erst unter den Nachfolgern fertiggestellt —, doch bei allen Bauten ist die altchristliche Basilika in dem antiken Geiste herausgearbeitet. Anders verhält es sich mit dem Grabmal, das Theoderich sich 481 erbaute. Auf einem mächtigen achteckigen Unterbau, der nach einem Absatz in runder Form aufwärts strebt, ruht die Kuppel, herausgearbeitet aus einem mächtigen istrischen Kalksteinblock, den zwölf henkelartige Ansätze schmücken. In dem kuppelgedeckten Rundbau ward die Leiche des Gotenkönigs beigesetzt, sitzend auf marmornem Stuhl, so wie es die Sage später von anderen großen Germanenfürsten erhalten hat. Nach dem Untergang des Ostgotenreiches wurde

die Gruft ihres Inhaltes beraubt, und im Mittelalter diese zu einer Kirche eingerichtet. Zwei große Steinaufgänge baute man bis zum Beginn des Rundbaues als Aufgang, bis heute erhalten, verunzieren sie den mächtigen, eigentümlichen Bau, der aus der antiken Bauweise vollständig herausfällt.

Karl der Große brachte nachgewiesenermaßen vieles von den Ostgotenbauten nach Aachen; er soll auch die Gitter, den Abschluß des achteckigen Unterbaues, entfernt und in seiner Pfalzkapelle verwandt haben. Nach dem Urteil vieler, Prof. Haupt hat dies in langjährigen Untersuchungen festgestellt, passen die Gitter genau in die Maße des Grabmals, haben eine breite Gußfläche am Boden, woraus hervorgeht, daß sie ursprünglich für eine aufliegende Verwendung bestimmt waren, nicht für einen Raum ausfüllende wie in Aachen. Diese Gitter in durchbrochener Arbeit gegossen, erinnern in ihrer Ornamentik an islamitische Holzarbeiten. In dem von Strzygowski veröffentlichten Mimbar von Kairuan, einer Arbeit aus dem Bagdad des 9. Jahrhunderts, finden sich fast dieselben Motive wieder wie auf den Bronzegittern des Aachener Münsters, und dieser Forscher erklärt diese und andere merkwürdige Übereinstimmungen der Kunst des Islam mit dem Völkerwanderungsstil aus der gemeinsamen Quelle des nordisch-arischen Kunststromes.

Im Kranzgesims des Theoderichgrabmals befindet sich umlaufend das berühmte Zangenornament, bestehend aus der Verbindung stehender Dreiecke mit einem an der Spitze jeden Dreiecks angebrachten Kreis. Dieses Zangenelement ist in der Völkerwanderungszeit auf Metallkleinarbeiten nicht selten, so daß also hierin ein Ornamentmotiv der Zeit zu sehen ist. Die zwölf henkelartigen Ansätze erinnern an Dachkonstruktionen in Skandinavien, wo dieselben noch jetzt üblich sind. In Anlage, Ornamentmotiven und auch im Steinschnitt entfernt sich das Grabmal vollständig von antiker Bauweise, ist also aus derselben nicht zu erklären, wohl aber als erstmalige Anwendung der aus den alten Stammsitzen mitgebrachten Bauprinzipien, die gerade den Kuppelbau bevorzugen im Gegensatz zur Antike. Was von Kuppelbauten in römischer Kunst sich vorfindet, bezeichnet Strzygowski als einen Vorstoß dieser nordarischen Bauart in die Antike.

Wird das Grabmal in Ravenna als Ausfluß und Wirkung der Väterkunst aufgefaßt, verstehen wir, warum Theoderich gerade ein solches Werk sich zur letzten Ruhestatt auserwählte. Denn das ist gewiß, Theoderich, der die Kunst liebte und die alten Kunstwerke in Italien schützte, besaß ein ererbtes Gefühl für Kunst. Nicht erst durch seinen Aufenthalt in Italien ist er der Kunstfreund geworden, als welchen ihn die Geschichte kennt. So steht sein Denkmal da als der erste Monumentalbau, in welchem sich Nordisch-Arisches, germanisches Stil- und Kunstgefühl offenbaren. Für spätere Bauten ist es vielfach Vorbild geworden.

Das Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte hat für seine Abteilung „Kunst der Völkerwanderungszeit" nach den Forschungen Haupts u. a. ein Modell des Theoderich-Grabmals hergestellt, welches die ursprüngliche Anlage des Bauwerkes wiedergeben möchte. Auf jeden Fall ist die Wirkung dieses Versuchs eine nach vielen Seiten hin befriedigende (vgl. Bild 1).

Aus der Westgotenzeit in Spanien haben sich einige Kirchen erhalten, die in dem frühen Steinbau der ersten Völkerwanderungszeit am Schwarzen Meer wohl wurzeln, doch selbständig diese Bauart weiterentwickelt haben. Leider hat die bald einsetzende maurische Eroberung des Landes die meisten

dieser „frühgotischen" Bauwerke vernichtet. Aus Urkunden geht die Eigentümlichkeit dieser Bauart, welche sich von der gebräuchlichen bei Nichtgoten unterschied, deutlich hervor. Venantius Fortunatus, derselbe, welcher die fränkischen Holzarbeiten am Rhein pries, sagt von einer Kirche in Toulouse, das ehemals zum Westgotenreich gehörte, daß sie kein Meister aus Rom, sondern einer aus barbarischem Geschlecht aufgeführt habe. Gregor von Tours, der bekannte Geschichtsschreiber der Franken, berichtet, daß die Peterskirche in Rouen von einem Goten (Manu Gotica) erbaut sei. Demgemäß hatten also die Goten damals eine besondere Art zu bauen (Strzygowski), welche Art durch den Steinschnitt, d. h. die großsteinige Quadertechnik, und die Wölbetechnik sich kund tat.

Zu den erhaltenen Kirchen gehört vor allem St. Juan Batista, eine dreischiffige Basilika mit offenem Dachstuhl und Hufeisenbögen. Der Hufeisenbogen ist ein neues Element, das in Spanien zugleich mit der Wölbetechnik auftritt, ebenso später von den Mauren nach Spanien gebracht wurde (Alhambra). Dies läßt sich nur durch die Annahme einer gemeinsamen Wurzel bei den Volksstämmen erklären, die in der arischen Völkerachse in der Gegend des Schwarzen Meeres zu suchen ist. Die Fenster der erwähnten Kirche sind mit durchbrochenen Steinplatten verstellt, ein Bauelement, aus dem sich später das Maßwerk entwickelte. Ein Weihstein im Innern besagt, daß 699 König Recesvinth der Erbauer gewesen.

Ein anderer westgotischer Bau ist St. Miguel de Lino bei Oviedo. Die Erbauung fällt in das 9. Jahrhundert. Das kleine Werk, aus einer Gruppe verschiedener Bauteile bestehend, tritt sehr in Gegensatz zur Antike und der frühchristlichen Basilika. Es hat eine Vorhalle mit zwei Seitenbauten, die als Treppenhäuser dienten, mit Tonnengewölben eingedeckt; ebenso das Mittelschiff, bei diesem ein längs- und quergestelltes Tonnengewölbe, für die damalige Zeit etwas Neues und eine ganz außerordentliche Technik, also daß dieser Bau von Haupt (Frühkunst der Germanen) für eine geradezu geniale Leistung gehalten wird. Einzelheiten im Innern sowie der Ornamentschatz beweisen die Übereinstimmung mit dem Völkerwanderungsstil und der Holztechnik. Nahe bei dieser Kirche liegt Sta. Maria de Naranco, ursprünglich der Palast des Königs, der Miguel de Lino als Pfalzkirche erbaute. Einer Urkunde gemäß errichtete König Ramiro an dem „Lino" genannten Ort eine Kirche und einen Palast von „wunderbarer Wölbekunst". Im Grundriß stimmte dieser Palast, jetzt Kirche, mit den germanischen Königshallen überein. Es ist ein fensterloser von Osten nach Westen gerichteter Saal, dessen Giebelwände offen standen.

Die wiederholte Betonung der gotischen Wölbekunst läßt schließen, daß dieser Stamm gerade in dieser Technik hervorragendes leistete und wird Prof. Haupts Urteil erklärlich, der behauptet, daß die Germanen durch ihre Weiterentwicklung der alten Gewölbekonstruktion „auf Jahrhunderte die Lehrmeister der gesamten Bauwelt wurden".

Gewiß leiten Fäden von dieser alten gotischen Bauart mit ihren Gewölben, ihrem wohlabgestuften Gruppenbau hinüber zu der eigentlich germanischen Kunstblüte, der „Gotik", und dürfte der Name nicht bedeutungslos sein, vielmehr begründet liegen in der den Westgoten eigentümlichen Bauweise und der mit ihr verbundenen Wölbekunst. In folgerichtiger Weiterführung

entstand hieraus jener Baustil, der als „Gotik" die erste germanische Kunstblüte darstellt.

Hier sind nun noch die Langobarden zu nennen, jener Germanenstamm, dessen Ursitze in der Lüneburger Heide gewesen waren und die nicht lange nach dem Untergang des Ostgotenreiches Italien, und zwar von den Alpen bis zur Straße von Messina, innehatten. Erst ihrer Herrschaft gelang es, den Einfluß Ostroms auf Italien vollständig und für alle Zeiten auszuschalten. Zweihundert Jahre bis zur Bewegung durch Karl M. währte ihre selbständige Herrschaft; aber auch nachher war ihre Art und ihr Einfluß, besonders in Norditalien wirksam, das ja von ihnen den Namen trägt. Als sie in Italien einzogen, hatten die Langobarden Anteil an der allgemeinen Kunst der Völkerwanderungszeit und diesen Kunststil übten sie auch in dem neuen Lande. Während aber die übrigen Nordgermanen diesen Stil außer in der Metallkleinkunst auf den Holzbau, besonders die ornamentale Flächenbehandlung dieses Materials übertrugen und in aufsteigender Linie entwickelten, bis zu dem Punkte, der in dem Osebergfund sich charakterisierte, brachten es die Verhältnisse in Italien mit sich, daß hier die ornamentale Steinbehandlung zur Ausbildung kam in Verbindung mit den Bauleuten der Völkerwanderungszeit. Der Backsteinbau wird von ihnen gepflegt und der Kuppelbau, letzterer in Anlehnung bzw. Weiterführung der gotischen Anfänge.

Wichtiger jedoch sind die Steinskulpturen, aus denen die ornamentale Flächenbehandlung in ganz typischer Art sich ausspricht. Eine große Rolle spielt das mehrstreifige Bandgeflecht, also daß man geradezu von langobardischen Flechtornamenten geredet hat. Kein Germanenstamm hat gerade dies Element in so mannigfacher, abwechselungsfacher Weise und so allgemein angewandt als die Langobarden, wovon Schranken, Brüstungsplatten und vieles andere in italienischen Kirchen noch heute Zeugnis geben. Auch Fensterplatten, wie sie die Westgoten in ihren Kirchen anwandten, zeigen dieses Muster.

In Metallarbeit, Skulptur und Baukunst stehen also die Langobarden voll und ganz auf dem Kunststil der Völkerwanderungszeit, der sich bei ihnen durch die lange Dauer ihrer Herrschaft zu besonderer Höhe entwickelte und vielfach vorbildlich wurde für andere Germanenstämme.

Das Endergebnis läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Während der vorgeschichtlichen Perioden haben die Germanen eine Kleinkunst gehabt, deren Wurzeln in die gemein-indogermanische Urzeit zurückreichen.
2. durch örtlichen Einfluß sowie durch selbständige Entwicklung erfuhr die Kunst der arischen Stämme in der weiteren Umgebung des Schwarzen Meeres eine besondere Entfaltung ganz dem Charakter des arischen Wesens entsprechend.
3. An dieser Entwickelung nahmen die später in die Gegend des Schwarzen Meeres einziehenden gotischen Stämme Anteil.
4. Durch westliche Germanenstämme, besonders aber durch das Rückfluten der Goten beim Beginn der Völkerwanderung kam dieser Kunststil zu den übrigen Germanenstämmen und fand bei diesen als etwas ihrem Kunstempfinden Entsprechendes schnelle und allgemeine Verbreitung.

5. Dieser Kunststil beruhte auf ornamentaler Flächenbehandlung durch verschiedene Elemente, welche von den einzelnen Stämmen nach ihrer Eigenart weiter ausgebildet wurden.
6. Holzbau war der ursprüngliche und lange Jahrhunderte geltender Baustil der meist noch im Nomadenzustand sich befindenden arischen Stämme. Erst mit Beginn der eigentlichen Völkerwanderungszeit kam am Schwarzen Meer bei diesen Völkern der Steinbau auf, zum Teil beeinflußt, aber nicht ins Leben gerufen durch die Mittelmeerkunst.
7. Diesen Steinbau brachten die Goten mit in ihre neuen Sitze und entwickelten ihn nach ihrem Seßhaftwerden zu einer gewissen Blüte.
8. Während die Nordgermanen die ornamentale Flächenbehandlung in Holz und Metall ausbildeten, vervollkommneten die Südgermanen, die ornamentale Steinskulptur und den Steinbau.
9. Aus der Verbindung der ornamentalen Flächenbehandlung mit dem Steinbau entstand die erste wirkliche germanische Steinkunst.
10. Diese germanische Kunstentwickelung wurde gehemmt durch den erneuten siegreichen Vorstoß der antiken Kunst zur Zeit der Pipiniden und Karolinger.

Es ist also berechtigt, von einer frühgermanischen Kunst zu reden als einer Kunst, die sich selbständig aus arischen Wurzeln entwickelte und nicht der antiken Kunst ihre Entstehung verdankt. Aufgabe der deutschen Kunst- und Geschichtsforschung muß es sein, Wesen und Bedeutung, ihre Zusammenhänge mit anderen Völkern, welche an diesem Stil der Völkerwanderungszeit Anteil genommen und ihn nach ihrer Art weiterentwickelten, klar zu legen und nicht in allen Kunstäußerungen jener Zeit Nachklänge oder Auswirkungen der Antike zu suchen. Durch solche Arbeiten wird auch die deutsche Kunst verständlich dem Volk nähergebracht und so der Boden für eine wirkliche Weiterentwickelung in germanischem Geist vorbereitet.

Wie eine Nation sein soll!

Was begründet dauerhaft die Kraft einer Nation? Mut, Sicherheit und selbstbewußter Stolz, der sich nicht zur Unehre herabzuwürdigen vermag. Mit einem Wort ein Charakter, welcher eine Beleidigung weder verträgt noch ausübt. Pitt.

Nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation. Moltke.

Eine männliche, aufwärts gehende Nation schöpft aus Beleidigungen, die ihr zugefügt werden, neue Kraft, neue Impulse zu einheitlichem, energischem Auftreten, neue, bessere Einsicht in die Mittel und Wege, die zu ergreifen sind. Schmoller.

Diplomatenberichte aus der Wilhelminischen Zeit.

Von Dr. Friedrich Lehmann.

Die Flut der Erinnerungs- und Rechtfertigungsbücher will nicht enden. Auf die Klatschgeschichten des Grafen Zedlitz-Trützschler und des Grafen Waldersee, auf die Erinnerungen des Barons „de Schön", ganz abgesehen von den älteren Werken Hohenlohes, Bülows und Bethmanns, folgen nun Briefe und Tagebücher des Fürsten Philipp zu Eulenburg und des Staatssekretärs v. Kiderlen-Wächter [1]).

Zwei wichtige politische Dinge sind mit dem Namen des Fürsten Philipp zu Eulenburg verknüpft; sein auf naher Freundschaft beruhender, angeblich höchst verderblicher Einfluß auf Kaiser Wilhelm II. und sein Meineidsprozeß, der jahrelang die Zeitungen in Aufregung gehalten hat. Johannes Haller, der Tübinger Historiker, unternimmt es, in einem großen, zahllose Briefe und Tagebuchnotizen Eulenburgs enthaltenden Werke, die durch Antworten des Kaisers, Holsteins, Bülows, Marschalls u. a. ergänzt werden, die viel umstrittene Gestalt des Fürsten zu rechtfertigen. Eulenburg galt zeitlebens der demokratischen und sozialistischen Presse als der böse, reaktionäre Geist in der Umgebung des Kaisers. Gerade das Gegenteil bezeugen Eulenburgs Briefe. Es wird kaum einen Menschen gegeben haben, der so offen und mutig, so ehrerbietig und taktvoll seinem kaiserlichen Freund die Meinung gesagt hat, der die kaiserlichen Fehler (Sprunghaftigkeit, Erregtheit, Unruhe, Neigung zum persönlichen Regiment, Ausschaltung der verantwortlichen Regierungsstellen usw.) nicht nur erkannt hat, sondern ihnen auch mündlich und schriftlich mit Nachdruck entgegengetreten ist. Wo Männer wie Holstein, Kiderlen u. dgl. intrigierten, hinterrücks schimpften, unter sich von Entmündigung tuschelten, hat Eulenburg dem Kaiser offen und ehrlich die Meinung gesagt, um ihn zu retten und zu schützen. Man wird heute, gerade in nationalen Kreisen, gewiß nicht mit allem einverstanden sein, was Eulenburg geraten hat. So gehörte er auch zu denen, die vor den deutschen Flottenplänen warnten, damit England nicht gereizt werde. Auch sonst war er häufig unter denen, die zur Nachgiebigkeit rieten, wo kräftiges Auftreten besser zum Ziel geführt hätte. Trotzdem bleibt es nach diesen Briefen sein Verdienst, vielem Unheil vorgebeugt, übereilte kaiserliche Reden und Entschlüsse vereitelt und manche Kanzlerkrise rechtzeitig beigelegt zu haben. War er auch nicht einer der ganz starken Politiker, da ihm die Bismarcksche Rücksichtslosigkeit und Willenskraft fehlte, hätte er auch lieber als Künstler (Musiker, Dichter und Architekt) gelebt, so bleibt ihm doch das Verdienst eines treuen und zuverlässigen, klugen und taktvollen und, wie es scheint, uneigennützigen Freundes seines Monarchen; für seine eigene Person und seine eigene Macht scheint er im Gegensatz zu Holstein und seinem Kreis nicht gearbeitet zu haben. Einen Sohn der heutigen Zeit muß es ja überhaupt höchst eigenartig berühren, daß die Sorgen der leitenden Politiker damals nicht in erster Linie Deutschland galten, sondern dem Kaiser,

[1]) Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Von Johannes Haller. Verlag Gebrüder Paetel, Berlin. Preis geh. M. 13.—, geb. M. 15.—.

ihrem Verhältnis zum Kaiser, ihren Beziehungen zueinander, und daß die Sorge für Deutschland oder gar für das deutsche Volkstum daneben kaum eine Rolle spielt. Die Hauptmasse der Eulenburgschen Briefe fällt in die Jahre 1890—1904, also in die Zeit Caprivis, Hohenlohes und Bülows, unter denen Eulenburg Botschafter in Wien und daneben Vertrauensmann des Auswärtigen Amts beim Kaiser war. In Wien gelang es ihm, österreichische Verstimmungen zu beseitigen und dafür zu sorgen, daß im Dreibund Deutschland die Führung behielt, da er wußte, welchen Gefahren der Dreibund und damit Europa entgegenging, falls Österreich die Führung an sich riß. Als Freund und Sachwalter seines Kaisers gibt er sich nicht als Hofmann oder Speichellecker; er ist daher in den Kreisen, die den Kaiser für sich gepachtet zu haben glauben, bei den Kabinetten und Adjutanten, wenig beliebt.

Der zweite Teil des Werkes behandelt den tragischen Ausgang der glänzenden Laufbahn Eulenburgs. Der vom Kaiser mit der Fürstenwürde und dem Schwarzen Adlerorden, ebenso wie mit dem vertraulichen „Du" ausgezeichnete, hohe Beamte, ist angeklagt des Meineids. Häßliche geschlechtliche Verirrungen werden ihm vorgeworfen; um diesen Vorwürfen zu entgehen, soll er einen Meineid geschworen haben. Wie das alles kam, ist in Hallers Buch nachzulesen. Daß Holstein, der irrigerweise seinen eigenen Sturz auf das Anstiften Eulenburgs zurückführte, die treibende Kraft war, wird sehr wahrscheinlich gemacht. Holstein schloß ein Bündnis mit Harden. Heute weiß man in Deutschland, daß alles, woran ein Lump wie Harden teil hat, von vornherein faul und eines anständigen Menschen unwürdig ist. Damals stand Harden noch als scheinbarer Freund Bismarcks in einem etwas anderen Lichte. In einem Prozeß, den der von Harden noch stärker angegriffene Graf Kuno Moltke gegen den Verleumder angestrengt hatte, beschwor Eulenburg als Zeuge, sich keiner strafbaren Unsittlichkeit schuldig gemacht und Schmutzereien nicht getrieben zu haben.

Harden und sein Münchener Anwalt Bernstein, waren schon bei dieser Eidesleistung vom Gegenteil überzeugt und freuten sich nun, den meineidig gemachten Freund des Kaisers moralisch erdolchen und dadurch auch den Kaiser schädigen zu können. Es kam zu dem Meineidsprozeß vor dem Schwurgericht in Moabit, der jedem, der sich heute noch an ihn erinnert, als eine widerliche Beschmutzung der deutschen Justiz erscheinen muß. Von 145 Zeugen, die Harden aufgeboten hatte, versagten 144. Teils hatten sie den Fürsten nie gesehen, teils waren sie selbst wegen Meineids und anderer schwerer Verbrechen verurteilt und ohne Beweiskraft. Der einzige, der übrig blieb, der Starnberger Fischer Ernst, machte auch einen unzuverlässigen Eindruck. Er hatte aber schon früher beschworen, was Harden wünschte, und konnte nicht mehr zurück, ohne sich selbst des Meineids zu bezichtigen. Die Verhandlung war die reine Folter. Der schwer herzleidende, an Arterienverkalkung leidende Fürst, lag im Bett vor seinen Richtern, durch Schwäche, Ohnmachten und Herzkrämpfe in seiner Verteidigung gehindert. Bei jedem anderen Angeklagten wäre das Verfahren aus Gründen der einfachsten Menschlichkeit längst abgebrochen worden. Beim Freund des Kaisers glaubte man aus Furcht vor der Straße und der radikalen Presse dem dürren Buchstaben des Gesetzes folgen zu müssen. Summum jus summa injuria! Nach langer Verhandlung brach der Fürst völlig zusammen. Entgegen seinem Wunsche mußte der Prozeß noch vor der Urteilsverkündung abgebrochen werden. Er konnte nie wieder aufgenommen werden, da Eulenburg

nicht mehr verhandlungsfähig wurde. Professor Haller führt zahlreiche Gründe an, die es als sicher erscheinen lassen, daß Eulenburg freigesprochen worden wäre. Der einzige, durchaus nicht klassische Zeuge, hätte zur Verurteilung nicht ausgereicht. Jede Wahrscheinlichkeit sprach für des Fürsten Unschuld. Daß er die schwere Krankheit nur vorgetäuscht habe, ist durch erste ärztliche Autoritäten, wie die Professoren Kraus und Steyrer von der Charité völlig widerlegt. So ist der Schmutz, den ihm der Verleumder Harden angeworfen, bis an sein Ende an Eulenburg haften geblieben. Der Mann aber, der 15 Jahre später denselben Harden, der sich inzwischen in seiner ganzen Erbärmlichkeit entpuppt hatte, verprügelte, wurde von einem deutschen Gericht zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Der Eulenburg-Prozeß ist ein sprechender Beweis für die furchtbare Macht der jüdischen Presse. Ganz Deutschland war von Eulenburgs Schuld wie von Hardens Enthüllerverdienst überzeugt. Liest man heute den Hallerschen Bericht, so sieht man, wie ungeheuerlich die öffentliche Meinung damals irregeführt wurde. Außer dem Zeugnis jenes einzigen, durchaus nicht einwandfreien Zeugen, keine Spur eines Beweises.

Aber man lese selbst, um sich eine Meinung zu bilden. Man findet dort vieles zur Begründung eines unvoreingenommenen Urteils über den Kaiser wie über die maßgebenden Staatsmänner jener Periode. Aber auch rein menschlich ergreift das tragische Geschick Eulenburgs einen jeden, der sich ein von Parteimeinungen unabhängiges Urteil bewahrt hat. Die Darstellung Hallers ist lebendig und liebevoll, die äußere Ausstattung des Buches sehr gediegen, der Preis für die 430 Seiten, größten Formates, sehr niedrig.

Ein ganz anderes Bild als vom Fürsten Eulenburg erhält man von seinem Altersgenossen und Kollegen Alfred v. Kiderlen-Wächter. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart bringt soeben unter dem Titel: Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch, ein zweibändiges Werk (Preis geb. Mk. 15.—), in dem Professor Ernst Jäckh, sein schwäbischer Landsmann und politischer Gesinnungsgenosse, Briefe und Aufzeichnungen Kiderlens vorlegt. Kiderlen war zunächst Beamter im auswärtigen Dienst in Petersburg und Paris, dann in Hamburg und Kopenhagen, von 1900—1910 Gesandter in Bukarest, dann unter Bethmann Hollweg bis zu seinem Tode am 30. Dezember 1912 Staatssekretär des Auswärtigen. In den Jahren 1888—1898 war Kiderlen Reisebegleiter des Kaisers und amtlicher Vertreter des Auswärtigen Amtes bei ihm. Der Herausgeber tritt mit großer Begeisterung für seinen Helden ein, er nennt ihn einen Staatsmann vom großen Kaliber Bismarckscher Schule, der aber zu spät gekommen und zu früh gegangen sei. War Kiderlen auch eine kräftigere Natur als Eulenburg, so ist doch auch er ein Vertreter jener nachbismarckschen Zeit, in der sich die deutsche Politik nicht auf Stärke, sondern auf die durch das Bewußtsein der Schwäche begründete Diplomatie, auf Verhandlungen und Nachgeben stützte. Daß er dabei manches erreicht hat, vor allem als ausgezeichneter Kenner der Verhältnisse auf dem Balkan, ist dankbar anzuerkennen; seine Lösung der Marokkokrise, das Zurückpfeifen des „Panthers" und das unvorteilhafte Tauschgeschäft in Afrika ist aber kein Zeichen von Stärke, sondern ein aus Schwäche geborener Notbehelf. — Empfängerin der meisten Briefe ist Kiderlens langjährige intime Freundin, Fräulein Kypke, eine Frau, an der er mit schwärmerischer Liebe hing und die sein volles Vertrauen genoß. Immerhin wundert man sich oft, welche Staatsgeheimnisse und welche ver-

traulichen amtlichen Papiere er der Frau anvertraute, die amtlich „Haushaltungsvorsteherin beim deutschen Gesandten" in Bukarest war. Auch bei Riderlen wird der Abschnitt, der sich auf die Freundschaft mit dem Kaiser bezieht, die größte Aufmerksamkeit finden. Er ist freilich ein anderer Freund als Eulenburg. Er machte die ganze burschikose Geselligkeit, wie sie der Kaiser auf seinen Reisen liebte, mit, trug mit seinem derben schwäbischen Humor zur Unterhaltung bei, der Freundin gegenüber aber machte er sich oft in bitteren Worten über all das, was er dort erlebt, über den Kaiser und seinen Kreis lustig. Den Mut zu einem offenen Wort dem Kaiser selbst gegenüber, scheint er aber nicht gefunden zu haben. So waren es auch respektlose Äußerungen, die er Dritten gegenüber über den Kaiser gebraucht, die ihm 1898 kaiserliche Ungnade und die Verbannung nach Bukarest zuzogen. Eigentlich Neues erfährt man über den Kaiser nicht. Sein Wesensbild gleicht dem von Eulenburg geschilderten, nur, daß Eulenburg als der treue Freund und Helfer, Riderlen aber als galliger Kritiker urteilt und handelt. Politisch belangreicher sind die Briefe und Aktenstücke aus Bukarest und Konstantinopel, die weniger Hofklatsch und mehr politische Tatsachen bringen. Ausführlich wird auch die Marokkofrage behandelt und allerlei neues Material, besonders auch über die Ansichten des Kaisers und des Kronprinzen beigebracht. Riderlen erscheint durch dieses Buch als einer der fähigsten und energischsten der Politiker des neuen Kurses, aber doch als einer von ihnen, der von Bismarck höchstens noch die Technik, nicht aber mehr den Mut und den Charakter geerbt hat. Rein menschlich wirkt er in manchem sympathisch, so in der Liebe zur Freundin, in seiner aufrichtig religiösen Grundeinstellung, in der Gründlichkeit seiner Meinung. Seine sarkastische, schonungslose und respektlose Art und seine immer wieder auf Verständigung gerichtete politische Grundstimmung werden aber im nationalen Lager vielfach Mißbehagen erregen. Zahllos sind die Witze und Anekdoten, die er in seine Briefe einstreut, besonders im ersten Teil. Schade, daß gerade einer der besten, der von den württembergischen Haigerlochern, denen die preußisch gewordenen Hohenzollern auch das Preußischwerden wünschen, verkorkst ist, da Haigerloch ja auch in Hohenzollern und nicht in Württemberg liegt. Den Mangel eines Personenregisters wird jeder Benutzer des Buches schmerzlich vermerken.

So werden beide Bücher neues Licht über den Kaiser, seine Freunde und seine Politik verbreiten und mit zur Entlastung Deutschlands von der Schuld am Weltkrieg beitragen.

Seien wir doch aufrichtig. Was ist zurzeit „Staat"? Staat ist der „Referent", beziehungsweise der „Dezernent", welcher über ein zu erledigendes Aktenstück zu befinden hat. Staat ist zurzeit weiter der Ring aller „Referenten" und „Dezernenten", welche ihren Standesgenossen sowenig im Stiche lassen, wie Ein Jude (auch ein getaufter Jude) den andern (auch ungetauften) Juden im Stiche läßt. Deckblätter für diesen Vierradener gibt es viele: der Vierradener ist trotz ihrer da, und stinkt auch — sowie er in Brand gerät. Die Ausnahmen beweisen die Regel.

Lagarde (Aus den „Ausgewählten Schriften", Bd. 2 der neuen Lagarde-Ausgabe in 2 Bänden, J. F. Lehmanns Verlag, München, 1924. Bd. 1 „Deutsche Schriften", Bd. 2 „Ausgewählte Schriften". Je geh. M. 5.—, gebd. M. 6.50).

Grundsätzliches zur völkischen Frage.

Von Kurt Köhler, Berlin-Halensee.

Vor längerer Zeit war in einem der führenden Berliner Judenblätter zu lesen, daß die judengegnerische Bewegung einzuschlafen beginne. Dem schien eine Weile so, allein die völkischen Erfolge bei den letzten Wahlen haben das Gegenteil gezeigt. Jedoch, wer tiefer zu sehen vermag, ist über diesen raschen Fortschritt sehr besorgt, weil der — Untergrund nicht tragfähig genug ist. Trotz aller äußeren Erfolge, die sehr leicht zum Nachteile umschlagen können, fehlt es an sachlicher, wissenschaftlicher Arbeit. Das Häuflein der Wissenschaftler in unseren Reihen ist viel zu klein im Verhältnis zu der Größe der noch zu lösenden Aufgaben, und das Heer der Autodidakten ist viel zu groß. Die völkische Bewegung steht und fällt mit der Eroberung oder Nichteroberung der Wissenschaft, und es muß endlich einmal ganz deutlich ausgesprochen werden, daß es laut vernehmlich durch die deutschen Lande hallt: „Die Arbeit der völkischen Autodidakten wirkt geradezu verheerend und verhindert eine Vertiefung unserer Bewegung. Sie stößt den Wissenschaftler und auch die — anständigen Elemente ab. Das ist der Grund, warum wir trotz aller äußerem Erfolge so langsam vorwärts kommen. Wir werden auch um so langsamer vorwärts kommen, je mehr wir uns völlig klar werden über

1. die Machtstellung Judas,
2. die Machtstellung des Jesuitentums und des Freimaurertums und
3. unsere Unvollkommenheiten in jeder Beziehung.

Die Machtstellung Judas in der Welt ist von einer Größe, die nur die Allerwenigsten in ihrem vollem Umfange ahnen, weil dazu ein derartiges Wissen gehört, wie es eben nicht jeder haben kann. Die Beherrschung dieser Frage und ein erfolgreiches Arbeiten auf diesem Gebiete setzt gehörige wissenschaftliche Befähigung voraus. Zur vollständigen Erfassung der Judenfrage gehört ein gründliches volkswirtschaftliches, geschichtliches und kulturelles Studium. Ein Bild von diesen umfangreichen Arbeiten gewährt uns z. B. Werner Sombart mit seinem aufsehenerregenden Buche: „Die Judenfrage und das Wirtschaftsleben". Autodidakten ohne gründliche Bildung richten nur Unheil an. Ebenso sind Volksversammlungen nicht der rechte Ort, um solche schwierigen Fragen sachlich und ernstlich zu besprechen. Dazu ist das geistige Fassungsvermögen der Menge aus dem Volke viel zu gering. Sollte diese grundlegende, wichtige und sachlich unbestreitbare Tatsache den völkischen Agitatoren nicht bekannt sein? Entweder ja, — dann versündigen sie sich schwer an der völkischen Bewegung. Oder nein, — dann sind sie auf jeden Fall unreif. Es wird allerhöchste Zeit, daß wir an rechter Stelle hart werden. Die praktische Lösung der Judenfrage aber kann nur durch Staatsmänner allergrößten Stiles erfolgen, die eine Unterstützung durch ihre Volksgenossen für wünschenswert halten, unter Umständen aber auf sie zu verzichten wissen. Noch immer gilt der Schillersche Spruch: „Der Starke ist am mächtigsten allein." Es wird eben für die „Aufklärung" der Volksgenossen viel zu viel Arbeit verschwendet, die an anderer Stelle tausendmal notwendiger ist. Zum allermindesten wäre der völkischen Bewegung mehr gedient, wenn die Herren Agitatoren bedeutend mehr an sich selbst arbeiten wollten. Wer Energie, Verstand und Mut hat, setze sich hin und arbeite so gründlich, wie nur möglich! Wer von uns kennt Dühring und Ruhland, die

von der offiziellen Volkswirtschaft totgeschwiegen werden? Jeder, der an dies Studium geht, muß sich aber darüber klar sein, daß die Nationalökonomie viel zu sehr unter der Herrschaft gewisser Kreise steht. Das gibt dem Studium die dringend notwendige Vorsicht und zugleich den richtigen Weg. Jedoch drängt unsere Zeit dazu, endlich mehr praktische als theoretische Wissenschaft zu treiben, d. h. die Ergebnisse der Wissenschaft in die Tat umzusetzen. Es ist Dühring, der das klassische Wort ausspricht, daß der echte Wissenschaftler zugleich ein praktischer Wegweiser sein müsse. Dabei sei man sich von vornherein klar, daß die Umsetzung der als wahr erkannten Lehren in die Tat in erster Linie Mut erfordert. Dieselben Bemerkungen gelten auch für das geschichtliche und das kulturelle Studium. Diese Äußerungen müssen für den Nichteingeweihten dunkel klingen, und doch braucht man nur den Lebensweg von Dühring, Ruhland und anderen wissenschaftlichen Größen zu kennen, um zu wissen, was gemeint ist. Wer im deutschen Volk ahnt die Größe der Bevormundung, die von den Geheimverbänden ausgeht? So, wie die Dinge liegen, gehört viel Mut, viel Tatkraft dazu, seinen eigenen Weg zu gehen. Das deutsche Volk ahnt gar nicht, welche Dankesschuld es den Männern abzuladen hat, die unbekümmert ihren eigenen Weg gegangen sind.

Dieselben Bemerkungen gelten auch für die Erforschung des Jesuitentums und des Freimaurerwesens. Auch dieses ungeheure Gebiet ist nur ein Arbeitsfeld für wissenschaftlich befähigte Männer von ausgeprägtem Charakter und unbeugsamem Willen. Grundsätzlich betrachtet ist es für die völkische Bewegung tieftraurig, daß solche Bemerkungen überhaupt gemacht werden müssen. Sie zeigen auf das deutlichste, daß selbst in führenden Kreisen noch Unklarheit herrscht über die Methode der Arbeit. Es ist traurig, daß noch so wenig Verständnis herrscht über die Anforderungen, die an die völkische Bewegung gestellt werden müssen, wenn sie einen dauernden Sieg davontragen will. Es ist der ungeheure Umfang des Arbeitsgebietes, die Kenntnis der Machtgröße unserer Gegner ein Prüfstein für den Charakter. Gerade wir Völkische sollten stets bei der Gesamtlage des Spruches von Treitschke eingedenk sein: „Männer machen Geschichte.“ Haben wir aber dafür Gewähr, daß sich unsere Führer ernstlich prüfen und nicht in einer verhängnisvollen Selbsttäuschung befangen sind?

Der wichtigste Punkt, über den wir rücksichtslos offen sein müssen, ist unsere Unvollkommenheit, unser Nichtgewachsensein in jeder Beziehung. Gerade uns Deutsche mit dem starken Gefühlsleben tut ehrliche Selbsterkenntnis not. Was uns mangelt, ist die köstliche Dreiheit: Wissen, Können, Wollen! Von dem *Wissen* ist oben schon die Rede gewesen. Man geht kindischerweise der Wissenschaft aus dem Wege, weil sie in ihrer jetzigen Zusammensetzung zum allergrößten Teil philosemitisch ist, schüttet also das Kind mit dem Bade aus. *Können*! Obwohl es eine göttliche Gabe ist, kann es doch gehegt und gepflegt werden; im Rahmen dieses Aufsatzes kann nicht näher darauf eingegangen werden. Das Agitatorentum, das für jede Partei der Totengräber ist, täuscht nur dem Unselbständigen ein Können vor. Tiefste Unsachlichkeit unter einem verschlissenen Mantel von hohler Beredsamkeit ist sein Kern. In vielen Fällen gesellt sich noch die Unwissenheit dazu. Der völkischen Bewegung aber sei mit vollem Vorbedacht auf Grund von bitteren Erfahrungen zugerufen: „Es nützt das beste Soldatenmaterial nichts, wenn die Offiziere versagen.“ Eine durch Agitatoren künstlich schnell hochgezüchtete Bewegung ist dem sicheren Untergange verfallen: „Ein großer Aufwand schmählich vertan.“ — Und nun das

Dritte, das köstlichste und das schwerste: das Wollen! Alle Wissenschaft nützt nichts, alle Veranlagung ebenfalls, wenn nicht das Wollen hinzukommt. Eine banale Bemerkung, und doch — wie sieht es in Wirklichkeit aus? Umgekehrt aber nützt das Wollen allein auch nichts; das Agitatorentum liefert dafür den augenscheinlichsten Beweis. Man ersieht aus diesen kurzen Bemerkungen, wie bitter not uns die Kenntnis der Psychologie tut. Man mag zu dem Buche: „Die Weisen von Zion" stehen, wie man will, man mag seine Echtheit bestreiten oder anerkennen, eines ist sicher: eine Fülle von lehrreichen psychologischen Wahrheiten sind in ihm enthalten, die schlagend beweisen, wie wichtig die Psychologie für die Politik ist. Die Stärke unserer Gegner lag in ihrer Beherrschung, und wir erlagen, weil wir sie nicht kannten, trotzdem diese Wissenschaft jedem Strebenden zugänglich ist. Warum aber eigneten wir sie uns nicht an? Aus Mangel an Willen, uns gründliches und wichtiges Wissen anzueignen. Mangel an Arbeit, an Erarbeitung ist zugleich Mangel an Willen. Auch als erbittertster Feind wird man den Jesuiten zugestehen müssen: sie sind gründlichst gebildete Menschen. Der Jesuit hat eine sehr gute Schule an Hand vorzüglicher Lehrer genossen, und auch Wissensaneignung setzt energischen Willen voraus! Wären uns die psychologischen Gesetze mehr bekannt — an uns hat es nur gelegen, sie zu studieren — dann wäre uns die überragende Bedeutung des Willens klarer, und unsere deutsche Erziehung würde sich mehr danach richten. Nebenbei sei bemerkt, daß die ganze politische Entwicklung des heutigen Deutschland nur dem verständlich ist, der die Psychologie kennt. Jedoch es sei dem, wie es sei. Die ungeheuren Machtmittel unserer Gegner sind kein Entschuldigungsgrund für uns, sie sind es nur für Versager und Schwächlinge. Der Mangel an gründlichem Wissen infolge mangelhafter Arbeit, der Mangel an Können infolge glatter Faulheit und sträflicher Behaglichkeit, der Mangel an Willen infolge Fehlens einer straffen, strengen Selbsterziehung ist unsere alleinige Schuld; dies hat die gegnerische Arbeit wesentlich erleichtert. Goethe sprach die Worte aus: „Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden; man muß es nur noch einmal nachdenken." Mit anderen Worten heißt das: „Das Wissen war schon da. Es kommt nur darauf an, es sich anzueignen." Warum muß der Gegner alles klar erkennen; warum fühlt er sofort die Schwäche und die Stärke irgend eines Problems, irgend einer Handlung? Warum nur drüben diese geistige Regsamkeit? Warum bei ihm ein gründliches Bescheidwissen? Man braucht nur diese Fragen zu stellen, um zu einer klaren Antwort zu kommen. Wie ist in Wahrheit bei uns die Lage? In welchem Zustand hat sich das Bürgertum in den letzten Jahren gezeigt? Wo sind die mutigen und aufrichtigen Charaktere? Wo ist geistige Selbständigkeit? Der Judengegner soll aufrichtig sein. Trotz allen Hasses erkennt er am Judentum in seinem Innern doch eines an: seinen starken Charakter, seinen Willen! Woher kommt es, daß dieses jüdische Volk trotz jahrtausendlangem Aufenthalt inmitten fremder Völker sich selbst treu bleibt, hingegen der Deutsche im Auslande so schnell sein Volkstum verliert? Woher kommt es, daß sich der Jude durchsetzt? Seine riesigen Geldmittel erklären das nicht allein, seine hervorragende Geduld ebenfalls nicht; es ist letzten Endes sein herrischer Wille. Der Jude arbeitet gründlich, eignet sich ein Wissen an, das turmhoch über dem von vielen Deutschen steht; Kenner die selten sind, lassen sich nicht täuschen. Wer eben Charakter und Wille hat, besitzt alles. Ist der Deutsche so stumpf geworden, daß er nicht die Scham auf seinen Wangen brennen fühlt angesichts der Tatsache, daß gegen ein kleines

Volk eigentlich erst noch die Staatsgesetze angewendet werden müssen? Was will der Jude denn eigentlich noch, wenn wir nur wollen? Wenn wir uns fest zusammenschließen auf Gedeih und Verderb? Vor lauter Bäumen sieht man den Wald nicht! Was will der jüdische Rechtsanwalt, der jüdische Arzt, der jüdische Kaufmann in unseren deutschen Landen, wenn niemand mehr zu ihm hinkommt? Wovon will die jüdische Presse bestehen, wenn kein Deutscher sie mehr liest? — Was ist also lediglich notwendig? Ein Wollen, weiter nichts! Die Weisen von Zion sagen an einer Stelle ganz richtig: Unser gefährlichster Feind ist die Persönlichkeit. Zielbewußtheit und Energie gepaart mit einem gründlichen, gut fundierten Wissen, das ist die ganze Weisheit. Die völkische Führerschaft aber vereinige in sich den wegweisenden Wissenschaftler und den willensstarken Führer. Man lerne in ernster Arbeit unser Volkstum kennen, nehme in sich auf den Geist unserer Klassiker und Philosophen. Dann wird die echte, deutsche Gefolgstreue wieder aufleben, weil sie aus dem Blute kommt. Sie entwickelt die Mannheit, die den Knechtssinn verabscheut, sie steht in fester Treue zu den gottbegnadeten Führern. Wer die sittliche und heilige Größe des deutschen Volkstums kennen gelernt hat und sie in seinem Herzen fühlt, der wird ein Mann mit sicherem, unfehlbarem Instinkt, der sich seines rechten Weges wohl bewußt ist. Wem deutsches Wesen und deutsches Geistesleben voll aufgegangen ist, weiß, daß dies keine leeren Worte sind, sondern trostreiche Gedanken, die uns stark machen in dem schweren Kampfe um unser stark bedrohtes Volkstum.

Geschmack und Entartung.

Die Ansicht, ein rassisch verfallenes Geschlecht zu einem besseren Geschmacke „erziehen" zu können, müssen wir angesichts der neuen Vererbungslehre fallen lassen. Wer den Keim zur Entfaltung eines guten Geschmackes nicht schon in sich hat, den kann man auch nicht zwingen, etwas zu entfalten, was er gar nicht besitzt. Wir können uns also nur an die Edelelemente unseres Volkes halten, deren Geschmack allerdings geläutert und entfaltet werden kann, weil er bereits im Keime vorliegt. Wundern wir uns nicht darüber und machen wir kein Gezeter, wenn einer die Behauptung aufstellt, die heutigen Völker besäßen bloß 10% Kern, alles übrige sei nicht veredlungsfähige Masse. Es war eigentlich immer so, auch im hochrassigen Altertum. Der Unterschied zwischen damals und heute besteht bloß darin, daß die Alten nur die 10% Freien im Auge hatten, während wir Modernen unter Volk 100% Gesamtmasse verstehen. Guter Kunstgeschmack ist demnach nur von einer Minderheit zu erwarten, und um sich durchsetzen zu können, muß die Bühne entweder auf Verdienst verzichten können und staatlich unterstützt werden, oder die Konkurrenz der Pöbelbühne ist zu sperren. Im freien Wettbewerbe mit der Masse muß alles Edle — sogar der edle Kaufmann — unterliegen.

Aus: Franz Haiser „Freimaurer und Gegenmaurer", J. F. Lehmanns Verlag, München, 1924. Geh. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—. Auf dies Buch werden wir noch öfters zurückkommen. Die Schriftl.

Der Kampf um das Drama.

Rückblick auf die Bühnenspielzeit 1923/24.

Von Siegfried Melchinger.

Der Expressionismus ist heute nur noch historisch zu betrachten. Wie ungeheuer rasch war sein Abstieg nach dem Pyrrhussieg von 1918 und 1919, wenn ihn heute schon kein Mensch mehr für aufbaufähig hält! Der erbitterte Kampf um das Drama, der noch bis 1920 und 1921 auf den Bühnen offen tobte, ist heute einer Ruhe gewichen, die schon mehr einer Grabesruhe gleicht. Wenn man den Spielplan der deutschen Theater betrachtet, so bemerkt man ein auffallend zähes Festhalten am Alten, am Expressionismus. Doch wohl weiß man, daß diese Stücke nicht mehr ziehen! Deshalb führt man wieder alte, längst begrabene Naturalistenstücke (neuerdins sogar Blumenthal und Kadelburg!) auf, und in dem krampfhaften Suchen nach einem Ersatz für den Expressionismus, über dessen Töne das Publikum heute nur noch lächelt, verfällt man sogar darauf, Stücke aus dem Mittelalter, Passionsspiele, Mysterien u. ähnl. neu aufzufrischen und dem Publikum vorzusetzen. Nur so sind die von den Bühnen heute am meisten gepflegten drei Hauptrichtungen des deutschen Dramas zu verstehen. Aus dem Suchen nach einem zugkräftigen Ersatz, nur weil man ihn bis heute noch nicht gefunden hat, suchen literarisch ernsthafter sein wollende Bühnen am Expressionismus festzuhalten. Und der späte Expressionismus beherrschte auch im letzten Bühnenspieljahr weitaus den Spielplan der deutschen Bühnen. Er ist gekennzeichnet hauptsächlich durch die Form der Historie, oder nach expressionistischen Worten „durch das Suchen, einen großen Menschen in seinem ganzen Leben und Schaffen, nur als Menschen, als bloßen Menschen zu erfassen und zu gestalten". Die Form nähert sich schon ganz deutlich naturalistischen Zügen, und so bildet er eigentlich nur eine Übergangserscheinung auf dem Wege zum „Neunaturalismus", der nur aus dem Suchen nach einem zugkräftigen Ersatz für ihn entstanden ist. Es ist das, was Hans Günther das Publikumsstück nennt, das gegenwärtig immer mehr vordringt und als zweite Hauptrichtung im Drama unsrer Zeit bezeichnet werden muß. — Dem religiösen Zug und Sehnen unserer Zeit will der meist katholischem Empfinden dienende Bühnenvolksbund (BVB) Rechnung tragen, der anfangs hauptsächlich Bearbeitungen mittelalterlicher Spiele betrieb und neuerdings aber auch bedeutende Dichter an sich und seine Ideen kettet. Diese dritte Richtung wäre wenigstens einigermaßen anzuerkennen, da sie dem Zug der Zeit wenigstens in einem Punkte entspricht, wenn sie nicht das völkische Empfinden weit unter das religiöse stellen würde (beides soll doch Hand in Hand gehen!), und wenn sie nicht glauben würde, in der Rückkehr zum Mittelalter sei unser Heil enthalten, während doch der heutige Mensch mehr als je mit seiner Zeit kämpfen muß, um — vorwärts zu kommen.

Alle diese Richtungen entsprechen einem großen, gemeinsamen Willen. Ein Kampf besteht unter ihnen nicht! Und doch geht der Kampf um das Drama heute mehr denn je durch das Volk. Er spielt sich nicht mehr an der Oberfläche ab, wie bisher; er wird nicht mehr durch Pfeifen, Zischen, faule Eier und durch das Wort „modern" entschieden: er spielt sich im Herzen jedes einzelnen Dichters, jedes wirklichen Dichters ab. Denn der Dichter schaut mehr

als ein anderer, er fühlt mehr und wird mehr ergriffen als die andern. Und welches Leid ist heute tiefer, welcher Schmerz größer als der um das Volk, um das Vaterland? Der Dichter, der mitten in seinem Volke steht (ich spreche nur vom wirklichen Dichter!), der mit ihm schafft und ist, der muß die Not des Volkes in seinem tiefsten Herzen empfinden — und muß Werke schaffen, die aus diesem Notgefühl geboren sind, die „notwendig" sind. Und daß es Dichter gibt, die solches geschaffen haben, beweist, daß noch eine andere „Richtung" im Drama besteht, die in denkbar schärfstem Gegensatz zu den vorher genannten kämpft um des Volkes Freiheit, gegen des Volkes Feinde. Sie will dem Volke Größe zeigen, daß es sich daran aufrichten kann, und ihr Wesen muß heldisch sein, denn so wie wir heute stehen, ist dieser Kampf nicht hoffnungsvoll und glückbringend. Und so nenne ich diese Richtung im Drama die heldische und ihr Werk: das heldische Drama.

Betrachten wir nun die Spielzeit 1923/1924 im Hinblick auf ihre Uraufführungen, so werden wir wenig vom heldischen Drama finden. Man weiß, wer die Bühnen beherrscht! Auch haben die Hauptvertreter dieser Richtung Hanns Johst, Hermann Burte, Eberhard König und Joachim v. d. Goltz in diesem Jahre der Bühne geschwiegen. Aber die großen Werke des vorletzten Spieljahrs 1922/1923 Königs „Dietrich", Johsts „Propheten" und „Mechsler und Händler", Burtes „Warbeck" usw. sind kaum mehr weiter aufgeführt worden, nur bei den „Propheten" weiß ich von einer außerordentlich weihevollen Aufführung in Düsseldorf. Und was an neuen Dramen, die dieser Richtung angehören oder angehören wollen, auf die Bühne gekommen ist, ist herzlich wenig; in den ganz großen Bühnen Deutschlands, Berlin, München, Leipzig, Frankfurt, Stuttgart usw. überhaupt nichts. Da ist vor allem zu nennen Karl Röttgers „Simson", der im Juni in Bonn zur Uraufführung kam, ein ausgesprochen heldisches Werk, das allerdings Burtes gleichnamiges Schauspiel in seiner Tiefe und Erhabenheit nicht erreicht. Auch Paul Ernsts „Kriemhild" (Februar 1924 in Mannheim), die zwar aus der Not des Volks heraus geboren ist, wie Ernst selbst in seinem Nachwort sagt, bleibt zu sehr im Gedanklichen stecken, um sich zum ganz Großen, zur Gestaltung heldischer Menschen aufzuschwingen. Fast dasselbe gilt von Emil Strauß' Erstlingsdrama „Vaterland" (April 1924 in Karlsruhe), das sicher ehrlich und tief gewollt, doch nicht groß und kraftvoll gestaltet ist. Hans Havemanns „Not in Calais" (November 1923 in Hildesheim) ist eine Station auf dem Weg nach oben. Dagegen hat Ernst Bacmeister in seinem „Lazarus" (Dezember 1923 in Eisenach) wohl eine reine, große Form, doch fehlt ihm das innere Gestalten, das stürmische Heldentum, wie es Johst in überschwenglichem Maße hat.

Wir kommen zum späten Expressionismus, dessen hauptsächlichste Kennzeichen oben schon genannt wurden. Ohne Zweifel der bedeutendste Dichter unter diesen Menschen ist Fritz v. Unruh, der uns eine Zeitlang eine Hoffnung war, sich aber in saft- und kraftlosem Pazifismus verlor, und schon mit seinem „Platz" und noch mehr mit dem „Rosengarten", dem Vorspiel zum „Dietrich" (November 1923 in Darmstadt) diese Hoffnung begrub. Auch Rolf Lauckner, der mit dem „Wahnschaffe" zwar ein etwas maniriertes und doch tiefes Werk geschaffen hat, hat mit seiner „Reise gegen Gott" (September 1923 in Karlsruhe), einem blassen Gedankendrama, stark enttäuscht. Und Max Mohr, der mit drei (!) Uraufführungen vertreten ist, hat mit jeder ein schwächeres Werk geliefert und in der „Karawana" (Juni 1924 in München)

ein fast allen Expressionismus aufgebendes Stilgemengsel gegeben, das eben nur Literatenwerk ist. Nichts mehr sind auch Görings „Der Zweite" (Dezember 1923 in Aachen), Robert Musils Parodie „Vinzenz" (November 1923 in Berlin), Hermann Kessers Einakter „Beate" und „Rettung" (März 1924 in Wiesbaden) und ganz besonders Arnolt Bronnens „Anarchie in Sizilien" (April 1924 in Berlin). Typische Übergangswerke (Historien nach „Florian Geyers" Muster) sind Karl Theodor Bluths „Empörung des Lucius" (Februar 1924 in Berlin [Staatstheater!]), Friedrich Wolfs „Armer Konrad" (Dezember 1923 in Stuttgart) sowie Hermann Kasacks „Vinzent" (April 1924 in Stuttgart), der in der „Umschau" von Dr. Grunsky („Deutschlands Erneuerung" vom Juni) schon besprochen wurde. Ganz deutlich ist der Übergang vom Radikalismus zur Historie bei Bertolt Brecht, der noch in seinem „Baal" dem radikalsten Expressionismus huldigte (Dezember 1923 in Leipzig) und schon in seinem „Eduards II. Leben" (März 1924 in München) sich wieder stark dem Naturalismus zuneigt. Eine Ausnahmestellung nimmt Paul Altenberg ein, der mit seinem „Quartier" (Januar 1924 in Frankfurt) und „Don Juan" (Februar 1924 in Meiningen) und schon vorher mit „Eigentum" doch nur Proben eines nicht allzu starken Talentes geben konnte.

Die neunaturalistische Richtung ist ebenfalls gekennzeichnet durch einen Zug zur Geschichte. Emil Ludwigs Bismarckdrama „Volk und Krone" (Dezember 1923 in Frankfurt a. M.) ist eine elende Herabzerrung unsres großen Helden in nichtswürdige Zusammenhänge, die nur ein schlau berechnender Publikumsschwänzler zustandebringen konnte. Nicht viel besser ist Hans Müllers „Vampyr" (September 1923 in Frankfurt) und Paul Kornfelds, des früheren Expressionisten, Komödie „Palme oder der Gekränkte" (März 1924 in Berlin). Übles Literatenwerk sind Hans Brachwitz' „Yoshiwara" (November 1923 in Wiesbaden) und Karl Kraus', des Wiener Herausgebers der „Fackel" Einakter „Traumstück" und „Traumtheater" (März 1924 in Berlin), etwas besser, doch nicht bedeutend Poritzkys „Über Nacht" (November 1923 in Dresden) und Melchior Vischers „Debureau" (Dezember 1923 in Frankfurt). Das wichtigste Werk dieser typischen Literatengattung ist Georg Kaisers „Kolportage" (März 1924 in Berlin; erschienen im Verlag „Die Schmiede", Berlin), das immerhin einiges Interesse erregte. Kaisers Bedeutung liegt in einer fabelhaften Technik, deren fabelhaftester Ausdruck „Gas II" ist; aber auch die scheint ihn hier verlassen zu haben, und man muß feststellen, daß er in seiner neuen Komödie nur Kolportage seiner selbst bietet, und daran kann auch die mit wirklichem Witz und Geschmack hervorragend hergestellte Buchausgabe nichts retten.

Die dritte Richtung ist die vom Bühnenvolksbund organisierte und propagierte. Sie ist in diesem Spieljahr mit ihren drei bedeutendsten Dichtern vertreten: Leo Weismantel, Dietzenschmidt und Otto Brües. Weismantel ist keiner, der nur aus Prinzipien schafft. In ihm steckt ein wirklicher Dichter. So ist auch er der, der am meisten über seine „Richtung" hinausgewachsen ist und sich schon in seinem bisher bedeutendsten Werk „Der Wächter unter dem Galgen" der heldischen Dichtung außerordentlich genähert hat. Der „Wächter" ist der erste Teil einer Trilogie „Das Volk ohne Fahne", deren zweiter Teil das Schicksalsspiel „Die Kommstunde" Ende März in München herauskam. Ich halte dies Werk für einen Rückschritt gegenüber dem „Wächter", weil Weismantel wieder viel zu sehr im Visionären, Mystischen befangen ist, um ein

Drama, um Menschen, Helden zu gestalten. Mit Dietzenschmidt liegt die Sache eigenartig. Ihm fehlt wohl jene tiefste innere Sprache der Religion, die Weismantel hat. Dagegen schafft er derbe, kraftvolle Gestalten. Sein „Christoferus" und seine „St. Jakobsfahrt" haben etwas Frisches, Erdenhaftes an sich. Aber was ihm vor allem fehlt, ist die „Zeitverbundenheit", und ich glaube, wie das tiefste Gefühl des Religiösen, so fehlt ihm auch die Ergriffenheit von der Not des Volkes, und er wird wohl nie ein heldisches Drama schaffen können. Seine „Regiswindis" (Legenden nennt er seine Dramen; Februar 1924 in Frankfurt) haben sogar die Freunde des Dichters enttäuscht. — Der Dritte, Otto Brües, ein Rheinländer, kam mit dem „Propheten von Lochau" im Oktober 1923 in Krefeld zur Aufführung. Der Dichter bleibt trotz der großen Schwächen seines Werks als Drama eine Hoffnung, weil er Gestalten schafft, die oft sogar Anflug heldischer Größe haben. — Was sonst vom BVB propagiert wurde, ist wenig bedeutend. Heinrich Leis' „Der ewige Weg" (November 1923 in Koblenz) krankt an allzu aufdringendem Subjektivismus (den man mit dem Expressionismus glücklich überwunden zu haben glaubte) und Wilhelm Zentners „Schild des Archilochos" (Mai 1924 in Karlsruhe) ist ein blasses Epigonenwerk, das nicht einen Funken von Drama aufweist. Das gleiche gilt von zwei Werken, die ich trotzdem nicht so ohne weiteres ablehnen möchte, weil Dichter, allerdings nur Lyriker, sie geschrieben haben: das ist das „Apostelspiel" von Max Mell (Mai 1924 in Prag) und das „Mittsommerspiel" von Franz Herwig, das bisher noch nicht aufgeführt wurde. — Wie sich aber der BVB für einen Alfons Paquet einsetzen kann, ist mir unverständlich. Dieser Literat und „Idealbolschewist" ist mit „Fahnen" (Mai 1924 in Berlin) und einem „Bismarckdrama" „Limo" (Juni 1924 in Stuttgart) vertreten.

Es ist ganz wenig, was in dieser Spielzeit an wirklich Großem geschaffen wurde. Röttgers „Simson", Paul Ernsts „Chriemhild" und Leo Weismantels „Kommstunde" sind doch nur Stationen auf dem Weg zu Großem. Um so freudiger müssen wir es deshalb begrüßen, wenn wir als Verheißung für die nächste Spielzeit die Gewißheit haben, daß Hanns Johst uns ein neues Drama „Die Versöhnung" schenken wird. Und von Joachim v. d. Goltz ist soeben im Verlage von Georg Müller ein neues Werk erschienen, ein Festspiel „Der Stein im Schwarzwald", das in wundervoll ruhiger und heldischer Größe Deutschlands Not und Sehnen gestaltet. Wo dieses Spiel in die Herzen der Menschen dringt, muß heldische Kraft entstehen und wachsen. Und Deutschland will, daß seine Dichter es trösten und erheben.

Berichtigung zum Aufsatz „Glaube als Kulturquelle" in Heft 10, Seite 612.

Leider hat sich in der ersten Zeile ein Druckfehler eingeschlichen, der sich bei dialektischen Unterschieden schwerlich überall von selbst aufklärt. Es muß Vergeben heißen statt Vergebung. Die Schriftleitung.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Oktober 1924.)

1.

Man ist an Krisen gewöhnt in dem mit dem republikanischen Parlamentarismus gesegneten Neu-Deutschland. Was wir machen, machen wir gründlich, besonders wenn es politische Torheiten sind. Seit dem Tage, an dem die Deutschnationalen endgültig eine parlamentarische Partei wurden, dem 29. August, setzte wieder einmal vor und hinter den Kulissen, offen und versteckt, das weder anmutige noch irgendwie förderliche Spiel um die Regierungsbildung ein. Es bestanden die vier Möglichkeiten: daß die Deutschnationalen glatt in den Kreis der „Regierenden" aufgenommen wurden; daß die alte Koalition mit der Spitze Marx-Stresemann fortwurstelte; daß es zu einem Kabinett Wirth-Breitscheid kam; endlich, daß nach lauter vergeblichen Versuchen der Reichstag aufgelöst wurde.

Letzten Endes ist es gleichgültig, was aus diesem Spiel wird, bzw. geworden ist. Denn bis diese Zeilen im Druck erscheinen, wird vermutlich irgend ein lendenlahmes Ergebnis, geboren aus tausend Rücksichten, nur nicht aus der auf die Zukunft des Vaterlandes, zusammenkompromisselt worden sein — selbst wenn es auch eine Reichstagsauflösung gewesen sein sollte. Höchstens wäre etwas zu hoffen, wenn die Deutschnationalen außergewöhnlich starke und dabei doch gewiegte Persönlichkeiten in ein mehr rechts gerichtetes Kabinett entsenden könnten. Aber da geht es den Deutschnationalen wie allen übrigen Parteien: sie können alle keine außergewöhnlich starken Persönlichkeiten gebrauchen oder hochkommen lassen. Das liegt im Wesen jeder Partei. Eine Partei ist ein vom biologischen Standpunkt aus minderwertige Form. Sie liebt und fördert den Durchschnitt. Oder ist nur unser Parteiwesen so entartet? Die sogen. Führer haben jedenfalls kein Interesse daran, Begabungen und Charaktere in den Vordergrund zu stellen, die ihnen selbst unbequem oder gar ihrer Führerschaft gefährlich werden könnten. Die Masse der Geführten läßt es sich in normalen Zeiten gar zu gern gefallen, daß wenige oder einer allein die Geschäfte besorgen; die Kehrseite ist aber die, daß die Masse der Geführten sich plötzlich eifersüchtig auf ihre Macht besinnt, wenn in außergewöhnlichen Zeiten einmal nicht alles klappt. Dann erscheint es ihr über Nacht unglaublich, wenn sie nicht zu allen wichtigen Entscheidungen herangezogen und mitbefragt wird. Und nur einem so hervorragenden Regisseur wie z. B. Hergt gelingt es dann, die aufgestörten Geister, und sei ihre Kritik sachlich noch so berechtigt, zu beschwichtigen. Schade nur, daß Hergt seine Regiekunst, die sich im Innern der Partei allen Lagen gewachsen zeigte, nicht auch Stresemann und Marx gegenüber mit gleichem Erfolg betätigte! Und was sich z. B. vor der Entscheidung über das Dawes-Gutachten über die Köpfe der Wählerschaft hinweg abgespielt haben mag, bedeckt man wohl auch lieber mit dem Schleier der Vergessenheit.

Doch, wie gesagt: letzten Endes sind diese Kämpfe, die sich nun seit geraumer Zeit mit edler Regelmäßigkeit wiederholen, gleichgültig. Mehr noch: sie sind gefährlich! Denn sie täuschen dem Volk etwas vor. Das Volk glaubt dabei, daß sich das Spiel des Kuhhandels noch um Macht dreht. Diese Macht

Drama, um Menschen, Helden zu gestalten. Mit Dietzenschmidt liegt die Sache eigenartig. Ihm fehlt wohl jene tiefste innere Sprache der Religion, die Weismantel hat. Dagegen schafft er derbe, kraftvolle Gestalten. Sein „Christoferus" und seine „St. Jakobsfahrt" haben etwas Frisches, Erdenhaftes an sich. Aber was ihm vor allem fehlt, ist die „Zeitverbundenheit", und ich glaube, wie das tiefste Gefühl des Religiösen, so fehlt ihm auch die Ergriffenheit von der Not des Volkes, und er wird wohl nie ein heldisches Drama schaffen können. Seine „Regiswindis" (Legenden nennt er seine Dramen; Februar 1924 in Frankfurt) haben sogar die Freunde des Dichters enttäuscht. — Der Dritte, Otto Brües, ein Rheinländer, kam mit dem „Propheten von Lochau" im Oktober 1923 in Krefeld zur Aufführung. Der Dichter bleibt trotz der großen Schwächen seines Werks als Drama eine Hoffnung, weil er Gestalten schafft, die oft sogar Anflug heldischer Größe haben. — Was sonst vom BVB propagiert wurde, ist wenig bedeutend. Heinrich Leis' „Der ewige Weg" (November 1923 in Koblenz) krankt an allzu aufdringendem Subjektivismus (den man mit dem Expressionismus glücklich überwunden zu haben glaubte) und Wilhelm Zentners „Schild des Archilochos" (Mai 1924 in Karlsruhe) ist ein blasses Epigonenwerk, das nicht einen Funken von Drama aufweist. Das gleiche gilt von zwei Werken, die ich trotzdem nicht so ohne weiteres ablehnen möchte, weil Dichter, allerdings nur Lyriker, sie geschrieben haben: das ist das „Apostelspiel" von Max Mell (Mai 1924 in Prag) und das „Mittsommerspiel" von Franz Herwig, das bisher noch nicht aufgeführt wurde. — Wie sich aber der BVB für einen Alfons Paquet einsetzen kann, ist mir unverständlich. Dieser Literat und „Idealbolschewist" ist mit „Fahnen" (Mai 1924 in Berlin) und einem „Bismarckdrama" „Limo" (Juni 1924 in Stuttgart) vertreten.

Es ist ganz wenig, was in dieser Spielzeit an wirklich Großem geschaffen wurde. Röttgers „Simson", Paul Ernsts „Chriemhild" und Leo Weismantels „Kommstunde" sind doch nur Stationen auf dem Weg zu Großem. Um so freudiger müssen wir es deshalb begrüßen, wenn wir als Verheißung für die nächste Spielzeit die Gewißheit haben, daß Hanns Johst uns ein neues Drama „Die Versöhnung" schenken wird. Und von Joachim v. d. Goltz ist soeben im Verlage von Georg Müller ein neues Werk erschienen, ein Festspiel „Der Stein im Schwarzwald", das in wundervoll ruhiger und heldischer Größe Deutschlands Not und Sehnen gestaltet. Wo dieses Spiel in die Herzen der Menschen dringt, muß heldische Kraft entstehen und wachsen. Und Deutschland will, daß seine Dichter es trösten und erheben.

Berichtigung zum Aufsatz „Glaube als Kulturquelle" in Heft 10, Seite 612.

Leider hat sich in der ersten Zeile ein Druckfehler eingeschlichen, der sich bei dialektischen Unterschieden schwerlich überall von selbst aufklärt. Es muß Vergeben heißen statt Vergebung. Die Schriftleitung.

Bild der Lage.

Von Dr. Erich Kühn, München.

(Abgeschlossen am 15. Oktober 1924.)

1.

Man ist an Krisen gewöhnt in dem mit dem republikanischen Parlamentarismus gesegneten Neu-Deutschland. Was wir machen, machen wir gründlich, besonders wenn es politische Torheiten sind. Seit dem Tage, an dem die Deutschnationalen endgültig eine parlamentarische Partei wurden, dem 29. August, setzte wieder einmal vor und hinter den Kulissen, offen und versteckt, das weder anmutige noch irgendwie förderliche Spiel um die Regierungsbildung ein. Es bestanden die vier Möglichkeiten: daß die Deutschnationalen glatt in den Kreis der „Regierenden" aufgenommen wurden; daß die alte Koalition mit der Spitze Marx-Stresemann fortwurstelte; daß es zu einem Kabinett Wirth-Breitscheid kam; endlich, daß nach lauter vergeblichen Versuchen der Reichstag aufgelöst wurde.

Letzten Endes ist es gleichgültig, was aus diesem Spiel wird, bzw. geworden ist. Denn bis diese Zeilen im Druck erscheinen, wird vermutlich irgend ein lendenlahmes Ergebnis, geboren aus tausend Rücksichten, nur nicht aus der auf die Zukunft des Vaterlandes, zusammenkompromisselt worden sein — selbst wenn es auch eine Reichstagsauflösung gewesen sein sollte. Höchstens wäre etwas zu hoffen, wenn die Deutschnationalen außergewöhnlich starke und dabei doch gewiegte Persönlichkeiten in ein mehr rechts gerichtetes Kabinett entsenden könnten. Aber da geht es den Deutschnationalen wie allen übrigen Parteien: sie können alle keine außergewöhnlich starken Persönlichkeiten gebrauchen oder hochkommen lassen. Das liegt im Wesen jeder Partei. Eine Partei ist ein vom biologischen Standpunkt aus minderwertige Form. Sie liebt und fördert den Durchschnitt. Oder ist nur unser Parteiwesen so entartet? Die sogen. Führer haben jedenfalls kein Interesse daran, Begabungen und Charaktere in den Vordergrund zu stellen, die ihnen selbst unbequem oder gar ihrer Führerschaft gefährlich werden könnten. Die Masse der Geführten läßt es sich in normalen Zeiten gar zu gern gefallen, daß wenige oder einer allein die Geschäfte besorgen; die Kehrseite ist aber die, daß die Masse der Geführten sich plötzlich eifersüchtig auf ihre Macht besinnt, wenn in außergewöhnlichen Zeiten einmal nicht alles klappt. Dann erscheint es ihr über Nacht unglaublich, wenn sie nicht zu allen wichtigen Entscheidungen herangezogen und mitbefragt wird. Und nur einem so hervorragenden Regisseur wie z. B. Hergt gelingt es dann, die aufgestörten Geister, und sei ihre Kritik sachlich noch so berechtigt, zu beschwichtigen. Schade nur, daß Hergt seine Regiekunst, die sich im Innern der Partei allen Lagen gewachsen zeigte, nicht auch Stresemann und Marx gegenüber mit gleichem Erfolg betätigte! Und was sich z. B. vor der Entscheidung über das Dawes-Gutachten über die Köpfe der Wählerschaft hinweg abgespielt haben mag, bedeckt man wohl auch lieber mit dem Schleier der Vergessenheit.

Doch, wie gesagt: letzten Endes sind diese Kämpfe, die sich nun seit geraumer Zeit mit edler Regelmäßigkeit wiederholen, gleichgültig. Mehr noch: sie sind gefährlich! Denn sie täuschen dem Volk etwas vor. Das Volk glaubt dabei, daß sich das Spiel des Kuhhandels noch um Macht dreht. Diese Macht

ist aber in Deutschland nicht mehr vorhanden. Dies laute und aufdringliche Spiel von ehrgeizigen Menschen, die von „Opfer" sprechen, wenn sie endlich einen Ministersessel ergattert haben, lenkt von der harten Tatsache ab, daß auf den Ministersesseln nicht mehr Männer sitzen, die die deutschen Geschicke nach deutschen Gesichtspunkten zu lenken vermögen, sondern daß es im Grunde nur noch Puppen des Auslandes sind und nichts mehr anderes sein können. Denn durch Versailles, London, Gutachten sind alle Reste unserer ehemaligen Souveränität vernichtet. Wir bekommen Gesetze von unseren Ministern vorgelegt, deren Urheber eigentlich im feindlichen Ausland sitzen, und unsere Abgeordneten müssen über Maßnahmen beschließen, die in erster Linie dem feindlichen Ausland zu statten kommen! Und das Schlimmste ist: es finden sich sowohl Minister wie Abgeordnete, die sich längst an diesen Zustand gewöhnt haben. Die wenigen, die es im Volke wissen und sich dagegen empören, bleiben einflußlos und einsam; die anderen, die es nicht wissen, werden in dem Wahn gelassen, es ändere sich wesentlich etwas, wenn sich die Namen der Minister ändern. Auch eine Neuwahl würde diese Verhältnisse nur von Grund auf ändern, — angenommen, sie fiele wirklich zugunsten der nationalen Bewegung aus —, wenn sich die Grundgesinnung des Volkes wieder ändern würde.

2.

Denn auch darin muß man den Tatsachen fest ins Auge sehen: unser Volk ist noch nicht wieder reif zum Freiheitskampf, da es weder kämpfen noch hungern mag um eine Idee. Die neuen Methoden der Eroberung, die z. B. die Vereinigten Staaten in den Ländern Mittelamerikas erprobt und verfeinert haben, gewähren den besiegten Völkern gerade so viel, daß sie nicht verzweifeln und aus Verzweiflung irgend eine überraschende Tat wagen, unbesorgt um den Ausgang; nur, um das Unerträgliche zu ändern. Im Gegenteil: die Eroberer füttern weite, maßgebende Schichten der Besiegten so reichlich, daß ihnen ihr Zustand zur angenehmen Gewohnheit wird. Und dieser Lähmungs- und Betäubungszustand greift dann gar zu leicht auf das ganze übrige Volk über. In dieser Gefahr befinden wir uns augenblicklich: das Dawes-Gutachten ist vom deutschen Reichstag angenommen worden, die fremden Banken beginnen die heißersehnten Kredite zu bewilligen, und unser Volk, dem seit längerer Zeit planmäßig der Irrglaube eingehämmert ist, die Wirtschaft sei das Schicksal, denkt, das müsse alles so sein, wenn man ihm seine Flotte, sein Heer, seine Kolonien, die Hoheit über seine Flüsse, die Verfügung über seine Eisenbahnen, über seine ganze Volkswirtschaft und weiß der Himmel, was noch alles, nimmt! Das deutsche Volk merkt meistens nicht oder immer erst viel zu spät, was man ihm antut. Bei so abgefeimten, auf die sorgfältig groß gezogenen materiellen Instinkte abgestellten Methoden merkt es schon ganz gewiß nicht, wie seine eigene Regierung, sein eigener Reichstag mit dazu helfen, die Sklavenketten immer fester zu schmieden.

In den englischen und holländischen Kolonien werden ebenfalls keine anderen Methoden angewandt. Nur ein Unterschied pflegt dabei zu sein: die eigenen Stammes- und Landesfürsten beläßt man den Eingeborenen. Zum Schein regieren sie weiter, nachdem sie irgendwie gezähmt an eine goldene Kette gelegt sind. Unsere Fürsten hat man durch einen von Juden geführten Pöbel wegjagen lassen. Man wußte ganz genau, was man damit tat, und was man

wollte, als man uns die von Herrn Preuß wohl längst im Stillen fertig gestellte und dem Ausland so genehme Weimarer Verfassung aufsuggerieren ließ: die ehrliebenden Schichten des deutschen Volkes, die sich die heutige Schmach nur mit Zähneknirschen und in der unausrottbaren Hoffnung auf Vergeltung gefallen lassen, schaltete man damit aus. Und nun füttert man die Ruheseligen, bis sie noch ruheseliger und — feiger geworden sind!

3.

Gewiß — wir sind vorwärts gekommen seit der Revolution. Die Zusammenhänge zwischen Weltkrieg, Umsturz, Versailles und den Absichten der jüdischen Weltfinanz sind doch schon einem großen Teile der Bevölkerung klar geworden. Wir haben eine Unzahl vaterländischer Verbände. Der Wehrgedanke ist nicht, wie die Feinde es hofften und wollten, bei uns endgültig eingeschlafen, sondern im Gegenteil: er ist wacher denn je. Wir haben die nationalsozialistische Bewegung. Wir haben das völkische Parteigetriebe. Wir haben dazu dies und jenes. Aber trotzdem fehlt es an einer richtigen Zusammenfassung aller vaterländisch-völkischen Bewegung, an einem Mittelpunkte dafür, und an einer Autorität, der sich willig jeder beugt. Es fehlt uns an politischer Schulung. Es fehlt uns an Geduld. Es fehlt uns an Zurückhaltung. Wir haben Putsche gehabt. Sie sind mißglückt, ohne daß wir besonders viel aus dieser Tatsache gelernt hätten. Die Disziplin ist nicht besser geworden. Verschwiegenheit ist noch immer eine seltene Tugend in Deutschland. Das gegenseitige Anketzern und Verlästern, Verhetzen und Verleumden hat kaum bemerkenswert abgenommen. In der politischen Psychologie hat man nicht viel Fortschritte gemacht. Nach wie wie vor sitzen, ohne daß man sie rechtzeitig erkennt und durchschaut, in den Organisationen und Parteien des national-völkischen Flügels die Abkommandierten, die Spitzel, die sich in die geheimsten Dinge mischen und nach dem Wunsche des Gegners alles sabotieren. — Die Ausbildung des Nachwuchses wird noch viel zu sehr vernachlässigt. Vor allem aber: die jüdische Presse blüht ungestört in alter Macht weiter und leitet an geistigen Zwirnsfäden, mit immer neuen Begriffsfälschungen die Massen nach wie vor dahin, wohin die Feinde sie haben wollen. Theater, Kunst, Literatur sind trotz aller Aufklärungsarbeit überwiegend Domäne des Judentums geblieben. Jüdische Konfektion bestimmt die Geschmackrichtung, den Lebensstil. Die Bestrebungen auf Vermännlichung der Frau, Verweiblichung des Mannes nehmen offenkundig mit Erfolg ihren Fortgang, und ein Volk mit effeminierten Männern, emanzipierten Frauen ist leichter geistig zu beeinflussen und zu leiten, als ein solches mit gesunden Instinkten. — Kurz und gut, der Feind fühlt sich durchaus nicht erschüttert oder gar schon in die Verteidigung gedrängt. Im Gegenteil; er ersinnt immer neue Formen des Angriffs, die meistens in aller Feinheit durchdacht und auf unsere Eigenschaften zugespitzt sind.

Demgegenüber sind sich die Methoden der national-völkischen Bewegung seit ihrem Anbeginn merkwürdig gleich geblieben. Noch immer kommt es vor, daß jeder blindlings aufgenommen wird, der tüchtig „Heil" ruft und — sagen wir einmal — nachweislich ein Bild eines Führers über dem Bett hängen hat. Derlei Bekundungen gelten allein als genügende Legitimation und als Zeichen völkischer Treue. Noch immer glauben wir, daß mit Riesenversammlungen, auf denen man seine Absichten und Pläne in alle Welt hinausschreit, mit Paraden, deutschen Tagen, deutschen Wochen, Denkmalsweihen und ähn-

lichem, die Arbeit eigentlich getan wäre. Erst die wenigsten haben begriffen, daß derartige Mittel zwar ab und zu nicht zu umgehn, daß sie aber an und für sich gar keine Gewähr für ein wirkliches Festwurzeln der völkischen Bewegung sind. Es sind im Grunde die alten wilhelminischen Methoden, von wilhelminischen Menschen auf die neuere Zeit übertragen, und während man früher Hurra-Patrioten züchtete, züchtet man jetzt Hurra-Völkische. Das wird manchem nicht lieblich in die Ohren klingen, aber die Erfahrung lehrt, daß auch der Empfindlichste, der anfangs gegen jede Kritik protestiert, etwa nach einem halben Jahr das Gleiche spricht und tut, was mit aller Sachlichkeit einmal gesagt worden ist. —

Nein! Wir müssen uns von dem verhängnisvollen Wahn frei machen, daß etwa von heute ab in drei Wochen ganz Deutschland auf den Kopf gestellt und der Befreiungskampf in vollem Gange wäre. Die Gelegenheiten zu gewaltsamen Änderungen sind verspielt und verpaßt, durch Unerfahrenheit, durch Ungeduld, durch Disziplinmangel, ja auch durch Größenwahn; alles bei bester Absicht, bei besten Beweggründen. Mit den alten Methoden kommen wir nicht weiter, da der nachrevolutionäre Staat, durch den sie bedingt waren, sich inzwischen geändert und wesentlich befestigt hat. Wir müssen zwar jeden Augenblick auf den Kampf gefaßt sein, denn man weiß nie, welche außen- oder innenpolitische Lage sich plötzlich ergeben kann. Im übrigen aber müssen wir uns auf eine Arbeit für Geschlechterfolgen einrichten; wir müssen den neuen Deutschen mit einer neuen Lebensgesinnung und einem neuen Lebensstil heranbilden, in allen Ständen, in allen Schichten. Die innerste Wurzel und Triebkraft dieses neuen Deutschen wird die tiefe religiöse Überzeugung sein, daß der selbstlose Kämpfer für eine heilige Idee letzten Endes trotz aller Anfechtungen, Anfeindungen und Niederlagen doch immer unter höherem Schutze steht und letzten Endes siegreich bleibt. Dieser Kämpfer wird nicht lau und gleichgültig werden bei dem Gedanken, daß er vielleicht *noch* nicht berufen ist, den Tag der Freiheit heraufzuführen, sondern gerade deswegen wird er um so verantwortungsbewußter ein strenges, hartes Leben wirklich altpreußischer — *nicht* wilhelminischer — Pflichterfüllung führen, den neuen Lebensstil in Einfachheit und strenger Zucht den heranwachsenden Geschlechtern vorleben. Er wird seine vaterländischen Pflichten nicht in Paraden oder im Absingen schöner Lieder erschöpft fühlen, sondern seine völkische Gesinnung zu allererst im alltäglichen, nüchternen Leben bei jeder Gelegenheit erweisen. Er wird dem Deutschen wieder Mut machen, anständig zu sein, ohne dabei weltfremd zu sein. Er wird sich mit den rassisch Besten aus allen Schichten zu der neuen Aristokratie zusammentun, auf deren Schultern dann der wahre Befreier die letzten entscheidenden Taten tun wird.

Nachtrag. Während dies Heft sich im Druck befindet, kommt die Nachricht von der Reichstagsauflösung. Die Opfer vom 29. August sind zwar umsonst gebracht, aber das Odium der Krise fällt auf die Linke und den linken Flügel des Zentrums. Im Hintergrunde zeichnet sich die verhängnisvolle Einstellung Eberts ab. Für den Wahlkampf wird sich daher eine *Rechtsfront* bilden müssen, bei der die schärfste Opposition gegen den Novemberstaat mit seinen vernichtenden außen- und innenpolitischen Begleiterscheinungen endlich die Führung übernimmt.

Bücherschau.

Reinhold Seeberg: Zum Verständnis der gegenwärtigen Krisis in der europäischen Geisteskultur. Erlangen-Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl. 1923.

Nach dem Zusammenbruche unseres Volkes ist es selbstverständlich, daß alle Kreise unseres Volkes es sich angelegen sein lassen, sich von dem Wert und der Bedeutung der Überbleibsel zu überzeugen. Es wird wohl schwerlich jemand bestreiten wollen, daß das nationale Deutschland diese Sache mit Pietät aber doch mit angemessener Kritik behandelt sehen will, um das, was uns ehrwürdig ist, für Welt und Nachwelt zu retten. Kann von einer Wiederherstellung des alten Deutschland im richtigen Verstande dieses Wortes, von einer Erneuerung Deutschlands im Bismarckschen Sinne die Rede sein? Diese Frage ist der Kernpunkt dieser neuesten Schrift Reinhold Seebergs. Bei der Beantwortung, die äußerst gewissenhaft und klar gegeben ist, handelt es sich um eine geistige Bilanz über die geistigen Strömungen im Zeitalter Wilhelms II., über die weltgeschichtliche Krisis der Gegenwart und das Christentum, über Antisemitismus, Judentum und Kirche. Wird das Deutschland der Zukunft Anspruch auf geschichtliche Urkundigkeit, auf die Achtung der Welt als ein wirklich geschichtliches Werk erheben können? Für das Deutschland der Gegenwart verneint Seeberg diese Frage. Das Deutschland des Materialismus und der Demokratie ist gerichtet, seine Macht ist für alle Zeit geknickt. Dem Deutschland der Zukunft stellt Seeberg kein allzu günstiges Prognostikum. Zu tief, fürchtet er, hat sich der Materialismus eingefressen, zu tief sitzt der Egoismus der Massen, als daß der blaue Himmel je sich wieder völlig klären wird über Deutschland. „Wir werden in unserer Geschichte Männer wie Karl d. Gr. oder Barbarossa, wie Friedrich d. Gr. oder Bismarck, wie Luther oder Goethe, wie Kant oder Hegel kaum mehr zu sehen bekommen. Und wenn sie kämen, wo ist der frische und helle Volksgeist, der sie zu tragen und ihnen zu folgen vermöchte?“ (S. 81). Hinsichtlich seiner Gestaltung und seines Aufbaues denkt sich Seeberg das künftige Deutschland als einen sehr eingeschränkten und unentwickelten Notbau, dem jeder künstlerische oder gar heroische Zug fehlt. Deutschland ist ein verkalkter Greis, in dem alle Krankheiten des Alters Einzug gehalten haben. „Für das tapfere Heldentum unserer Vorfahren haben wir kleinliche Streitsucht, Parteidemagogie und Habgier eingetauscht.“ „Für den schlichten Glauben erhielten wir ein kurzsichtig blinzelndes Besserwissen, für das große Staunen wurde uns kleinliche Schlauheit.“ Die treffliche und zuverlässige Arbeit Seebergs führt uns in Höhen und Tiefen. Alles ist mit ungemeiner Sorgsamkeit, seltener Sachkenntnis und großherzigstem Verständnis bearbeitet. Der Verfasser gibt uns eine genaue Schilderung, eine dankenswerte Übersicht über alle geistigen Strömungen, die uns zum Abgrund geführt haben. Von allen Unklarheiten und Unzulänglichkeiten, von allen Fiktionen und Kulissen fällt in dem Augenblick, wo die Täuschung weicht, unbarmherzig der Vorhang, der uns dem nackten Grausen und teuflischen Grinsen der Gegenwart überliefert. Im dritten Abschnitt, der die wissenschaftliche Kritik des Antisemitismus betrifft, fehlt ein sehr bedeutsamer Zug. Ist die Graf Wellhausensche Anschauung über Entstehung der geschichtlichen und hierarchischen Autorität des jüdischen Legalismus richtig, dann ist das nachexilische Judentum und sein bis auf den heutigen Tag gültiger Charakter entlarvt als eine der größten und verhängnisvollsten Weltlügen, die auf Jahrhunderte hinaus das religiöse und wissenschaftliche Denken der Welt vergiftet und irregeführt hat. Dieser Charakterzug ist in Seebergs Darstellung zu kurz gekommen. Nationales und Religiöses und Betrügerisches haben sich in diesem Volke zu einer Macht der Dekomposition so satanisch gemischt, daß alle Zeiten gegen diese Weltanschauung ein Grauen empfanden. Seebergs Buch liest sich herb, hart und doch so groß, daß jede harmonische Phrase dagegen als leeres Geschwätz erscheint.

Heinrich Reuß.

Dr. Walter Scheidt: Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde. 210 Seiten nebst Beilagen. J. F. Lehmanns Verlag, München 1923. Geh. Mk. 5.—, gebd. Mk. 7.—.

Das Buch, das sich an die Gebildeten im allgemeinen wendet, hat in erster Linie die Aufgabe, deren Anteil an einem besonderen Gebiete naturwissenschaftlicher Forschung zu wecken und sie zur Mitarbeit oder vielmehr Vorarbeit anzuregen. Denn es handelt sich darum, das nötige Material zu gewinnen, das die Wissenschaft gerade auf diesem Gebiete sich nicht durch den unmittelbaren Einblick oder gar den Versuch gewinnen kann. Sicher wür-

den nur wenige dafür besonders veranlagte Personen aus Liebhaberei der Wissenschaft sich dienstbar machen, wenn nicht die Einsicht in den Wert der Familien-Anthropologie für das eigene Leben hinzukäme. Auf diesen Wert weist deshalb auch der Verfasser hin, indem er von den familienkundlichen Untersuchungen auch für den Menschen die sichere Unterscheidung von Erbbild und Erscheinungsbild erwartet, die dem Einzelnen die Kenntnis seiner „Erbanlagen" oder derjenigen ihm Nahestehender vermittelt. Nicht nur für die Behandlung von Krankheiten oder für die Erziehung oder die Berufswahl ist die Kenntnis der ererbten Veranlagung von Bedeutung, sondern vor allem auch für die vom Verfasser nicht besonders erwähnte Gattenwahl. Indem die Familienkunde dabei zu Rate gezogen wird, erwächst aus dieser die Stammespflege, die wir auch als biologische Familienpolitik bezeichnen könnten und die sich zu einer entsprechenden Politik für das Gesamtvolk zu erweitern hat. Diese Bedeutung der familienkundlichen Forschung tritt bei Scheidt nicht klar genug hervor infolge der Anwendung des irreführenden Wortes „Rassenhygiene" statt der eben benutzten Verdeutschung für eine Bestrebung, die es weder mit „Rasse" noch mit „Hygiene" zu tun hat. Statt dem Worte „Rasse" hier eine andere Bedeutung zu geben, nämlich der der „Summe der Erbanlagen", die den verschiedensten Rassen entstammen, vom Einzelnen aber durch seine Abstammung erworben sind, sollte man eben diese zum Ausdruck bringen. Das Wort „Hygiene" aber sollte man hier vermeiden, weil es sich nicht darum handelt, „die Krankheit verhütenden Bestrebungen auf die Erbanlagen zu richten", sondern auf die richtige Auswahl und gedeihliche Ausbildung dieser Anlagen Bedacht zu nehmen. Irreführend ist auch die Ausdrucksweise, wenn es heißt, daß die Rassenmerkmale durch Auslese entstanden sind" und hinzugefügt wird, daß „die Eigenschaftsunterschiede, welche der Auslese zum Angriffspunkt dienen, Erbänderungen sind". Es hätte heißen müssen: „Die Rassenmerkmale sind durch Erbänderung entstanden und die Auslese entscheidet darüber, welche von diesen erhalten bleiben oder nicht." Über die Auffassung der menschlichen (Grund-)Rassen nicht als Arten sondern als bloße Varietäten, bin ich anderer Ansicht, da ich die „Unfruchtbarkeit der Artbastarde" nicht als Kennzeichen der Art anerkennen kann. — Auf Klärung unklar gefaßter Begriffe ist Scheidt sonst selber bedacht, z. B. wenn er das Wort „Ahnenverlust" treffend durch „Erbhäufung" ersetzt.

Auf den Begriff der Rasse habe ich deshalb besonders hingewiesen, weil mit dem Wort „Rasse" viel Mißbrauch getrieben wird von Unberufenen, denen die trefflichen sachlichen Ausführungen Scheidts über diesen Gegenstand zur Beachtung dringend empfohlen werden können.

Über die Verwandtschaftsverhältnisse im Sinne der Vererbungswissenschaft bietet der erste, allgemeine Teil seines Buches denen, die sich, um mitarbeiten zu können, belehren lassen wollen, die nötigen Vorkenntnisse, der zweite, besondere Teil gibt ihnen durch die Erörterung der Arbeitsweise eine vorzügliche Anleitung zu dieser Mitarbeit.

Familienkundliche Forschungen bilden eine wichtige Ergänzung der für biologische Politik wichtigen Gesellschafts-Anthropologie: „Was die Berufs- und Gesellschafts-Anthropologie als Wirkung besonderer äußerer Einflüsse wahrscheinlich macht, dient der Familien-Anthropologie dazu, eine reinliche Scheidung von Erbbild und Erscheinungsbild durchzuführen, und die gesicherten Erkenntnisse über die Macht und Tragweite der Vererbung, welche die Familien-Anthropologie gewinnen kann, geben der Berufs- und Gesellschafts-Anthropologie wiederum Mittel an die Hand, die nichterblichen Umwelteinflüsse deutlich abzugrenzen und die Wirkung der Auslese zu verfolgen."

H. G. Holle.

Prof. Dr. Fritz Stier-Somlo: Politik. 5. Aufl. 8°. 182 S. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1921.

Der Verfasser ist überzeugter Republikaner und Demokrat und macht daraus kein Hehl. Er bringt das aber in Formen zum Ausdruck, die nicht verletzend wirken und ist stets bemüht, die wissenschaftliche Objektivität zu wahren. Sein Buch kann deshalb allen empfohlen werden, die sich bereits eine eigene Überzeugung von Staat und Gesellschaft gebildet haben und imstande sind, eine der ihren entgegengesetzte Meinung kritisch zu werten. Solchen Lesern wird das Büchlein, das mit völliger Beherrschung des Gegenstandes, großem Fleiß und erschöpfender Benutzung des Schrifttums abgefaßt ist, zweifellos eine Bereicherung ihrer Kenntnisse bringen. Als erste Einführung in die Wissenschaft der Politik kann es dagegen angesichts des Standpunkts des Verfassers den Freunden unserer Zeitschrift nicht empfohlen werden.

Frhr. v. F.-L.

Hermann Krieger: Not-Wende. Vom Aufstieg des germanischen Abendlandes. Verlag Georg Westermann, Braunschweig. Hamburg. 297 S.

Ein Buch der Erinnerung und der Hoffnung, das Hohelied des Germanentums. Wer irgend sich germanischer Rasse zugehörig fühlt oder wenigstens von ihrer Bedeutung für die Menschheit überzeugt ist, findet in diesem Buche Trost in der heutigen Zeit, die für das Germanentum die Götterdämmerung zu bringen scheint, und Stärkung des Mutes, der zur Abwendung dieses Schicksals not-wendig ist.

Das ganze Buch liest sich wie ein Gedicht, dessen Sprache sich harmonisch den einzelnen Leitgedanken anpaßt. Es sind wesentlich neue Gedanken, die es bringt, die auch der wissenschaftlichen Prüfung standhalten, soweit menschliche Forschung der Wahrheit näher zu kommen vermag. Die Geschichte des Germanentums wird auf fünftausend Jahre vor unserer Gegenwart zurückgeführt und die von der Wissenschaft aufgegebene Bezeichnung „indogermanisch" bekommt durch den Verf. in anderer Weise als früher wieder Sinn. Das Germanentum wird damit als das älteste Kulturvolk nachgewiesen. Die erhaltenen Spuren germanischen Geistes rücken schon eng an die Knochenfunde, die zuerst in Cro-Magnon von einer vorgeschichtlichen Menschenform edelster Art Kunde gaben. Krieger ironisiert die Naturforscher, die den Neandertaler oder andere niedere Menschenformen als die Vorfahren des Edelmenschen, oder wie K. sagt, des Vollreifen, ansehen. — Von solchen Anschauungen ist die heutige Naturwissenschaft aber schon abgekommen, nicht nur bezüglich des Menschen, sondern überhaupt bei den vorweltlichen Lebensformen. Die neuen folgen zu plötzlich auf die ausgestorbenen oder neben jenen weiter bestehenden früheren Formen, als daß sie deren Abkömmlinge sein könnten. Wir reden nicht mehr von Vorfahren, sondern von Vorgängern und lassen die Frage der Entstehung noch offen. Die deutsche Sprache bewährt auch hier ihre anschauliche Ursprünglichkeit: Der „Nachfolger" (z. B. im Amte) betritt die Wege seines „Vorgängers" und muß dazu eine gewisse Gleichartigkeit besitzen, ohne notwendig wesensverwandt zu sein. Der „Nachfahr" tritt nicht als Einzelwesen auf, sondern in dem ererbten Fahrzeug der Blutgemeinschaft mit anderen Abkömmlingen seiner „Vorfahren". Jene Vorgänger des Menschen sind Seitenverwandte, die, wie Krieger es ausdrückt, „notreif" wurden, d. h. auf einer niederen Entwicklungshöhe stehen blieben.

Als den eigentlichen Feind des Germanentums hat Krieger den Kapitalismus erkannt, der von diesen Notreifen schon in ältester Vorzeit in ursprünglichen Formen aufgebracht war und zur Entartung der Germanen führte, weiterhin unterstützt von dem „Semichristentum". Der Religion der Gnade und der Furcht vor dem Tode stellt K. die Religion der Selbstverantwortung gegenüber, die der germanischen Seele entspringt. Sie weiß um die „Wiederverkörperung" und kennt keine Todesfurcht; sie weiß: „Meine zukünftige Welt ist meine folgende Generation." — Wenn ich die Anschauung Kriegers aus der künstlerischen Einkleidung, in die sie hineingeheimnist ist, richtig herauslöse, hält er dabei an der seelischen Individualität und Dauer des Ich fest. Im übrigen würde sie meiner wiederholt dargelegten Auffassung von „Seele" entsprechen, für deren Ausdruck mir nur die nüchterne Sprache des „biologischen Denkens" zur Verfügung steht. Wenn er sich ganz meiner Auffassung („Allgemeine Biologie", Abschn. 3) anschließen könnte, würde er seine Anschauung der „Satan-Natur" berichtigen und die geforderte „soziale Religion" mit dem gepredigten Haß in Einklang bringen können. Denn der „Kampf ums Dasein" (A. B., Abschn. 10) ist beim Menschen von den Einzelwesen um so mehr auf die Völker übergegangen, je sicherer er innerhalb dieser aufgehoben wird durch das entgegengesetzte Prinzip der gegenseitigen Hilfe, das schon im Naturleben das „biologische Gleichgewicht" herstellt. H. G. Holle.

Kurt Gerstenberg: Die Neuzeit von 1648 bis zur Gegenwart. Arnold Reimann, Geschichtswerk für höhere Schulen, II. Teil, Grundbuch, Heft 3, Verlag K. Oldenbourg, München und Berlin.

Während Dietrichs Schäfers Mittelalter als Ergänzungsband bezeichnet wird, bietet sich „Die Neuzeit von 1648 bis zur Gegenwart" von Kurt Gerstenberg als Grundbuch dar. Auch hier ist dankbar anzuerkennen, daß der große Stoff streng gegliedert und auf das wesentliche beschränkt getragen von warmherziger nationaler Gesinnung dargestellt wird. Es ist erstaunlich, was alles auf diesen 100 Druckseiten zu finden ist.

Theodor Birt: Charakterbilder Spätroms. Quelle & Meyer, Leipzig. 3. Aufl. 1923.

Theodor Birt, der geistvolle Schilderer der Antike konnte im vergangenen Jahr

seinen 70. Geburtstag feiern. Heuer ist eines seiner besten Werke „Charakterbilder der Spätroms“ in 3. Auflage erschienen. Fesselnd und mit gründlicher Kenntnis greift es einige Hauptabschnitte und -gestalten aus der römischen Geschichte heraus und führt sie uns lebensvoll vor Augen. Vor allem ist bemerkenswert zu lesen, wie die orientalischen Einflüsse in das späte Rom eindrangen und dort allmählich die Oberhand gewannen. Jüdinnen wurden sogar Kaiserinnen wie Julia Domna und Mammäa; andere gewannen bestimmenden Einfluß auf die Reichsleitung. Caracalla, der bekannte Wüstling wird als Juden-Mischling gekennzeichnet, das Aufkommen des Eunuchentums, die Zersetzung des altrömischen Geistes, alles das wird eindrucksvoll und spannend wiedergegeben. Vorzüglich ist ferner die Darstellung der Anfänge des Christentums. Innere Anteilnahme des Verfassers ist endlich zu verspüren in den Kapiteln über die Germanenkönige. Was an Birt's Einstellung zu rügen ist, ist allein die Überschätzung der Bedeutung der Antike für uns Deutsche, die ja doch nur künstlich hervorgerufen wurde. So schreibt der Verfasser von dem „Wiederaufleben des Griechentums, wie es sich der Deutsche denkt“ und vom „humanen Menschen im humanen Staate“. An anderer Stelle möchte er ebenfalls das Griechentum im Deutschen wiederaufleben lassen. Abgesehen hiervon aber bieten Birt's Werke z. B. auch seine „Römischen Charakterköpfe, die einzig mögliche Form, in welcher der Allgemeinheit das Altertum heute noch schmackhaft gemacht werden kann und das soll ihm rückhaltlos als Verdienst anerkannt werden. **Dresler.**

Käthe Schirmacher: Unsere Ostmark. 8°. 142 S. Verlag Letsch, Hannover-Leipzig 1923.

In der von Oberst Immanuel herausgegebenen trefflichen Schriftenreihe „Deutscher Michel, wach auf!“ erscheint aus der Feder der tapferen und klugen Vorkämpferin für Grenzdeutschtum und Irredenta diese Arbeit, die durchaus geeignet ist, ein Bild von der geschichtlichen Entwickelung der Ostmark zu vermitteln. Sie ist ganz auf völkischen Gedankengängen aufgebaut, verwertet die neuesten Ergebnisse der Rassenforschung, verfolgt die Schicksale der geraubten Gebiete durch die Jahrhunderte und erbringt zusammenfassend den unwiderleglichen Beweis für unser geschichtliches und sittliches Recht auf jenes Land. Das Büchlein bildet eine wertvolle Ergänzung zu der im vorigen Jahre erschienenen, die Irredenta behandelnden Schrift der Verfasserin „Die Geknechteten“. Beide Arbeiten können nicht warm genug empfohlen werden. **Frhr. v. F.-L.**

Friedrich der Große, unser Held und Führer, von **Oskar Fritsch.** J. F. Lehmanns Verlag in München. In Leinwand gebunden Mk. 5.—.

Die deutsche Gegenwart schreit nach Männern und da sie an ihnen so arm ist und diese wenigen nicht zur Macht gelangen läßt, wendet sie ihre Blicke in die Vergangenheit. Dort aber ist kaum einer so dazu berufen heute unser Führer zu sein, wie der große preußische König Friedrich hat die Aufgabe, an der Wilhelm II. und seine Ratgeber samt seinem Volk gescheitert sind, gelöst. Er hat sich und den Staat einer Welt von Feinden gegenüber siegreich behauptet, weil er ein klares Ziel, einen festen Willen und eine Aufopferungsfähigkeit hatte, wie sie im Deutschland des Weltkriegs nur die Front besaß. Es ist eine dankbare Aufgabe, die sich Oskar Fritsch gestellt, eine Aufgabe, die er glänzend zu lösen verstanden hat. Er weiß nicht nur die an sich ja bekannte Geschichte seines Lebens durch neue und merkwürdige Züge zu beleben; er weiß vor allem des Königs Wesen, seinen Glauben, seine Weltanschauung, seine Ansichten über Staat und Königtum lebendig zu machen und mit unseren heutigen Sorgen und Nöten zu verknüpfen. Der Verfasser ist Bayer, umso erfreulicher ist es, mit welchem Verständnis er Friedrichs Rolle als Vordereiter des künftigen Deutschland zeichnet und wie fein und treffend er die zurückweist, die in diesem deutschen König „nur“ einen Preußen oder gar einen halben Franzosen sehen wollen. Jeder gute Deutsche wird reichen Gewinn von diesem Buch haben, vor allem aber gehört es in die Hände unserer Jugend, die, mit brennender Vaterlandsliebe im Herzen, nicht immer den rechten Weg im Dienste des Vaterlandes findet. Ihr wird das Pflichtgefühl, die Opferbereitschaft, die Staatsgesinnung und die abwägende Gerechtigkeit des Königs ein Vorbild bei ihrem vaterländischen Handeln sein müssen. Die Ausstattung des Buches ist ausgezeichnet. Neben einer Anzahl der immer wieder neu und jugendlich wirkenden Bilder von Adolf Menzel, stehen 31 prächtige Tiefdrucktafeln, die Bildnisse nach Graff, Vogel, Röchling, Camphausen, ferner Schlachten und Landschaften darstellen.

P. F. H.

Die Taktik der Parteien 1920—1924. Betrachtungen über die parlamentarische Politik der nationalen Opposition von Max Maurenbrecher, 1924, Verlag „Deutsche Treue" Berlin SW 68.

Maurenbrecher hat in diesem gleich nach den Wahlen vom 4. Mai geschriebenen Büchlein vor allem seiner Partei als der der nationalen Opposition einen Wegweiser für ihre parlamentarische Politik geben wollen. In zwei großen Kapiteln, Wahlergebnisse und Regierungsbildungen für die Zeit von 1919 bis 1923, zeigt er das langsame Aufsteigen der nationalen Opposition, die Verschiebungen innerhalb der Parteien je nach ihrer Haltung zu der Erfüllungspolitik betreibenden Mitte und der von dieser gestellten Regierung (Verschiebung bei der Deutschen Volkspartei von den Wahlen 19 und 20, wo sie noch zur nationalen Opposition gehörte, schwerer Rückgang 24 dank Stresemanns Erfüllungspolitik), die Sonderstellung des Zentrums, das trotz seiner unter dem Gewerkschaftsflügel stehenden Politik als die Partei der deutschen Katholiken ungeschwächt bis heute blieb, und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit einer Allgemeinen Deutschen Katholischen Nationalpartei und den Rückgang der Marxisten und ihre inneren Umschichtungen.

Der Schlußabsatz, „Die Schicksalsstunde der nationalen Opposition", enthält „einige bleibende Grundsätze als Warnung und Hoffnung": „Ein zu frühes Abschwenken einer Oppositionspartei zur Mitte betrügt die Wähler und verdirbt für alle Zukunft ihre Machtstellung" (vergl. Deutsche Volkspartei). Das Wesen der nationalen Opposition hat sich zuerst in ihrer auswärtigen Politik zu erweisen. Wenn die Deutschnationale Volkspartei um ein Hemmnis zwischen sich und den Mittelparteien aus dem Wege zu räumen dem sogenannten Sachverständigen-Gutachten der Feinde kein unerbittliches, unverrückbares, rundes, klares und unverklausuliertes Nein entgegen setzt,.. so versündigt sie sich an dem klaren Geiste nationaler Opposition, drängt unsere Wählerschaft auf mittelparteiliche Wege und stört das geradlinige Streben zur Freiheit, das in der nationalen Bevölkerung steckt."

Maurenbrechers eigene Partei hat in den letzten Augusttagen seine Warnung in den Wind geschlagen, seine Hoffnung zerstört. Hergt hat in der Führung „irrlichterirrend" versagt und 48 deutschnationale Abgeordnete haben die Sünde gegen den Geist der nationalen Opposition begangen. Sie haben das Vertrauen ihrer Wähler getäuscht und sind nicht mehr Vertreter der nationalen Opposition, die den Weg zur Freiheit bahnen können.

F. W.

Die Sachverständigen-Gutachten. Die Berichte von Dawes und Mac Kenna nebst allen Anlagen mit einer volkswirtschaftlichen Einführung, ausführlicher Inhaltsübersicht und alphabetischem Sachregister. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61. Preis 3 Mk.

Das zweite Versailles. Das Sachverständigengutachten. Der Völkische Sprechabend, Doppelheft 1 u. 2, herausgegeben von Hans Weberstedt und Otto Lehmann.

Das Sachverständigen-Gutachten ist auf Grund der Londoner Konferenz vom deutschen Reichstag angenommen worden. Die zu seiner Erfüllung notwendigen Gesetze sind dank des kläglichen Versagens der Hälfte der Deutschnationalen Volkspartei an Helfferichs Vermächtnis für uns Wirklichkeit geworden. Friedkommissionen überwachen und regeln unsern Staatshaushalt, leiten unsere Wirtschaft, schalten und walten nach ihrem Gutdünken über die gesamte deutsche Eisenbahn, dem Rückgrat unseres Wirtschaftslebens und der Voraussetzung und Grundlage einer Mobilisierung, wenn wir uns äußerer Feinde zu erwehren haben. Weit über die Bestimmungen jenes Versailler Vertrages hinaus, haben zwei Drittel der deutschen Volksvertreter uns unseren Feinden und dem internationalen Leihkapital im August 1924 freiwillig versklavt. Was hat es, so hört man jetzt wieder vielfach fragen, da noch Sinn und Zweck sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen? Was nötig ist, wird die Staatsmaschinerie schon anordnen, zu ändern ist doch nichts mehr.

Wie verfehlt dieser oberflächliche, gleichgültige Standpunkt wäre, braucht hier nicht betont zu werden. All die folgenschweren Eingriffe und Umwälzungen des deutschen Wirtschaftslebens, die uns in kürzester Zeit treffen werden, die noch wachsende Not der wirtschaftlichen Lebenshaltung des Einzelnen, einschließlich des Arbeiters, das Verkümmern des geistigen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens unserer Nation hat hier seinen Urgrund und ohne nähere Kenntnis der ursächlichen Fragen kann sich kein erfolgreicher Kampf zur Befreiung aus diesen würgenden Fesseln führen lassen. Zu eingehenderem Studium ist das bei Reimar Hobbing erschienene „Sachverständigen-Gut-

achten" dringend erforderlich. Es ist als Sonderheft der „Deutschen Wirtschafts-Zeitung" vom deutschen Industrie- und Handelstag herausgegeben und enthält außer den beiden Berichten nebst Anlagen eine von berufener Seite geschriebene, einführende Einleitung über den Stand der Reparationsfragen, mit denen die Sachverständigenvorschläge ja eng zusammenhängen.

In klarer, einfacher, für die weitesten Kreise leicht faßlicher Form bringt der „Völkische Sprechabend" die wichtigsten Bestimmungen des Gutachtens, dazu Auszüge aus den Stellungnahmen seiner bedeutendsten Gegner, des Oberfinanzrates Dr. Bang und Helfferichs, der besonders überzeugend nachwies, daß wir mit seiner Annahme wirtschaftlich Unerfüllbares von neuem auf uns nehmen, also ebenso unmoralisch handeln wie bei der Unterschrift des Versailler Vertrages. Dringend empfohlen sei zum Vergleichsstudium das im Auftrag der Reichsregierung den Sachverständigenausschüssen übergebene Handbuch*) über Deutschlands Wirtschaft, Währung und Finanzen, das mit seinem reichen, statistischen Vergleichsmaterial dem Leser eindringlich die Verarmung und Aussaugung deutschen Bodens und deutscher Wirtschaft vor Augen führt. Eine erschütternde Beweisquelle für die Verfechter des Satzes von der Unerfüllbarkeit der wirtschaftlichen Bestimmungen des Sachverständigengutachtens.

Und die gleiche Reichsregierung, der dieses Material zur Verfügung stand, hat in London zugestimmt und unterschrieben!

F. W.

Wir und Frankreich — Einst, heute, morgen —, von Friedrich Immanuel, Oberst a. D. Ernst Betsch Verlag, Hannover, 1924. —

Nach einem das erste Drittel des Büchleins umfassenden geschichtlichen Rückblick über den Kampf des Deutschtums mit dem Franzosentum, der gar viel beachtliches, in weiteren Kreisen unseres Volkes nur zu rasch immer wieder vergessenes Material enthält, schildert der Verfasser in kurzen, knappen Zügen voll Klarheit den Krieg 1870/71, die Friedenszeit bis 1914 — dieser Abschnitt bringt recht wertvolle statistische Angaben über die deutschen und französischen Heeresstärken und Rüstungen —, den Weltkrieg und die Zeit nach Versailles mit den nicht endenden französischen Quälereien und Schikanen. Ein Abschnitt über deutsches und französisches Volkstum, mit einem warmen, vor allem an die heranwachsende Generation gerichteten Mahnruf beschließt das verdienstvolle Werkchen, dem recht weite Verbreitung in allen Kreisen unseres Volkes, besonders aber in den Reihen der reiferen Jugend zu wünschen ist.

F. W.

Friedr. Ratzel: „Ueber Naturschilderung". Mit 7 Abbildungen, 894 Seiten, Preis 5,5 Mk., 4. Auflage. Verlag von A. Oldenbourg, München u. Berlin.

Das künstlerische Vermächtnis des großen Geographen zur Erschließung echten Naturverständnisses. Darum in erster Linie ein Buch für die Lehrer und Erzieher, weiterhin aber jedem besinnlichen Wanderer und begeisterten Naturfreund ein wahrhaft klassisches Vademecum auf seinen Ausflügen in die erhabene Gotteswelt, die uns Ratzels tiefsinnige Anleitung erst in ihrer Schönheit und Größe meisterhaft verstehen lehrt. Keine trockene Gelehrsamkeit kein schulmeisterlicher Ton, nur echt künstlerische, gemütvolle Auffassung der Natur ist darin zu finden. „Wissenschaft genügt nicht, um die Sprache der Natur zu verstehen. Für viele Menschen sind Poesie und Kunst verständlichere Dolmetscher der Natur als die Wissenschaft." Das ist Ratzels wohlbegründete Ansicht. Man darf das gedankenschwere Buch zu den Meisterwerken unseres Schrifttums zählen. Es ist keine leichte, aber dafür um so lohnendere Lektüre, Goethes Geist umweht uns beim Studium dieser tiefgründigen Philosophie und Ästhetik der Naturbetrachtung.

G. Widenbauer.

Dr. P. Dirr: Bayerische Dokumente zum Kriegsausbruch und zum Versailler Schuldspruch. XIX u. 197 S. München und Berlin 1922. R. Oldenbourg.

Die im Auftrag des Bayerischen Landtags herausgegebene Sammlung rückt die sogenannten Enthüllungen des Ministeriums Eisners unseligen Angedenkens vom 23. November 1918 in das rechte Licht. Da jene Auslassungen von der Entente so gewissenlos und verhängnisvoll gegen Deutschland ausgewertet wurden, ist die klärende Veröffentlichung sehr zu begrüßen.

H. Zeiß.

*) Deutschlands Wirtschaft, Währung und Finanzen. Im Auftrag der Reichsregierung den von der Reparationskommission eingesetzten Sachverständigenausschüssen übergeben, 1924, Zentral-Verlag G.m.b.H., Berlin W 35.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Hakenkreuz-Jahrweiser 1925, Hakenkr.-Verlag, Hellerau, Mk. 2.50

Dieser prächtig ausgestattete Abreißkalender dient völkischem Wesen und nationaler Erneuerung auf allen Gebieten, vor allem durch die Wiedergabe von germanisch-deutscher Kunst. Er kann jedem völkischen Hause aufrichtig empfohlen werden. Dr. S.

Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Erste dokumentierend illustrierte Ausgabe, Band III, 2 Teile zu je Mk. 12.—. Verlag Paul List in Leipzig. Bequeme Teilzahlungen bei Bezug durch die Deutsche Wanderbuchhandlung, Leipzig, Roßstraße 22.

Band I und II sind im Juliheft angezeigt. Band III enthält das Zeitalter der Reformation. Auch hier ist Freytags klassischer Text noch jung und lebendig und in allem wesentlichen in Einklang mit der geschichtlichen Forschung. Der Band mußte in zwei Teile zerlegt werden, hauptsächlich deshalb, weil ihm 250 Seiten Faksimile-Wiedergaben von Urkunden, Flug- und Streitschriften und dergleichen beigegeben sind. Ich halte dies für einen nicht notwendigen und kostspieligen Ballast für ein Hausbuch, dessen Leser doch keine Quellenforschung betreiben wollen und die nach wenigen Zeilen altertümlicher Schreib- oder Druckschrift vom Lesen dieser Quellen abstehen werden. Die Abbildungen sind nur zum Teil schon einem weiteren Kreise bekannt gewesen. Ihre Wiedergabe leidet auch hier öfters unter der viel zu starken Verkleinerung, die die alten Holzschnitte vielfach schwarz und rußig erscheinen läßt und bei der allzu viel verloren geht. Gerade die großen Bilder von Volksfesten, Turnieren, Wirtshaustreiben und dergleichen enthalten so viel fesselnde und scherzhafte Einzelszenen, daß es schade ist, wenn diese nicht mehr recht erkannt werden können. Trotz dieser Ausstellungen bleibt das Werk natürlich eine wunderbare Kulturgeschichte des deutschen Volkes, gleich vollendet im dichterisch gefaßten Text wie im umfangreichen Bilderteil. Die beiden noch ausstehenden Bände sind für den Spätherbst angekündigt. Dr. S.

Dr. Paul Wilhelm von Keppler: Wanderfahrten und Wallfahrten im

Weg mit der Schuldlüge!

Unser Schuldbuch sei vernichtet!

(Écrasez l'infâme)

von einem „Boche" im besetzten Gebiet

Umfang 5 ½ Bogen. Preis 80 Pfg.

(Bei größeren Bezügen Preisermäßigung). Verbände bestellen in großen Mengen.

„Das deutsche Volk ahnt ja gar nicht, wieviel Kräfte sich zu seiner Verteidigung gesammelt haben" — so kennzeichnete kürzlich ein Deutsch-amerikaner die gegenwärtige politische Mentalität der Welt, die seit dem Ruhrverbrechen der Franzosen verdammt hellhörig geworden ist. Vorliegende Schrift zeigt an Hand einwandfreier Urkunden die Richtigkeit jenes Wortes hinsichtlich der wichtigsten aller politischen Fragen, der Frage der Kriegsschuld. Nie hätte man es in Deutschland für möglich gehalten, daß der Vorwurf der deutschen Kriegsschuld schon so zwingend und durchschlagend und allgemein in allen Kulturländern widerlegt und fallen gelassen ist, und zwar ganz ohne Zutun der deutschen Regierung, deren Cunctator- und „Jochen Nüßler"-Politik („Je, wat fall Einer dorbi dauhn" in vorliegender Schrift mit Recht hart gegeißelt wird.

Vgl. Deutsche Zeitung Nr. 452 v. 7. Oktober 1924, Leitartikel: „Die Wegscheide von Exz. Keim: „Dieses Büchlein braucht die deutsche Regierung nur der „Rote" beizulegen."

Der deutsche Staat

Führende völkische Wochenzeitung für die Vertiefung des deutschen Gedankens.

Erscheint jeden Sonntag und ist durch die Postämter zu beziehen.

Preis monatlich 1 Mark.

Einzelnummern sind bei allen Zeitungsständen erhältlich.

Probestücke versendet kostenfrei die Geschäftsstelle in Leipzig, Hainstraße 5 C II.

Wer die deutschvölkische Bewegung unverzerrt kennen lernen will, der lese den

„Deutschen Staat!"

Der Nordische Gedanke

Buchausstellung über deutsche Vorgeschichte und die Entwicklung deutscher Weltanschauung bis zur deutschgläubigen Bewegung,

zuletzt in München, kann für die nächste Zeit bei besonders bedeutenden Anlässen, Zusammenkünften, Tagungen gewonnen werden. Vortragende über Deutschen Glauben stehen zur Verfügung.

Die Ausstellung ist für Oktober nach Berlin verpflichtet. Von dort ist eine Reise nach den Hansestädten geplant. Anmeldungen, Vermittelungen und Anfragen werden rechtzeitig erbeten an

Verlag Deutsche Gemeinschaft, G. m. b. H., Bad Berka bei Weimar.

(Fortsetzung der Bücherschau.)

Orient. 8.—10. Auflage. Mit 195 Bildern und 2 Karten. Herder & Co., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.

Von dem erstmalig 1894 erschienenen, weitverbreiteten, fließend und anschaulich geschriebenen, wenn auch mitunter in der Weltanschauung etwas einseitig empfundenen, aber sehr interessanten Reisewerke des bekannten Rottenburger Bischofs ist soeben eine Neuauflage erschienen, die, was Druck und Ausstattung, Papier und Bildschmuck und das äußere Gewand anlangt, völlig „friedensgemäß" anmutet und auf vielen deutschen katholischen Namenstags- und Weihnachtstischen eine hochwillkommene Gabe sein wird. Betreffs der Auswahl der Bilder wäre es von kunsthistorischem Standpunkte aus hie und da gewiß möglich gewesen, charakteristischere Beispiele zu bieten (Baalbeck), wie weit dies vom ethnologischen und geographischen Standpunkte etwa auch der Fall wäre, entzieht sich meiner Beurteilung. Aber hievon abgesehen, freut man sich aufrichtig, daß ein so schön ausgestattetes, dabei literarisch wertvolles Buch heutzutage in glänzend ausgestatteter Neuauflage überhaupt möglich war.

Dr. Roderich von Mojsisovics.

E. Wahle, Volksentscheid über eine allgemeine und gleiche Arbeitsdienstpflicht (zu beziehen durch Traut Wegener, Plettenberg i. W. 20 Pfg.) nennt sich eine kleine, dem Kreise der „Adler und Falken" entstammende Schrift, deren frischer, jugendlicher und verantwortungs- und pflichtbewußter Geist erfreulich absticht von den Erklärungen der sog. Jugendbewegung zur gleichen Frage. Sie tritt für die Dienstpflicht nicht zuerst aus wirtschaftlichen, sondern aus idealen Erwägungen ein.

F. L.

Alle hier besprochenen Werke wie jedes andere Buch liefert schnell: **Buchhandlung der „Stimme vom Rhein"**, Verlag Norbert Windfelder, **Köln 23 und Siegen 1.**

Zur Unterstützung der Hausfrau

Aufn. in beste völk. Familie sucht **Gisela Bohne, Weimar, Sophienstr. 4**

Wo liegt der Fehler

wenn Menschen — auch solche, die etwas Tüchtiges gelernt haben — es im Leben zu nichts bringen?

Darin, daß mit dem kostbarsten Gut des Menschen, der Kraft des Geistes, nicht sparsam, nicht gewinnbringend umgegangen wird.

Wie Du damit Raubbau treibst, wird Dir überzeugend klar werden, wenn Du **Weber-Rumpes „Gedächtnis-Meisterschaft"** studierst. Zehnfachen Erfolg hast Du von jeder geistigen Arbeit, wenn Du nach **Weber-Rumpes Methode** arbeitest. Bewährt seit mehr als 40 Jahren, wird sie Dir in wenigen Wochen eine neue Welt erschließen, durch die Du zum höchsten Erfolg in Studium und Beruf geführt wirst. So wird z. B. die Schwierigkeit, Vokabeln, Formeln, Zahlen, Adressen auch in größter Menge leicht und dauernd zu merken, für Dich nicht mehr vorhanden sein. Aufklärungsschrift umsonst und portofrei von **Weber-Rumpes Verlag in Friedland 10, Bez. Breslau.**

Urteile: Bin seit der Universität im Besitz Ihrer Unterrichtsbriefe. Dieselben haben mir immer sehr gute Dienste geleistet. Landgerichtsrat S. — Das Studium Ihrer Briefe ist mir nicht nur in Examensnöten hervorragend zustatten gekommen, sondern leistet mir auch jetzt im praktischen Leben unschätzbare Dienste. Gerichtsassessor R. — Bereits im Besitze einer älteren Ausgabe Ihres ausgezeichneten Werkes, dessen Erfolge wahrhaft bewunderungswürdig sind . . . Stud. jur. B.

Gustav Freytag

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens

in höchster künstlerischer Formung, mit genialem Weitblick geschildert, erstehen vor uns. Der Genuß an Freytags „Bildern", die zu den glänzendsten Leistungen deutscher Geschichtsschreibung gehören, erhöht das reiche Bildermaterial, das diese neue Ausgabe zugleich zum denkbar

vollständigsten Bilderatlas zur deutschen Kulturgeschichte

macht. Das ganze Werk umfaßt 6 Ganzleinenbände in Quartformat, mit etwa 3000 Seiten, rund 2000 teils farbigen Bildern und Beilagen nach alten Kunstblättern, Handschriften und Urkunden, und kostet vollständig **72** Mark.

Die erste Illustrierte Ausgabe

Ich liefere die bisher erschienenen 4 Bände für **48** Mark sofort und die im Spätherbst d. J. erscheinenden restlichen Bände zum Preise von je **12** Mark sogleich nach Ausgabe auch gegen **6 Monatszahlungen** mit 10% Teilzahlungszuschlag, der bei Barzahlung fortfällt. Zahlkarten kostenlos. Bitte nachstehenden Bestellschein zu benutzen

Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68

Kochstraße 9 – Postscheckkonto 207 49

Bestellschein — *Bitte ausschneiden*

Ich bestelle bei der Buchhandlung **Karl Block**, Berlin SW 68, lt. Anz. i. Deutschl. Ern.: **G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit**, illustrierte Ausg., 6 Ganzleinenbände zu je **12** M. – gegen bar – gegen 6 Monatszahlungen mit 10% Teilzahlungszuschlag. Bd. I–IV sind sofort, Bd. V u. VI nach Erscheinen zu liefern. Der ganze Betrag – die erste Rate – folgt gleichzeitig – ist nachzunehmen. (Nichtgewünschtes gefl. streichen.)
Erfüllungsort Berlin.

Ort und Datum: Name und Stand:

Bequeme Monatszahlungen!

Wir bitten, sich bei Bestellungen auf unsere Zeitschrift zu beziehen!

Jeder Deutsche sollte den Sinn und die Herkunft seines Familiennamens kennen. **Deutsche Sippennamen** deutet gegen Vergütung **Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg, Tröltschstraße 4.**

Soeben erschien in 2. Auflage:

Großdeutsches Wollen

Von Vize-Admiral **von Trotha.**

Großadmiral v. Tirpitz urteilt über dieses Buch wie folgt:

„Admiral von Trotha, der treue Ekkehard unserer Marine, gibt unserer Jugend in diesem Buche Bilder aus dem reichen Leben eines Seeoffiziers der kaiserlichen Zeit. Sie gestalten sich als das hohe Lied des Deutschtums daheim und in der Welt, so wird das Buch zum Wegbereiter für ein neues Deutschland, an das wir glauben."

Ladenpreis Halbleinen Mk. 3.—.

Nationale Jugend, Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW. 68.

„Andreas Hofer“
Die Tragödie eines Volkes.
Von Richard Elsner.
Preis: —.90 Mark.
Deutsche Kulturgemeinschaft
Berlin-Pankow
Postscheckkonto Berlin 10214.

Waldsanatorium
Schwarzeck
in Bad Blankenburg
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Wir machen unsere Leser auf die dieser Nr. beiliegenden Prospekte der nachstehenden Firmen aufmerksam:

F. Bruckmann A.-G., München,

Der Flamberg Verlag in Gotha,

Heimatverlag Leopold Stocker, Graz,

Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Stuttgart,

Hermann A. Wiechmann, Verlagsbuchhandlung, München.

Hat Er schon seinen Kalender?

„Preußen-Kalender“ für das Jahr 1925
Herausgegeben von Dr. Bogdan Krieger, Bibliothekar der vorm. Kgl. Hausbibliothek, Berlin. Zu beziehen durch jede bessere Buchhandl. oder vom
Konkordia-Verlag, Leipzig.

Lest das Buch des Tages!

Politische Beichte eines deutschen Prinzen

Inhalt: 1. Ein Brief aus England. 2. Unsinn, du siegst . . . . . 3. Die wahren Kriegshetzer. 4. Erfüllungspolitik. 5. Moltke und Ludendorff 6. Was muß geschehen! 7. Außenpolitik. 8. Ist Berlin eine deutsche Stadt? 9. Das gleiche Wahlrecht. 10. Der Rat der Hundert. 11. Der Niedergang der Demokratie. 12. Paris, die Wiege der Menschenrechte. 13. Der Deutsche, der Paria der Welt. 14. Der Staat ohne Steuern. 15. Die völkische Bewegung. 16 Die Auslandsdeutschen. 17. Wir und Dänemark. 18. Das Zentrum. 19. Lloyd George. 20. Großdeutschland. 21. Ausklang.

Deutsche, lest dieses mutige Buch eines Wissenden. Ein Wegweiser in die Zukunft und Freiheit. Anregender Stoff zum Gedankenaustausch. Geistvolle Randglossen zur Tagesgeschichte.

Verlag v. Theodor Weicher, Leipzig, Inselstr. 10

Gegründet 1911.

„Deutsches Geld gehört in deutsche Verwaltung!“

Kreditanstalt der Deutschen

Registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Hauptanstalt Prag II, Krakauergasse 11.

77 Niederlassungen. ◆◆ Durchführung aller Bankgeschäfte.

MARIA KAHLE

Gekreuzigt Volk. Gedichte. Halbl. Mk. 2.50

Ein starkes, notwendiges Buch, groß wie seine Aufgabe; der Hammerschlag Wölund's klingt hindurch, der aus dem heiligen Leib Flügel schmiedet. Wer den Band zur Hand nimmt, hört die Schläge im eigenen Herzen widerhallen. Er will ganze Menschen, Männer, Deutsche. „Bergisch-Märkische Zeitung."

Am Rhein. Ein Festspiel. Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

Rheinlieder aus dem Festspiel: Am Rhein, vertont von Edmund Weiß. Mk. —.50

Was das Stück so ergreifend macht, sind die vielen innigen Volkslieder, die Maria Kahle darin geschaffen hat. Bei Festspielen für des deutschen Stromes Gedenken wird es wohl an erster Stelle stehen. „Sturm", Regensburg.

FRANZ VOLLMERS-SCHULTE

Revelge. Gedichte zu Deutschlands Auferstehung. Halbl. Mk. 2.50

Aus ihnen lodert es, wie aus Vulkanen: Zorn, Haß und mächtige, todbereite Liebe, Liebe zu Volk und Vaterland, Freiheitssehnsucht nnd Kampftrotz sind der Atem dieser Lieder. „Völkischer Kurier, München."

ARTUR MAHRAUN

Die allgemeine gleiche Arbeitsdienstpflicht. Brosch. Mk. —.40

Glück und Wohlstand müssen erkämpft werden. Dazu soll die allgemeine Arbeitsdienstpflicht helfen. Durchdacht ist der Plan auch nach der finanziellen Seite: das muß man ihm lassen. Also vorwärts! „Rundschau f. Literatur u Kunst."

Der Weg für Deutschlands Zukunft. Brosch. Mk. —.50

Die Schrift entwickelt Gedanken über den Werdegang unserer parteiistisch-demokratischen Staatsform und zeigt einen Weg aus dieser heraus zu einer artdeutschen Staats- und Führerauffassung. „Vogtländisch. Anzeiger u. Tageblatt."

Reden und Aufsätze. Heft 1 bis 3 je 10 Pfennig.

v. FALKENSTEIN

Blücher und Yorck 1813—1815. Brosch. Mk. 1.20, geb. Mk. 1.60

Dies freundliche, hübsche Büchlein ist in allem, was es enthält, ein kostbares Lehrbuch und ein unterhaltsam ernster Mahner gerade für unsere Zeit, für unsere Jugend, für die Hoffenmüssenden und -Wollenden, die es nach deutschen mannhaften Vorbildern, Vorkämpfern innig verlangt.

Hans von Wolzogen in der „Deutschen Zeitung."

RUDOLF RODDEWIG

Helldunkle Wege. Gedichte. Mk. —.50

Jungdeutscher Verlag Cassel / Hansteinstraße 29

und durch alle Buchhandlungen.

Für den Weihnachtstisch

Dolchstoß — oder nicht?

Soeben erschienen:

Der Marxismus und das Deutsche Heer im Weltkrieg

Auf Grund amtlichen Materials.

Von Major a. D. Erich Otto Volkmann,
Mitglied des Reichsarchivs.

Mit einem Urkundenanhang. Ca. 300 Seiten Oktav auf holzfreiem Papier gedruckt in Ganzleinenband Mk. 12.—

Im Gegensatz zu einseitigen, parteipolitischen Schilderungen betrachtet es der bekannte Verfasser als Gebot der Stunde und Pflicht am Vaterlande, geschichtliches Material als Beitrag zur Lösung der schweren Frage und als Grundlage für sachliches Urteilen zu schaffen. Es wird eine schmerzhafte Wunde im Volkskörper heilen helfen.

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Schöne Geschenkwerke von bleibendem Wert:

Demmel, Karl, Die Stadt der Geigen. Ein Buch Prosa. (In Japanpapier geb.) M. 1.30.

Egelhaaf, G., Bismarcks Verdienste um Deutschland. Gebunden M. 1.—.

Meister Eckhart, Ewige Geburt. Ausgewählt v. W. Willige. Geb. M. 1.30, brosch. 1.—.

Anfang November erscheint:

Stollreiter, Jos., Mariuccias Rache. (Novellen.) In Ganzleinen geb. etwa M. 2.—.

Durch alle Buchhandlungen.

Verlag Dr. Karl Mouinger, Greifswald,
Steinstraße 12

Scharnhorst!

Ein Lebensbild, das Vorbild ist für den Mann des heutigen Tages, zeichnet der erfolgreiche Volksdichter Gustav Kohne in seinem soeben bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienenen Roman

Jugendsehnen

353 S. holzfreies Papier, Leinen GMk. 5.—.

Nach dem Urteil namhafter Kritiker

ein aufrichtendes
Volks- und Jugendbuch!

Die beste kurzgefaßte Kriegsgeschichte!

Der große Krieg 1914—1918

Kurzgefaßte Darstellung auf Grund der amtlichen Quellen des Reichsarchivs mit einem Urkunden-Anhang und einer Darstellung der Kriegswirtschaft.

Von Major a. D. Erich Otto Volkmann,
Mitglied des Reichsarchivs.

19.—23. Tausend soeben erschienen.

304 S. Oktav mit zwei großen Karten in mehrfarbigem Steindruck. Auf holzfreiem Papier gedruckt in Ganzlwd. Mk. 12.—

Ein ausgezeichnetes, knapp und klar geschriebenes Buch, das in allgemeinverständlicher Weise die großen Linien des Krieges mit sicherer Hand zeichnet und alle entbehrlichen Einzelheiten beiseite läßt. Es ist aber keineswegs trocken, sondern anregend und lebendig geschrieben.

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Das Hohe Lied auf deutsche Heldentaten, ein würdiges Ehrendenkmal des deutschen Volkes!

Walter Bloem: Der Weltbrand

Deutschlands Tragödie 1914—1918

17.—23. Tausend soeben erschienen!

Mit Zeichnungen v. Prof. Ludwig Dettmann

2 Lex.-Oktavbände, 640 Seiten mit 70 farbigen Tafeln und Einschaltbildern nebst Übersichtskarten der Kriegsschauplätze. Holzfreies Papier. In 2 Ganzleinenbänden Mk. 36.—

Mit heiliger Andacht wird man dieses Werk durchblättern, wird man hängen bleiben an den kraftvollen Bildern Dettmanns, und in Ehrfurcht vor Heldengröße und Heldentat, mit hohem Stolz über die Leistungen des eigenen Volkes wird man sich hineinvertiefen in den lebendigen Text Walter Bloems. Möge das Werk seine Mission erfüllen, zu wecken den Stolz des deutschen Volkes!

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Soeben erschien:

Die Neue Christoteope 1925

Bild: Oberhofprediger D. v. Dryander und Erzbischof R. Söderblom u. 8 Kunsttafeln vom Straßburger Münster
Mk. 6.—, Mk. 5.—, Mk. 4.50.

Unveröffentlichte
Briefe der heimgegangenen Kaiserin

Beiträge von E. v. Dryander, Ficker, Hasse, Jungnickel, Lobstien, Schanz, Schrickel, Speckmann, Spitta u. a.

Es gehört in jedes deutsche Haus.

◆

Als Sonderdruck erschien:
Univ.-Prof. Dr. Joh. Ficker,

Das Straßburger Münster, ein Symbol

Mit acht Kunsttafeln. Mk. 1.50.
Eine feine Darstellung; kunstgeschichtlich lehrreich; national erhebend.

C. Ed. Müllers Verlag (R. Seiler) Halle (Saale)

Für den Weihnachtstisch

Aus den Geheimnissen des Orients!

Soeben erschienen:

Vier Jahre unter dem Halbmond

Von General Rafael de Nogales

400 Seiten Oktav mit 63 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und einer Übersichtskarte.

Auf holzfreiem Papier gedruckt in Ganzleinenband Mk. 12.—

Das hochinteressante Buch des Generals de Nogales (Venezuela), der als einziger neutraler Offizier an führender Stelle den Weltkrieg in der türkischen Armee mitmachte, stellt ein Dokument von hohem historischen und kulturellem Werte dar. Der Verfasser schildert auf Grund eigener Beobachtung bisher völlig unbekannte Vorgänge in der asiatischen Türkei.

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Maria Kahle

Gekreuzigt Volk

Gedichte. Halbleinen Mk. 2.50.

Ein starkes, notwendiges Buch, groß wie seine Aufgabe; der Hammerschlag Wölund's klingt hindurch, der aus dem heiligen Leid Flügel schmiedet. Wer den Band zur Hand nimmt, hört die Schläge im eigenen Herzen widerhallen. Er will ganze Menschen, Männer, Deutsche.

„Bergisch-Märkische Zeitung".

Am Rhein Ein Festspiel. Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

Rheinlieder aus dem Festspiel: Am Rhein, vertont von Edmund Weiß. Geb. Mk. 0.50.

Was das Stück so ergreifend macht, sind die vielen innigen Volkslieder, die Maria Kahle darin geschaffen hat. Bei Festspielen für des deutschen Stromes Gedenken wird es wohl an erster Stelle stehen. „Sturm", Regensburg.

Jungdeutscher Verlag Cassel, Hansteinstraße 29

Ein prächtiges Kolonialbuch!

Kumbuke

Erlebnisse eines Arztes in Deutsch-Ostafrika 1914—1917

Von August Hauer

380 Seiten Oktav. Mit 8 farbigen Tafeln, vielen Textzeichnungen und einer Karte.

Auf holzfreiem Papier gedruckt in Ganzleinenband Mk. 12.—

11.—15. Tausend soeben erschienen.

Ein mit seltenem Tiefblick für die exotische Natur und die Absonderlichkeit der Erlebnisse auf den Kriegszügen unsere heldenhaft sich durchringenden Kolonialarmee geschriebenes Buch von durchaus romanhafter Spannung. Der Verfasser konnte als Arzt und Psycholog tief in das Wesen der verschiedenen afrikanischen Stämme dringen. Eine wohltuende Frische atmet aus dem Buche uns entgegen!

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Auf dem Weihnachtstische darf nicht fehlen:

Ein poetisches Brevier des deutschen Volkes

30 Sonetten mit 30 Vollbildern

Volksausgabe Mk. 2.70
Prachtausgabe Mk. 8.20

Jetzt schenkt uns der Dichter im Sonettenzyklus „Deutschland" sein Tiefstes, Reinstes, Reichstes. In dreißig Sonetten durchfliegt der Dichter Raum und Zeit, den deutschen Raum, die deutsche Zeit. In einer Sprache von unerhörter Reinheit, Wucht und Zartheit klingt auf, was den deutschen Menschen heilig, was ihnen unvergeßlich und unverlierbar ist im Strom der Zeiten und des Geschehens. Es ist ganz zwecklos hier auf einzelne Schönheiten oder tiefe Gedanken einzugehen. Diese Gedichte und Bilder muß man lesen und sehen. — Wer dann nicht aufschluchzt und aufjubelt, ist kein Deutscher oder dem Deutschtum verloren gegangen.

Hermann Kandl.

In allen Buchhandlungen oder direkt vom Verlage

Gebrüder Stiepel, G. m. b. H.
Reichenberg (Böhmen).

Im Felde unbesiegt

Erlebnisse im Weltkrieg,
erzählt von Mitkämpfern

Herausgegeben von General der Infanterie
G. v. Dickhuth-Harrach

Mit den Bildnissen der Mitarbeiter / Band I u. II / Gebunden je 5.— Goldmark.
Aus dem Inhalt: Der Handstreich auf Lüttich, von General Ludendorff. — Die Schlacht bei Tannenberg, von Generalfeldmarschall v. Hindenburg. — Deutsche Infanterie, von Franz Schauwecker. — Brzezinj, von General Litzmann. — Gallipoli, von Marschall Liman v. Sanders. — Skagerrak, von Korvkpt. Foerster. — Flitsch, von k. u. k. General d. Inf. Krauß. — „UB. 57", von Korvkpt. Lützow. — Das Leibregiment beim Sturm auf den Kemmel, von Major Frhrn. v. Prandh. — Das letzte Mal an der Front, von Oberlt. Frhrn. v. Richthofen. — Ein Kerl, von Walter Bloem. — Asienkorps, von General v. Frankenberg. — Die Ostafrikaner, von Generalmajor v. Lettow-Vorbeck. — Bukarest, von General-Feldm. v. Mackensen. — Erstürmung Douaumonts, von Hptm. Haupt. — S. M. S. „Möve", v. Graf zu Dohna.

Im Felde unbesiegt / Österreich

Erlebnisse im Weltkrieg, erzählt von österreichischen Mitkämpfern. Herausgegeben von **Hugo Kerchnawe**, Generalmajor d. R. / Mit 22 Bildnissen. Geb. 5.— Goldmark.

Aus dem Inhalt des 27 Beiträge enthaltenden Buches: Aus dem Ehrenbuche der Schwarzen Hessen. Von der Drina in das Herz Serbiens. Vor Belgrad 1915. Die Durchbruchsschlacht bei Tarnow-Gorlice. Die Landesschützen in der Isonzoschlacht. S. M. S. „Novara" unter Admiral Horthy im Seegefecht in der Straße von Otranto am 15. Mai 1917 u. a. m.

Auf See unbesiegt

Herausgegeben von Vizeadmiral a. D. **E. von Mantey**

Mit 28 Bildnissen gefallener Helden / 2 Bände / Gebunden je 5.— Goldmark.

Aus dem Inhalt: Vizeadm. v. Trotha, Mit Scheer auf der Kommandobrücke. — Großadm. Prinz Heinrich von Preußen, „Blücher". — Oberstabsing. Looks, Maschinenpersonal in der Skagerrakschlacht. — Vizeadm. Meurer, Befreiung Finnlands. — Korvkpt. Kinzel, Die schweren Marinegeschütze. — Kptlt. Steinbrink, UC 65 im engl. Kanal. — Kptlt. Schiwig, Der letzte Kampf S. M. S. „Leipzig". — Korvkpt. Lützow, „Lusitania". — Oberheizer Zenne, Die letzten Stunden S. M. S. „Wiesbaden". — Sigismund Prinz von Preußen, U-Boot gegen U-Boot. — Korvkpt. Boehmer, Skapa Flow. — Adm. Scheer, Schlußwort.

In der Luft unbesiegt

Herausgegeben von **Georg Paul Neumann**, Major a. D. d. Fliegertruppen

Mit 5 Bildnissen / Gebunden 5.— Goldmark.

Aus dem Inhalt des 56 Beiträge umfassenden Buches: Wie wir wurden, von Generallt. v. Eberhardt. — Jagdstaffel Boelcke, von Oblt. Bolle. — Oesterreichisch-ungarische Flieger beim Angriff (Brescia und Mailand), von Hptm. Steinner-Göltl. — Flandern 1917, von Hptm. v Krauß er. — Als Ballontöter im Osten, von Lt. Bormann. — Jagdstaffel 21, von Hptm. v. Schleich. — Die Taktik der Jagdgeschwader, von Hptm. Göring. — Ueber Kairo und den Pyramiden, von Hptm. Falke. — Fliegerbeobachtung für schwerstes Flachfeuer von Oblt. Müller-Kahle. — An der Somme 1918, von Hptm. v. Greim. — Jagdgeschwader Richthofen Nr. 1, von Hptm. Bodenschatz. — Glück und Ende von LZ 35, von Hptm. Steegmann. — Der Ballon als Fliegerschreck, von Lt. Wöstmann. — Die 101-Stundenfahrt des LZ 120, von Oblt. Lehmann.

J. F. Lehmanns Verlag, München, SW. 4.

Für den Weihnachtstisch

Eines der wichtigsten politischen Dokumente der Nachkriegszeit!

Mein Rheinland-Tagebuch

Von General Henry T. Allen,
Oberkommandierender der amerikanischen Besatzungsarmee am Rhein 1919—1923.

6.—10. Tausend soeben erschienen.

400 S. Oktav mit Bildnis und Übersichtskarte. Auf holzfreiem Papier gedruckt. In Ganzleinenband Mk. 12.—

Allens Tagebuchaufzeichnungen gewähren uns höchst interessante und lehrreiche Blicke hinter die Kulissen der Ententepolitik seit 1919. Sein „Rheinland-Tagebuch" ist ein unparteiisches Zeugnis für Frankreichs Zerstörungs- und Eroberungspolitik und zeigt, warum trotz allen guten Willens Deutschlands eine Lösung der Reparationsfrage unmöglich war.

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Woher?

Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher, 5. stark verm. u. verb. Aufl. (31.—44. Tausend.) Geb. Gm. 5.—. „Ein wirkliches Geschenk an das Deutsche Volk." (Rudolf Herzog.)

Leben und Weben
der Sprache v. Dr. E. Wasserzieher. 4. verb. Auflage. Kart. 4.—, geb. 5.—

Sprachgeschichtliche Plaudereien
von Dr. E. Wasserzieher. Kart. 4.—, gebunden 5.—

Bilderbuch
der deutschen Sprache. Von Dr. E. Wasserzieher. Kart. 4.—

Briefe deutscher Frauen
Ausgewählt und mit Einleitungen versehen von Dr. E. Wasserzieher. 4. Auflage, geb. 5.—

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW. 68
Gegründet 1808 (Postscheck 145)

Das berühmteste Buch zur Judenfrage!

Der Talmudjude

Preis Mk. 2.—

Es gibt kein geeigneteres Weihnachtsgeschenk wie dieses Buch. Wer Juda erkennen will, der muß den Talmud kennen, der heute noch gelehrt wird. Alles ist nackte Wahrheit!

Deutschvölkischer Verlag, Stuttgart,
Weißenburgerstr. 29, Postscheckkonto 11843.

Bekenntnisse eines Deutschvölkischen

von Alfred Roth, M. d. R.

Preis Mk. 2.—.

Hindenburg, Mackensen u. a. bedeutende Persönlichkeiten schrieben überaus begeistert über das wertvolle Büchlein. Es ist geradezu der Katechismus des völkischen Menschen.

Deutschvölkischer Verlag, Stuttgart,
Weißenburgerstr. 29. Postscheckkonto 11843.

Franz Dollmers-Schulte

Revelge

Gedichte zu Deutschlands Auferstehung. Halbl. Mk. 2.50.

Aus ihnen lodert es, wie aus Vulkanen: Zorn, Haß und mächtige, todbereite Liebe, Liebe zu Volk und Vaterland, Freiheitssehnsucht und Kampftrotz sind der Atem dieser Lieder.
„Völkischer Kurier", München.

Dieses Werk macht uns stutzen. Wir haben uns gerade in der nationalen und völkischen Dichtung beinahe schon ans Mittelmaß gewöhnt. Aber diese Gedichte des noch fast unbekannten Westfalen geben uns die freudige Gewißheit, daß doch noch der Weg gefunden werden kann, der über das Tagesgeschichtliche und parteipolitisch Umgrenzte hinaus in das Reich edelster Kunst, gesundesten Volkstums führt. Es ist herzerquickend, mit welch rückhaltloser Offenheit und oft soldatenmäßiger Derbheit Dollmers-Schulte die Krebsschäden herausstellt, die unser Volk zu vernichten drohen. Immer wieder greift man zu diesen zornigen und doch von so großer Liebe zu Volk und Vaterland getragenen Worten und holt sich neuen Mut, den kommenden deutschen Dingen mannhaft entgegenzusehen und alle Not und Unfreiheit niederzuzwingen.
„Mitteldeutsche Zeitung", Erfurt.

Jungdeutscher Verlag Cassel, Hansteinstraße 29

Ein neuer Hammann!

Soeben erschienen:

Deutsche Weltpolitik 1890—1912

Von Otto Hammann

Ca. 250 Seiten Oktav mit zahlreichen Bildern aus der Karikatur aller Völker. Ganzlbd. ca. Mk. 12.—

Exzellenz Hammann, der lange Jahre Pressechef des Auswärtigen Amtes war, ist wie kein anderer geeignet, auf Grund eigener Beobachtungen wichtige Mitteilungen zu machen. Er belegt dieselben durch Dokumente, Akten, Pressestimmen usw.

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Ein Buch für Deutsche!

Soeben erschien:

Freiherr vom Stein

Staatsgedanken

aus seinen unveröffentlichten Geschichtswerken,

herausgegeben und eingeleitet von

Erich Botzenhart

geheftet 3.80; in Halbleinen geb. 5.— M.

Heinrich Claß schreibt darüber in der Deutschen Zeitung: „Es muß für jeden Vertreter aristokratischer Staatsauffassung und Politik . . . eine Stärkung und Wohltat sein, wenn ihm bekannt wird, daß ganz Große aus der Geschichte die gleiche oder ähnliche Überzeugung gehabt haben . . .

Botzenhart hat sich das Verdienst erworben, aus dem Nachlaß des großen Rheinfranken die wichtigsten Teile aus seiner „Geschichte der Deutschen", aus seiner „Französischen Geschichte" und aus der „Des Zeitraums von 1789—99", die bisher . . . unbekannt waren, der Öffentlichkeit zu übergeben."

„Viele der Kennzeichnungen einzelner wichtiger Persönlichkeiten sind Kabinettstücke, wie z. B. diejenigen Karls des Großen und Ottos des Großen, oder wie die Gegenüberstellung der französischen Revolution und der deutschen Reformation. Hier offenbart sich der tiefschauende Aristokrat."

„Den Hauptwert der Veröffentlichung wird der Vertreter völkischer Staatskunst gerade in dieser unseligen Zeit der Herrschaft des demokratischen Mißgedankens, in unseren Tagen verlogener sog. Volkssouveränität darin sehen,

daß einer der schöpferischsten Staatsmänner der Weltgeschichte aus tiefem Erkennen die Lehre von der Gleichheit mit ihren politischen Schlußfolgerungen verwirft und ihr das aristokratische Recht des Besseren zur Führung entgegenstellt.

Für uns Völkische kommen die „Staatsgedanken" des großen Reichsfreiherrn zur rechten Zeit:

mögen sie einen Siegeszug im Vaterlande antreten!"

Ein Buch,
wichtig für den Wahlkampf,
gut für den Weihnachtstisch.

Verlag der Ostander'schen Buchhandlung Tübingen.

Memoiren-Bibliothek von Robert Lutz, Stuttgart

„Das ſtarke Leben

nach dem Deutſchlands junge Generation ſich ſehnt,
ſchäumt auf in dieſen Büchern".

*

Die hier angezeigten Werke der bekannten „Memoiren-Bibliothek" des Verlages Robert Lutz in Stuttgart haben das Gemeinſame, daß hier Männer über ſich ſelbſt berichten, die in beſonderem Maße den Mut zum Leben und zum Kampf mit ihm beſeſſen. Sie alle ſcheuen das träge Fett der Behaglichkeit und das penſionsberechtigte Geborgenſein. Sie haben drei Tropfen Poeſie und Romantik im Blute und meiden die reizloſen Landſtraßen, die an allen Gipfeln und Gefahren vorbei durchs Daſein führen. Sie riskieren den eigenen Weg, unbekümmert in der Fülle ihres mächtigen Lebensgefühles. Bunt und wechſelvoll ſind ihre Schickſale; bald treibt die Not ſie ins Ungewiſſe, bald die große Sehnſucht. Sie ſammeln Narben an Leib und Seele, von Degenſtößen, vom Brand der Reue und der Leidenſchaften, von Piſtolenkugeln und Herzensſchiffbruch. Alles iſt ſtark und tief an ihnen – Luſt und Leid und Lebenswille.

Lebenskämpfer ſind ſie!

Der deutsche Lausbub in Amerika.

Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen. Erster, zweiter und dritter Teil (auch einzeln käuflich). a) Große Ausgabe in schöner Ausstattung. Ueber 50 Auflagen. In Halbleinen gebunden. b) Volksausgabe, 3 Teile in einem Band, Halbleinen (Frühjahr 1924 erschienen).

Deutsche Tageszeitung: Das ist ein rauschender Akkord von Arbeit und Deutschsein... Und nun geht das tolle Leben los, ein wirrer Wechsel aller Erwerbszweige. Hinauf, hinunter — aber immer wieder trägt der deutsche Dickkopf den Schädel nach oben... Ein glänzender Stil edelt das Buch, das uns ein Lebensschicksal und ein Stück amerikanischer Kulturgeschichte gibt.

In der Fremdenlegion.

Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen. a) Große, schön ausgestattete Ausgabe in Halbleinen gebunden. 31. Auflage. b) Billige Volks- und Jugendausgabe. 22. Auflage.

Süddeutsche Monatshefte: Seit langem hat uns kein Buch schon stofflich stärker gefesselt als Rosens „In der Fremdenlegion"; es ist ungeschminktes, wildes Leben in diesen Blättern, der spannendsten und eigenartigsten der jüngsten Memoiren-Literatur.

Saale-Zeitung, Halle: Die Wucht der Erlebnisse hat den Autor Worte finden lassen, die schmerzhaft sind in ihrer Größe und Wahrheit.

Nationalzeitung, Basel: Ein ergreifendes und erschütterndes Buch! .....

Allen Gewalten zum Trotz.

Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes von Erwin Rosen. 10. Auflage. In Halbleinen gebunden.

Breslauer Zeitung: Die Fortsetzung zu dem rühmlichst bekannten „Deutschen Lausbub in Amerika". Fesselnd wie jener von der ersten bis zur letzten Zeile. Ein Buch vom Arbeiter, wie er sein soll, von einem, der nicht „Handarbeit" und „Kopfarbeit" sieht, sondern nur Arbeit, und der sie packt mit heißer Kämpferliebe, wo er sie findet. Ein Buch, an dessen Leitgedanken unsere Nation gesunden könnte, dem Buben und Mädel wertvoll und dem ringenden Mann und der kämpfenden Frau. Rauh, bissig, voll echten Humors und voll ausgezeichneter Beobachtung. Voll wahren Prophetentums, das nicht Lehre ist, sondern unbekümmert überströmende Begeisterung. Ich glaube, daß man nicht nach dem Preise fragen darf, sondern nur nach dem Buche; denn hat man es gelesen, dann weiß man, es ist viel zu billig.

Unter Eskimos und Walfischfängern.

Eismeerfahrten eines jungen Deutschen. Von Kurt Faber. Achtzehnte Auflage. In Halbleinen gebunden.

Erwin Rosen über Faber und sein Eismeerbuch: Ein ganzer Kerl ist dieser Tunichtgut. Er hat offene Augen, starke Fäuste, und einen dicken Schädel. Ganz schlicht erzählt er alles, aber die schlichte Naivität läßt uns Menschen und Dinge miterleben. Die Schiffshölle. Die Männer. Das Eis. Den Walfisch. Den Eskimo. Die ungeheuerliche Kraftleistung des Polarlebens. Den schweren Kampf starker Männer mit der Naturgewalt. Die Brutalität in einer geradezu wissenschaftlich konzentrierten Form. Und so viel Menschliches steht zwischen den einfachen Zeilen.

Preise siehe Bestellzettel Seite 4

Dem Glücke nach durch Südamerika. Erinnerungen eines Ruheloſen. Von Kurt Faber. Dreizehnte Auflage. In Halbleinen gebunden.

Weſerzeitung, Bremen: Ein lebensſprühendes buntes Buch. Faber hat die Gabe, mitzureißen und auch Erwachſenen die Wangen zu röten. Das iſt gewiß viel. Für die Jugend bedeutet das Buch die denkbar beſte Einführung in ſüdamerikaniſche Verhältniſſe.

Velhagen und Klaſings Monatshefte: Spannend wie ein guter Roman, nur wertvoller, weil hier alles wirkliches Erlebnis iſt.

Deutſches Volksblatt Wien: ... Einer dieſer urdeutſchen Weltwanderer, dem wir manche wertvolle Erkenntnis verdanken, iſt Dr. Kurt Faber. Sein Leben könnte den Vorwurf eines ſpannenden Abenteuer-Romans bilden und es kommt uns ſchier unglaubhaft vor, daß er als unſer Zeitgenoſſe unter uns wandelt.

Joachim Nettelbecks Fahrten, Taten u. Abenteuer.

Selbſtbiographie eines deutſchen Seemannes, Sklavenhändlers und Bürgerpatrioten. Herausgegeben von Georg Weberknecht. Dritte Auflage. In Halbleinen gebunden.

Leipziger Neueſte Nachrichten: Ein lebendiger Roman iſt dieſe Lebensbeſchreibung. Nettelbecks Schilderungen ſeiner gefahrvollen Reiſen und Abenteuer auf hohem Meer, ſeiner Fahrten nach der Weſtküſte von Afrika und nach Surinam, der von ihm auf der Nordſee und an der flandriſchen und norwegiſchen Küſte erlebten Stürme und Gefahren, ſeiner Erlebniſſe mit Sklavenſchiffen uſw. — — unendlich iſt die Reihe dieſer immer intereſſanten Epiſoden — — übertreffen an Unmittelbarkeit, an Hochſpannung und Anſchaulichkeit alle romantiſchen Erzählungen, ganz abgeſehen davon, daß all dies wirklich erlebt wurde.

Das Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Überſetzung v. Heinrich Conrad. 2 Bände. Dritte Auflage. In Halbleinen.

Münchener Neueſte Nachrichten: Cellinis Autobiographie iſt wohl eines der menſchlichſten und unmittelbarſten Bücher, dazu das getreue Bild einer grandioſen, wildprächtigen Zeit ... Heinrich Conrad, dieſer feine Kenner des Italieniſchen und beſonders der Renaiſſancezeit, war der berufene Mann, dieſe Aufgabe zu löſen. In zwei umfangreichen Bänden liegt ſie vor uns, und ſie kann neben Goethes Cellini nicht nur wie ein neues Geſchenk beſtehen, ſondern ſie würde Goethe ſelbſt eine Freude ſein in ihrer geläuterten, urſprünglichen Geſtalt ... Der Stil lieſt ſich ſo glänzend, wie man einem italieniſchen Original im Deutſchen nun einmal kommen kann, und auch die Ausſtattung iſt lobenswert und gediegen. Möge das grandioſe Buch in ſeiner neuen Form ſich viel neue Freunde erwerben.

Tragikomiſche Abenteuer eines Philhellenen. Von Harro Paul Harring. Zweite Auflage. In Halbleinen gebunden.

Frankfurter Zeitung: In einen Adreßkalender unſteter Deutſchen gehört der Name des Frieſen Harro Paul Harring, der, Maler, Demagog, Philhellene, Dichter, Zeitungsſchreiber, Freiheitskämpfer, Verſchwörer, vom eigenen Dämon wie von des Schickſals Ungunſt Jahrzehnte durch die Länder der alten und neuen Welt gepeitſcht wurde .... Das war ein guter Griff des Herausgebers Heinrich Conrad, aus Harrings Schriften die Philhellenenfahrt herauszuheben, denn dieſe Kapitel bieten eine zeitgeſchichtlich aufſchlußreiche und zugleich ergötzliche und nachdenkliche Lektüre.

Preiſe ſiehe Beſtellzettel Seite 4

Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795 bis 1819. Von Wenzel Krimer. 2 Bände. Vierte Auflage. In Halbleinen gebunden.

Dr. Karl Storck im „Türmer“: Ein Erinnerungswerk, das sich kühnlich unter die menschlich fesselndsten und eine bedeutsame Zeit aufs wertvollste erhellenden Bücher der gesamten Weltliteratur einreihen läßt. Ich glaube nicht, daß schon jemals in einem geschichtlichen Werke die Art des Lützower Freikorps, seine seltsame Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten Elementen, das Treiben in ihm, die eigenartige Kampfweise, dieses ganz tolle und volle Leben, so anschaulich und bis in die kleinsten Züge lebendig dargestellt worden ist. Die eindrucksvollen Gemälde eines Vereschtschagin verblassen neben diesen unerbittlichen Schilderungen der Wirklichkeit. Die gesamte Kulturgeschichte als Darstellung der Sitten und Unsitten einer Zeit, die Kriegs- und politische Geschichte des zweiten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts, auch die Literaturgeschichte z. B. für Körner und Goethe können aus dem Buche reiche Ausbeute gewinnen.

Die Irrfahrten des Daniel Elster. Von ihm selbst geschrieben. Zwei Bände. Dritte Auflage. In Halbleinen gebunden.

Frankfurter Zeitung: Diese Memoiren sind voll Lärm und Streit, voll Klang und Sang, voll Mut und Treue. Der hetzende Rhythmus des Lebens liegt in den zwei umfangreichen Bänden gefesselt, es hallt und schreit aus jeder Zeile, aus jedem Wort, das der kraftvolle Mann niederschrieb, der ein wackerer Lebenskämpfer war. Blitzartig erhellen sich weite Strecken deutscher Entwicklung, ungeahnte Einblicke in vergangene Zeiten fremder Völker ergeben sich. Was hundert Kulturgeschichten nicht vermitteln: konkrete Kulturbilder, gesehen mit dem Auge eines Mitkämpfenden – Daniel Elsters Irrfahrten bieten sie!

Bestellzettel (In offenem Briefumschlag mit der Aufschrift „Bücherzettel“ 3 Pfg. Porto.)

An die Firma .....

Hiermit bestelle ich aus dem Verlage von Robert Lutz in Stuttgart:

Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika, a) Große Ausgabe, 1.–3. Teil (einzeln käuflich)	Halbleinen je Gm. 6.50 (Schw. Fr. 8.50)
Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika, b) Volksausgabe, 3 Teile in einem Band	Halbleinen Gm. 7.50 (Schw. Fr. 10.–)
Erwin Rosen, Allen Gewalten zum Trotz	Halbleinen Gm. 6.50 (Schw. Fr. 8.50)
Erwin Rosen, In der Fremdenlegion, a) Große Ausgabe	Halbleinen Gm. 6.50 (Schw. Fr. 8.50)
Erwin Rosen, In der Fremdenlegion, b) Jugend- und Volksausgabe	Gm. 2.25 (Schw. Fr. 3.–)
Das Leben des Benvenuto Cellini, 2 Bde.	Halbleinen Gm. 12.– (Schw. Fr. 16.–)
Die Irrfahrten des Daniel Elster. 2 Bde.	Halbleinen Gm. 15.– (Schw. Fr. 19.–)
Kurt Faber, Unter Eskimos und Walfischfängern	Halbleinen Gm. 7.– (Schw. Fr. 9.–)
Kurt Faber, Dem Glücke nach durch Südamerika	Halbleinen Gm. 7.– (Schw. Fr. 9.–)
Harring, Tragikomische Abenteuer eines Philhellenen	Halbleinen Gm. 6.– (Schw. Fr. 8.–)
W. Krimer, Erinnerungen eines Lützower Jägers. 2 Bde.	Halbleinen Gm. 12.– (Schw. Fr. 16.–)
Joachim Nettelbecks Fahrten, Taten und Abenteuer	Halbleinen Gm. 5.50 (Schw. Fr. 7.–)

Nichtgewünschtes gefl. streichen

Name und Adresse: .....

Die Judenfrage — ein Weltproblem!

Lesen Sie:

Der internationale Jude.

Herausgegeben von **Henry Ford.**

22. bis 24. Auflage. (73. bis 87. Tausend.) 2 Bände; Preis geheftet je Mk. 2.—, gebunden je Mk. 3.—. 25. Auflage auf holzfreiem Papier in Ganzleinen (1 Band) Mk. 8.—.

Dieses Werk gehört zu den hervorragendsten Büchern der antisemitischen Literatur. Sachlich, fesselnd und geistreich geschrieben, bietet es vernichtendes Material gegen die Pläne des internationalen Judentums.

Die zionistischen Protokolle.

Das politische Programm der internationalen Geheimregierung.

Mit einem Vor- und Nachwort von **Theodor Fritsch.**

4. und 5. Auflage. (16. bis 25. Tausend.) Preis geheftet Mk. —.80.

Mag auch die Echtheit der Protokolle vom Judentum hundertmal abgestritten worden sein — der Verlauf der politischen und wirtschaftlichen Ereignisse bestätigt die Echtheit Wort für Wort.

Handbuch der Judenfrage.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Tatsachen zur Beurteilung des jüdischen Volkes.

Von **Theodor Fritsch.**

29. Auflage. (68. bis 75. Tausend.) Preis gebunden Mk. 3.60.

Alle Gebiete, auf denen das internationale Judentum eine Rolle spielt — vom Geistesleben über die Politik bis zum Mädchenhandel und Verbrecherwesen — werden hier in ihren Beziehungen zum Judentum gezeigt und die wichtigsten Beweise erbracht. Das Buch ist als Nachschlagewerk unentbehrlich.

Der falsche Gott / Mein Beweismaterial gegen Jahwe.

9. Auflage. (31. bis 35. Tausend.) Preis geheftet Mk. 2.25, gebunden Mk. 3.25.

Der Streit um Gott und Talmud.

Meine Antworten an Strack, Kittel, Fiebi, Caro u. a.

Preis geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.50.

Diese beiden Bücher von Theodor Fritsch geben eine Charakterisierung des Judentums auf Grund seiner Religions- und Sittenlehren, wie sie treffender nicht gedacht werden kann.

Die Juden und der deutsche Staat.

Von **H. Naudh.**

18. Auflage. Preis geheftet Mk. —.75, gebunden Mk. 1.20.

Diese im Jahre 1880 erstmals erschienene Schrift nannte Wilhelm Marr „das Pronunciamento des antijüdischen Genius, ein Meisterwerk nach Stil und Inhalt". Und Wilh. v. Kügelgen schrieb darüber: „. . . . sehr geistreich und witzig, mit durchdringender Sachkenntnis. Die liberalen und Judenblätter suchen es totzuschweigen, doch wird es von jedermann verschlungen."

Das Rätsel des jüdischen Erfolges.

Eine Antwort und Ergänzung zu Prof. W. Sombarts Werk „Die Juden und das Wirtschaftsleben."

Von **F. Roderich-Stoltheim.**

6. Auflage. 17. bis 19. Tausend. Preis geheftet Mk. 2.40, gebunden Mk. 3.60.

* * *

Außerdem erschienen im unterzeichneten Verlage eine Anzahl kleinerer Schriften über die Juden- und andere völkische Fragen. / Verlangen Sie kostenlos Verlagsverzeichnis.

Hammer-Verlag / Leipzig 13.

Will Vesper

„Will Vesper stammt aus dem Kern des Volkes, dem deutschen Bauernstande. . . . Seine Bücher sind Bücher des Lebens." Dr. M. Behler im „Hellweg".

„Er ist einer unserer schlichtesten und echtesten deutschen Dichter" schreibt der bekannte Literarhistoriker Prof. F. Kummer über Will Vesper. Soll Vesper das Schicksal aller echten deutschen Dichter teilen und erst nach seinem Tode gelesen werden? Es ist an der Zeit, daß seine Werke in das deutsche Volk dringen.

Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten

Ein Tagebuchroman. Gebunden 2.50 Mk.

„Sein Vaterland lieben heißt dies Buch verbreiten!" Vogtländer Anzeiger.
„Ein gutes, ein echt deutsches Buch!" Der Tag.
„Nach Geist und Form ein wahres Meisterwerk!" Karlsruher Zeitung.

Martin Luthers Jugendjahre

Bilder und Legenden. Gebunden 2.80 Mk.

„Es lebt soviel deutsche Gläubigkeit, Innigkeit, einfache Gottesfreude und soviel beseeligender kerniger Menschheitsglaube in diesem Buch, daß es uns immer wieder Weihestunden der Seele und des Geistes zu vermitteln vermag. . . . Es ist ein deutsches Festes- und Feierbuch lautester Art." E. Th. Kaempf in der „Post".

Der Pfeifer von Nicklashausen. Hist. Erzählung. Gebunden 2.20 Mk.

Der arme Konrad. Historische Erzählung. Gebunden 1.40 Mk.

Der Bundschuh zu Lehen. Hist. Erzählung. Geb. 1.40 Mk.

„Mit Kleistischer Gelassenheit, der doch nie die innere Wärme fehlt, malt Vesper in den drei Novellen drei großformatige Bilder aus der Zeit der Bauernkriege." Dr. M. Behler.

Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistl. Dichtung. Halbleinen 4.— Mk.

Aus tausend Jahren. Deutsche Balladen und historische Lieder. Halbleinen 4.— Mk.

Der deutschen Seele Trost. Weltl. und geistl. Gedichte. Gebunden 2.80 Mk.

„Köstliche Schätze! Würdige Nachfahren von des Knaben Wunderhorn."
Prof. Harry Maync im „Bund".

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Erich Kühn in München. — Verlag J. F. Lehmann, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, Ebenhausen b. München. — Gedruckt bei Dr. F. P. Datterer & Cie., [illegible]

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405

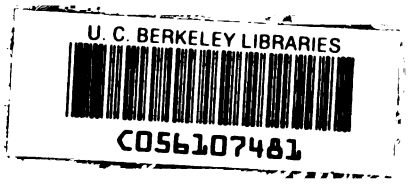
DUE AS STAMPED BELOW

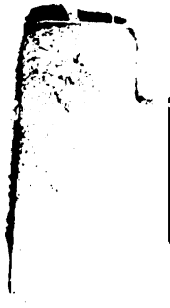
JAN 03 1997		

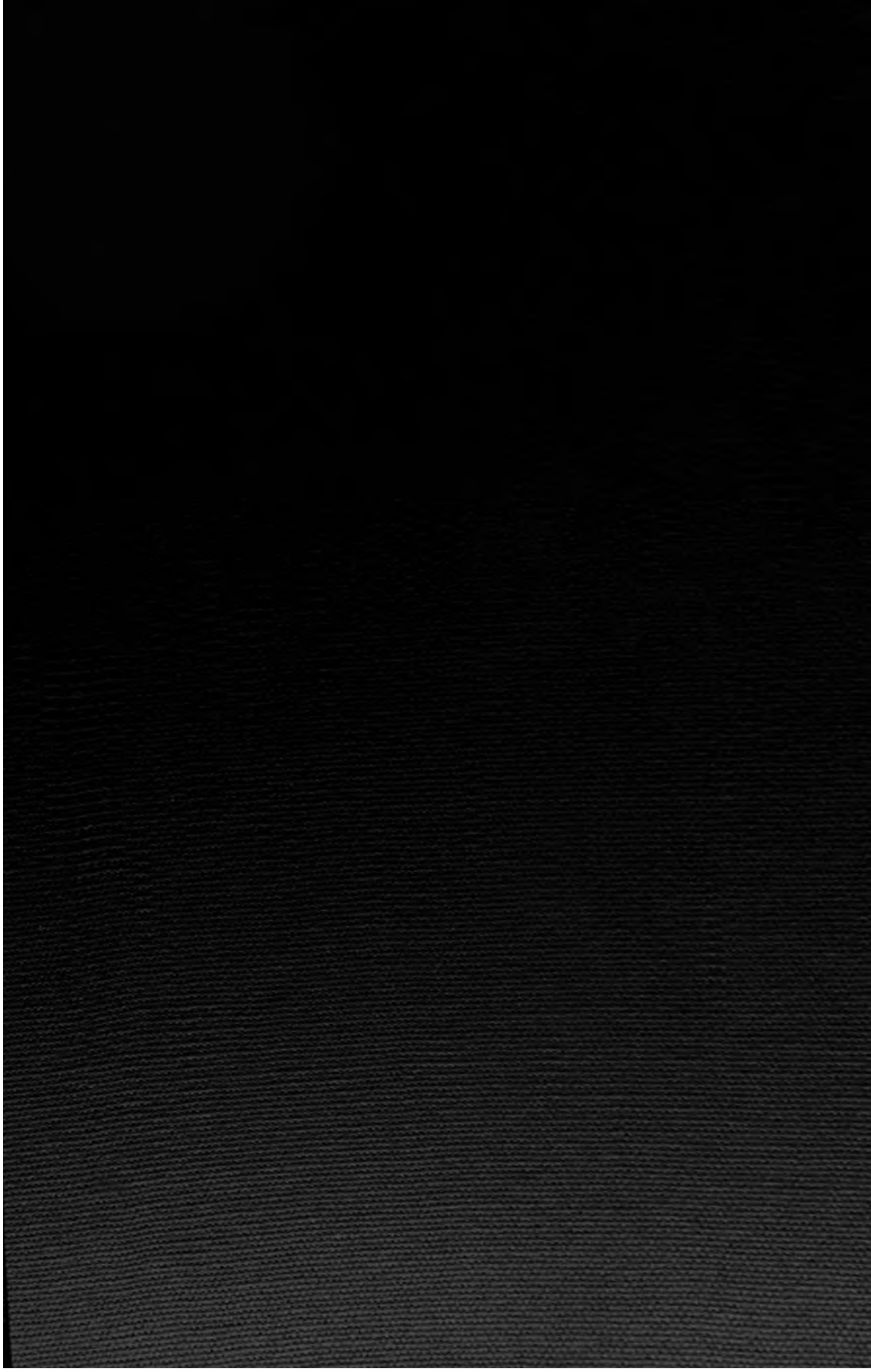
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6

YC110800







PAGE NOT AVAILABLE